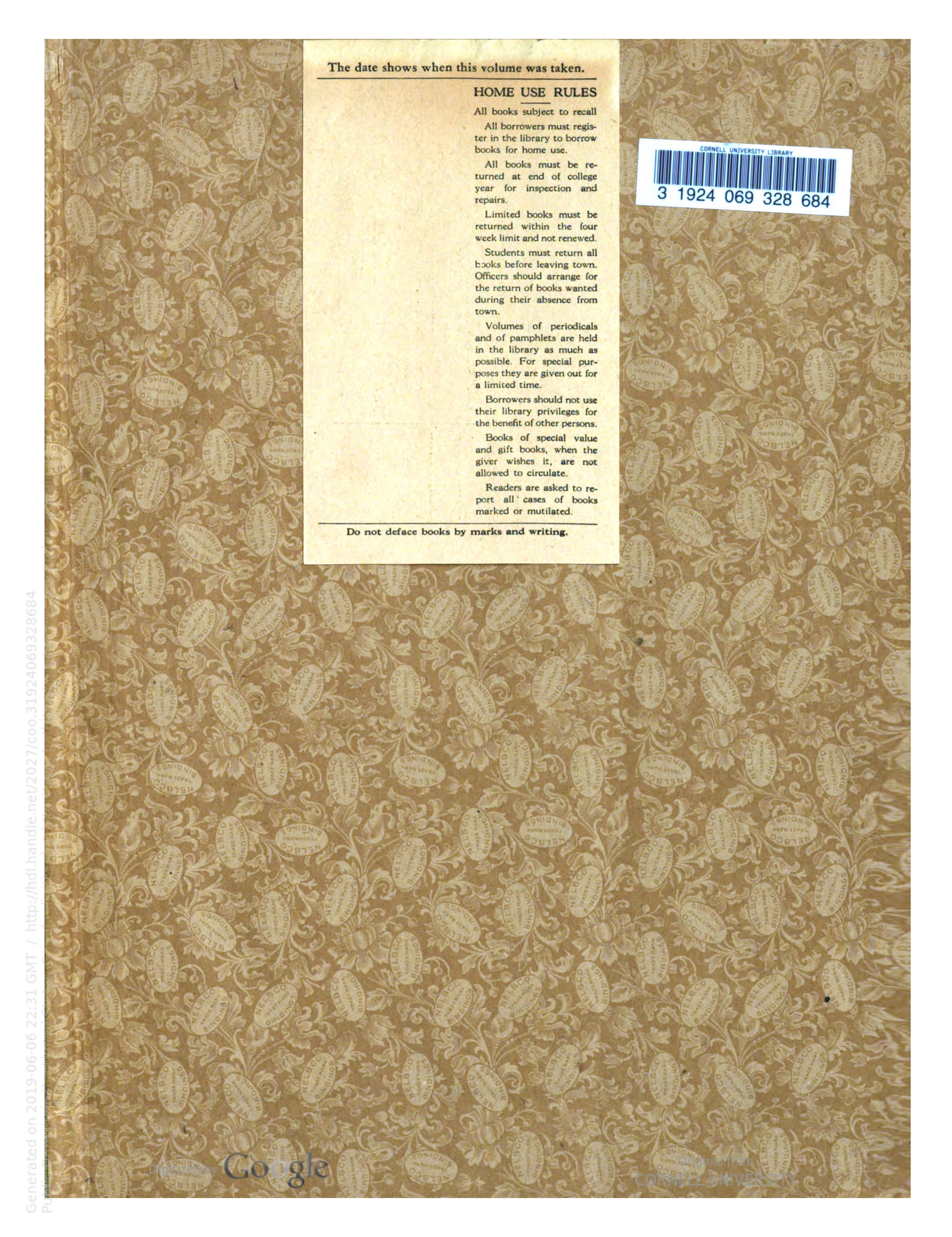



The date shows when this volume was taken.
HOME USE RULES
All books subject to recall
All borrowers must register in the library to borrow books for home use.
All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.
Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.
Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.
Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.
Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.
Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.
Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.
Do not deface books by marks and writing.
CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 684

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 4 (Heft 40—52)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1914.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Gedichte.

Aufsätze.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.



Seite

Seite

S

T

U

V

W

Y

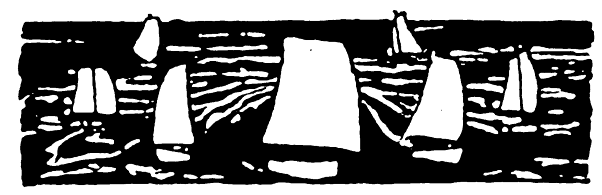
Z



DIE·WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 3. Oktober 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.



Die sieben Tage der Woche.

23. September.

Vom deutschen Admiralstab wird bekanntgegeben, daß das deutsche Unterseeboot „U 9“ (Kommandant: Kapitänleutnant Otto Weddingen, Portr. S. 1651) am Morgen des 22. September etwa 20 Seemeilen von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“ zum Sinken gebracht hat.

Das Große Hauptquartier meldet, daß Umfassungsversuche der Franzosen auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres jenseit der Oise keinerlei Erfolg gehabt haben. — Gegen die Sperrforts Troyon, Les Paroches, Camp des Romains und Liouville wurde das Feuer der schweren Artillerie mit sichtbarem Erfolg eröffnet.

28 Delegierte aus allen Landesteilen Albaniens mit Ausnahme von Skutari, Alessio und Epirus wählen in Durazzo mit 19 Stimmen Mustafa-Bei zum Präsidenten. Dieser übernimmt die Regierung bis zur Ernennung des neuen Fürsten.

24. September.

Aus Kalkutta wird gemeldet, daß der deutsche Kreuzer „Emden“, als er Madras passierte, durch einige Granaten zwei Petroleumbehälter mit einem Inhalt von 70,000 Hektoliter Petroleum in Brand schoß.

In Posen findet die feierliche Einführung des Erzbischofs Likowski statt.

25. September.

Das Große Hauptquartier meldet, daß auf dem äußersten rechten Flügel der Westarmee neue Kämpfe stattfinden. — Das Sperrfort „Camp des Romains“ südlich Verdun ist gefallen. Unsere Truppen haben dort die Maas überschritten.

Das Resultat der Kriegsanleihen erhöht sich durch rechtzeitig abgesandte, aber verspätet eingegangene Zeichnungen auf 3,121,001,300 M. Reichsanleihe und 1,339,727,600 M. Reichsschatzanweisungen. Das Gesamtresultat ist demnach: 4,460,728,900 M.

Die britische Regierung verbietet bis auf weiteres die Einfuhr englischer Zeitungen in Holland.

26. September.

Das Große Hauptquartier meldet, daß der Feind einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Westheeres unternimmt, der zurückgewiesen wurde. — Die Sperrforts südlich Verdun haben ihr Feuer eingestellt.

Eine amtliche Mitteilung des österreichisch-ungarischen Generalstabs stellt fest, daß die Versammlung der Armeen in einem Raum westlich des San freiwillig erfolgt sei, und daß der Gegner sie nirgends zu stören vermochte.

Die englische Admiralität teilt mit, daß Friedrich-Wilhelms-Hafen, der Sitz der Regierung von Deutsch-Neuguinea, von australischen Truppen besetzt wurde.

Die Türkei beschließt, vom 1. Oktober an die fremden Postanstalten aufzuheben.

27. September.

Ein deutscher Flieger umkreist mehrmals den Eiffelturm in Paris und wirft mehrere Bomben herab. — Ein zweiter deutscher Flieger wirft über Passy bei Paris eine Bombe herab. — Ein Zeppelin-Luftschiff unternimmt eine nächtliche Streiffahrt über Westbelgien.

28. September.

In der „Philharmonie“ in Berlin findet eine vom Deutschen Handelstag, dem Deutschen Landwirtschaftsrat, dem Kriegsausschuß der deutschen Industrie und dem Handwerks- und Gewerbekammertag einberufene Kundgebung aller Erwerbsgruppen des deutschen Volkes statt (Abb. S. 1656).

Aus den ungarischen Grenzgebieten wird das Eindringen kleinerer russischer Truppenabteilungen gemeldet. Die beim Uzsoker Paß eingedrungene Truppe wurde bei Malomret zurückgeschlagen. Im Maramaroser Komitat sind bei Tornya Plänkeleien im Gange.

Der albanische Senat wählt in Durazzo den Prinzen Burhan Eddin, den Sohn des entthronten Sultans Abdul Hamid, zum Fürsten von Albanien.

Die englische Admiralität teilt mit, daß der Hafen von Southampton bis auf weiteres für Handelsschiffe geschlossen ist.

29. September.

Nach einer italienischen Meldung beansprucht Essad-Pascha den Thron von Albanien für sich und beabsichtigt, diesen Anspruch mit Waffengewalt durchzusetzen.

Frauen und Mütter.

Von Ida Boy-Ed.

Die deutschen Frauen? Nicht auch die französischen, englischen, belgischen, russischen? Auch sie erleben härteste Prüfungen, und Leid lastet auch auf ihnen, und hohe Anforderungen werden auch an sie gestellt. Ich muß gestehen: hier versagt meine Seelenkunde! Und die Frage: Was hilft ihnen, stark zu sein im Feuerstrom dieser Zeit, woran erheben sich diese Frauen? — Diese Frage kann ich nicht beantworten. Großer Gott, woran?! Wenn der Erdball umdunstet ist von Blutgeruch, überdüstert von Rauch und Flammen, überbrüllt von Kanonendonner?

Wer inmitten dieser furchtbaren Geschehnisse nicht einen reinen Stern strahlend durch das Chaos hindurchleuchten sieht, der muß ja verloren sein. Gibt es denn für alle diese Frauen unserer Feinde einen solchen Stern? Wie sollen sie das Wort „Vaterland“ rufen, flehend, wie man ein Heiliges anruft? Verkörpert es sich für die Französin in Herrn Poincaré und all den machtsüchtigen Advokaten, die seine Vorgänger und seine Regierung sind und waren? Was muß die Seele der gebildeten Engländerin

erschüttern, die die Erkenntnis vom kulturschänderischen Wahnsinn dieses Krieges hat, den ihr König und seine ihn führenden Minister in teuflischer Berechnung anlegten? Kann die Belgierin sich mit starkem Glauben an ihren König halten, der nicht von ihrem Blute ist, den sie als Schachfigur von seinen mächtigen Nachbarn benutzt werden sah? Wie muß die denkende, emporstrebende Russin erzittern vor dem moskowitischen Geist ihrer Zarenfamilie? Kann eine, auch nur eine von diesen allen das Wort „Vaterland" aussprechen, als sei es eine erzene Einheit, und als umschlösse schon allein dieses heilige Wort tausend Gebete? Nein!

Daran wollen wir recht denken, um uns die Gnade zu vergegenwärtigen, die das Geschick uns schenkte. Nur uns deutschen Frauen leuchtet der reine Stern, der seine Strahlen hineinsendet in das furchtbare Dunkel, das unser Dasein umschatten will. Und darum sind wir wundervoll gesegnet vor allen anderen Frauen! Unser Verstand und unsere Gefühle brauchen die Worte „Vaterland und Herrscher" nicht zu trennen. Kein Zwiespalt, dessen Tragik in solchen Tagen nicht auszudenken wäre, zerreißt unsere Seelen, unsere Liebe bangt nicht und hadert nicht. Denn wir erkennen zwischen all den hohen Eigenschaften, die allzeit unseres Kaisers Wesen so leuchtend machen, jetzt vor allem eine, eine, die auf das ganze Volk hinüberwirkt und es erhebt. Mit einem Wort von rührender Schlichtheit, mit einem einfachen, bürgerlichen Wort ist sie zu benennen: Redlichkeit! Der redlichste Mann dieser Erde — unser Kaiser! Und er herrscht, Gott weiß es, über ein redliches Volk. Schlicht, er, der Hohe — schlicht, wir, das Volk. Nichts will er, nichts wollen wir, als daß man uns unsere heißerarbeiteten Güter nicht aus den Händen stiehlt. Niemals, seit es Geschichte gibt, sah man einen Kaiser und ein Volk so zusammengeschmiedet, und wenn wir das Wort Vaterland aussprechen, sagen wir alles!

Und das nun ist die Luft, in der wir deutschen Frauen atmen dürfen, in der sich unsere Brust weiten kann, daß kein Schmerzensdruck uns ohnmächtig und klein macht. In dieser Höhenluft sah sich die Frau um und fragte sich: Was fordert der Krieg von mir? Jede fragte es sich, jede fast. Und es war, als läse sie die Antwort in den ernsten, leuchtenden Augen der Hunderttausende, die hinauszogen mit festem Schritt und eherner Todesbereitschaft im Herzen: der Krieg fordert, daß wir Frauen dieser Helden würdig seien! Da ging, gleich einem elektrischen Strom, der Wille zur Tat und zur Würde durch ihre Reihen. Sie legten ihre Eitelkeiten und ihre Wohllebensbedürfnisse und alle kleinen Unwichtigkeiten ihres alltäglichen Daseins ab und hingen alles in den Schrank, gleich einem Maskengewand, dessen man sich schämt, wenn der Tag aufsteigt.

Und jede suchte nach ihrem Platz und sah zu, wo sie am nachdrücklichsten möchte helfen können. Die einen wirken mit ihren praktischen Händen, die anderen mit ihrem Organisationstalent; diese mit ihrer Feder, ihrem Wissen, ihrer Kunst, jene mit ihrem Gelde — alle aber mit einem von Opferlust glühenden Herzen. Wunderbare Proben sah ich von dieser Lust zu dienen — Frauen, die ihre Spitzenkleider ausgezogen hatten und im blauen Leinenkittel Lazarettwäsche wuschen, bis der Ausgleich zwischen selbst zu leistender und wenn irgend möglich an Erwerblose zu vergebender Arbeit gefunden war. Da sind Frauen, die all ihre Söhne im Felde haben und sich dagegen wehren, ihren Sorgen um die Geliebten Macht über sich zu geben: sie arbeiten von früh bis spät an Aufgaben, die all ihre Gedanken in der verantwortungsvollsten Weise in Anspruch nehmen — und das ist wahrlich ein echtes Opfer, denn ein Frauenherz hängt gern unablässig mit allen Fasern an seiner Bangigkeit. Und es ist uns, als seien wir dem Teuersten treulos, wenn wir uns anderen Aufgaben als dem Kultus seines Andenkens zuwenden.

Viele, viele öffneten auch weit ihre Arme und zogen liebevoll Kinder von Erwerblosen und Einberufenen an ihr Herz und fanden gleich den rechten Ton, der den scheuen Gästen das Anrechtgefühl im bisher fremden Haus gab. In diesen Fällen knüpfen die Frauen wunderbar feste Fäden an — sie werden nicht zerreißen; und später bei der Neuordnung aller innerpolitischen Fragen wird es sich zeigen, was für wichtige Verbindungen zwischen bisher getrennten Daseinzonen die Frauen schufen, unserer Zukunft zum Heil. — Unbegrenzt fast, tausendfach variiert ist diese Begierde, sich dienstbar zu machen für die Helden und ihre Familien.

Aber nicht alle können und dürfen Samariter sein: die bürgerlichen Aufgaben, deren Fundamente so vielfach und gefährlich erschüttert wurden, mußten auch erfüllt werden. Es gibt Frauen, die bis zum Tage der Kriegsdrohung frohe und zärtliche Lieblinge ihrer Gatten waren, von ihnen verwöhnt, soviel es die Mittel nur irgend gestatten. Sie nahmen das schmuckvolle Leben als etwas Selbstverständliches hin. Und nun plötzlich lernten sie, in der Genialität, deren Erweckerin die Liebe und die Sorge ist, in wenig Tagen sich in den großen Geschäftsbetrieb ihres Mannes hineinleben, arbeiten von früh bis spät in Kontoren, damit all die von einer großen Firma abhängigen Existenzen sich erhalten können und damit das Haus nicht gefährdet werde, und handhaben überseeische Beziehungen, als hätten sie von je nichts anderes getan, und machen die sprödesten Geschäftsfreunde durch das Wunder ihres intelligenten Fleißes geschmeidig.

Nur über eins können die Frauen nicht hinweg: es zerfleischt ihre Herzen, daß man ihre Brüder, Gatten, Söhne als Mordbrenner und kosakische Folterknechte verleumdet. Aus ganz Deutschland sind Bitten an mich gekommen, ich möchte meine Feder rühren und es im Ausland sagen, daß wir nicht beschimpft sein wollen in dem Heer, auf das wir in flammendem Stolz schauen. Die Frauen dürfen sich beruhigen: Männer und Frauen, die zu den Ersten unseres Volkes gehören, und deren Namen auch im Ausland hellen Klang haben, taten sich, gefördert und gebeten von hohen Stellen, zusammen, um die Verleumdung von unseren Helden abzuwehren. Vielleicht noch ehe diese Zeilen in Druck gehen, wird man davon Näheres hören.

Und wenn nun auf eine von uns das Damoklesschwert herabsaust, das jetzt über jeder deutschen Frau hängt, die ihr Liebstes im Feld und auf See hat — über dem Haupt unserer herrlichen, mütterlichen Kaiserin so wie über unseren eigenen Häuptern, was dann? Dann, ich hoffe es fest, werden auch diese, die Opfer bringen mußten, nicht selbstsüchtig sich ihrem Gram dahingeben. In normalen Zeiten kommt der Tod mit Trauerpomp und Kränzen und Musik, und das Gemüt findet in den erschütternden Mühen dieser letzten Fürsorge eine Art von Erleichterung und Ablenkung. Jetzt können wir keine Blumen in geliebte, erkaltete Hände legen — wir können unseren Helden keine Lorbeern in ihr letztes Bett mitgeben.

Aber wir können etwas, wozu wir in kleinen Tagen nie imstande wären — wir können die fernen Gräber, zu denen wir noch lange nicht wallfahren dürfen, anders ehren: durch Taten! Und, meine Schwestern, wenn wir diese todtraurige und doch so hocherhebende Fahrt unternehmen, eines Tages — wenn wir erst den Sieg errangen,

den wir der Hölle aus dem Rachen reißen müssen — dann wollen wir unseren teuren Schläfern hinabflüstern in ihre stolzen Ruhestätten, daß wir fort und fort versuchten, ihrer wert zu sein! Daß wir es wohl wissen, nicht nur sie haben unseren Nachkommen ein Vermächtnis hinterlassen — an uns ist es ebenso, ein Beispiel zu geben, damit unsere Enkel, wenn auch ihnen Tage voll Drohungen und Not aufgebürdet werden, sich des Mutes und der Würde ihrer Mütter erinnern können, um aus solcher Erinnerung Kraft zu gewinnen.

Vielleicht gibt es viele unter uns, die jetzt des Nachts weinen. Aber der Tag wird sie stark sehen, denn immer wird sie das Gefühl tragen, daß für die Frauen jetzt diese Wahrheit gilt: Deutsch sein, heißt stark sein! — —

Der Seekrieg.

Von Konteradmiral z. D. Schlieper.

Zwei Monate schon währt der Weltkrieg und mit ihm auch der Kampf zur See in verschiedenster Form und in allen Meeresteilen der Weltkugel. Aber man hört der Hauptsache nach nur von Kriegshandlungen der deutschen und britischen Marine. Wer da gedacht hatte, wir würden 48 Stunden nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen hüben und drüben jene so oft berühmte große Seeschlacht bei Helgoland erleben, jenes Ringen der gepanzerten Eichenleiber unter den Flaggen zweier Nationen, die bis dahin noch nie die Schwerter gekreuzt, der hat sich sehr getäuscht. Der britische Löwe hatte andere Absichten, hat andere Pläne. Doch schnell einen Rückblick geworfen auf die Geschehnisse: Schon am 2. August beschießt unsere „Augsburg“ Libau. Dann sehen wir, wie der Hilfsdampfer „Königin Louise“, der Hamburg-Amerika-Linie gehörig, unter Führung des schneidigen Korvettenkapitäns Biermann am 5. vor der Themse Minen wirft, hierbei aber von englischen Zerstörern vernichtet wird. Die Tat ergibt aber nachher den schönen Erfolg, daß der englische Kreuzer „Amphion“ auf eine geworfene deutsche Mine gerät und sinkt.

Fern im Mittelmeer preschen zur selben Zeit unsere „Goeben“, der mächtige Linienschiffskreuzer, zusammen mit der kleineren „Breslau“ nach der algerischen Küste, bombardieren die Hafenstädte Philippeville und Bone, um nach Möglichkeit die Verschiffung französischer Truppen zu stören. Dann geht's zurück nach Messina zur Kohlenergänzung, um dann trotz scharfer Bewachung des Hafens seitens der Franzosen und Engländer wieder die hohe See zu gewinnen. Ein recht glücklicher Kreuzerstreich. — Des weiteren hören wir vom kleinen Kreuzer „Dresden“, wie er in den westindischen Gewässern auf britische Handelsschiffe fahndet und hierbei den stattlichen Schnelldampfer „Mauretania“ bis Halifax jagt.

Wir hören dann von dem Erscheinen unserer Unterseeboote an der englischen Küste, vernehmen dann freilich auch, wie „U 15“ nicht wieder von solchen Streifzügen heimkehrt: der erste deutsche Verlust. Bald freilich ersteht eine Vergeltung, denn unsere „Straßburg“ und „Stralsund“ vernichten im südlichen Teil der Nordsee darauf ein englisches Unterseeboot und beschädigen verschiedene Torpedoboote mehr oder weniger schwer.

Sodann erscheint die „Emden“, die später vielgenannte, auf dem Plan; sie nimmt in den chinesischen Gewässern ein Schiff der russischen freiwilligen Flotte fort und tut auch sonst dem feindlichen Handel Abbruch.

Da trifft die deutsche Marine der erste Schiffsverlust. Kreuzer „Magdeburg“ gerät im Finnischen Meerbusen bei Nebel auf Grund und wird, um nicht in die Hände des herankommenden Feindes zu fallen, gesprengt; besonders tut sich beim Rettungswerk das begleitende Torpedoboot „V 26“ hervor. — — Es kam der 29. September mit einem ersten Seetreffen bei Helgoland, wo bei unsichtigem Wetter in einem Vorpostengefecht das Flottillenboot „V. 187“ plötzlich von verschiedenen englischen Zerstörerflottillen umzingelt wird und, heldenmütig kämpfend, untergeht. Auch die drei Kreuzer „Ariadne“, „Cöln“ und „Mainz“ stießen auf feindliche Übermacht, u. a. Panzerkreuzer der Lionklasse, denen sie zum Opfer fallen. Ein ungleicher Kampf, bei dem aber bis zuletzt auf unseren Schiffen gefeuert wird und unter dem Hurra und den Klängen des „Flaggenliedes“ die tapfere „Ariadne“ in den Fluten versinkt.

Noch immer zeigte sich das englische Gros nicht, denn es sind dies alles nur Aufklärungschiffe, Vorposten, die da aufeinanderprallten. — Am 5. September hören wir von dem Untergang des englischen Kreuzers „Pathfinder“, der auf eine Mine gestoßen sein sollte, der aber durch ein deutsches Unterseeboot versenkt wurde. England begnügte sich im allgemeinen mit Schädigung unseres Handels, versenkte unter Neutralitätsbruch unseren Hilfskreuzer, den Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, in einem spanischen Hafen, hat dann aber später einen Erfolg zu verzeichnen, indem ein Unterseeboot unsern alten, kleinen Kreuzer „Hela“ in den Grund bohrt. — Nach einer längeren Stille hören wir am 20. September wieder von der „Emden“, die diesmal im Golf von Bengalen fünf englische Handelsdampfer versenkt, späterhin auch Madras beschießt. — Aus Ostafrika kommt die Kunde, daß der englische Kreuzer „Pegasus“ bei der Beschießung Daressalams auch unser abgerüstetes Vermessungsschiff „Möwe“ vernichtet. Zur Vergeltung wird „Pegasus“ dann später von unserm Kreuzer „Königsberg“ unschädlich gemacht. England hat dann wieder einen Erfolg insofern, als einer seiner Hilfskreuzer unsern Dampfer „Cap Trafalgar“ nach zweistündigem Gefecht versenkt.

Ebenso werden auf dem Kamerunfluß zwei deutsche Dampfer vernichtet, die das dort liegende englische Kanonenboot „Dwarf“ unschädlich machen wollten. Dann aber nahte der für die junge deutsche Flotte ruhmreiche 22. September 1914, an dem es einem einzigen kleinen Unterseeboot, „U 9“, geführt von Kapitänleutnant Otto Weddigen, bei Hoek van Holland gelang, drei mächtige englische Panzerkreuzer: „Aboukir“, „Hogue“ und „Cressy“, in den Grund zu schießen. Nun — das Ereignis ist noch in aller Munde — ich darf mich kurz fassen: Der Erfolg ist groß — nicht zum mindesten der des moralischen Eindrucks auf unsere Gegner. — — —

So weit die bisherigen Dinge, die von Teilen der beiderseitigen Flotten ausgeführt wurden, die nicht zu dem Hauptbestand, dem Gros, gerechnet werden dürfen.

Wenden wir uns jetzt zu diesem; denn noch ist sie nicht im Kampf gewesen:

Die ruhige Flotte.

Der Begeisterung und Liebe zur Flotte, die einem jeden Deutschen innewohnt, jung und alt, ist man es gleich-



sam schuldig, auch die Stille bei unserer eigentlichen Flotte (Gros) kurz zu erklären. Ich möchte es mit diesen Zeilen tun, so gut oder so schlecht, wie es mir in diesen Stunden möglich ist. Die Ruhe, die Stille hängt mit dem zusammen, was bei den Flottengesetzen als der führende Sinn, als der Risikogedanke zugrunde lag. Wir wollten eine Flotte bauen, so stark, daß selbst der seegewaltigste Gegner es nicht wagen dürfe, uns anzugreifen, ohne nicht Gefahr zu laufen, auch wenn er uns niederringen würde, aus klaffender Wunde blutend, seine erste Seemachtstellung hierdurch zu verlieren. Selbst wenn es ihm gelänge, all unsere Schiffe zu vernichten, solle es dann doch nur ein Pyrrhussieg sein! Nun, wir haben jetzt solch starke Flotte dank der vorzüglichen Flottengesetze, um die uns das Ausland schon immer beneidete. Wir haben aber auch den bedeutenden Erfolg dort zur See: Acht Wochen besteht bereits der so oft schon prophezeite Weltkrieg, und noch haben sich Englands Linienschiffe nicht in der Nordsee gezeigt. Hätten wir damals nicht unter der Begeisterung und Zustimmung unseres deutschen Volkes im Sinn der Flottengesetze solch starke schwimmende Macht geschaffen, wären wir schwach und klein geblieben, dann würde die englische Flotte längst uns bekämpft haben.

So hat zunächst das Vorhandensein unserer jetzigen starken Flotte die englische Seemacht gebannt, sie, die immer die Beherrscherin der See sein will, sie, die mit ihrem offensiven Gedanken alles abschrecken will. Die Stille bei unserer Flotte soll und muß gegenwärtig richtig verstanden, richtig gewürdigt werden! Ich gehe weiter: Wir haben Kunde von Aussprüchen offizieller englischer Persönlichkeiten, die besagen, daß England zunächst einen wirtschaftlichen Vernichtungskrieg gegen uns führen und seine Flotte schonen will. England will uns jetzt durch einen Handelskrieg, durch Schädigung in den Kolonien, durch Vernichtung aller möglichen Werte nervös machen, will unsere Wut aufreizen, will die ganze Stimmung im deutschen Volk entsprechend beeinflussen, so daß wir doch vielleicht die Geduld verlieren, ihm den Gefallen tun und die Flotte zu ihm schicken. Es wäre ein grundsätzlicher Fehler. England will seine Schiffe schonen, damit es, gestützt auf eine unversehrte Flotte, später beim Friedenschluß diese als gewichtigen Faktor in die Wagschale werfen kann. Also die alte, ewig neue Geschichte: Andere Opfer bringen lassen, sich selbst aber möglichst schonen. England will eben, mit andern Worten, stets „Geschäftsmann" bleiben. Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß dem deutschen Seemann das „Ran an den Feind" sympathischer ist als die Abwehr, als das Stillesein. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß es einem jeden dort auf der schwimmenden Panzerflotte, vom Kommandanten bis zum jüngsten Matrosen, in den Fingerspitzen zuckt, auch dreinhauen zu dürfen, wie es unserer herrlichen Armee vergönnt ist. Und doch heißt es, muß es vorläufig heißen: Haltet an euch! Gewaltig sind zurzeit die Anforderungen an die Nerven unserer kriegslustigen blauen Jungen, und doch heißt es: Abwarten! Unsere Flotte wird alles einsetzen, das wahr zu machen, was der Risikogedanke in den Flottengesetzen besagt. Aber sie kann und darf das nicht, indem sie etwa, nach Wunsch unserer englischen Vettern, die dortigen Küsten aufsucht, in dortigen feindlichen Gewässern jene Schlacht sucht. Das wäre ein unbesonnenes Vorgehen. Eine Kriegführung unter Anlehnung an die eigenen Kampf- und Hilfsmittel ist für uns aussichtsvoller, als wenn sie sich in fremdem Seegebiet, fern von unsern Werften und Stützpunkten, abspielen würde. So verlangt die Klugheit, die Besonnenheit unserer Seemacht augenblicklich ein — ich möchte sagen — schmerzliches Abwarten, ein Ansichhalten, eine Stille. Mit dem Säbel in der Faust auf den Feind einzudringen, ist schön und kühn, eine Selbstbeherrschung zugunsten der großen, heiligen Sache — das ist sicherlich nicht minder ehrenvoll und tapfer. Wir wollen als Deutsche, treu unserer Tradition, kühn — aber nicht tollkühn handeln. Sonst wäre uns und dem lieben Vaterland schlecht gedient.

Die Verhältnisse bei der Kriegführung zur See liegen eben anders als auf dem Land. Man kann diese Dinge nicht ohne weiteres vergleichen. Wir wollen alle, jeder an seiner Stelle, ohne Ansehen von Konfession, Stand und Rang, das „eine große Ziel, die Besiegung unserer schnöden Feinde"; die Ausführung der Mittel zum Zweck sind indes auf See nicht immer die gleichen wie an Land. Es war mir, in Anhänglichkeit an meine alte Waffe, ein Bedürfnis, mit diesen Ausführungen auch dem Fernerstehenden ein richtiges Bild von der Lage unserer Seestreitmacht zu geben. Man vertraue ganz den Maßnahmen unserer Leitung zur See, man würdige diese augenblickliche Stille unserer Hauptmacht in richtiger Weise, man tue auch insofern (und das wollen wir doch alle) dem Vaterland den großen Dienst, nicht ungeduldig und nervös zu werden. Wir würden ja sonst nur unsern Vettern jenseit des Kanals einen Gefallen tun. Und das wird niemand wollen, denn sie sind nun doch wirklich die von uns Deutschen am meisten gehaßten Feinde!

Unser täglich Brot.

Von Dr. Johannes Paechtner.

Brot ist hier wörtlich gemeint. Viele sorgen heute darum und fragen, ob es auch reiche, wo sich die Feinde ringsum mühen, alle Zufuhr abzuschneiden.

Gottlob wird ihnen das wenig nützen; es gibt Korn genug in deutschen Landen, unsere Landwirtschaft hat ihre Schuldigkeit getan. Die Ernte ist geborgen, und schon keimt neue Saat. So brauchen wir nicht zu bangen. Freilich wird man eher mehr als sonst ins kernhafte Roggenbrot unserer Altvordern beißen müssen. Doch das tut nichts: Schwarzbrot macht die Wangen rot, heißt ein guter deutscher Spruch.

Die Lage unserer inländischen Brotversorgung ist kürzlich in dieser Zeitschrift von berufener Seite eingehend dargelegt worden („Woche" 1914, Heft 34, S. 1420); die Brotversorgung unseres Volkes, einschließlich der gesamten Zivilbevölkerung, bis zur nächsten Ernte ist dort zahlenmäßig als sichergestellt nachgewiesen. Es ist gewiß, daß wir für das kommende Jahr vor Brotmangel geschützt sind; wir können sagen, die vorhandenen Vorräte bergen sogar noch ein gut Teil Getreide für Miterzeugung des notwendigsten Fleischbedarfs.

Das darf indes kein Grund sein, mit den vorhandenen Vorräten einfach in den Tag hinein zu leben; man wird vielmehr bedacht sein, möglichst weise damit zu wirtschaften, um Überschüsse für unvorhergesehenen Be-



darf bereitzustellen. Im folgenden soll gezeigt werden, wie jeder einzelne ohne Beeinträchtigung seiner Lebenshaltung hierzu beitragen kann.

Schon früher ist verschiedentlich und von dem Verfasser auch an dieser Stelle („Woche" 1914, Nr. 10) auf die gewaltige Bedeutung hingewiesen worden, die in der deutschen Volksernährung der Kartoffel zukommt. Es wurde neben der allgemeinen Bedeutung dieser Frucht als Nährstoffquelle damals vor allem ihre Rolle in der einheimischen Fleischversorgung hervorgehoben und insbesondere die große Wichtigkeit der Kartoffelkonservierung (Trocknung, Säuerung) sowie des inländischen Handelsverkehrs mit Kartoffelerzeugnissen betont.

Heute ist es an der Zeit, der Kartoffel als Brotspenderin zu gedenken. Schon lange sind gekochte Kartoffeln in einzelnen Landesgebieten als Zusatz zur Brotbereitung im Gebrauch. Verschiedentlich werden auch schon seit Jahren wohlgelungene Backversuche mit Kartoffelmehlen angestellt, und es war vornehmlich das Institut für Gärungsgewerbe in Berlin, das sich um diese Angelegenheit Verdienste erwarb. Dort sind nun unverzüglich nach Ausbruch des Krieges die früheren Versuche nachdrücklich fortgesetzt worden und haben zu einem überraschend günstigen Ergebnis geführt; es ergab die Gewißheit, daß sowohl gekochte Kartoffeln als auch insbesondere verschiedene Erzeugnisse der Kartoffeltrocknerei und der Stärkefabrikation, unbeschadet der Güte des Produktes, in erheblichen Gewichtsanteilen zur Brotbereitung herangezogen werden können.

Diese Feststellung ist gegenwärtig von größter, allgemeinster Bedeutung und muß darum nachdrücklich in die weitesten Kreise getragen werden. Sie darf deshalb gewiß auch an dieser Stelle willkommenes Interesse erwarten. Durch die vorhin genannten Versuche ist folgendes festgestellt:

Bei der Bereitung von Schwarzbrot und Weißbrot sind ohne jeden Nachteil für Backfähigkeit, Wohlgeschmack, Haltbarkeit und Bekömmlichkeit des Gebäcks 20 Prozent und mehr des Getreidemehls durch Kartoffelmehle (ev. auch durch gekochte Kartoffeln) zu ersetzen. Für diesen Zweck kommen vornehmlich in Frage: 1. Kartoffelflocken oder gekochte Frischkartoffeln, 2. Kartoffelwalzmehl, 3. Kartoffelstärke.

Die Zubereitung derartigen Brotes erfordert keinerlei besondere Hantierung, abgesehen von dem einen Fall, daß Kartoffeln als solche dazu verwendet werden; sie sind dann natürlich erst zu kochen und fein zu zerkleinern. Bei Verwendung von Kartoffelmehlen oder Stärkemehl sind diese einfach in entsprechenden Gewichtsmengen dem übrigen Mehl zu untermengen und mit ihm in üblicher Weise zu verarbeiten.

Im einzelnen mag noch folgendes hinzugefügt werden:

Kartoffelbrot mit Zusatz gekochter Kartoffeln. Diese Form der Zubereitung eignet sich vornehmlich zur Herstellung von grobem Brot, besonders von grobem Roggenbrot. Sie wird in erster Linie für die ländliche Eigenbäckerei, Anstaltsbäckerei usw. in Frage kommen. Für einen Gewichtsteil Mehl ist entsprechend dem geringeren Trockensubstanzgehalt der frischen Kartoffeln das 3½fache Quantum gekochter Kartoffeln anzuwenden. Da die frischen Kartoffeln andererseits ein bedeutendes Quantum Wasser führen (jedes Kilo etwa 600 Gramm mehr als die gleiche Gewichtsmenge Mehl), ist dem Teig entsprechend weniger Wasser zuzusetzen.

Kartoffelbrot mit gemahlenen Kartoffelflocken. Auch diese Zusammenstellung eignet sich vornehmlich zur Herstellung gröberer Brotsorten. Kartoffelflocken sind ein Trockenprodukt aus der natürlichen Kartoffelknolle, die nach sorgfältiger Reinigung gedämpft, zerkleinert und auf dampfgeheizten rotierenden Walzen getrocknet wurde. Zwecks leichterer Durchmengung wird sie für die Zwecke der Brotbereitung nachträglich gemahlen. Sie enthalten alle Bestandteile der frischen Kartoffel in etwa 3½—4facher Konzentration; ihr Gesamtnährwert ist für die gleiche Gewichtsmenge etwas höher als der von Getreidemehl, ihr Gehalt an Reineiweiß etwas niedriger, ein praktisch im allgemeinen belangloser Umstand.

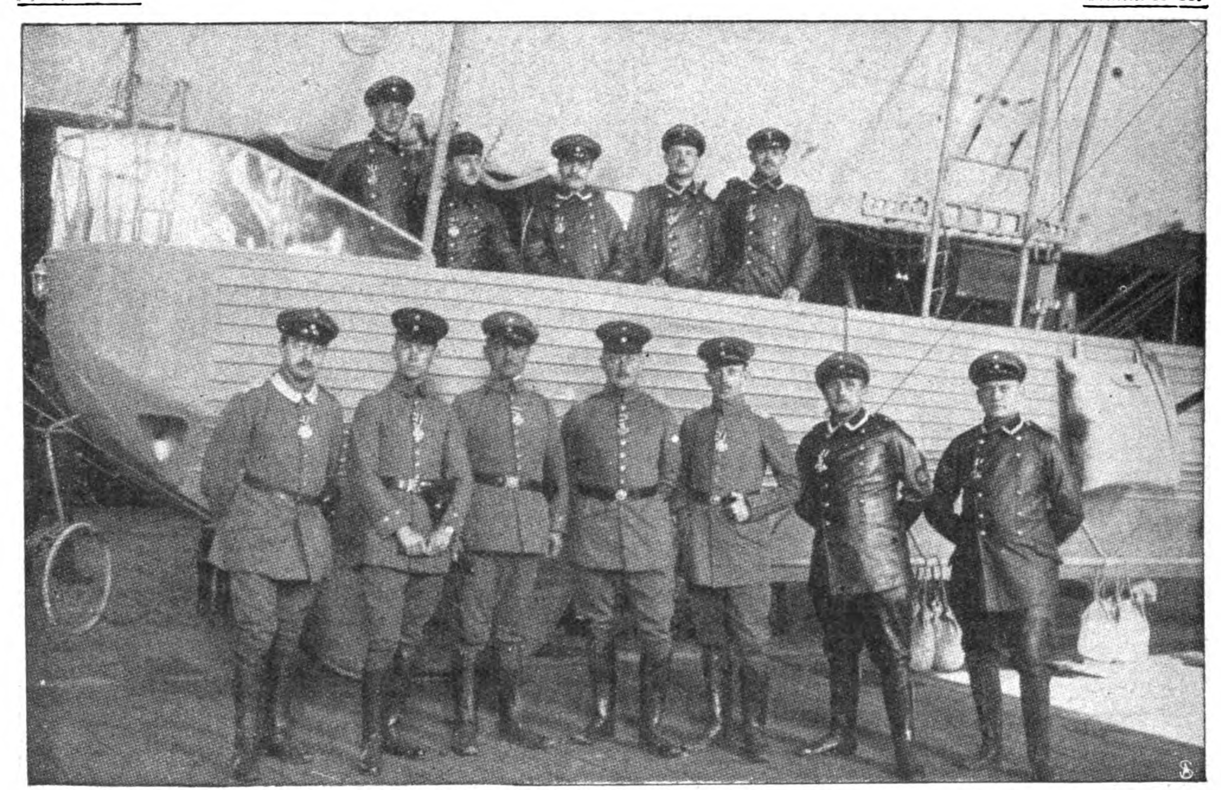
Kartoffelbrot mit Kartoffelwalzmehl. Eine feinere Qualität des vorgenannten. Eignet sich auch vollkommen für feinere Brotsorten und kann besonders auch zum Ersatz von reinem Weizenbrot dienen. Mit Rücksicht auf die relative Knappheit unserer Weizenvorräte wird gerade diese Art von Kartoffelbrot eine besonders dankbare Aufgabe zu erfüllen haben. Ergiebigkeit und Nährwert sind ähnlich der vorgenannten.

Für ganz feine weiße Gebäcksorten kann schließlich das Stärkemehl aus Kartoffelstärke eine erwünschte Ergänzung der verfügbaren Weizenvorräte bilden. Nach den Ergebnissen der mehrfach erwähnten Versuche ist es gleichfalls zur Herstellung von Backwaren durchaus geeignet. Allerdings wird derartiges Gebäck an und für sich gegenüber reinem Weizenbrot noch einen etwas größeren Mangel an Eiweiß aufweisen, da Stärkemehl fast eiweißfrei ist. Wie schon bemerkt, ist dies indes praktisch von untergeordneter Stellung, da unsere durchschnittliche Kost, insbesondere in den Bevölkerungschichten, die vornehmlich feineres Weißbrot verzehren, aus ihren übrigen Bestandteilen mehr als genug Eiweiß enthält.

Außerdem ergibt sich gerade hinsichtlich des Eiweißgehaltes unserer Gebäcke in diesem Jahr eine glückliche Kompensation. Es ist anzunehmen — und z. B. für die Gerste durch Untersuchungen erwiesen — daß der Eiweißgehalt unseres diesjährigen Getreides höher ist als in Durchschnittsjahren, sein Stärkegehalt dagegen verhältnismäßig niedriger. Ursache hieran ist der rasche und trockene Reifungsprozeß des Getreides. Indem wir nun solchem Getreide Kartoffelmehle mit relativ niedrigem Eiweiß- und relativ hohem Stärkegehalt zufügen, vollziehen wir sozusagen eine Korrektur, mit der wir es auf eine normale Zusammensetzung seiner Nährstoffqualitäten bringen. Hieraus folgt gleichzeitig, daß wir bei diesem Vorgehen eine Wertminderung der Bäckereierzeugnisse hinsichtlich ihres Nährwertes in keiner Hinsicht zu befürchten haben. Ängstliche Gemüter brauchen also erst recht nicht zu fürchten, daß ihre Brotkost solchermaßen an Nährwert, auch nicht an Eiweiß verarme.

Somit könnten uns nur noch Vorurteile abhalten, Kartoffelbrot zu essen. Die Liebe zum Vaterland hat größere überwunden, und es wäre pflichtvergessene Kleinlichkeit, solchen Regungen heute nachzugeben.

So belanglos die Frage des Kartoffelbrotes für den einzelnen scheinen mag, so bedeutsam ist sie fürs große Ganze. Denn sie bedeutet für unser Volk eine Vermehrung des Brotvorrats um ⅕ seines Bestandes. Wir sagten vorhin, daß unser Brotbedarf zu ⁹⁄₁₀ aus eigener Ernte gedeckt wird. Nehmen wir ⅕ des Bedarfs aus unseren reichen Kartoffelvorräten, so ist der Normalbedarf an Getreide mehr als voll gedeckt, ja er ist dann noch um „ein gut Teil gedeckt". Das heißt, es bleibt noch



Untere Gruppe von links nach rechts: Fahringenieur Elias, Leutnant Seibt, Hauptmann Horn, Hauptmann Masius, Oberleutnant Zimmer, Obersteuermann Müller, Maschinist Hildebrandt. Obere Gruppe von links nach rechts: Sergeant Kaufmann, Untersteuermann Sünderhauf, Maschinist Baumann, Maschinist Schürg, Maschinist Leichtle.

Besatzung des „Zeppelin", die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde.

ein gutes Teil für alle Fälle verwendungsbereit, und darauf müssen wir bedacht sein, auch wenn die Kornernte nicht zu Sorgen Anlaß gibt. Hinzukommt, daß sich durch Verwendung von Kartoffeln zur Brotbereitung eine Verbilligung des Brotes ermöglichen wird.

Unsere Regierung hat Maßnahmen getroffen, um uns Dauerkartoffeln für die Zwecke der Brotbereitung zu besorgen. Alle vorhandenen Trockenanlagen arbeiten mit Hochdruck, neue erstehen, großenteils mit Unterstützung aus Regierungsmitteln. Ausnahmetarife erleichtern den Versand aus den Kartoffelprovinzen und ermöglichen den preiswerten Vertrieb ihrer Erzeugnisse nach den entlegensten Gegenden des Reiches, besonders auch nach dem Westen und nach Süddeutschland. So wird es möglich sein, durch Heranziehung der Kartoffel zur Brotbereitung an allen Orten das Brot nicht nur zu verlängern, sondern es auch zu verbilligen.

Ein erfreuliches Verständnis hat das Bäckergewerbe den bisherigen Versuchen erwiesen; es ist hierin durch den Ausfall der Versuche unterstützt worden. In zahlreichen Berliner Bäckereien wird bereits, unter Vorgang des Herrn Obermeisters Schmidt der Berliner Bäckerzwangsinnung, Kartoffelbrot hergestellt und feilgehalten. Möge bald die ganze Bäckerschaft in Stadt und Land diesem Beispiel folgen!

Natürlich wird der Zusatz von Kartoffelmehlen u. dgl. zu Backwaren vorschriftsmäßig deklariert, und es läuft niemand Gefahr, gegen seinen Willen Kartoffelbrot zu essen.

Doch darf erwartet werden, daß jedermann in Betätigung vaterländischen Gemeinsinnes willig Kartoffelbrot kauft — und verlangt. Es versteht sich von selbst, daß in erster Linie alle öffentlichen und gemeinnützigen Anstalten, Vereine, Verbände u. dgl. berufen sind, hierfür vorbildlich zu wirken.

* *

Das Schlachtlied.

Von Georg Engel.

„Es donnert — das sind die großen Haubitzen —
He, Feind, was liegst du so blaß und fahl?
Siehst du dort droben die Schlangen blitzen,
Rotzüngelnd durch das Vogesental?

Schnell richte dich auf auf die wunden Rippen;
Siehst du den Blitz, hörst du den Knall?
Sie singen das Schlachtlied — mir kocht's auf den Lippen:
„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!"

Wir haben uns beide die Brust durchschossen,
Nun liegen wir blutend am dunkeln Hang,
Erst waren wir Feinde, jetzt sind wir Genossen —
Auch aus deinem Mund quillt ein fremder Gesang.

Hör auf, Mann, hör auf, du willst doch nicht weinen?
Dein Lied ist gut, so was hörte ich nie —
Du bittest wohl auch um den Sieg der Deinen?
„Allons enfants de la patrie" —

So sangen die beiden sterbenden Seelen,
Beim letzten Tone schliefen sie ein.
Doch draußen, da klang es aus tausend Kehlen:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

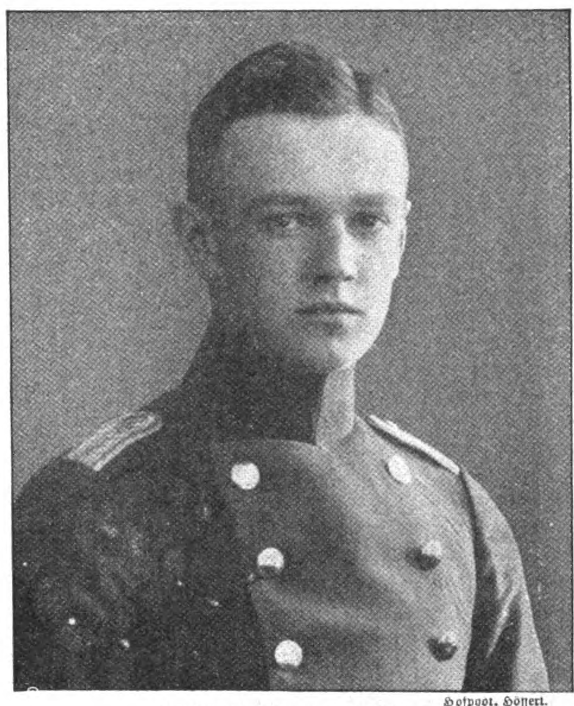
Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Stolzeren Jubel hat das deutsche Herz in dem ganzen bisherigen, glorreichen Verlauf des Krieges sicherlich nicht gefühlt, als an dem Tage, wo die Kunde von der Großtat des „U 9" das deutsche Vaterland durcheilte. Es war ein Schlag gegen die heimtückischsten unserer Gegner, gegen den englischen Krämer, der sich im Schutz seiner vermeintlich meerbeherrschenden Flotte auf seinem Klubsessel so sicher wähnte. Nun hat man jenseits des Kanals mit einigem Grauen gesehen, daß die englische Flotte vielleicht auch nur ein „Bluff" ist, ein Bluff wie die Drohungen mit den Millionenheeren, mit denen britische Staatsmänner uns in Schrecken zu setzen glauben.

Kapitänleutnant Otto Weddigen, ein Sohn der roten westfälischen Erde, hat dem englischen Selbstbewußtsein einen Schlag versetzt, der es in das innerste Mark traf. Der Wunderglaube an die englische Unüberwindlichkeit zur See ist erschüttert, ja vielleicht heute schon gebrochen. Alle Völker, die unter der englischen Suprematie seufzten, atmeten auf, denn die billige Waffe des Unterseebootes hat wenigstens zum Teil gezeigt, daß der „Fürchtenichts" nicht mehr allein der Souverän der Wogen ist. Und uns alle darf es mit berechtigtem Stolz erfüllen, daß es deutschen Seeleuten vorbehalten war, diesen Beweis zu erbringen. In der englischen Äußerung, daß die Deutschen den Meeresgrund beherrschen, muß für die Engländer eine verhängnisvolle und unheimliche Wahrheit liegen, eine Wahrheit, die sie für den Bestand ihrer Herrschaft mehr fürchten lassen muß als der Verlust vieler Schiffe in der Seeschlacht.

Für alle Zeiten wird der 22. September ein Ehrentag für unsere Flotte sein und bleiben. Denn an diesem Tage gelang es unserem „U 9", die drei mächtigen, aus dem Jahre 1900 stammenden englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" nordwestlich von Hoek van Holland durch wohlgezielte Torpedoschüsse auf den Meeresboden zu bringen. Mit ihnen versanken drei Viertel ihrer Besatzungen, die großen Schiffskörper gingen zum Teil in drei und fünf Minuten zugrunde. Gewiß, der Verlust an Material ist für die Gesamtheit der englischen Flotte kein unersetzlicher, schmerzhafter ist schon der Verlust so vieler tapferer Seeleute. Unser Triumph aber besteht darin, daß es unserem „U 9" und seiner unvergleichlich braven Bemannung mit ihrem wackeren Kommandanten gelang, heil und unversehrt trotz heftiger Verfol-



Hofphot. Höffert.

Leutnant Otto v. d. Linde,
erhielt den Orden Pour le Mérite für die Ueberrumpelung eines Forts von Namur.



Hofphot. Berlin.

Auf dem westlichen Kriegschauplatz: Deutsche Feldpost.

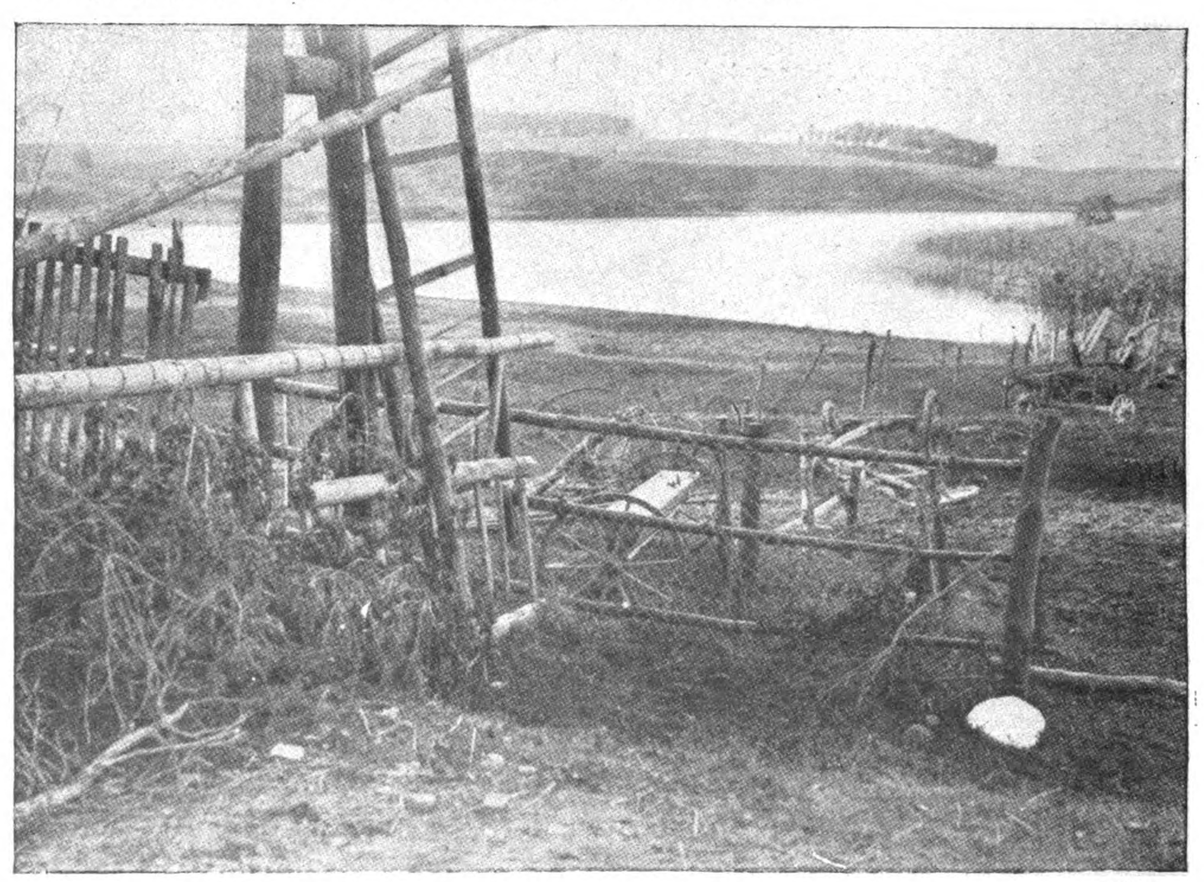


gung den Heimathafen wieder zu erreichen. Erkennbaren Ausdruck des vaterländischen Dankes fand die Tat durch Verleihung des Eisernen Kreuzes zweiter und erster Klasse an Kapitänleutnant Otto Weddigen und des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse an die gesamte Bemannung.

Aber auch zu Lande dürfen wir den kommenden Ereignissen mit frohem Mut und guter Zuversicht entgegensehen. Die Frucht der mit heroischer Ruhe durchgeführten strategischen Arbeit unserer Armeeleitung reift, und gewiß in ganz kurzer Zeit wird der Erfolg unser sein. Der Ausgang der großen Entscheidungschlacht im Norden Frankreichs kann jetzt schon mit Sicherheit vorausgesagt werden. Die Vorgänge, die sich in der Gegend von Verdun abspielen, lassen erkennen, daß sich die ganze Situation zu einer großen Katastrophe für die verbündeten feindlichen Heere zuspitzt. Das deutsche Hauptquartier hatte bereits gemeldet, daß der Erfolg der Beschießung der Sperrforts zwischen Verdun und Toul bei einigen Forts „sichtbar“ sei. Und nun ist das erste dieser Bollwerke, Fort Camp des Romains, gefallen. Brave Bayern waren es, die diese Heldentat vollbrachten, und das Regiment von der Thann hat den Ruhm, hier an dieser wichtigen Stelle die deutsche Flagge gehißt zu haben. Dieser Durchbruch ist der Anfang vom Ende der französischen Feldarmee, denn es ist eine Bresche in den französischen Fortgürtel gelegt worden, und dieser Erfolg allein muß seine Wirkung auf die ganze französische Front ausüben. Unsere schweren Geschütze sind an der Arbeit, es kann nur die Frage weniger Tage sein, daß diese Forts ihre Gefechtskraft eingebüßt haben, denn ihre Artillerie ist bereits zum Schweigen gebracht worden. Ob sie deswegen schon für den Infanterieangriff sturmreif sind, muß sich sehr bald herausstellen.

Die ungeheuren Anstrengungen, die die Franzosen auf unserm äußersten rechten Flügel machen, sind gewiß ein Zeichen für die unentwegte Tapferkeit des französischen Heeres. Aber sie können doch nur Verzweiflungskämpfe sein, denn bisher sind unsererseits alle Angriffe selbst gegen überlegene Kräfte abgewiesen worden, und die Umgehungsversuche der Franzosen haben sich als aussichtslos herausgestellt. Und so tobt denn dieser Riesenkampf immer noch weiter, dem bedrohten französischen Zentrum konnte bisher keine Luft geschaffen werden, und so wird die Bedrängnis der gegnerischen Heere immer größer. Wenn uns etwas über den endgültigen Ausgang dieser unerhörten Kämpfe beruhigen kann, so ist es die amtliche feindliche Berichterstatung, die jetzt von einer Zurückhaltung ist, die sich wesentlich von den Kundgebnugen im Anfang des Krieges unterscheidet. Der französische Generalstab gibt im großen und ganzen unsere Erfolge zu, wenn er es auch immer noch für gut befindet, einzelnes dem französischen Volk, besonders den Parisern zu verschweigen. Auch dem neutralen Ausland, wo man aus begreiflichen Gründen die strategische Lage der französischen Armee als unerschüttert hinstellen möchte.

Ruhigen Herzens können wir der großen Stunde entgegensehen, in der über das Schicksal der französischen Armee und somit Frankreichs entschieden wird. Ist dieser Gegner erst entscheidend geschlagen, so finden wir Zeit und Mittel, uns mit unseren anderen Feinden noch intensiver zu beschäftigen.



Photothek.

Vom östlichen Kriegschauplatz: Ein Uebergang bei einem masurischen See, durch landwirtschaftliche Geräte gesperrt.



Hofphot. E. Bieber.

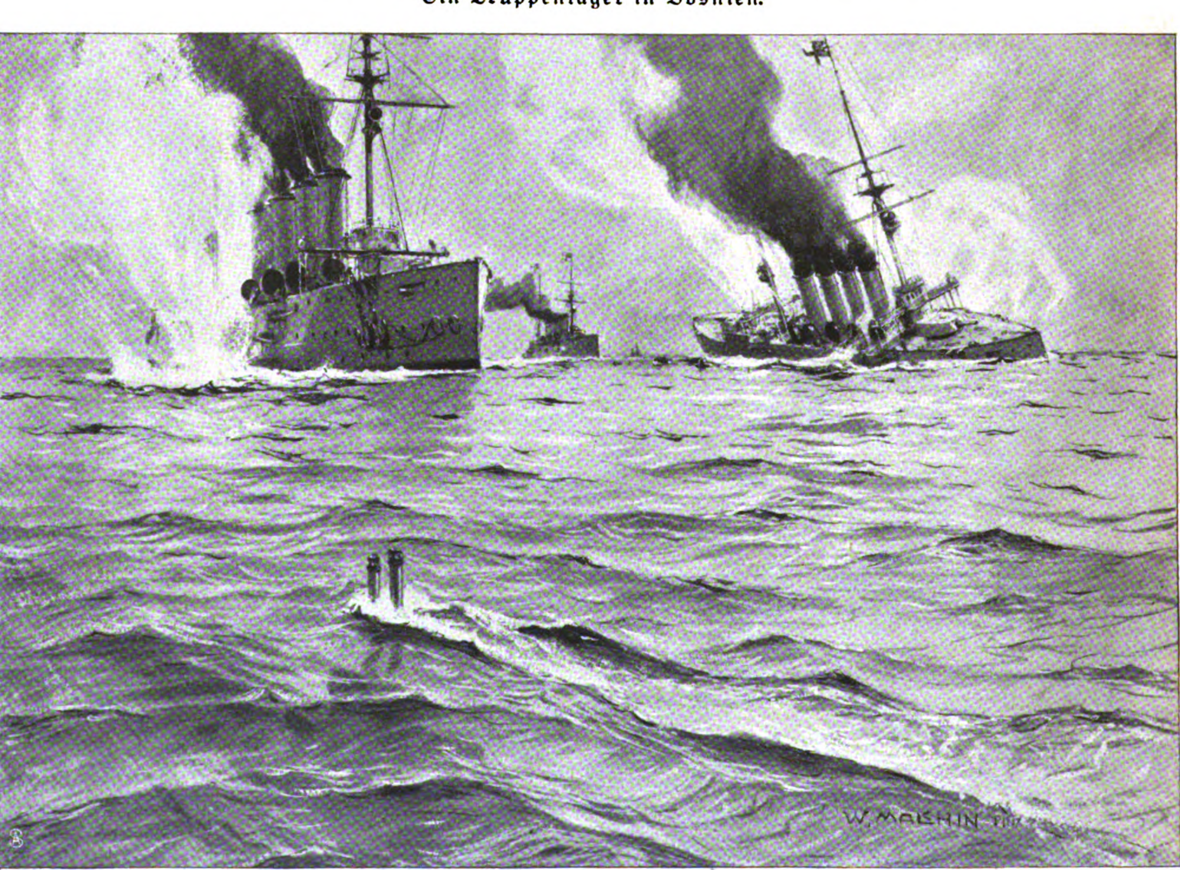
Generaloberst von Hindenburg.





Kilophot.

Oesterreichisch-ungarische Truppen auf dem Parkplatz der Ortschaft Doboj.
Ein Truppenlager in Bosnien.



„Hogue" „Cressy" „Aboukir"

Das Unterseeboot „U 9" im Kampf mit den englischen Panzerkreuzern „Aboukir", „Hogue" und „Cressy".
Originalzeichnung von W. Malchin.



Hofphot. Urbahns.

Kapitänleutnant Otto Weddigen, Kommandant des Unterseebootes.

Die Heldentat des „U 9“.





Französisches Maschinengewehr auf einem Automobil in Tätigkeit.



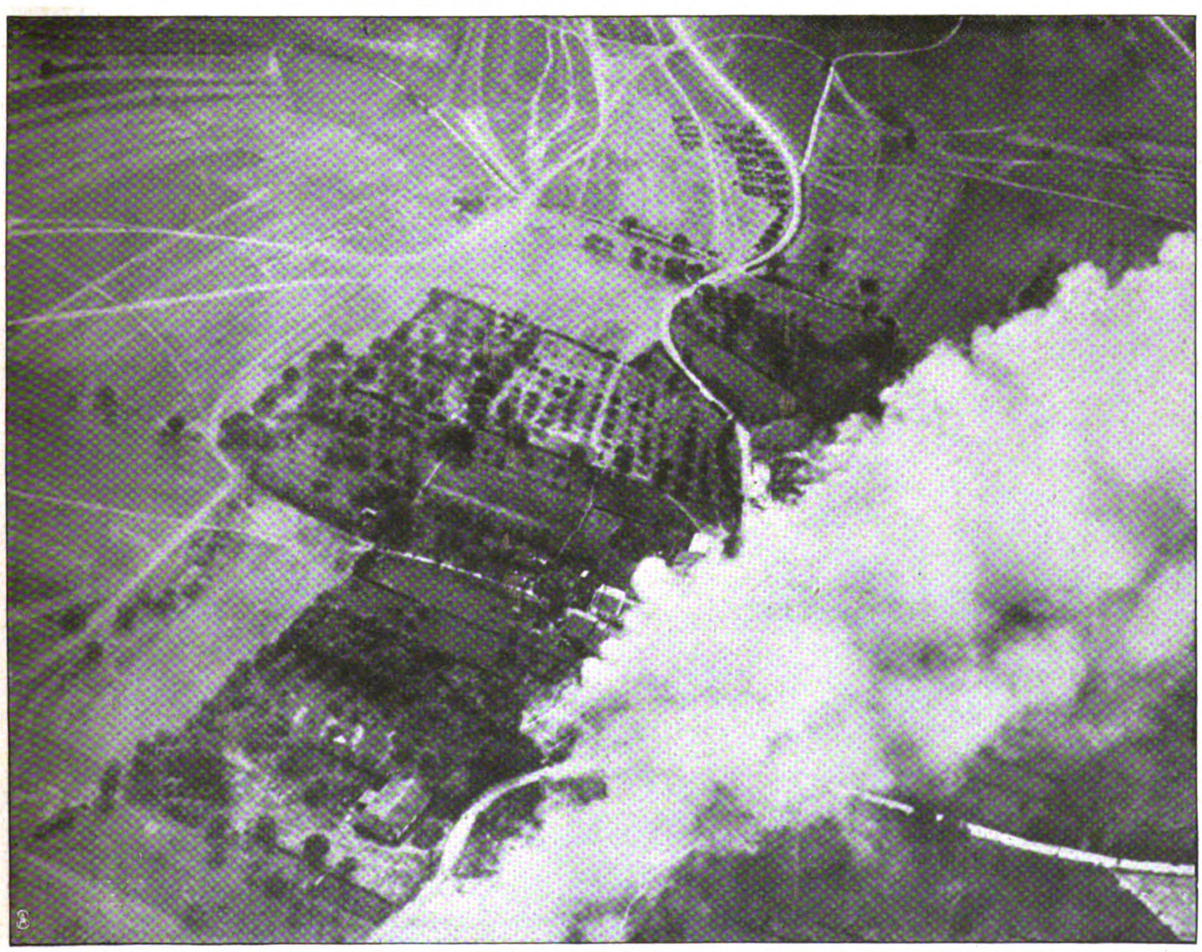
Belgische Artillerie wartet auf Befehl zum Vorrücken.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



Phot. Rembrandt.

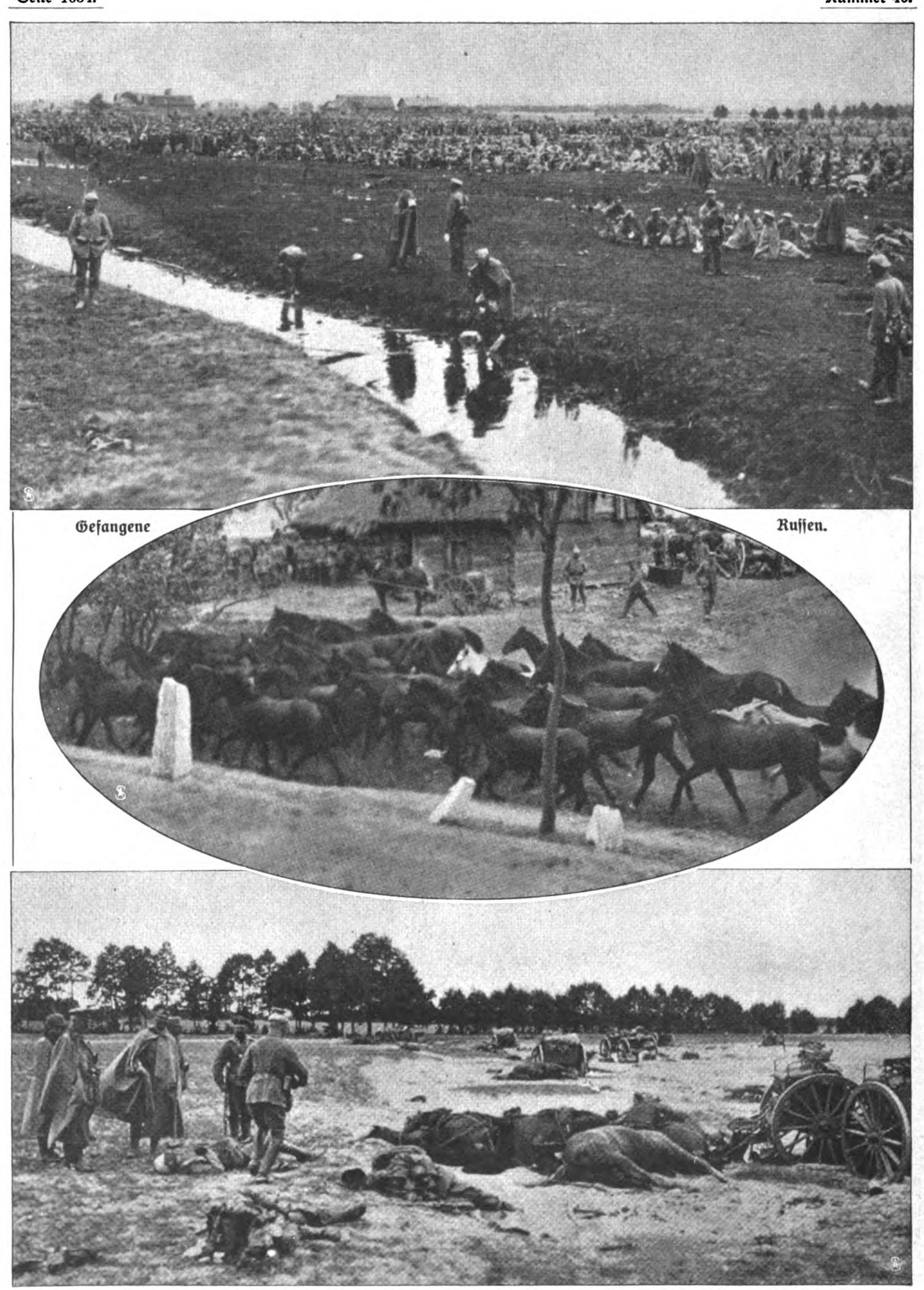
Belgische Infanterie in Verteidigungsstellung.



Aufnahme vom Flugzeug: Vorn ein brennendes Dorf, im Hintergrund anrückende feindliche Kolonnen.

Vom westlichen Kriegschauplatz.

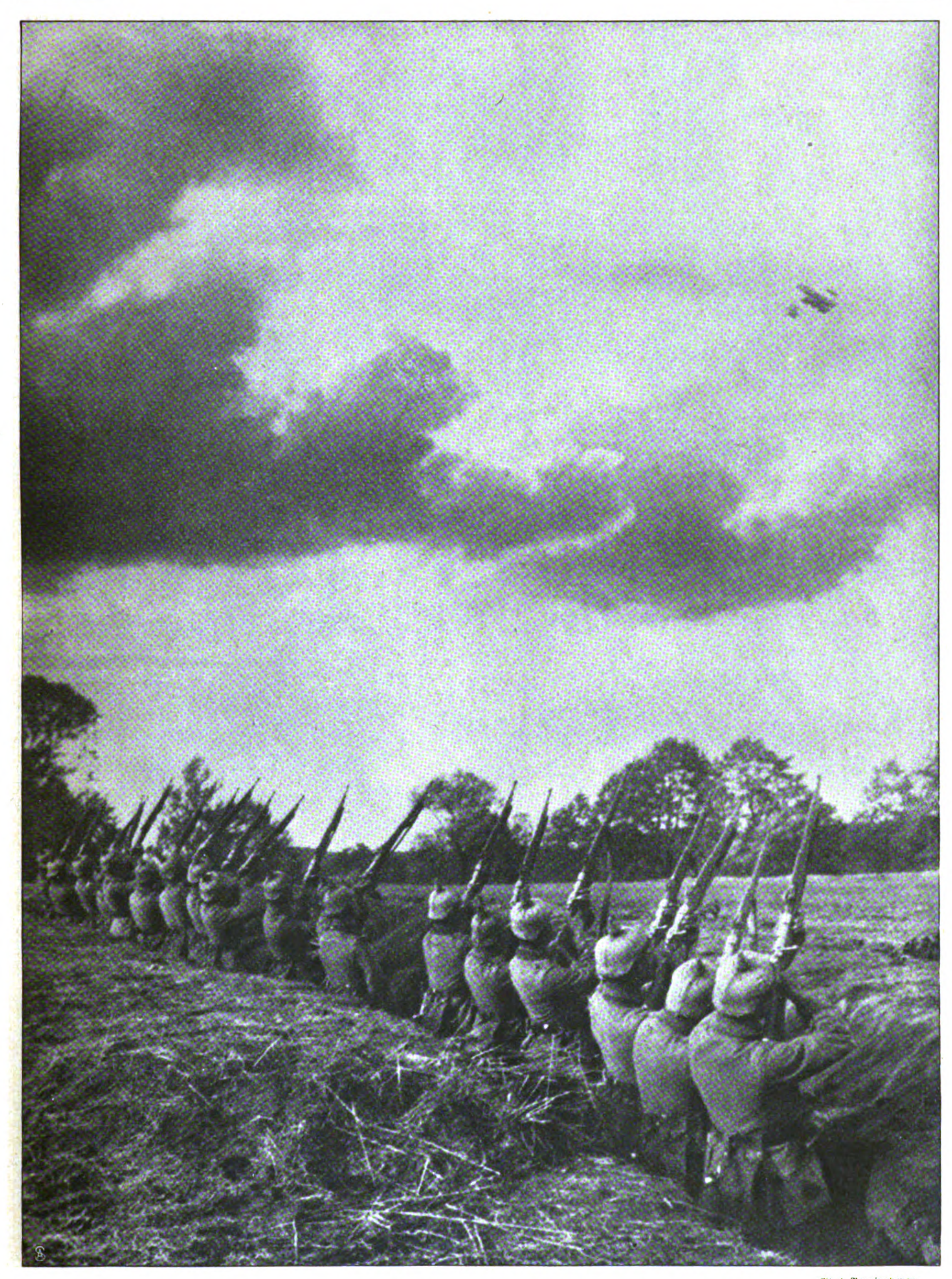




Gefangene Russen.

Nach der Schlacht. Oben: Erbeutete russische Pferde.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Phot. Benninghoven.

Ein feindliches Flugzeug wird aus einem deutschen Schützengraben beschossen.

Der Kampf gegen die russischen Flieger.



Dtsch. Ill. Ges.

Wirkl. Geh. Rat Exz. Wilhelm Herz †
der langjährige Vorsitzende
der Berliner Handelskammer.



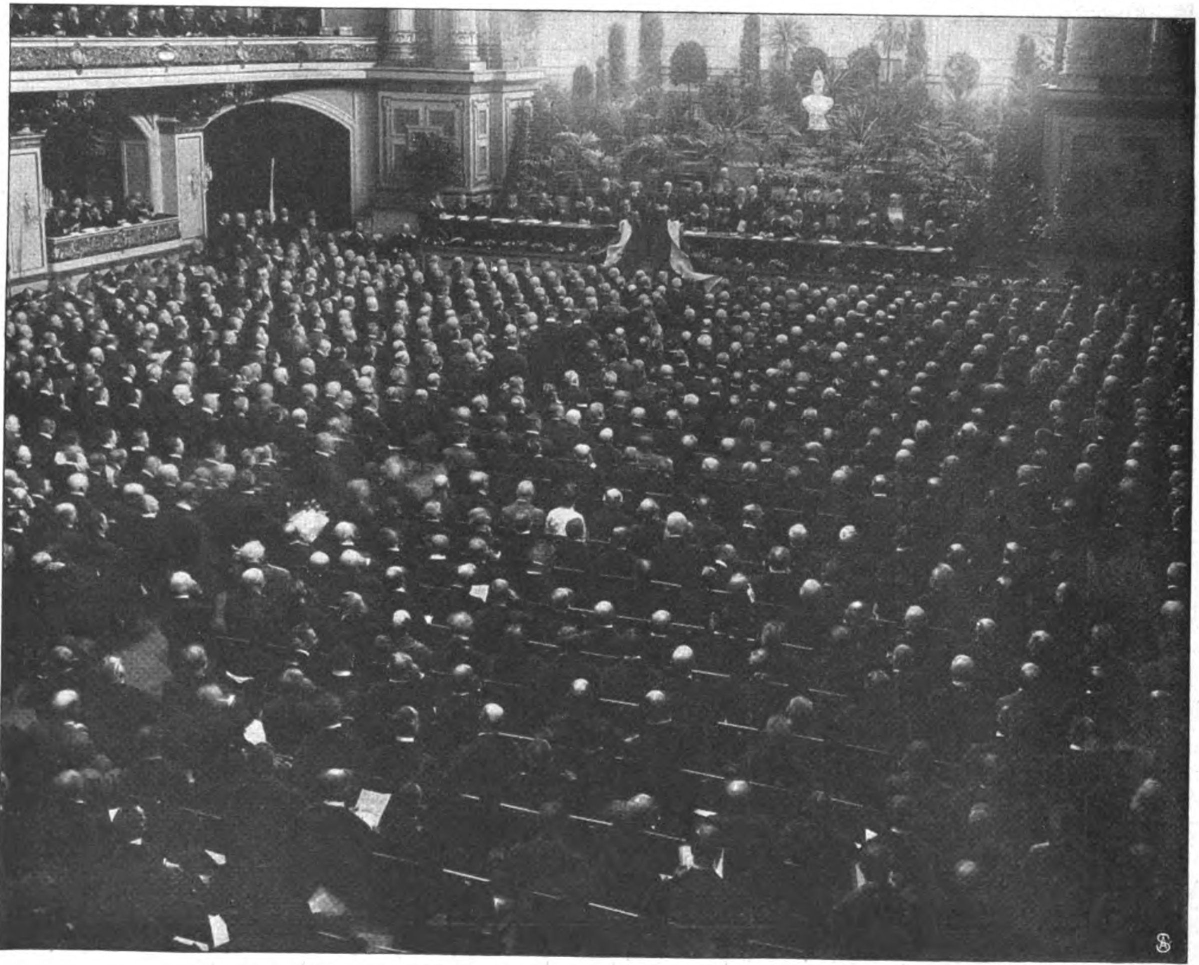
Phot. Schöfer.

Zu den Kämpfen in Galizien:
General Puhallo,
österreichischer Korpskommandant.



Phot. Knöbel.

Baron Herbert Konrad v. Hötzendorf,
Sohn des österreichischen Generalstabschefs,
fand bei Rawaruska den Heldentod.



Spezialaufnahme der „Woche".

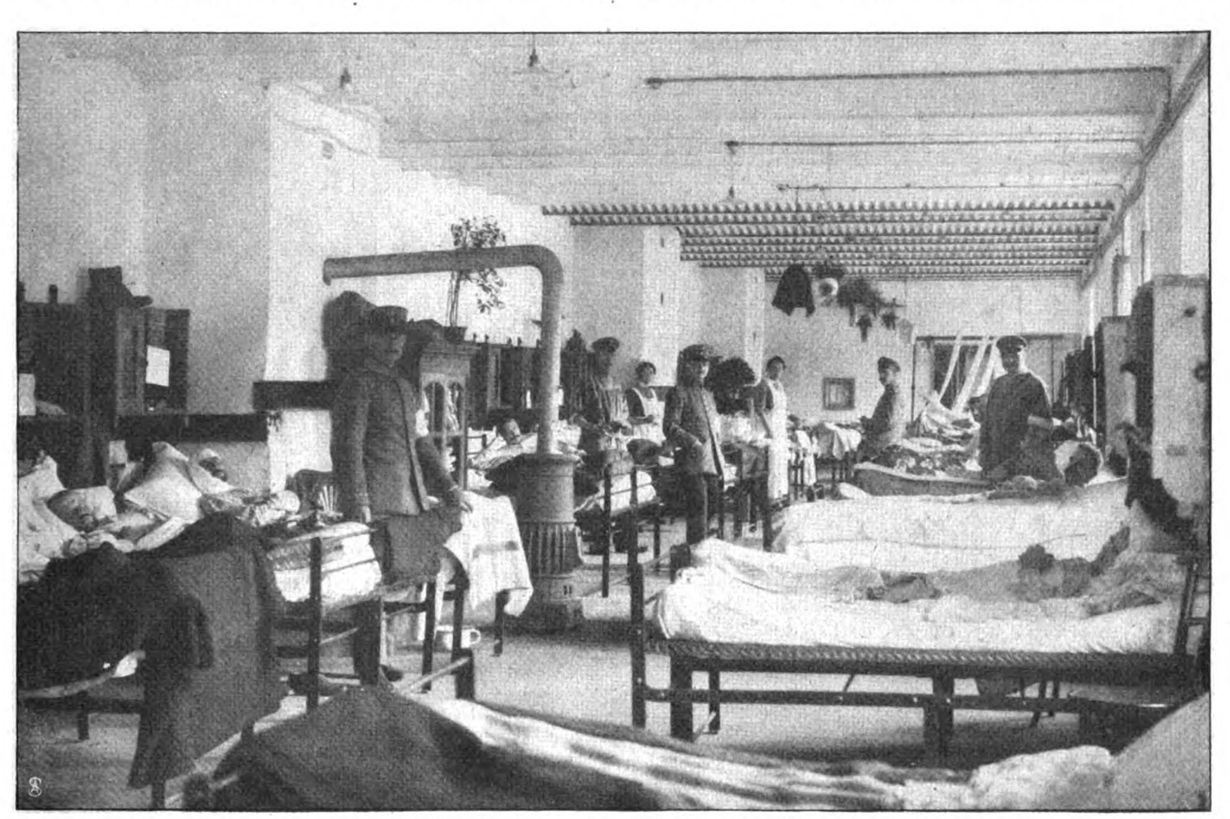
Vaterländische Kundgebung der Erwerbstände in der Berliner „Philharmonie".
Die Opferfreudigkeit des deutschen Volkes.

Frau Charitas in Feindesland.

Von Paula Kaldewey. — Hierzu 5 Aufnahmen von Franz Vogel.

Der frühere Generalstabsarzt der Armee und Chef des Sanitätskorps, Alwin von Coler, hat einmal das Wort geprägt: „In ärztlichen Dingen darf es keine Geheimnisse geben" — ein Wort, das sich die Schar unserer Feinde denn auch flugs zunutze machte. Mit Fug und Recht läßt sich nämlich behaupten, daß heute in der kultivierten Welt kaum ein Heer vorhanden ist, dessen Sanitätseinrichtungen die unsern nicht als Vorbild gedient hätten. —

Im Gefühl der hohen Pflicht und der gewaltigen Verantwortung gegenüber Kriegsherrn und Vaterland war gleich der Armee auch das deutsche Sanitätskorps, als die Trommel laut schallte, gerüstet und bereit zum Waffengang. Und kaum hatte der Aufmarsch der Truppen begonnen, da fanden die ernsten Männer der Wissenschaft und mit ihnen unendlich viele aufs beste für ihre Wirksamkeit geschulte Arbeitskräfte bereits ein reiches Feld der Tätigkeit. Nach dem erprobten Grundsatz, die Verwundeten so schnell als möglich transportfähig zu machen und ihnen lazarettmäßige Pflege angedeihen zu lassen, wandelte sich unversehens manche sonst andern Zwecken dienende Baulichkeit in eine Stätte der Barmherzigkeit. So richtete man die belgische Kadettenanstalt zu Bouillon, einem Flecken dicht an der französischen Grenze (Abb. 3), zu einem deutschen Kriegslazarett her. Wo man kurz zuvor heranwachsende Jünglinge in militärischer Strenge in einem Geist erzog, der — wie die Ereignisse lehren — von Verblendung und Kurzsichtigkeit getragen war, da weht jetzt vom Dachfirst das Banner der Genfer Konvention, hallen die Schritte deutscher Krankenträger durch die weiten Gänge, liegen in den weißgetünchten Schlafsälen Freund und Feind still und friedlich nebeneinander und schlummern hier, unter sorglichster Pflege, der Genesung entgegen (Abb. 1).



1. Krankensaal im Kriegslazarett Bouillon.

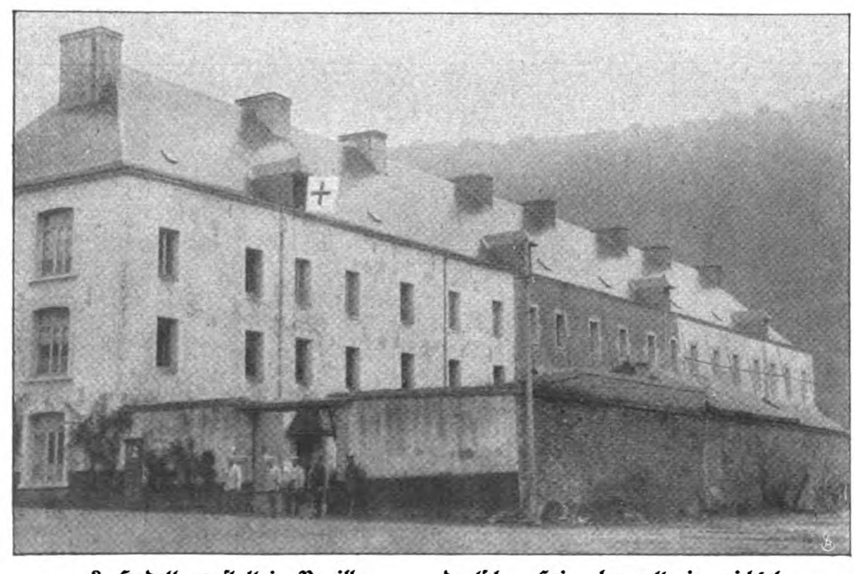
In der Art seiner Wirksamkeit begründet, vernimmt man im allgemeinen nur wenig, wie treu der Sanitätsdienst für die ihm Anvertrauten sorgt. Frau Charitas gleicht eben jenen Frauen, die man desto höher einschätzt, je seltener man von ihnen hört. Aber deshalb dürfen andere getrost einmal die Hingebung und Aufopferung rühmen, mit der staatliche und freiwillige Krankenpflege auch jetzt wieder am Werk sind. Der Geist der Vorfahren ist in den Samaritern lebendig geworden, und selbstlos widmet jeder einzelne seine Kräfte dem großen Ganzen. Was in mühevoller Arbeit die Vertreter der medizinischen Wissenschaft an Können errungen, was die Forschung ergründet und festgelegt, das kommt nun denen zugute, die ihr Blut für das Vaterland vergossen. Namhafte Chirurgen und Hygieniker verließen bei Ausbruch des Krieges willig den heimischen Herd und stellten ihre reichen Erfahrungen in den Dienst der Verwundetenpflege, und daß an technischen Mitteln, deren sie bei Ausübung ihrer Tätigkeit benötigen, kein Mangel ist, dafür bürgt der Geist, der unsere Heeresleitung beseelt.



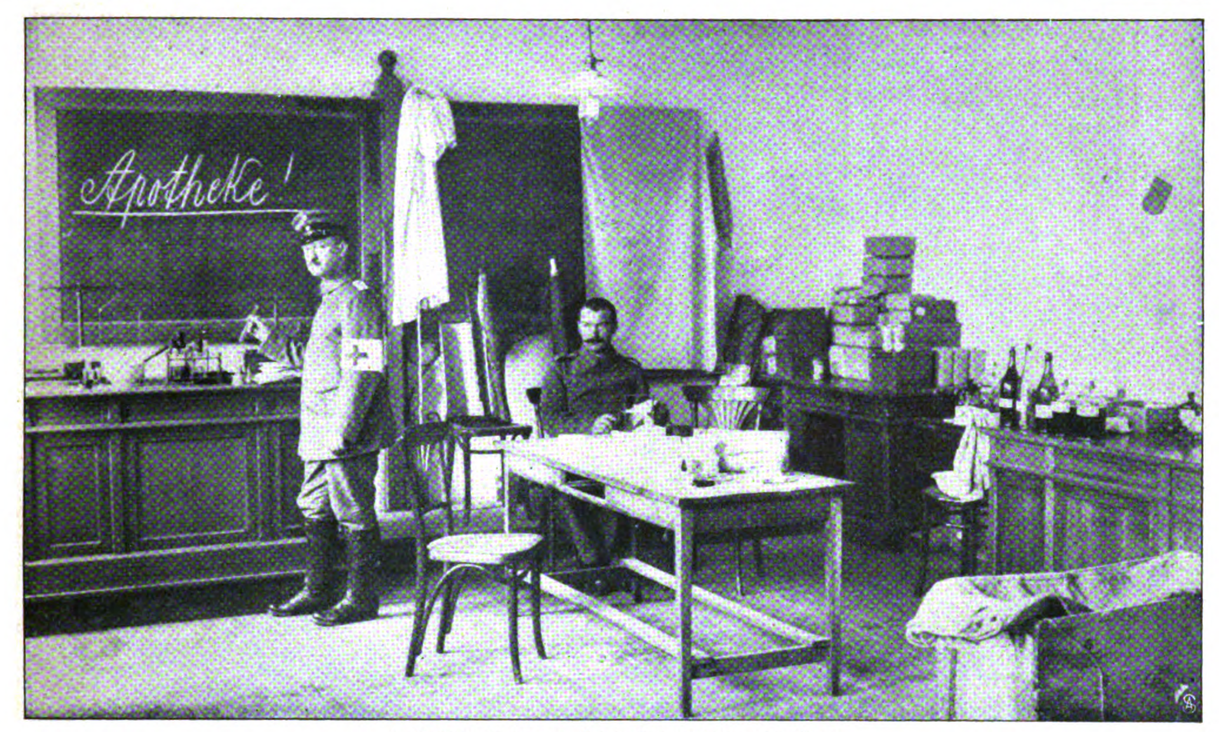
2. Deutsche Rote-Kreuz-Schwestern in Sedan.

Bis ins kleinste war da vorgesorgt. Kaum hat das Kriegslazarett seine Pforten geöffnet, beansprucht auch schon die Feldapotheke (Abb. 4) einen Raum für sich, wo sie ihrer verantwortungsvollen Aufgabe gerecht werden kann. Gar zu ausgedehnt ist dieser allerdings nicht, aber der rauhe Krieger — wozu der Apotheker im Feld ja natürlich zu rechnen ist — weiß sich immer zu helfen. Jeder, der das arznei- und kräuterduftende Zimmer betritt, muß auch durch eine Bezeichnung davon unterrichtet sein, wo er sich befindet. Ein Pappschild mit dem erforderlichen Aufdruck ist nicht gleich zur Hand, kurz entschlossen wird deshalb die große Wandtafel dazu auserſehen, die stolze Auskunft „Apotheke" zu tragen. O ihr armen belgischen Kadetten, das hättet ihr euch vor wenigen Monden wohl nicht träumen lassen, daß ein deutscher „Pillendreher" der geheiligten Schulordnung solch ein Schnippchen schlägt und selbst eure Lehrgeräte seinen Zwecken nutzbar macht. Im übrigen sorgt er durch die von ihm gefertigten Arzneien ja auch für eure Landsleute, die jetzt so friedlich auf ihren Lagerstätten ruhen, hat doch, nach dem Grundsatz der Humanität, der verwundete Gegner aufgehört, noch länger ein Feind und Gegner zu sein.

Hand in Hand mit der ärztlichen geht die leibliche Pflege der Blessierten. Wo ein Kriegslazarett sich aufgetan, da brodeln auch gleich die mächtigen Kessel, in denen die Speisen hergerichtet werden, die den Patienten Kräftigung und Genesung bringen sollen (Abb. 5). Im Küchendienst ausgebildete Helferinnen vom Roten Kreuz sind es, die hier, unterstützt von Mannschaften der Sanitätskolonnen, ihres Amtes walten, denn neben den eigentlichen Köchen wird noch mancher kräftige Arm, manche geschickte Hand an diesem Platz gebraucht. Seit dem letzten Krieg hat das Verpflegungswesen des deutschen Heeres überhaupt eine gewaltige Veränderung erfahren. Vorüber sind die Zeiten, wo die „Erbswurst" — jenes in einer Pergamenthülle verschlossenen Ge-



3. Kadettenanstalt in Bouillon, zum deutschen Kriegslazarett eingerichtet.



4. Feldapotheke im Kriegslazarett von Bouillon.

mengsels aus Erbsenmehl, Salz und Zwiebeln — eine große Rolle spielte. Die „fahrbaren Feldküchen“ ermöglichen es heute, selbst dem marschierenden Truppenteil eine abwechslungsreiche Nahrung zu bieten, und viele Strapazen werden leichter ertragen, wenn dem durchkälteten Körper während der Rast sofort eine wohlschmeckende Suppe zugeführt werden kann. Von all den eingeführten Neuerungen ist natürlich ein erheblicher Teil auch auf die Lazarettküchen entfallen. Infolgedessen gelangt mancher Leckerbissen, der den



5. Küche für das Kriegslazarett Bouillon.

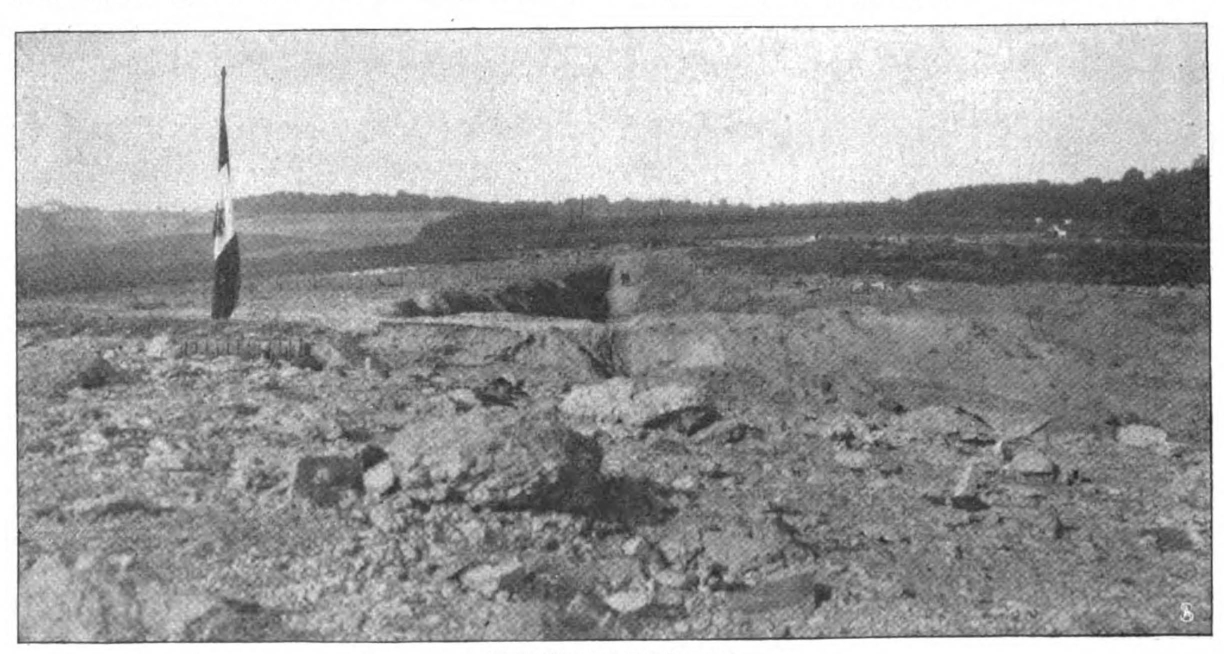
Liebesgaben entstammt, die die Daheimgebliebenen gesendet, in einer Zubereitung in den Krankensaal, würdig einer ersten Hotelküche der Großstadt.

Wo immer man den Spuren unserer Truppen folgt, da begegnet man auch Angehörigen der großen Barmherzigkeitsorganisation unter dem Roten Kreuz. Sie und die Armee gehören nun einmal unlöslich zusammen. Gemeinsam mit dem staatlichen Sanitätsdienst sind jene hinausgezogen, um einen neuen Aufmarsch im Rücken der Krieger zu bilden. Und dieser Aufmarsch steht auch in einer Feuerlinie, die täglich wieder entbrennt. Hier gilt es, seelisches und körperliches Weh zu lindern, Worte des Trostes und der Ermunterung selbst dann noch zu finden, wenn die Not am größten. Das Vaterland zählt in schwerster Stunde auf seine „Schwestern", und es hat ein Recht dazu, auf sie zu zählen. Mag kommen, was da will, sie harren aus — selbst dann noch, wenn der Feind das Friedensbanner nicht achtet und ihr Leben in Gefahr schwebt. Sie wissen wohl: „Kein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue."

Ein Besuch des Forts Marchevolette.

Von Dr. Walther Beyer, Crefeld. — Hierzu 3 Aufnahmen.

Um 6 Uhr morgens fuhren wir im Auto vom Militärhospital in Namur ab. Unsere Aufgabe, Medikamente und Liebesgaben nach dort zu bringen, war erledigt, und so wollten wir nun über Löwen, Tirlemont und Lüttich nach Deutschland zurückkehren. In rascher Fahrt ging es aus dem Maastal allmählich in die Höhe, mitten durch die nebelverschleierte Hügellandschaft, die in stetem Wechsel doppelt reizvoll wirkt. Die kühle Morgenluft ließ uns auch bald den Rest von Müdigkeit vergessen, der sich als Nachwehen einer ziemlich schlaflosen Nacht geltend machen wollte. Denn natürlich hatten wir Zivilisten uns die einzigartige Gelegenheit nicht entgehen lassen und diesen Abend in Feindesland inmitten von Militärs aller Waffengattungen höchst interessant verbracht. Aber auch später, als wir längst unser Hotelzimmer aufgesucht hatten, blieb der Schlaf uns fern, wozu nicht wenig der Umstand beitrug, daß in allen bewohnten Zimmern nach Vorschrift nachts die Kronleuchter brennen müssen. Während wir nunmehr in vollen Zügen den prachtvollen Sommermorgen inmitten der friedlichen Natur ringsum genießen, wird unsere Aufmerksamkeit plötzlich durch dunkle, unförmige Flecken auf dem Stoppelfeld zur linken Hand kurz vor dem Dorf Boninne geweckt. Wir steigen hier aus und bemerken jetzt die ersten Anzeichen der Kriegschrecken, die erst vor kurzer Zeit die ganze Namurgegend durchtobt haben. Auf offenem Feld und in Schützengräben, teilweise mit Stroh ausgelegt, liegen in wirrem, wahllosem Durcheinander Militäreffekten aller Art, unzählige Tornister, Röcke, Käppis, Schuhe, Hemden, Kochgeschirr usw., kurz alles, dessen ein Heer auf der Flucht sich nur entledigen kann. Nur keine Waffen waren zu sehen. Die hatten die deutschen Truppen inzwischen — durch die bekannten Vorfälle gewitzigt — vorsichtshalber in sicheres Gewahrsam gebracht. Auf der Weiterfahrt passieren wir das zerstörte Dorf Gelbressé. Die Landstraße, der wir nun weiter folgen, weist als besonderes Merkmal immer häufiger kreisrunde, etwa 2 Meter breite Löcher auf, die von unseren einschlagenden Granaten herrühren, und plötzlich gewahren wir scheinbar mitten im Feld eine schwarzweißrote Fahne. Wir stehen vor den Trümmern des vordersten Forts von Namur, Marchevolette! Der teilweise in einer Breite von etwa 200 Meter niedergelegte Tannenwald und die bekannten Drahtverhaue zeigen noch deutlich die Richtung, aus der die Besatzung eigentlich die Deutschen erwartete, nämlich von Osten her, während unser Angriff tatsächlich von Norden erfolgte.



Fort-Eingang bei Namur.

Zu Fuß gelangen wir dann über Uniformhaufen in buntestem Gemisch, aus denen die Reste zweier Maschinengewehre hervorragen, zum Landwehrposten am Eingang des Forts. Es ist dies ein in die Lehmerde führender Hohlweg, der in dem das ganze Fort umlaufenden sechs Meter tiefen Festungsgraben endet. Schon während unsere Papiere geprüft werden, können wir die ungeheure Geschoßwirkung unserer schweren Artillerie an den aus Beton erbauten Wallmassen bewundern, deren Risse, wie überklebte Papierstreifen dartun, noch jetzt immer langsam weiterspringen. Belgische Arbeiter, die aus der 20-Millionen-Steuer Namurs in ortsüblicher Weise bezahlt werden, sind um uns herum geschäftig dabei, das Chaos aus ausreichend, die ganze Fortbesatzung für ein Jahr zu unterhalten, während sie nun unseren durchziehenden Truppen zur höchst willkommenen Auffüllung ihrer Proviantwaren dienen. Und überall in den engen Gängen noch gänzlich unberührt Geschoßkasten an Geschoßkasten für die Munition der Panzergeschütze und auf den Stufen Haufen fortgeworfener Gewehrpatronen, teilweise noch mit Ladestreifen und in Originalpackung.

Völlig überraschend hat die Schnelligkeit des deutschen Angriffs die Besatzung aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Wohl gerade bei den Vorbereitungen zum Mittagsmahl, worauf die Suppenreste im Küchenkessel,

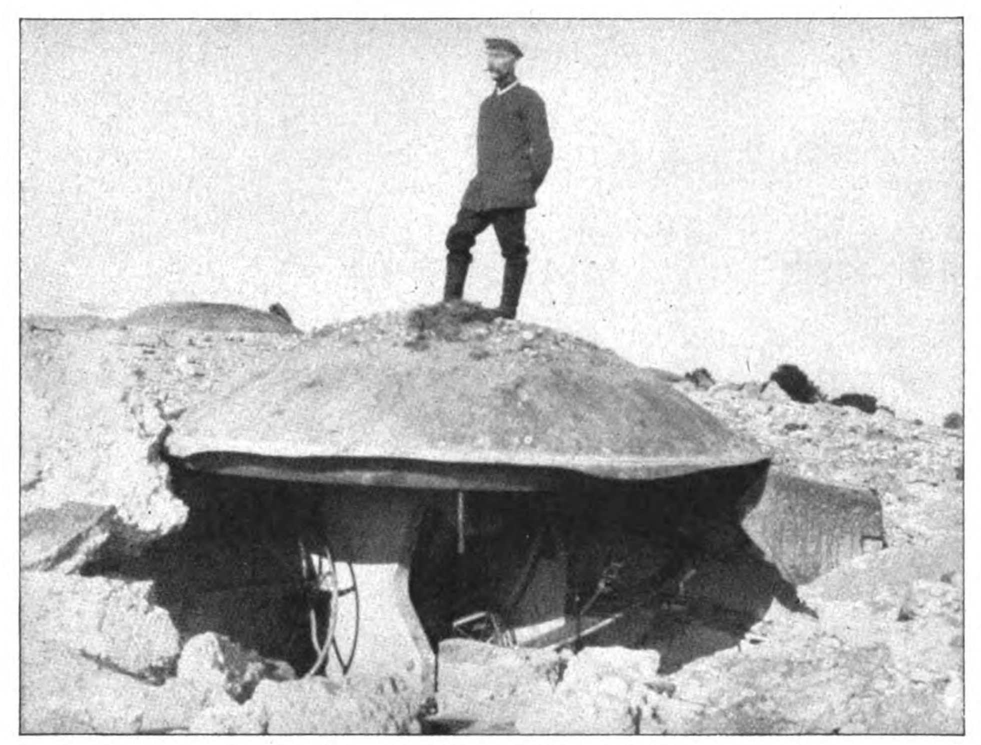


Im Wallgraben von Fort Marchevolette bei Namur.

dem Fortinnern und die herumliegenden, von der Höhe abgestürzten Steinblöcke beiseite zu schaffen, während abseits deutsche Pioniere auf einem von belgischen Gewehrkolben genährten Feuer ruhig ihren Morgenkaffee brauen. Beim Schein einer Petroleumlampe dringen wir nun unter Führung eines Unteroffiziers in das Innere des Forts, gleich wie in die gähnende Tiefe eines Bergwerkstollens. An den zu Schlafräumen eingerichteten Kasematten vorbei, von denen ein Teil trotz der darüberliegenden 15 Meter starken Betondecke eingestürzt ist, besuchen wir die ganz neuzeitig eingerichtete elektrische Kraftstation, die großen Dynamos zur Herstellung des in die Drahtverhaue geleiteten Starkstroms, die großen Läger von Uniformen, Maschinenersatzteilen und Proviantvorräten. Die letzteren waren in riesigen Mengen und verschiedenster Art aufgestapelt, das Gemüse im Kochgeschirr und der nun steinharte Brotteig im Backofen hinweisen. Welch atemberaubender Schrecken muß die Mannschaften beim ersten Krachen der deutschen Treffer durch die langen, engen Gänge in die Panzertürme gejagt haben. Mit welch ohnmächtiger Wut werden sie in dem engen Stahlkessel am Geschützrohr nach dem Feind ausgeschaut haben, dessen heulenden Granaten sie, ohne zu wissen, wohin zielen, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren. Kein Wunder, daß sie schon beim zweiten Schuß unseres großen 42-Zentimeter-Mörsers panikartig die Flucht ergriffen, denn nur so erklärt es sich, daß kaum Leichen und Verwundete in diesem Fort gefunden wurden, und aus dem allein noch brauchbaren Panzerturm kein Schuß abgegeben worden war.

Und tatsächlich, die Wirkung jener deutschen Riesen-





Großer Panzerturm in Marchevolette.

muß zwei Meter vor dem großen Panzerturm eingeschlagen, sich in dem Beton eingewühlt haben, um dann in ungeheurer Explosion die 45 Zentimeter dicken Stahlwände des Turms wegzureißen und den schweren Panzer mit seinem Geschütz in einen wirren Haufen von Eisen- und Betonstücken zu verwandeln. Der ganze Boden ringsum gleicht einem mit einem Riesenpfluge bearbeiteten Feld, übersät von großen Betonstücken. Bei einem Rundblick vom höchsten Punkte des Forts glaubt man auf dem Trümmerfeld einer vulkanischen Eruption zu stehen, der allein man bisher Naturkräfte von einer so

projektile war fürchterlich! Trotzdem des öfteren schon beschrieben, überstieg der Anblick unsere kühnste Vorstellung. Während der erste Schuß der aus 7200 Meter feuernden Mörser 100 Meter vor dem Fort einen Erdtrichter von ca. 12 Meter Durchmesser und 5 Meter Tiefe gerissen, saß der zweite schon mitten auf dem Fortgipfel, ein Beweis für die Treffsicherheit unserer Artillerie. Er

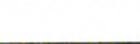
furchtbaren und gewaltigen Wirkung zugetraut hätte.

Wohin dieser Kampf zwischen Geschoß und Panzer führen mag, wird wohl die Zukunft lehren; das eine jedoch steht fest, daß selbst die modernsten Forts mit ihrem aus dem härtesten und stärksten Material erbauten Schutz zurzeit unseren heutigen Riesengeschossen gegenüber nicht standhalten können.



Verwüstung der Reichsbankstelle in Saarburg i. L.: Wohnung des Bankvorstandes.





Phot. A. Gutschmann.

Ein von Granaten zerschossener Wald, in dem sich die Russen versteckt hatten.





Phot. Benninghoven.

Ostpreußische Feldwache an der russischen Grenze.

Bilder vom östlichen Kriegschauplatz.



Deutsche Militärmusik in Feindesland: „Die Wacht am Rhein."



Phot. Presse-Centrale.

Eine Flußwache beim Morgenkaffee.

Vom westlichen Kriegschauplatz.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy-Ed.

9. Fortsetzung.

Nun ging das Leben bald wieder in den Alltag hinein, und nach einigen Wochen war man es schon gewohnt, daß eine neue Hauptperson vorhanden war, die meist schlief und zuweilen überaus kräftig schrie. Auch eine pompöse Amme in Mecklenburg-Strelitzer Tracht, in schwarzem Mieder mit buntem Brusttuch und weißen Hemdärmeln mit rotbuntem Rand um den schwarzen Rock sowie einer goldenen Haube, daraus weiße Tüllteile sich künstlich gesichtswärts bogen, hatte die Zahl der Hausbewohner vermehrt.

Denn Wynfried bestand sogleich darauf, daß man ein solches Wesen suche. Er erklärte dem Doktor Silvester und seiner Frau, daß es ihm einfach gegen sein ästhetisches Gefühl gehe, wenn Klara den Jungen selbst nähren wolle. Er kümmerte sich sonst um nichts. Aber in diesem Punkt war er fest. Doktor Silvester stritt energisch für das Natürliche. Aber über Klara kam auf der Stelle eine ihrem Wesen sonst fremde Mattigkeit. Sie konnte nicht kämpfen.

Sie hatte nur ein dumpfes Gefühl von einer unüberbrückbaren Verschiedenheit in großen Dingen.

Sie mußte den stillen Mut haben, ein Opfer zu bringen. Ueber Wynfrieds Wünsche durfte man nicht hinweggehen — sie nicht — deren Aufgabe es war, einen Mann aus ihm zu machen — und sie spürte: hier war es ihm ein Bedürfnis, sich als Gebieter zu fühlen.

Er kümmerte sich sowieso wenig um das Kind — Aergerlichkeiten sollten in ihm nicht aufkommen.

Bald bemerkte Klara, daß ihr Mann entweder die Veränderung im Familienleben als einen Abschnitt ansah, der ihm mehr Freiheit zurückgäbe, oder daß er die letzten Nervositäten abschüttelte, die ihm noch angehaftet. Er zeigte allerlei neue Interessen und eine frischere Stimmung von der erfreulichsten Ausgeglichenheit.

Unfern der Anlagebrücke, zu der die von Hainbuchenhecken geleitete Sandsteintreppe hinabführte, ankerten nun ein Motorboot und eine seegehende Schonerjacht. Hart an der Brücke schaukelte an seiner eisernen Kette das kleine Beiboot, mit dem man in ein paar Ruderschlägen zu den beiden Fahrzeugen kommen konnte.

Das Motorboot war viel größer und bequemer als das der Baronin Agathe Hegemeister. Es hatte in der Mitte eine Salonkajüte, aus deren rotgrauen Samtsofas man leicht Bettstätten schaffen konnte. Eine Kambüse und ein kleiner Toilettenraum schlossen sich an. Größere Ausflüge mit Uebernachten an Bord ließen sich nötigenfalls im Motorboot ausführen. Es hieß dem Kind zu Ehren „Severin", während die Jacht den Namen „Klara" trug.

Die war schneeweiß und wirkte neben dem von Benzin getriebenen Mahagonigefährten förmlich südlich kokett. Ihr Deck von schmalen Pitschpinbohlen strahlte von Glätte und Sauberkeit. Sie besaß im Raum eine Hauptkajüte, eine Damenkajüte, wo drei Damen es nicht allzu eng haben würden, Kambüse und große Mannschaftskojen; war also zu größeren Küstenreisen durchaus eingerichtet und seetüchtig genug, auch in den Sunden und Belten der holsteinischen und dänischen Gewässer zu kreuzen.

Ihre Mannschaft trug krebsrote Wolljacken zu weißen Hosen und krebsrote Zipfelmützen. In dieser munteren Tracht sah man sie wie Spring- und Kletterwesen mit den Masten und den bleichgelblichen Seidensegeln flink hantieren. Sie wurde von einem „Schiffer" kommandiert, der einen marineblauen Jackenanzug mit Goldknöpfen trug und um seine Schirmmütze ein goldenes Band hatte.

Daß Wynfried plötzlich auf diesen Sport verfallen war, sagte dem Geheimrat in mancher Hinsicht wohl zu. Er sah es: Nach einem Jahr des gesunden Lebens neben einer Frau, die ihm Achtung abforderte, in immer regelmäßiger werdender Arbeit war seinem Sohn ganz einfach das zurückgekommen, was er in tollen Jahren verloren gehabt hatte: die gesunde Jugendkraft.

Und wenn sie sich im Sport betätigen wollte, konnte ihr hier, in der Nähe von Travemünde und dem berühmten Segelgewässer der Lübecker Bucht, keiner verlockender scheinen als dieser.

Er freilich hatte dergleichen nie gebraucht, um sich zu erholen.

Diese seine Randbemerkung fand Klara etwas ungerecht und zu sehr: Einst gegen jetzt.

„Solche Arbeitsgenies wie du sind auch selten. Außerdem: Alles liegt anders jetzt. Der Mann von heute wird ja durch seine Arbeitstunden so gepeitscht, daß er einen Ausgleich für seine Nerven haben muß, wenn er sich nicht zu früh verbrauchen soll. Du, Vater, und all die deiner Generation, ihr seid so nach und nach in das Hetzen hineingewachsen. Heute fängt's ja schon für die Kinder mit dem Telephon an. Ich meine: Gottlob, daß Wynfried die Erholung im Sport sucht."

Ja — gottlob, dachte der Geheimrat, wenn er alle Augenblick nach Berlin oder Hamburg führe, um sich zu erholen. . . .

Sicherlich, das hätte sein Vaterherz geängstigt — obgleich. — — Nein! Nein! Solche Frau — und einen Sohn in der Wiege — da war wohl keine Gefahr mehr. —

Klara fuhr fort: „Du hast mir einmal erzählt, daß seine Mutter sehr vergnügungsüchtig gewesen sei und es hier nie lange aushielt. Sieh — es rumort doch gewiß auch etwas vom Blut seiner Mutter in ihm und will durch Abwechslung und Freuden beruhigt werden. Wollen wir nicht dankbar sein, daß er sie in der Natur sucht?"

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

„Nimm ihn nur in Schutz", sagte der alte Herr weich. Lieberes konnte er gar nicht hören. — —

Die Taufe wurde mit einem großen Mittagessen gefeiert, zu dem von allen Seiten her, aus dem Mecklenburgischen und Lübeckischen, die Freunde des Hauses gefahren kamen.

Tags zuvor sprach Agathe Hegemeister endlich wieder vor. Sie war so lange fortgewesen. Nun kam wie eine Erlösung diese Tauffestlichkeit. Agathe hatte ihren Eltern klarmachen können, daß sie dabei nicht fehlen dürfe, ohne ihre intimste Freundin Klara schwer zu kränken. Und Agathe war beinah schon umgekommen in dem Berliner Vorort. Man hatte den Eindruck, daß die Eltern der blonden Baronin sehr darauf bestanden, ihre Tochter jeden Frühling acht Wochen bei sich zu haben, weil sie der Welt ein inniges Verhältnis mit ihr vorzuführen liebten. Agathe konnte mit ihrer treuen Gerwald so oft nach Berlin hineinfahren, wie sie wollte, und dort nach Gefallen einkaufen und Geld vertun. Aber es sei dennoch immer eine versteckte Gefangenschaft, klagte sie der Freundin vor. Ganz abgesehen von der beständigen Sehnsucht nach dem Einen, Bewußten, wegen dessen Kälte sie noch vor Gram sterbe. Klara würde es nicht glauben: Keinmal, kein einziges Mal habe er geschrieben. — Sie habe keine Hoffnung mehr.

„Aber der Gram und die Hoffnungslosigkeit sind dir glänzend bekommen", meinte Klara.

„Ich bin eine von den unglücklichsten Konstitutionen, denen man ihren geheimen Jammer nie glaubt", sagte Agathe bekümmert.

Aber dann raffte sie sich wieder auf und schwor, den Undankbaren mit Kälte zu strafen.

Als sie wieder fort war, dachte Klara sehr verwundert, daß ihre „intimste Freundin" nicht einmal nach dem Kind gefragt habe — nicht einmal verlangt, es zu sehen. — Merkwürdig!

Aber Klara nahm es nicht übel. Ebensogut hätte man einer Rose Vorwurf daraus machen können, daß sie nur Schönheit und Duft habe und sonst zu gar nichts nötig sei.

Am andern Tag freilich — es mochte diese Unterlassungsünde Agathe selbst schwer auf die Seele gefallen sein — fand sie den Täufling süß und reizend und kokettierte auf das unschuldigste und stärkste über das festliche Steckbett in den Armen der Amme fort mit dem Vater, ihm zuschwörend, daß Severin der Vierte ihm fabelhaft ähnlich sehe.

Wynfried verbat es sich lachend und meinte: Etwas jünger und hübscher glaube er denn doch auszusehen wie sein acht Wochen alter Herr Sohn, und mehr Haare habe er denn doch auch noch.

Das dunkle Fellchen war schon verschwunden, und ein kahler, unverhältnismäßiger großer Kinderschädel ist nie schön. Aber Klara, die gerade dabei stand, dachte doch, etwas peinlich berührt, ja beleidigt: Sehen Sie denn nicht die Augen — nicht diese Wundertiefen darin?...

Niemand blieb bei der Taufhandlung ungerührt, als Klara selbst ihr kleines Kind auf die Knie des Großvaters legte, der es mit scheuen Händen festhielt.

Durch manches Herz zog eine Ahnung von dem, was der alte Herr wohl in diesem Augenblick empfinden möge.

Feierliches Schweigen aller Anwesenden trug die pastorale Stimme des einen, der hier zu sprechen hatte.

Die Sonne schien herein, über eine ganze Wand von Grün und Blumen kamen die goldenen Strahlen und umglänzten den Pastor und den Alten im Fahrstuhl mit dem kleinen Kind auf seinem Schoß, von dem feine Stoffe und Spitzenfalten gleich einer Schleppe niederhingen.

Auch auf die braunen Haare des geneigten jungen Frauenkopfes fiel noch der leuchtende Schein.

Stephan Marning stand irgendwo in den gedrängten Reihen der Taufgäste. Er hatte aber den Blick frei auf diese umstrahlte Gruppe vor dem improvisierten Altar.

Sein Herz klopfte — er wurde selbst davon überrascht — so jäh begann dies schnelle Schlagen.

Dies junge Weib! Wie es ihn bezwang, wenn er sie sah. —

Warum hat sie ihn geheiratet? fragte er sich zum unendlichstenmal.

Er wußte: Der Geheimrat hatte sie unterstützt, nach dem Tode ihrer Eltern. — Für einen so reichen Mann gegen die Waise eines einstigen Beamten eine brave, aber keine so große Tat, daß die Empfängerin der Wohltat sich dafür hinopferte. . . .

Sein Blick ließ nicht von diesem braunen Haar, nicht von diesem edlen Gesicht mit den dunklen Augen, über denen die geraden Brauen etwas zusammengerückt waren wie in einem geheimen, unendlichen Schmerz.

Und die Kraft seines Blickes drang in die Seele der jungen Frau — sie hob, als riefe sie wer, ein wenig das Haupt, sah auf — und sah in das große, sprechende Auge des Mannes.

Sie erblaßten beide.

Klara senkte die Lider — ein leises Schwanken schien durch ihre Gestalt zu gehen.

Ihn überfiel ein seltsamer Zustand. Es war eigentlich kein Entsetzen — kein Sturm fassungsloser Aufregung.

Nichts war deutliches Denken oder eingestandene Erkenntnis.

Endlich klärte sich die dumpfe Verwirrtheit zu dem Gefühl: Ich muß fort. . . .

Ja, fort — sich versetzen lassen — an die russische oder französische Grenze — wo man fern von allen Erinnerungen, aller Kultur ist — wo man nichts hat als seinen Dienst und das wachsame und lauernde Warten auf den Krieg.

Nachher, bei Tisch, fand er Agathe neben sich, die der Hausherr in einer Art von spöttischer Gelegenheitsmacherei an seine linke Seite gesetzt hatte. Und Agathe blühte in ihrer üppigen Schönheit lockender als je. Aber sie mußte einsehen, daß ihre Liebe verschwendet sei — heute lösten sich auch die letzten Illusionen in einem trüben Nebel auf — und der hieß: Entsagung.

Ihr ganzes Gemüt war voll von Tränen, die sich hier nur nicht laut herausschluchzen ließen.

Aber Zorn war nicht in ihr. Sie dachte, voll Rührung über sich und ihre weiche Natur: Hassen kann ich ihn nicht. . .

Nein — das lag ihr nicht.

Und ihr war so gewissermaßen zumute, als könne sie ihn, Abschiednehmend, segnen, wobei vielleicht im Unter-



bewußtsein doch noch ein unsterbliches Fünkchen Hoffnung glomm, daß ihre demütige Weiblichkeit ihn dennoch bezaubern werde.

Nach Tisch war man im Garten, der hinterm Haus schon mehr Park genannt werden konnte mit seinen weiten Rasenflächen und seinen großen Baum- und Gebüschgruppen.

Es war die Zeit der langen Tage, an die sich helle, kurze Nächte schlossen. Von dämmerigem Frühlingsabendzauber konnte man deshalb nicht sprechen, und zur Sentimentalität lud das klare Licht nicht ein. Zwischen den Wipfeln und über den Büschen sah man die Schornsteine und die Burgen der Hochöfen herüberragen, und vor dem Abendhimmel stand der gasige, blaue Dunst, der die Welt des Feuers und des Eisens immer überschwebte. Glühender Schein glänzte geheimnisvoll auf.

Vom Fluß herauf schrie die Sirene eines Dampfers — man sah auch eine Schlange von Rauch in der Luft liegen, die langsam weiter und meerwärts gezogen wurde.

Das alles sprach zu der jungen Frau und tat ihr wohl und schien ihr beruhigend zu sagen: Dein Bereich ist nicht von einem Erdbeben zerstört, und du selber stehst fest noch mitten darin.

Nur nicht wieder diesen großen, sprechenden Blick sehen. — Nie wieder — darin war etwas gewesen — was? Großer Gott — was denn?

Entsetzte sie sich nicht vor einem Phantom?

Und als sie einmal sah, daß ihr Mann mit Agathe, Likowski, Marning und der rothaarigen, nicht mehr so völlig entzückend häßlichen Edith Stuhr zusammenstand, ging sie mit sicheren Schritten auf die Gruppe zu.

Wynfried verabredete gerade Segelpartien zur Vorbereitung auf die Travemünder Woche. Denn wenn auch die „Klara“ sich mit den Jachten ihrer Klasse, des Kaisers „Meteor“ und der Kruppschen „Germania“, noch nicht in einen Wettkampf einlassen konnte, weil Schiffer, Mannschaft und Besitzer sie noch zu wenig kannten, so wollte man doch bemerkt werden und als neue Erscheinung einen sehr guten Eindruck machen. In allen Sportzeitungen war es schon in freundlichen Notizen begrüßt worden, daß Herr Wynfried Severin Lohmann die auf der Germaniawerft erbaute Jacht erworben habe.

Fräulein Edith, deren Häßlichkeit schärfere Linien bekommen hatte, tanzte vor Begeisterung. Sie war zu allem bereit — wollte so eine Art freiwilliger Schiffsjunge werden, und weder Sturm noch Gefahr sollten sie erschrecken. Papa wurde einfach nicht gefragt, damit es ihm nicht etwa beikäme, es zu verbieten. Auch Agathe klatschte in die Hände: Ja, ja! Das konnte sehr lustig werden.

„Was! Die gräßliche Natur! Das langweilige Meer! Plötzliche Geschmacksänderung?“ spottete Likowski.

„Ach! — Sie! So 'n rauher Kriegsmann versteht nichts von den Wandlungen einer Frauenseele.“

„Na, es freut mich immerhin. Natur — das ist doch wenigstens kein schlechter Geschmack!“

„Das sagt er mir! Als hätte ich je solchen“, rief Agathe empört.

Likowski lehnte für seine Person ab, an den Fahrten teilzunehmen, und sagte auch gleich — weil er wußte, er half damit dem Kameraden — daß es Marning wohl ebenso ergehe. Denn wie lagen die Dinge? Sie lagen so, daß es noch in diesem Sommer zu etwas kommen werde! Sein Vetter, der Kapitänleutnant, war der gleichen Ansicht. Vor dem Herbst! Denn im Spätherbst lassen sich die Engländer auf nichts mehr ein. Wir sind ihnen mit unsern Torpedobooten überlegen, und deren erfolgreichstes Feld ist: Dunkle Herbstnächte. Das wissen sie da überm Kanal. — Nein, in solchen Zeiten und wo alle Nerven vor gespannter Erwartung bebten, da hatte er keinen Sinn für Sport.

„Ach Unsinn, es geht nicht los“, sagte Edith, zog höchst vertraulich Wynfried am Arm etwas beiseite und flüsterte: „Laden Sie nicht Hornmark ein, lieber Lohmann — nein — nicht? Ich will auch schrecklich nett gegen Sie sein — aber lassen Sie Hornmark weg. — Ich bin so bange, daß er anhält. — Das wär zu peinlich — wo man sich hier doch immer gegenseitig auf der Pelle sitzt. — Er will ja nicht begreifen, das war doch bloß so'n Backfischstadium.“

Alle hörten es.

„Nee,“ sprach Likowski, „keine Bange nich, Fräulein Edith. — Hornmark hat mir noch gestern gesagt, er heiratet bloß, wenn er 'ne sehr gediegne weibliche, schöne Frau kriegt.“

„Na,“ lachte Edith, „also gerade so'n Mädchen, wie ich bin.“ . . .

Und alle lachten mit.

Klara hatte ein Gefühl: Wie tut das wohl — all diese Banalitäten — es schien so zu beweisen, daß nichts aus den Fugen sei. — Und sie sagte, daß sie gelegentlich auch mitsegeln werde, in der Regel freilich sei sie durch ihr Kind und ihren Schwiegervater gebunden. — Und sie horchte dem Klang ihrer Stimme nach, und er war ihr wie ein fremder Ton.

Sie fühlte: Das große, sprechende Auge sah an ihr vorbei. — Und sie hätte nicht gewagt, seinen Blick zu suchen.

Welche qualvolle Unerklärlichkeit — was stand denn zwischen ihr und ihm? Sprach sie nicht oft heiteren Gemüts mit ihrem Schwiegervater von diesem Mann — gerade ihn vor allen preisend und glücklich dem Lob horchend, das der alte Herr für ihn hatte?

Und wenn sie dann mit ihm zusammen war, brannte in ihrer Brust diese nervöse Angst? Der Entschluß wallte in ihr auf: Ihn nicht mehr zu sehen.

Und ihr war, als müsse sie schon jetzt auf der Stelle fliehen. . . .

Sie sprach etwas undeutlich davon, daß es die Zeit sei, wo sie dem Schwiegervater gute Nacht sagen müsse . . . er zog sich ja immer früh zurück. . . . Sie lief, als peitsche sie wer, und kam atemlos im Haus an und fuhr hinauf.

Der alte Herr war still. Nicht müde — aber als sei er satt vom Tag. — Er mochte gern noch einsam bedenken, wie reich er nun geworden.

Da kam die junge Frau. . . .

„Kind,“ schalt er, „so außer Atem. . . . Und so elend siehst du aus — was ist denn das — ich dachte schon immer bei Tisch: Was hat denn Klara.“ . . .



Sie legte die Wange sacht auf seinen Scheitel und ihren Arm um seine Schulter.

„Es war wohl ein bißchen viel . . ." sagte sie leise, „ich hätte die Feier lieber im kleinen Kreis gehabt."

„Ich auch — aber das ist Wynfried. Man muß ihm zu Willen sein." . . .

„Oh ja — immer — immer", sprach Klara.

Ganz unbeweglich blieb sie so stehen, mit ihrem Kopf herabgeneigt auf das Haupt des Alten — lange — lange.

Wie tat das wohl — gab solchen Frieden. — —

An diesem Abend verlobte sich das älteste Fräulein Thürauf doch noch mit Herrn v. Brelow. Er bat den Generaldirektor und seine Gattin um ein Gespräch. Und auf einem etwas melancholisch von einer Traueresche überhangenen Sitzplatz, im nüchternen Schatten wurde die Angelegenheit verhandelt. Der Freier in seiner schönen, aristokratischen Erscheinung, mit den schon angegrauten Schläfen und dem sorgenvollen Ausdruck, sprach: „Ihre Luise, meine gnädige Frau, und ich, wir haben uns lieb. Ich weiß, daß Luise auf keine Mitgift zu rechnen hat. Sie sprachen es oft aus, Herr Generaldirektor, und auch Luise hat es mir so ausdrücklich bestätigt, daß wir von vornherein wissen: Wir müssen mit dem bescheidenen Los zufrieden sein, das ich ihr bieten kann. Und da Ihre Tochter in ihrer prachtvollen Charakterfestigkeit und anspruchslosen Art mir gesagt hat, sie könne ohne Luxus leben und bewerte eine herzlich friedliche Ehe höher als Glanz, so hoffe ich, daß Sie, Herr Generaldirektor, und Sie, gnädige Frau, uns Ihre Einwilligung nicht vorenthalten werden."

Die wunderhübsche Frau drückte sogleich gerührt mit der Linken ihr Spitzentüchlein gegen die Augen, während sie mit ausdrucksvoller Geste ihre Rechte Herrn v. Brelow entgegenstreckte, die er verehrungsvoll küßte.

Der Generaldirektor besah seine Hände, schien zwei Sekunden nachzudenken, schlug plötzlich die kühlen Augen auf und hatte ein leises, ironisches Lächeln.

„Darf ich als Vater ein wenig präzisere Angaben über dies bescheidene Los erbitten?"

Herr v. Brelow errötete. Er war aus stolzem Haus. Sein Vater hatte es herabgewirtschaftet. Dies war kein kleiner Augenblick für ihn. Als Mann von Herz und Ritterlichkeit hätte er lieber erklärt: „Ich biete Ihrer Tochter eine große Stellung", und er mußte sagen: „Der junge Graf Prank ist erst 23 Jahre alt, von robuster Gesundheit, unheilbarer Idiot. Das wissen Sie. Ich darf hinzusetzen: Vormünder und Agnaten sind mit meiner Administration so zufrieden, daß ich meine Stellung als lebenslängliche ansehen darf. Sie wissen auch, daß Schloß Prankenhorst verschlossen dasteht, und daß ich das Kavalierhaus als Wohnung habe. Es ist geräumig und würde, völlig eingerichtet, einer Familie eine durchaus standesgemäße Häuslichkeit bieten. Ich habe frei: ein Reitpferd und zwei Wagenpferde. Ferner alle Erträgnisse des sehr großen Gemüsegartens und für die Hauswirtschaft ein natürlich abgegrenztes Quantum von allem, was der Stall, die Meierei und die Scholle tragen und die Jagd bringt. Was ich dazu an barem Gehalt habe, ist freilich so bescheiden, daß ich die Ziffer vor einem Mann, wie Sie es sind, nicht aussprechen mag. Aber Luise kennt sie und meint, wir würden uns durchaus damit einrichten — sie will gern sparen."

Das ironische Lächeln auf dem klugen Gesicht des Zuhörers war noch deutlicher geworden. Aber es war nicht von jener Art Ironie, die verletzt. — Frau Thürauf kannte dies Lächeln. — Und es weckte auf ihrem Gesicht den Reflex strahlender Vorfreude. . . .

„Sie sind Idealist, Herr v. Brelow", begann er. „Aber glauben Sie nicht, daß wir Männer der Großindustrie und der Naturwissenschaft dafür kein Verständnis hätten. — Wir brauchen selbst einen starken Posten Idealismus — ohne den kann kein Sterblicher schaffen. — Aber immerhin. — An Ihrer Stelle würde ich doch eine große Mitgift, eine wohlhabende Heirat gesucht haben. — Natürlich, ich bin kein armer Mann — aber Luise hat zu viel Herz und Sie — taxiere ich — zu viel Vornehmheit, um auf eine Erbschaft zu rechnen, die noch zwanzig Jahre und länger ausbleiben kann."

„Ich sagte schon: Wir haben uns lieb, Luise und ich", antwortete Brelow kurz — ja schroff.

„Also denn ja — und von ganzem Herzen. — Und ich sehe: Meine Frau brauche ich nicht zu fragen, ob sie auch einverstanden ist!"

Er stand auf. Denn er sah zwischen dem Gebüsch, das den Weg zu diesem tristen Winkel geleitete, die Gestalt seiner Ältesten herankommen. Brelow erhob sich auf der Stelle auch.

„Da kommt Luise. — Und noch was — Herr v. Brelow — halten Sie mich nicht für 'n Schauspieler oder Poseur — meine Frau und ich waren eins darin: Die Kinder bescheiden erziehen! — Zu große Gewohnheiten haben noch keinen Menschen das Leben erleichtert. — Und die Gefahr lag zu nah, daß mal Mitgiftjäger sich ranmachen könnten. Meine Mädels taugen was! Das darf ich sagen! Sie sollen aus L i e b e geheiratet werden. — Nicht als Eisenprinzessinnen auf 'n Hochzeitsmarkt kommen. — Na! — und ich seh Sie ja nun — Sie und Luise — Sie wollen zufrieden sein mit den Früchten des Feldes. . . . Schön, sehr schön! — Aber ich möchte denn doch, daß es die Früchte der e i g e n e n Felder meines Schwiegersohnes wären. — Ich denke, wir lassen mal durch 'n geschickten Mittelsmann anklopfen, ob der Herr Kommerzienrat Silberberg, der jetzt Ihr Stammgut hat, mit sich reden läßt." . . .

Da war auch schon Luise und hing an ihres Vaters Hals, und Brelow stand bleich vor freudigem Schreck.

„Bitte, bitte," wehrte der Generaldirektor lächelnd ab, „es ist keine Mitgift! — Ich bin und bleibe ein Mann von Wort — schon allein, um dem dicken Pankow nicht den Triumph zu gönnen — durchaus: keine Mitgift! — bloß Hochzeitsgeschenk."

Aber als nachher das Brautpaar etwas steif und, von der neuen Lage innerlich sehr glücklich bedrängt, aber äußerlich verlegen, die Glückwünsche der Gesellschaft empfing, hatte Herr v. Pankow doch sein Pläsier.

Er stieß mit dem Zeigefinger mehrere Löcher in die Luft, in der Richtung auf des Generaldirektors Weste zu, und lachte: „Was diese Eisenbarone kokett sind! Ich wollte unserm Freund Thürauf schon 'n Platz im Pankower



Männerarmenhaus reservieren.... Na, und nu hat es sich doch so zusammengeläppert, daß Fräulein Luise 'n kleines Rittergut zur Hochzeit kriegt. — Hören Se mal, Thürauf: Nehmen Se mir Pankow ab, und geben Se mir Ihren Posten."

Und still bei sich dachte der dicke, joviale Mann: Breslow hat's natürlich gewußt, daß es Schwindel war mit dem Gerede von keiner Mitgift und so. —

Klara umarmte die vor Glück ganz unsichere Braut und dachte immerfort: Sie lieben sich — sie lieben sich!

Welch ein Wunder, daß zwei aus Liebe sich zusammenfinden durften.

Von nun an sah man jeden Nachmittag die weiße Jacht mit den gelbbleichen Seidensegeln und der flinken Mannschaften in den krebsroten Jacken die Trave hinabkreuzen, durch Wiek, an Travemünde vorbei, hinaus in die freie Bucht, wo am Horizont sich Himmel und Meer trafen. Bei Flaute schleppte das Motorboot seinen koketten Bojennachbar weit hinaus.

Der Geheimrat sah es mit Staunen, daß der Juniorchef Wynfried Severin Lohmann jeden Nachmittag die Zeit dazu hatte. . . . Und er sah auch, daß sein Sohn in der frischen Seeluft, dem köstlichen Sport geradezu in erneuter Mannesschönheit aufblühte.

Er sprach mit Thürauf. Und der Generaldirektor gestand, daß Wynfried mit einer genialen Leichtigkeit und Raschheit arbeite, die denn doch das väterliche Erbe sei. — Ja, es gehe ihm alles noch flotter von der Hand — als schüttle er es nur so aus dem Ärmel. — Bei Beratungen traf er rasch den Kern der Dinge, auf die es ankam.

Was konnte sein Vaterherz mehr erfreuen! Und dennoch — ihm schien, als halte Thürauf irgend etwas zurück — das war sonst nicht seine Art.

Er sprach auch mit Wynfried selbst.

Der lachte.

„Vater, du bist doch kein Programmensch. Auch die Art des Arbeitens ist was Individuelles. Weißt du, mir hat immer der große Gelehrte imponiert — Robert Koch soll's gewesen sein — der sich sein Leben so einteilte: Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Vergnügen. Kann man seine vierundzwanzig Stunden klüger einteilen?"

„Gewiß nicht", gab der Geheimrat zu und ermahnte sich in Gedanken, gerecht zu bleiben!

Weil sein eigenes Leben das eines Stiers im Joch gewesen war, brauchte seines Sohnes Dasein nicht ein ebenso brutales, unaufhörliches Ringen mit der Arbeit zu sein. Und sein Sohn hatte ja auch eine liebe, holde Frau — ein Glück in der Ehe — das hatte er doch?

Dem alten Mann war seit einiger Zeit der Ausdruck in den strengen Zügen dieser jungen Frau so rätselhaft.

Was am Tauftag ihm zuerst so bänglich aufgefallen, dieser Zug von Abspannung, der fast nach verborgenem Leid aussah, der schien so tief eingezeichnet, daß er nie mehr wich.

So sieht das Glück nicht aus. . . .

Er nahm sich zusammen, hörte zu, was sein Sohn in fröhlich flottem Ton weitersprach.

„Ich kann wohl sagen — es macht Spaß, wenn man da so auf dem Werk sich abhetzt — rasche Entschlüsse fassen muß — das prickelt — Spannung und Wagnis sind dabei. — Gerade wie beim Segeln — man sieht die Bö kommen — es heißt umlegen — ja, da kommt es auf die Sekunde an. — Geistesgegenwart ist alles. In den Fingerspitzen muß man's haben, wann das Tau locker zu geben ist — und hart an der Gefahr des Kenterns vorbei — dann hat man so recht ein Gefühl von Lebensfülle."

Plötzlich wußte der Geheimrat, was Thürauf in seinen Äußerungen nicht mitvorgebracht hatte. . .

Das S p o r t g e f ü h l, mit dem Wynfried der Arbeit gegenüberstand! . . . Sie war ihm keine heilige Sache. War nebensächlich.

„Nun," sagte er, vorsichtig die Worte suchend, „es ist doch wohl ein Unterschied. Arbeit ist kein Sport."

„Ich meine doch beinah — wenigstens für uns, die wir es eigentlich nicht nötig haben."

„Eines Sports kann man überdrüssig werden. Der großen Aufgabe nicht." . . .

„Keine Angst, Vater," sagte er leichthin, „ich hoffe doch, sie bleibt mir immer interessant. Nur — ich will daneben noch was vom Leben haben."

„Ich bin der letzte, dir das zu mißgönnen", versicherte der Vater.

Wynfried streichelte Klara das Haar.

Und in einem jähen Gefühl fand der alte Herr: auch nebensächlich. . . .

„Ja, das Interesse an Severin Lohmann hat meine famose, großartige Frau in mir geweckt."

Klara lächelte freundlich. . . .

Im Ohr des alten Herrn weckte dies Lob einen Nachhall. . . . Hatte er es nicht schon oft und oft gehört? Immer dies Rühmen der „famosen, großartigen" Frau? Hatte seines Sohnes Empfindung keine Auswahl an Worten?

Fort — fort — Gespenster — Grübeleien — fort. . . .

Klara war sacht hinausgegangen und kam nun mit dem Kind zurück.

„Na, du kleines Kerlchen", sagte Wynfried und sah sich aus Gefälligkeit gegen Klara das Kind an. — Es entwickelte sich so kräftig, es war so wundervoll gepflegt, daß man sich daran freuen mußte. Und es gewährte Wynfried auch Genugtuung, daß alle Menschen, die es sahen, es bewunderten.

Der alte Mann fuhr beinah zusammen — da war wieder ein Nachhall — aber er kam von weit her — aus Zeitfernen.

War das nicht eben die Stimme oder doch der Tonfall seiner Frau gewesen? Sagte sie nicht gerade so: „Na, du kleines Kerlchen", wenn die Wärterin ihr einmal den kleinen Wynfried zeigte?

O dieser Tonfall — durch den alles förmlich zur oberflächlichsten Nichtigkeit zu werden schien — in dem kein Klang von tiefem Gefühl mitschwang.

In seinem Gemüt gärten die neu erwachenden Sorgen so schwer, daß er sie nicht vor seinem Kind verhehlen konnte. „Sein Kind", das war ja die junge Frau.



Es war gegen Abend, und er saß schon wieder oben in seinem mächtigen Stuhl, als er sagte: „Ich muß dich fragen.“ . . .

Klara kniete sogleich neben ihn hin — denn das war ja die Stellung, in der sie ihm am besten in die Augen und zu ihm emporsehen konnte. Er legte seine schwere Hand auf ihr Haar, und seine Augen blitzten sie an.

„Hast du Kummer?“

„Nein, Vater.“

„Du bist verändert.“

Sie erblaßte.

„Wie sollte ich es sein!“

„Hast du über Wynfried zu klagen?“

„Nicht. Gar nicht. Er ist immer sehr herzlich und rücksichtsvoll.“

Er wollte weiter fragen: Bist du glücklich? Er wagte es nicht.

Er hörte die beruhigenden Antworten. Aber er hatte auch gesehen, wie sie erblaßte.

Und was unbestimmt in seinem Gemüt gärte, verdichtete sich zu dem Angstgefühl, daß seinem Haus Unheil nahe.

„Klara,“ sagte er, „hab Geduld mit ihm.“

„Das brauch ich ja gar nicht. Ich habe ja über nichts zu klagen“, sprach sie matt.

„Aber wenn . . . ja.“ . . .

Da raffte sie sich auf.

„Vater!“ sprach sie fest, „was ich vor Gott geschworen habe, halt ich! Sonst wär ich nicht wert, dein Kind zu sein.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Kraft der Vergangenheit.

Von Felix Freiherrn von Stenglin.

An der Woge der Begeisterung und Erhebung, die uns alle in dieser großen, schweren Zeit trägt, hat die Vergangenheit einen wesentlichen Anteil — die sooft bespöttelte Vergangenheit, über die gar mancher Hochmoderne sich weit erhaben dünkte. Im vorigen Jahr feierten wir 1813. Noch klingt es in uns nach, was durch die Erinnerungsfeiern und die neubelebten Berichte aus jenen Tagen in uns wieder aufgestiegen war. Mochte es auch manchem etwas zu viel werden, es hat doch seinen unschätzbaren Wert gehabt. Wie da im Befreiungskampf alle für die gemeinsame Sache, für Vaterland und Deutschtum sich einsetzten, das erfüllte in der Erinerung viele unter uns, besonders auch die Jugend, mit Schauern der Begeisterung. Die Namen Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stein, Arndt, Fichte weckten alte Kraft und Größe. Diese Ströme des Gedenkens an Opferbereitschaft und Todesmut sind in die heutige Zeit übergegangen. Und 1870 steigt vor uns auf, da derselbe Feind uns zum Kampf reizte wie heute, der Feind, der uns durch vierzig Jahre hindurch keine rechte Ruhe ließ, weil wir als Sieger ihm altes deutsches Land zur Sicherung unserer Grenze abnahmen. Wir erinnern uns des alten Heldenkönigs, des Dreigestirns Bismarck, Moltke, Roon. Acht Enkel Roons sind jetzt in den Kampf gezogen. Ihr Kranz am Denkmal des Großvaters beweist, wie sein Werk in ihnen fortlebt. Ereignisse aus jener Zeit werden veröffentlicht, wir betrachten uns wieder einmal die Bilder der Heerführer von damals. Wir erinnern uns der in jenem Krieg neugewonnenen Einheit, erinnern uns der Helden aus allen deutschen Gauen, die für die vaterländischen Ideale von Geschlechtern starben. Das kann nicht vergehen.

Doch auch ältere Zeiten als die des vergangenen Jahrhunderts tragen für uns ihren Segen in sich. Oft ist gerade jetzt darauf hingewiesen worden, daß der große Friedrich sich gegen eine Welt zu verteidigen hatte. Die Musikkapellen spielen neben dem Pariser Einzugsmarsch den Torgauer und Hohenfriedberger. Die Worte des großen Königs hallen in uns nach: „Ich werde gegen alle Regeln der Kriegskunst den dreimal stärkeren Feind angreifen, wo ich ihn finde.“ Das ist der Geist der „Königin Luise“, der „Goeben“ und „Augsburg“. — „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt! An den Feind! Hurra!“ so schreibt ein junger Krieger nach Hause. Man führt in diesen Tagen die „Hermannsschlacht“ und „Prinz Friedrich von Homburg“ in den Theatern auf. Die Gestalten des Germanenfürsten, der das Heer des Weltreichs besiegte, und des Brandenburger Kurfürsten, der einst am Rhein sprach: „Aus unseren Gebeinen wird uns der Rächer erstehen“ — grüßen aus der Vergangenheit.

Unsere Geschichte ist reich an markigen Gestalten, die Treue bis zum Tod hielten. Herrliche Frauen waren die Mütter von Heldengeschlechtern. Doch nicht nur in der Erinnerung an Kriegshelden und Kriegszeiten liegt die Kraft unserer Vergangenheit. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“ sagt unser Schiller. Und auch das andere Wort stammt von ihm: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!“ Unsere gemeinsame deutsche Kultur, die zu nicht geringem Teil auf Schiller und Goethe, auf Mozart und Beethoven beruht, nicht minder aber auf unseren großen Gelehrten, kühnen Baumeistern, wagemutigen Kaufleuten, tüchtigen Arbeitern — auch sie trägt uns in diesen Tagen. Unsere alten Überlieferungen von Fleiß, Treue und Standhaftigkeit stehen uns dabei zur Seite. Mögen wir in manchem von schönen und großen Überlieferungen abgewichen sein, wir erkennen sie als den idealen Grundzug unseres Wesens an. Wir schöpfen wie aus einem unerschöpflichen Born aus dieser Vergangenheit, wir richten uns auf an diesen Vorbildern. Mögen noch so viele Fremde Erbauung in Bayreuth suchen — zu uns sprechen sie doch anders, diese Riesengestalten der germanischen Urwelt, die ein Wagner uns in einer neuen Kunst lebendig machte, in einer neuen Kunst, die doch aufs tiefste in uns, den Nachkommen der Alten, wurzelt.

Aber nicht nur Menschen wirken in uns nach. Heute kann man wirklich sagen, daß die Steine reden. Unsere Dome, unsere Schlösser, unsere Rathäuser, unsere Denkmäler auf dem Niederwald, auf dem Teutoburger Wald, dem Kyffhäuser, in dem der alte Barbarossa einst auf die Wiederkehr von des Reiches Herrlichkeit wartete,

das grandiose Denkmal der Völkerschlacht bei Leipzig, des Bismarck in Hamburg und viele andere Zeugen großer Zeiten und Taten — sie kommen jetzt mehr als je zu ihrem Recht. Und unsere Lieder führen uns in die Schlacht. Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott" läßt die Herzen erschauern, zu stürmischer Begeisterung reißt uns „Die Wacht am Rhein" hin, der Sang von 1840 und 1870; „Deutschland, Deutschland über alles — Deutsche Frauen, deutsche Treue" — es ist uns Stolz und Mahnung. Sanfter klingt uns „O Straßburg, du wunderschöne Stadt" ins Herz; heut gilt es, Straßburg und die ganze deutsche Westmark aufs neue zu verteidigen und für immer zu gewinnen. Wir alle aber kennen und lieben das Uhlandsche Gedicht von jenem schwäbischen Fürsten, der sein Haupt getrost „jedem Untertan in den Schoß" legen konnte; klingt es nicht auch davon nach in diesen großen Tagen, da unsere Fürsten mit dem einfachen Krieger gemeinsam vor den Feind ziehen? Ja das ist der Segen, der aus der Vergangenheit in uns nachwirkt, uns erhebt und trägt. Und mich dünkt: das, was die letzten Jahrzehnte fürs arbeitende Volk erstrebten durch die sozialen Gesetze, die Krankheit und Siechtum mildern — es war, mag man's nun klar erkennen und zugeben oder nicht, nicht ohne Einfluß auf den erhebenden Zusammenschluß des ganzen deutschen Volkes in allen Schichten, wie wir ihn jetzt erleben durften.

Mögen wir in den schweren Prüfungen der Gegenwart durch unser ganzes Verhalten neue Werte schaffen, die auch einst auf unsere Nachkommen als „Kraft der Vergangenheit" nachwirken und ihnen Segen bringen, wie uns die Altvordern! Sie alle sind lebendig geworden und stehen als Wehr und Waffe neben uns, ein unzähliges Heer, unser bester Verbündeter!

Die Berliner Feldpostsammelstelle.

Vom Geheimen Postrat Grosse. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen der „Woche".

In Friedenzeiten besteht die Haupttätigkeit der Post darin, die ihr anvertrauten Sendungen nach dem in der Aufschrift vom Absender bezeichneten Bestimmungsort zu befördern. Im Kriege tritt an die Post außerdem die — ungemein schwierige — Aufgabe heran, bei allen Sendungen an die im Felde befindlichen Truppen zunächst den Bestimmungsort jeder einzelnen Sendung zu ermitteln und diese Feldpostsendungen dann dem Empfänger in Feindesland zuzuführen. Um dies zu ermöglichen, sind im Reich bei Eintritt der Mobilmachung besondere große Postbetriebstellen, sogenannte Postsammelstellen, eingerichtet worden, denen die heimatlichen Postanstalten die aufgelieferten mobilen Feldpostsendungen sogleich zuführen, und die ihrerseits alle Unterlagen darüber erhalten, für welche mobilen Militärbehörden und mobilen Truppenteile die einzelnen Feldpostanstalten den Postdienst wahrnehmen. Damit sind die in Deutschland vorhandenen 42000 Postanstalten ein für allemal jedes Zweifels über die Leitung aller dieser Sendungen enthoben. Die Postsammelstellen nehmen die bei ihnen verarbeiteten Feldpostbriefsendungen in besondere Briefkartenschlüsse (Briefsäcke) auf, die täglich mehrmals an dazu bestimmte, nahe der Grenze gelegene Reichspostanstalten („Leitpunkte") weitergesandt werden, um auf den hier entspringenden Etappenstraßen durch Organe der Feldpost den Feldpostanstalten zugeführt zu werden, für die sie bestimmt sind. Die Postsammelstellen stehen dergestalt mit allen Feldpostanstalten des Feldheeres in dauernder Verbindung. Jede Postsammelstelle hat ihr abgegrenztes Zufuhrgebiet. So bearbeitet die Berliner Postsammelstelle die in den Oberpostdirektionsbezirken Berlin, Potsdam, Frankfurt (Oder), Liegnitz und Stettin aufgelieferten Feldpostsendungen. Weitere Postsammelstellen befinden sich in Breslau, Bromberg, Kassel, Köln, Danzig, Dortmund, Frankfurt (Main), Hamburg, Karlsruhe (Baden), Leipzig, Straßburg (Els.), ferner in Landau (Pfalz), München und Würzburg sowie in Stuttgart.

Ein Besuch der Berliner Postsammelstelle, die in der Luckenwalder Straße in einem stattlichen Gebäude des Postverladebahnhofs am Gleisdreieck untergebracht ist (Abb. 1), gewährt ein lehrreiches Bild. Wir sehen, wie zunächst die ankommenden, durchweg umfangreichen Briefsäcke — es sind täglich deren gegen 1000 — in der sogenannten Ausschüttestelle geöffnet und entleert werden. Hierbei werden die Feldpostsendungen nach drei großen Gruppen getrennt: nach einfachen portofreien, also bis 50 Gramm schweren Feldpostbriefen und den Feldpostkarten, zweitens nach den schwereren Zeitungsbriefen (postalisch „Langholz" genannt), drittens nach den bis 250 Gramm schweren Kartonbriefen, Schachteln und anderen Sackstücken. Die Sendungen gelangen hierauf zu den sogenannten Grobsortierstellen (Abb. 2), wo sie der allgemeinen Armee-Einteilung entsprechend nach Hauptgruppen sortiert werden, also nach Sendungen an das Große Hauptquartier, an die Garde, an Jäger- und Schützenbataillone, an Linien-Infanterieregimenter, an Linien-Feld- und -Fußartillerie, Linienkavallerie, Ersatzformationen, Verkehrstruppen, Eisenbahnformationen und Munitionskolonnen, ferner an alle Stäbe vom Brigadestab aufwärts, an bayrische Truppen, an die Etappeninspektionen der Armeen und an die Sanitätstruppen.

Manche von diesen Haupttruppen des Grobsortiergeschäfts gliedert sich außerdem noch in eine mehr oder weniger große Zahl von Unterabteilungen, so beispielsweise die Gruppe Linienkavallerie in Dragoner, Ulanen, Husaren, Jäger zu Pferde, Schwere Reiter- und Karabinierregimenter. Besonders zahlreich sind die Unterabteilungen der Gruppe „Verkehrstruppen". Hier haben die Beamten allein schon beim Grobsortieren zu unterscheiden: Linien-Pionierregimenter, Linientrain und Etappentrain, Telegraphenbataillone, Telegraphenabteilungen für die Armeen und für die Armeekorps, Etappentelegraphen, Maschinengewehrabteilungen, Luftschiffer-, Flieger-, Funkerformationen, selbständige Radfahrerkompagnien, Fernsprechabteilungen, Fuhrpark-, Magazinfuhrpark-, Etappenfuhrparkkolonnen, Brückentrain, Kraftwagenformationen, Pferdedepots, Feldbäckerei-, Etappenbäckerei-, Proviantkolonnen und Fleischtransportformationen. Sind die Briefsendungen nach





1. Abgang eines Feldpostversands.

diesen allgemeinen Gesichtspunkten grob sortiert, so gelangen sie in die Feinsortierstellen, wo sie nach den einzelnen Regimentern getrennt, dann in Offiziers- und in Mannschaftsbriefe geschieden und hierauf dann die Mannschaftsbriefe noch weiter nach Bataillonen, Batterien, Eskadrons und Kolonnen getrennt werden. Diese Arbeit des Feinsortiergeschäfts erfordert bei der Berliner Postsammelstelle allein über 200 Beamte, das ist der vierte Teil des derzeitigen Gesamtpersonals dieses Amtes, das seinen Betrieb, nebenbei bemerkt, Anfang August mit 20 Kräften begann. Die feinsortierten und hierauf abgebundenen Sendungen nehmen, bevor sie bei der Versackungstelle (Abb. 5) in die abgehenden Beutel kommen — wobei allein 80 Beamte mitwirken — von den Feinsortierstellen ihren Weg zur Bundebeschreibstelle (Abb. 3). Hier wird für jedes der Tausende von Briefpostbunden und der vielen Tausende von Kartonbriefen auf Grund des Feldpostleitmaterials, der sogenannten Feldpostübersicht, die zuständige Feldpostanstalt ermittelt. Dabei ist immer vorausgesetzt, daß die Aufschrift auf den Sendungen an sich vollständig ist, daß sie also außer dem Namen und der



2. Blick in die Grobsortierstelle.

Dienststellung des Empfängers auch die genaue Bezeichnung seines Truppenteils nach Armeekorps, Division, Regiment, Bataillon und Kompagnie enthält, und daß dabei auch noch genau zum Ausdruck gebracht ist, ob es sich um einen Linien- oder einen Reserve-, Ersatz-, Landwehr- bzw. Landsturmtruppenteil handelt. Leider lassen die Aufschriften der Feldpostbriefsendungen in dieser Hinsicht noch sehr zu wünschen übrig, so daß den Postsammelstellen hieraus viele zeitraubende Mehrarbeit erwächst. Besonders fällt dies bei den Kartonbriefen ins Gewicht. Hier sind noch immer **zwei Drittel aller Sendungen von den Auflieferern mangelhaft beschriftet.** Außerdem sind bei diesen Sendungen die angewandten Verpackungsmittel vielfach höchst unzulänglich, so daß die Sendungen nicht nur selbst beschädigt, sondern auch andere Feldpostsendungen dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden. Um welche Mengen mangelhaft verpackter Feldpostbriefe mit Wareninhalt es sich dabei handelt, kann ziffernmäßig auf Grund einer Zählung belegt werden, die die Berliner Sammelstelle kürzlich vorgenommen hat, und die zugleich einen Begriff von dem Umfang des Verkehrs liefert, der sich bei ihr tagtäglich und dabei **glatt, also ohne daß Reste bleiben, abwickelt.** Danach

3. Bundebeschreibstelle. Oben: 4. Abgehende Tagespost für die Armee des Kronprinzen.





5. Versackungsstelle.

sind bei diesem einen Amt an einem Tag mit normalem Verkehr 363700 Feldpostbriefsendungen zugegangen und bearbeitet worden, die in über 900 umfangreichen Briefsäcken an die Feldpostanstalten weitergesandt wurden. Von diesen Briefsendungen bestanden 265000 in gewöhnlichen Feldpostbriefen und Feldpostkarten, 27600 in schweren Zeitungsbriefen (Langholz) und 71100 in Karton- und anderen Briefen mit Wareninhalt. Nicht weniger als 2100 dieser Kartonbriefe gingen dabei schon bei der Postsammelstelle beschädigt ein und mußten an die Aufgabepostanstalten wieder zurückgesandt werden, da es der Postsammelstelle unmöglich ist, Sendungen in dieser Zahl täglich neu zu verpacken und zu adressieren. Es darf daher, wie schon wiederholt in der Presse von zuständiger Seite, so auch hier wieder das dringende Ersuchen an das Publikum — im eigenen Interesse der Absender wie in dem der Empfänger — gerichtet werden, die Feldpostbriefe so dauerhaft und stark zu verpacken, daß der Inhalt vor Verlust und Beschädigung geschützt bleibt. Das gleiche gilt von der Bitte, die Feldpostsendungen nicht nur deutlich, sondern auch vollständig zu adressieren und zu dem Zweck nur die amtlich hergestellten Feldpostkarten und Briefumschläge oder die von der Privatindustrie gefertigten mit gleichem Vordruck zu verwenden.

Mobilmachung.

Skizze von Hans von Kahlenberg.

Das junge Ding rannte den Geheimrat beinah um in der Straße, einer unruhigen Straße des Westens. Heute war sie doppelt unruhig — selbst inmitten der aufgeregt flutenden Menge, zwischen Fuhrwerken, Schutzleuten, um Extrablätter geknäulten Menschen und schreienden Verkäufern bemerkte man die Kleine und ihre Eile. „Onkel Geheimrat! Onkel Geheimrat!“

Sie fiel fast gegen seine Schulter, das Hündchen war durch seinen Arm geschlüpft, eh er sie nur erkannt hatte, sie atmete hastig, das Gesichtchen glühte: „Ich glaube, der Schutzmann denkt, ich hätte gestohlen! Dir mußte ich's sagen! Ich hielt es nicht aus, wie ich dich von rückwärts erkannte — den grauen Rock“ —

... „Den krummen Rücken und den weißen Schopf.“

„Oh, der Rücken ist gar nicht krumm. Und der Schopf — na, ein bißchen silberblond — aber so dicht noch, ganz borstig! Nur — Onkel — heut abend — denk dir — eh er zu seinem Truppenteil abgeht — sein Regiment marschiert am siebenten Mobilmachungstag — Hans — Ilsens Bruder“ —

„Was ist mit Fräulein von Werneburgs Bruder?“ Der Geheimrat lächelte, er konnte sich ungefähr denken, was dem Oberleutnant Hans von Werneburg bevorstand.

„Kriegstrauung! Getraut werden wir, Hans und ich! Nicht mal Verlobte. Wir durften's ja nicht! Mutter wollte es nicht. Ilse ist so gut, sie opfert sich für uns. Und Mutter — die Kommerzienrätin, Hans und ich nennen sie immer die Kommerzienrätin — weil doch nun Krieg ist — die Begeisterung — Prinz Oskar — und Hans muß fort, er wird Heldentaten verrichten, er erobert Paris —. Im ersten Ansturm hat die Kom-

merzienrätin nachgegeben! Eine gute Vorbedeutung, was? Ilse hat so schön gesprochen! Ilse war ein Engel! Sogar von einer Jugendliebe von Mama hat sie gewußt. Der war vor Apia mit umgekommen. — Geh, Onkel, so freu dich doch! Gratuliere doch!"

„Ich gratuliere, und ich freue mich. — Wie lange kennst du Leutnant von Werneburg?"

„Das ist so eine rechte Vormunds-Onkelfrage! Laß mal sehen — Hans? Aber seit ewig! Vorigen Winter machte er bei uns doch Besuch. Und durch Ilse — ja, Hans war doch Ilses Baby, ihr Sohn!"

„Fräulein von Werneburg wird sehr einsam bleiben."

„Ilse ist einfach tipptopp! Famos, meine ich! Onkelchen, solchen Charakter wie Ilse haben keine drei Mädchen auf der Welt! Geh, das weißt du selbst!"

„Ich weiß es."

„Hundertmal hätte sie heiraten können, hat bei ihrem Buben, dem Hans, ausgehalten. Nun, er ist auch danach! Denke dir, so verliebt war er in die eigene Schwester, daß er überhaupt vor mir nie ein Mädchen angeguckt hat! Ilse sollte seine Exzellenzschwester werden, für ihn als kommandierenden General die Honneurs machen!"

„Ihr springt schnell!"

„Und ob! Erst die Kommerzienrätin im Sturm genommen — die Arme, von drei Seiten zugleich wie das Vaterland überrannt, hatte einen schlechten Stand. Nicht wie das Vaterland! Das hat eben Hans und seinesgleichen — lauter goldige, prächtige, lustige und todestreue Hänse! Millionen davon! Also die Kommerzienrätin war windelweich geworden, schwor, daß sie mich opfern müßte und wollte. ‚Opfer' nennt sie mich — ach, die Ärmste! Ilse predigte mit Menschen- und mit Engelzungen, Ilse stellt das Kommißvermögen. Nun, ein zweiter Sturm auf die Kommerzienrätin gilt dem Punkt! — Heut nachmittag Standesamt und Pfarrer um sechs. Unser alter Superintendent Gläsicke. — Du siehst in mir die feldmarschmäßig ausgerüstete Offiziersfrau, mobil und kriegsbereit wie Seiner Majestät Armee und Flotte! — In drei Tagen! Die andern Schnecken brauchen acht und zehn."

„Kind! Kind! Geschwindigkeit ist löblich. Aber die Ehe" —

„Ist eine höllenernste Sache, ein Würfelspiel, ein Wagnis, ein Hindernisrennen — eine Niete, was weiß ich! Wir denken eben nicht. Wir springen hinein. Wir sind drin. Wir und das Vaterland!"

Sie kniff seinen Arm, sie konnte nicht anders. „Und froh sind wir dabei! Wonnig ist's! So ohne Besinnen. Da, wie das losging mit Ultimatum und Rumor ringsum, dachte ich sofort: Hans! Hans dachte: Dot! Denke dir, er kennt den Namen Dot, Dorothea wäre viel zu lang zu denken gewesen. Vor dir siehst du heute abend um acht Uhr Frau Dorothea von Werneburg, geborene Korn — gnädige Frau, bitte! preußische Offiziersfrau, aktiv, Gatte im Feld, direkt vor Paris! Interessant, was?"

„Aber auch ernsthaft, Onkelchen — ganz tief drinne, dir will ich's gestehen, bin ich nämlich todernsthaft. Ich sah, daß Ilse geweint hat, ehe sie uns zusammengab. Auch die Kommerzienrätin tupfte — das hat nicht viel zu sagen, bloße Wohlerzogenheit! Ich fürchte, sie wird mir hinterher noch viel Manieren beibringen. Aber Ilse —. Ihr seid so jung, sagte sie. Gerade weil wir jung sind, ist's schön und recht! Alldeutschland ist jung, mobil. Mobil ist ein lustiges Wort. Mobil! Ich sage, lustig ist's, stolz und froh! Am Sonnabend ist er fort, Onkelchen, dann hab ich meinen Freudenvorrat nötig. Und alle lieben Menschen brauche ich dann — dich — und Ilse."

„Wir werden nicht fehlen. Gottes Segen, Kind! Gott segne euch! Ihr tut recht."

„Ich wußte, daß du es sagen würdest! Auch Ilse sagte es: Ihr tut recht. — Onkelchen, wie lange müssen die Menschen unrecht und nichts Rechtes getan haben, daß sie auf einmal alle so wissen und so klar sehen. Marsch! Drauf! Los! Dran! Heut hört man nichts anderes. — Oh, es ist eine herrliche Zeit, ein wundervolles Erleben! Ich lebe. Ich hab ihn lieb! Wir heiraten heute! Heute — Ja, denke mal, was das sonst gemeint hätte! Auftritt mit der Kommerzienrätin jeden Tag, Tränen, Purren — ich wurde barmherzige Schwester, Hans läßt sich nach Afrika verschicken. — Ilse, gequält, sucht zu vermitteln. — Vom ersten Augenblick an war Ilse für uns! Versäumt nichts! Keinen Tag! Und seid glücklich! — Onkelchen, warum wohl Ilse eine alte Jungfer geworden ist? Sie hat so prächtige, vernünftige Ansichten, solchen Schneid! — Ich, wenn ich Verwundeter wäre, fiel nur gern in Ilses Hände — gute, starke und hilfreiche Frauenhände!"

„Das sind sie!" sagte der ältere Mann warm. „Gott segne sie in all ihrem Tun!"

„Du, Onkelchen," das junge Ding hüpfte unter seinen Arm, „ich bin so glücklich! So ohne Wenn und Aber, so bumssicher, tödlich-ernstlich glücklich! Glücklich für ein langes Leben, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte und das Glück nur diese drei Mobilmachungstage gedauert hätte! Ja, so glücklich, denke ich mir, ist der Soldat in der Schlacht, der weiß, daß es ein Sieg ist — und stirbt. War doch ein Sieger — ein Held! Für immer! Keine Enttäuschung, kein Rückzug und lahmer Friede hinterher. Im Siegesmoment. Das hoffen die alle, das ist vom Leben das Schönste. Ja, das Allerschönste!" —

Da stand er allein wieder. So schnell wie sie gekommen, war sie ihm weggeschlüpft, winkte noch und grüßte aus dem Getriebe, hatte tränenhelle Augen, und der junge, blühende Mund lachte.

„Glück!" Der grauhaarige Mann wiederholte das Wort leise und senkte dabei den Kopf, als ob er ein heiliges Wort spräche: „Das ist das Glück!"

Auf einmal fühlte er auch in seinen Adern den rascheren Schlag, etwas dehnte und zog an seinem Herzen, eine große Befreiung, ein drängendes Werben, das Wehen von herber, weiter Bergluft. Er war ja doch noch nicht alt, nur alt geworden, bequem und matt und mutlos.

Warum war man mutlos und bedachte heute das Morgen oder legte vor in das kommende Jahr, sorgte, rechnete, zweifelte?

Solch ein Zweifler, ein Unschlüssiger war er geworden. Durch die harte Jugend, die Tagesfron, den mühsälig langsamen Aufstieg wird man es. Ja, eine Enttäuschung, ein Schweres war hinzugekommen — der kaltherzig berechnete Verrat einer Frau, der er, der schwerblütige Zauderer, verschwenderisch und überrasch Hand und Herz geschenkt hatte. Jene war vor vollzogener Scheidung, auf seinen Namen noch, gestorben; empfindliche, so peinlich gewissenhafte Menschen leiden

schwer, weil nicht ihre Eitelkeit, vielleicht der innerste Mangel an gesundem Selbstbewußtsein, eine geheime Wundstelle getroffen wurde. Er hatte gelitten.

Und doch wußte er eine Frau, mit der er selbst von diesem heimlichsten Leid sprechen konnte. Ja, sie war verständig, war klar und treu — eine rechte Frau! Nichts weiter. Der Mann wußte plötzlich, wieviel das war.

Ilse Werneburg gab ihren Bruder, den Jungen, her. Ohne Zögern gab sie ihr Liebstes, den Lebensinhalt, an das Glück, das blutvoll junge Kind mit den lachenden Lippen und den Sternenaugen.

Sie blieb zurück, sie war nicht jung und war einsam wie er. Seine gute Freundin, die beste Freundin! — Freundin?

Durch die fiebernde, wogende, lachende, schreiende und gestikulierende Menge schritt der grauköpfige Mann mit jugendlich schwunghafter Bestimmtheit. Ganz geradeaus. Man grüßte ihn öfters, Leute schwenkten ihm Zettel mit Neuigkeiten entgegen — Rußland — Frankreich — England — England auch? Und alles hatte doch nur einen Atem, eine Seele. Er war ein seliges, geschobenes Teil davon, vom Ganzen, das ihn pfeilgerade und vorwärts schob. Immer vorwärts — gedankenlos, maschinenhaft sicher. Wie die Flutwelle trägt. Wie die Brandung.

Der Wille lebte; wie Eisentrunk trank er sich ein, straffte die Glieder und steifte den Nacken.

Der Geheimrat sah anders aus als sonst, als er bei Fräulein von Werneburg, bei der Freundin, eintrat. Er hatte plötzlich blaue Augen und die Hand eines Mannes, der fassen und halten kann.

Und Ilse Werneburg, die Schwester, durchlebte ihre schwache Stunde, nach der Ueberwindung, nach dem Sieg. Sie hatte geopfert und wollte nun nichts mehr sein als erbarmende Liebe für sie alle, für die ganze leidende und unselige Menschheit. Ja, den Fluch wollte sie versuchen zu wenden, mit ihren schwachen Händen segnen, wo gehaßt wurde!

Der Mann nahm diese segenbereite Hand — ihr grauer, müder Freund durch viele Jahre, der immer still, ein wenig überempfindlich und peinlich korrekt war.

„Ilse," sagte der Mann, und seine Stimme schwang vom Stahlklang draußen, von der großen Zuversicht und lebendigen Wärme, „Ilse, wir sind zwei Einsame jetzt! Wir haben uns lange gekannt, und immer habe ich bei Ihnen Frieden, Zuspruch und Heilung gesucht. Ich suche heut mehr. Ich suche einen Menschen für mich. Und ein Weib. Ein Weib, dem ich noch der Mann sein kann, Schutz und Kraft. Ilse, da draußen brauchen sie jetzt solche Männer. Ich brauche eine Gewißheit hier, meinen sicheren Hafen. — Nur noch Landsturm, Mädchen! Auch den ruft man auf. Sag mir ein gutes Wort, ein Abschiedswort und ein Trostwort! Ich war ein Träumer geworden, ein Unentschlossener und ein Krüppel. Heut wurde ich wehrhaft. — Sagst du noch ja?"

Und die Braut, deren Scheitel licht zu werden anfing, legte die Hand in die seine. „Für den Landsturm, ja, für die Verteidigung und für den Ernst! Ja, Ernst!"

Auf Posten.

Durch die laue Sommernacht
Ging ich still in Träumen,
Märchenheimlich flüstert es
In den alten Bäumen,
Märchenheimlich murmelt es
Aus dem kleinen Bache,
Und der Mond, mein alter Freund,
Hält getreulich Wache.

Da marschiert es sich so gut,
Fast vergehn die Sorgen,
Wie verweht ist Raum und Zeit,
Gestern, heut und morgen —
Wie verweht ist Glück und Leid
All der Erdentage,
Und zu milder Wehmut wird
Jedes Schmerzes Klage.

Horch! Da klingt's vom Lager her,
Erst verträumt und leise,
Aber dann mit Zaubermacht
Eine alte Weise . . .
Klingt ein Lied vom Heimatland
Aus den Jugendtagen,
Das mein junges, wildes Herz
Oft in Bann geschlagen.

Und es weckt in meiner Brust,
Was schon lang begraben,
All das Glück und all die Lust
Aus den fernen Tagen.
Heimat! Heimat! — Und mein Herz
Steht in hellen Flammen —
Was das Leben jäh zerstört,
Wieder ist's beisammen,
Und so manchen stummen Mund
Hör ich wieder sprechen . . .
Still! Sei stark, mein armes Herz,
Nicht vor Sehnsucht brechen!

Mutig weiter durch die Nacht —
Mond auf meinen Wegen —
Halt getreulich meine Wacht,
Fest die Hand am Degen.
Kameraden, schlaft getrost,
Ich halt für euch Wache! —
Märchenheimlich murmelt es
Aus dem kleinen Bache . . .

Paul Bliß.

Schluß des redaktionellen Teils.

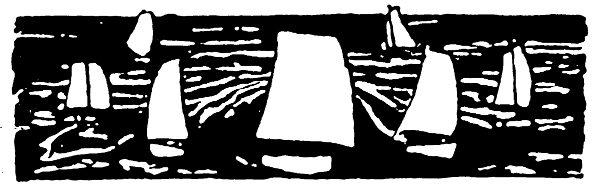


DIE·WOCHE

Nummer 41. Berlin, den 10. Oktober 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

30. September.

Das Große Hauptquartier meldet, daß auf dem westlichen Kriegschauplatz nördlich und südlich Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen seien. — In Elsaß-Lothringen wurde ein Angriff in den mittleren Vogesen zurückgewiesen. — Vor Antwerpen sind zwei der unter Feuer genommenen Forts zerstört.

Erzherzog Friedrich erläßt einen Armeebefehl, in dem es heißt: Die Situation ist für uns und für das verbündete deutsche Heer günstig. Die russische Offensive ist im Begriff, zusammenzubrechen.

Die britische Admiralität gibt bekannt, daß der deutsche Kreuzer „Emden" vier weitere englische Dampfer im Indischen Ozean vernichtet und ein Kohlenschiff weggenommen habe. Die Bemannungen werden auf einem fünften genommenen Schiff nach Colombo gesandt.

1. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß auf dem westlichen Kriegschauplatz die Höhen von Roye und Fresnoye, nordwestlich von Noyon, erobert wurden. Angriffe von Toul werden südöstlich von St.-Mihiel zurückgewiesen.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Emir von Afghanistan eine größere Streitmacht gegen die Stadt Peschawar, den Schlüssel Indiens, entsandt habe.

Der Bundesrat genehmigt den Entwurf einer Bekanntmachung betreffend Zahlungsverbot gegen England.

Die deutsche Postverwaltung eröffnet den belgischen Postverkehr. Offene Briefe werden von und nach Deutschland befördert.

2. Oktober.

Vom Großen Hauptquartier wird gemeldet, daß bei der Westarmee vom rechten Armeeflügel erneute Umfassungsversuche der Verbündeten abgewiesen wurden. In den Argonnen erringen unsere Truppen wesentliche Vorteile. Aus Toul hervorgegangene nächtliche Vorstöße werden mit großen Verlusten für die Angreifenden abgewehrt. — Vor Antwerpen wurden das Fort Wavre-St. Catherine und die Redoute Dorpweldt mit Zwischenwerken erstürmt. Termonde befindet sich in deutschem Besitz. — Auf dem östlichen Kriegschauplatz wird ein russischer Vormarsch über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki gemeldet.

3. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß im Angriff auf Antwerpen die weiteren Forts: Lierre, Waelhem, Königshooft und die Zwischenstellungen, in denen 30 Geschütze erobert werden, gefallen sind. Der Angriff wird gegen die innere Fortslinie und die Stadt gerichtet. — Bei Augustow wird der linke Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen, aus dem III. sibirischen und Teilen des XXII. Armeekorps bestehend, nach zweitägigem Kampf geschlagen.

Generalmajor v. Voigts-Rhetz wird mit Wahrnehmung der Geschäfte des Generalquartiermeisters beauftragt.

Das französische Marineministerium teilt mit, daß die deutschen Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" das kleine Kanonenboot „Zélée" im Hafen von Papeete auf Tahiti zerstört haben.

4. Oktober.

Zwei montenegrinische Brigaden unter General Vucowitsch und General Najewitsch, die ins östliche Bosnien eingedrungen waren, werden nach zweitägigen Kämpfen vollkommen geschlagen und nach Foca zurückgedrängt.

Die britische Admiralität zeigt an, daß sie ein System von Minenfeldern ausgelegt hat, so daß es von jetzt an für Schiffe gefährlich ist, das Gebiet zwischen 51. Grad 15 Minuten und 51. Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwischen 1 Grad 35 Minuten und 3 Grad östlicher Länge zu durchfahren. Die weitere Mitteilung der britischen Admiralität, die südliche Grenze der deutschen Minenfelder läge auf 52 Grad nördlicher Breite, wird von zuständiger deutscher Stelle als falsch bezeichnet. Deutsche Minen liegen nur an der englischen Küste.

Der deutsche kleine Kreuzer „Leipzig" hat, wie jetzt gemeldet wird, mehrere englische Schiffe in den südamerikanischen Gewässern vernichtet. Die Mannschaften der in den Grund gebohrten Schiffe wurden an Land gesetzt.

Eine größere Anzahl der hervorragendsten deutschen Gelehrten und Künstler erläßt einen flammenden Protest gegen die Lügen und Verleumdungen unserer Feinde.

5. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß die Forts Kessel und Brochem bei Antwerpen zum Schweigen gebracht sind.

6. Oktober.

Vom galizischen Kriegschauplatz wird amtlich gemeldet, daß die Operationen in Russisch-Polen und Galizien günstig vorwärts schreiten.

Ueber Rotterdam wird gemeldet, daß der erste Sturm der Japaner und Engländer auf Tsingtau siegreich abgeschlagen wurde.

Deutschland und der Islam.

Von * * *

Längst sind die Tage dahin, wo die mohammedanischen Eroberer ihre Rosse in den Wassern der Donau tränkten und weit über Wien hinaus die abendländische Welt vor dem dröhnenden Tritt der unaufhaltsam vordringenden Scharen des Islam militans erzitterten. Seitdem Johann Sobieski am Kahlenberg ihre Kraft gebrochen, sind die wehenden Roßschweife der Janitscharenführer rückwärts gezogen, von wo sie kamen — weiter und weiter. Der Kalem des Verwaltungsbeamten hat den Säbel des Eroberers ersetzt, und schlecht und recht hat der Islam sich einzurichten versucht mit dem bunten Gemisch der Völkerschaften, die er auf seinem

Vormarsch über den Balkan und die Donau überrannt und sich untertan gemacht hatte. Lorbeeren hat er dabei im Osmanenreich nicht geerntet, wohl aber viel Tränen und Ungemach über die beherrschten Völker gebracht und über sich selbst eine lange Periode unablässiger Kämpfe und Unruhe. Und dennoch hatte die lange und glorreiche, erst an dem finsteren Zelotentum der katholischen Isabella und der darauffolgenden Inquisition gebrochene Herrschaft des Maurentums bewiesen, daß dem Islam auch konstruktive Kraft innewohnen kann. Der hohe Stand, den Kunst und Wissenschaft unter der freisinnigen und aufgeklärten Herrschaft der Abencerragen erreichte, hebt sich als ein leuchtendes Ruhmesblatt ab von dem finsteren Geist der Unduldsamkeit der spanischen Inquisition, und es bedeutete keinen Fortschritt in der Weltentwicklung, als das Kreuz entgültig den Halbmond auf den Mauern von Granada ersetzte.

In andern Ländern allerdings hat der Islam von aufbauender Tätigkeit weniger Beweise beigebracht. Der schillernde Glanz des Großmoguls erlosch nur zu bald in trägem Wohlleben und Schlendrian, und Afghanistan wie auch die Khanate Zentralasiens, die ursprüngliche Heimat der osmanischen Eroberer, lagen zu weit entfernt von den Quellen der Aufklärung und von dem Fortschritt abendländischer Kultur, um nicht bald in die unfruchtbare Barbarei eines fanatischen und formenerstarrten Glaubenseifers zu versinken, in dem sie bis heute verharrt haben. Über die eigenartige Anmut seiner Tekké-Architektur hinaus, die die Seldschuken nach Kleinasien mitnahmen, und die in Konia und Brussa so reizvollen Ausdruck fand, hat der zentralasiatische Islam nichts geleistet. In allen islamitischen Staatengebilden Asiens saß als hauptsächlicher Fäulniserreger von allem Anfang an der uralte asiatische Geist der Korruption — auf die Seldschuken vom alten Babylon und Persien übertragen und dem Reich der ursprünglich einfachen und rechtschaffenen osmanischen Eroberer durch Byzanz eingeimpft, dessen Erbe die Sultane von Stambul antraten. Aber noch weitere Elemente des Verderbens hatten sie von dem durch und durch faulen, schwachen und korrupten Reich der Byzantiner übernommen — den Schlendrian, die Verweichlichung, den Hang zu ungemessener Prachtentfaltung und zum Wohlleben und eine übertriebene Nachgiebigkeit gegen den rührigen Entwicklungstrieb der fremden kaufmännischen Emporien. Schon Byzanz wie auch das spätere Kaiserreich der Komnenen in Trapezunt hatte den Niederlassungen der venezianischen und genuesischen Handelsunternehmungen im gesamten Bereich ihrer Macht wichtige Privilegien eingeräumt. In allen bedeutenderen Handelstädten der Küste und der Ägäischen Inseln, ja sogar in der Hauptstadt selbst lebten sie unter der Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Konsuln in ummauerten und befestigten Stadtteilen ihr eigenes Leben und bildeten so einen Staat im Staat. In Kleinasien bauten sie weit ins Land hinein ihre Handelstraßen und befestigten sie durch Zwingburgen, deren Trümmer von der heutigen Bevölkerung noch immer als Genois Kalé (Genuesenschlösser) bezeichnet werden. Wie beinah alle andern Einrichtungen des Byzantiner Reichs bestätigten die osmanischen Eroberer auch diese Privilegien der Fremden. Aus ihnen entwickelte sich dann später die unter der Bezeichnung von „Kapitulationen" bekannte Exterritorialität der Untertanen europäischer Staaten, die der Entwicklung des osmanischen Reiches so besonders verhängnisvoll geworden ist.

Was ist im Lauf der Jahrhunderte nicht über den wilden Fanatismus und die Unduldsamkeit der Türken geschrien und geschrieben worden. Wohl hat sich der künstlich gereizte mohammedanische Fanatismus bei einzelnen Gelegenheiten in wilden Schreckenstaten und entsetzlichem Gemetzel Andersgläubiger entladen, im großen und ganzen aber ist die politische Dekadenz des Osmanenreiches in mancher Hinsicht auf übertriebene Duldsamkeit gegen die Rajahs, die dem Islam unterworfenen christlichen Völkerschaften, zurückzuführen. Ihnen wurde nicht nur vollständig freie Religionsübung und seit dem Tanzimat (1829) auch politische Gleichberechtigung gewährt, sondern auch ihren Priestern die uneingeschränkte Führung und Kontrolle der Zivilstandsregister gestattet. In der Person des Patriarchen erhielten die christlichen Religionsgemeinschaften ihr geistiges Oberhaupt. Der griechische und armenische Patriarch, der päpstliche Legat wie auch der bulgarische Exarch saßen und sitzen noch heute in Konstantinopel, der armenische Katolikos in Etschmiadsin, und alle üben sie einen unbeschränkten Einfluß auf ihre Religionsgenossen aus. Die Kirchen bekunden Geburten, Ehen und Todesfälle, regeln und verwalten die Erbschaften ihrer Religionsangehörigen. Daß damit der Staat sich eines wichtigen Elements der Einwirkung auf seine christlichen Untertanen begeben hatte, liegt auf der Hand, auch war diese übertriebene Freiheit der Religionsgemeinschaften nicht etwa geeignet, den Staatsgedanken zu fördern. Sie gebar im Gegenteil den Separatismus und, da im Lauf der Zeit, infolge der türkischen Fahrlässigkeit, fremde Mächte sich mehr und mehr eine Art Schirmherrschaft über einzelne christliche Nationalitäten des osmanischen Reiches anmaßten, wurde die Quasi-Unabhängigkeit der Religionsgemeinschaften eine gefährliche Waffe gegen die Staatsgewalt. Sie wurde, besonders durch Rußland, skrupellos zu den beständigen politischen Unruhen und Umtrieben mißbraucht, denen die Türkei schließlich erlegen ist. Bei alledem sind die Türken ein Herrschervolk. Zum Föderativstaat ist die Türkei nicht geeignet, nur bei voller religiöser Homogenität ist sie als Staatsgebilde denkbar, und diesem Ideal ist sie nach dem letzten Balkankrieg, nach Abstoßung all der fremden Elemente, an denen sie verblutet ist, näher gekommen, als je zuvor. Es gibt heute wenig denkende Osmanen, die den Ausgang dieses Krieges, trotz all seiner Niederlagen und Demütigungen, nicht als einen Gewinn für ihr Land betrachten. Trotz aller im Laufe dieses Krieges aufgedeckten Schäden, trotz des scheinbar vollkommenen Verfalls aller früheren militärischen Tugenden des einstigen Erobervolkes und trotz der selbst heute noch bestehenden Selbstüberschätzung und des Mangels an Augenmaß für das Erreichbare und das Unerreichbare — beides charakteristische Hauptfehler aller Orientalen — darf man der heutigen Türkei die Möglichkeit einer Regenerationsfähigkeit nicht absprechen. Mit dem fortschreitenden Ausbau ihres anatolischen Eisenbahnnetzes haben die Türken unter der Leitung tatkräftiger und erleuchteter Führer angefangen, ihrem veralteten Standpunkt eines ausschließlichen Soldaten- und Beamtenvolkes zu entsagen und ihre Handels- und Verkehrsinteressen nicht länger, wie es früher der Fall war, den Fremden und den Rajahs zu überlassen. Durch die einschneidendsten Maßregeln und mit drakonischer Strenge wird gegen die Bestechlichkeit des Beamtentums eingeschritten, eine wahre und tiefe Vaterlandsliebe beginnt die Stelle des früheren Glaubensfanatismus einzunehmen, und langsam kehrt das Selbstvertrauen wieder,





An der Maaslinie.

War eine wilde Woche gewesen,
Sturmwind führte den Regenbesen,
Klitschte und klatschte um Nasen und Ohren,
Pfiff durch die Kleider, drang in die Poren.
Und in der Sintflut, zum Erschauern,
Kirchengerippe, zerborstene Mauern,
Rauchende Trümmer, zu Bergen geschichtet,
Städte und Dörfer — gerichtet, vernichtet.
Drüber ein Steinbruch. Vertierte Gesichter,
Aufgegriffenes Mordgelichter.
Kurzes Kommando. Sterbegeheul ...
Quer überm Weg ein blutiger Knäul,
Batterien, im Feuer zusammengebrochen,
Eisen und Holz und Kleider und Knochen.
Und über Gerechte und Ungerechte
Der peitschende Regen, Tage und Nächte.

Wir brausten dahin durch die grauen Ardennen,
Der Oberstleutnant und ich, in taglangem Rennen,
Fest eingewickelt, Schießeisen bereit,
Durch Wald und Morast. Keine Zeit, keine Zeit.
Ins Maastal hinunter. Von zwanzig Brücken
Nur Pfeilergeröll und gähnende Lücken.
Befehl: In drei Tagen haben neue zu stehn!
Schneid, Leute, es muß auch im Regen gehn.

Pioniere und Eisenbahner zusammen
Suchen und schleppen, hämmern und rammen,
Halten den Regen für Schweißgeträufel,
Sehen aus wie die speckigen Teufel,
Hängen am Ufer und liegen im Wasser,
Wird bei dem Wetter doch niemand mehr nasser,
Sprechen nicht viel und lachen nicht.
Drei Tage sind kurz. Nichts, nichts als die Pflicht.

Da war kein Gedanke übriggeblieben
Für die ferne Heimat, die fernen Lieben.
Der einzge Gedanke bei Nacht und Tag:
Ran an den Feind, wie's kommen mag!
Kein Sinn auf anderes Ziel gelenkt.
Keine Zeit, keine Zeit. Es drängt, es drängt.
Und kreuz und quer durch die grauen Ardennen
Der Oberstleutnant und ich in taglangem Rennen.
Das Lachen wollte uns längst nicht glücken,
Die Brücken, die Brücken und nichts als die
Brücken.
Der Magen leer und die Glieder schwer —
Noch einmal zum Schluß alle Kräfte her.
Da liegt Fumay an dem gleitenden Fluß —
Und neben der alten, aus einem Guß,
Von Ufer zu Ufer die neue Brücke,
Ein deutscher Weg, der Weg zum Glücke!

Wachtmeister, Sie? Aus dem Stabsquartier?
Der schreit meinen Namen: „Ich gratulier!“
Und schwenkt ein Papier über hundert Köpfe.
„Telegramm aus der Heimat! Schafft Platz, ihr Tröpfe.
Bei unsrem Dichter — grad hab ich's vernommen —
Ist ein Kriegsmädel angekommen!!“

Ich halt das Papier mit gestraffter Hand.
Brach Sonne — jäh — in Feindesland?
Auf allen Ruinen Licht und Leben? ...
Eine neue Brücke seh ich streben —
Frühling verklärt des Herbstes Graus —
Mein Mädchen .. ich hab ein Mädchen zu Haus ..
Du bringst mir das Lächeln in schwerer Zeit ...
Still blick ich auf. Und weit und breit
Schweigt der Arbeit hastend Gewimmel.
Ein jeder sucht sich ein Pünktchen am Himmel.
Offiziere und Leute, einen Herzschlag lang,
Horchen wie auf fernen Gesang
Von Kinderlippen, aus Muttermund ...
Stehen und lächeln in der Rund
Selig versonnen, als gäb's keinen Feind,
Ein jeder Sonne zu spüren meint,
Sonne aus altem Seligsein. — —
— Und war doch nur am deutschen Rhein,
In alter Burg unter Bäumen verloren,
Ein klein lieb deutsches Mädel geboren.

17. September 1914, im Felde.

Rudolf Herzog.



dessen Mangel bei den letzten Niederlagen eine so große Rolle gespielt hatte.

Seit zwei Jahrzehnten blickt die Türkei und mit ihr der gesamte Islam auf den Deutschen Kaiser als auf seinen Schirmherrn und auf Deutschland als auf den Hort edler Gerechtigkeit! Die Türkei weiß, daß von dort ihr Heil kommen wird, daß nur mit Deutschlands Hilfe ihre Wiederaufrichtung zu erhoffen ist. In jedem denkenden Osmanen vibriert heute die Überzeugung, daß die große Zeit, in der wir leben, die kommende gewaltige Umwälzung der Machtverhältnisse und Interessen Europas, ja vielleicht der ganzen Welt, der Türkei das Ende oder die Auferstehung bringen muß, daß sie noch einmal ihr Schicksal in den eigenen Händen hält. Nicht mehr rückwärts ist der Blick gerichtet, wie es in der Vergangenheit so oft zu ihrem Schaden der Fall war, sondern in die Zukunft. Nicht die Wiedergewinnung des Verlorenen wird ihr Ziel sein, sondern auf die Ausdehnung des Einflusses oder der Herrschaft des Khalifen über die Völker des Islams, die in früheren Tagen unter türkischer Herrschaft standen, ist ihr Blick gerichtet. Über den Kaukasus, mit ihren mohammedanischen Tscherkessenstämmen hinüber, schweift heute der Blick der osmanischen Staatsmänner bis in die tatarische Krim und bis an die Wolga, über das Kaspische Meer nach den stammverwandten Khanaten von Khiwa, Bokhara und Samarkand, nach Afghanistan und Indien, über den Urmiasee hinüber in die schiitischen Teile Persiens und jenseit des Roten Meeres nach Ägypten und nach dem Sudan. Die Aufrichtung einer großen mohammedanischen Macht in Asien und einer der päpstlichen Oberhoheit über den Katholizismus gleichenden geistigen Herrschaft des Khalifen auch über diejenigen Völker des Islams, die nicht seiner weltlichen Macht unterstehen — das muß heute das jetzt oder nie zu erreichende Ziel jedes osmanischen Staatsmannes sein.

Trotz aller scheinbaren Indolenz und Gleichgültigkeit gegen die Dinge des Abendlandes steckt in jedem Orientalen ein gutes Stück gesunden Menschenverstandes und eine bedeutende Beobachtungsgabe. Der Türke weiß mit seinem Instinkt zwischen dem geraden, aufrichtigen, niemals dem äußeren Schein opfernden Gerechtigkeitsinn und der Zuverlässigkeit des Germanentums und den tönenden Phrasen von Freiheit, Großmut und Billigkeit zu unterscheiden, mit denen der formgewandte Brite die schreiende Ungerechtigkeit, die abstoßende Heuchelei, den hartherzigen Egoismus und die schnöde Geschäftsgier seiner „Weltkultur" zu verdecken versteht. Auch unserm ganzen Wesen nach stehen wir dem ruhigen, ernsten und ritterlichen Türken näher als irgendein anderes der europäischen Völker. Selbst in Wortbildung und Satzbau steht das Deutsche dem indogermanischen Sprachstamm der Türken näher als andere Sprachen. Und während er in dem Moskowiter von jeher nur den Erbfeind gesehen hat, wittert der Türke seit Jahren schon den Modergeruch, der Frankreichs früher so glänzender und hochstehender Zivilisation entströmt. Von Natur mißtrauisch wie alle Orientalen, hat der Türke seit langen Jahren das Deutschtum sorgfältig beobachtet, und er weiß heute, daß er nur bei uns Gerechtigkeit und selbstlose Würdigung seiner Bestrebungen zu finden hoffen darf. Die Türkei hat keine Veranlassung, in unserm Interesse das Schwert zu ziehen, aber sie weiß, daß Deutschland als Sieger aus dem Kampf hervorgehen wird, und danach wird sie handeln. Was im einzelnen die nächsten Pläne der Türkei sind, darüber schon jetzt zu sprechen, wäre unklug und verfrüht. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß sie heute 800,000 Mann wohlausgerüsteter Truppen unter den Waffen hat, und bei der jetzigen Weltlage bedeutet das eine Trumpfkarte, der auch unsere Gegner sehr sorgsame Beachtung schenken. Man kann dafür keinen besseren Beweis finden als die geradezu ängstliche Leisetreterei der früher so hochfahrenden Dreiverbandsdiplomaten am Bosporus, die trotz so einschneidender Maßregeln wie die Abschaffung der Kapitulationen und der Sperrung der Meerengen noch kaum ein Wort des Protestes zu äußern gewagt haben.

Das eine scheint festzustehen bei der heutigen Haltung der Türkei: sie will offenbar die mehr oder weniger werktätigen Sympathien der gesamten Völker des Islams mit sich haben, wenn der Bruch mit den Mächten des Dreiverbandes und besonders mit England erfolgen sollte, welch letzteres durch sein Vorgehen in Ägypten allerdings bereits an den Rand eines Bruches mit der Türkei gelangt ist. Um aber bei dem kommenden Kampf der Völker des Islams sicher zu sein, muß der Konflikt der Türkei aufgedrungen, die Herausforderung des Khalifen eine offenkundige sein, und schon aus diesem Grunde wird die Türkei die weitere Entwicklung abwarten und die Dinge an sich herankommen lassen.

Daß eine merkliche Erregung des Islams durch ganz Zentralasien und Afghanistan bis nach Indien schon jetzt zu spüren ist, kann gar nicht geleugnet werden. Wenn es auch seitens der Afghanen, die lange nicht über die kürzlich genannten Kräfte verfügen, kaum zu größeren Aktionen, sondern wohl nur zu den üblichen Kämpfen an der indischen Nordgrenze kommen dürfte, wird ihr Vorgehen doch seine Wirkung auf die muselmanischen Stämme Indiens nicht verfehlen. Daß England seine ausschließlich aus Mohammedanern bestehenden eingeborenen Truppen gerade jetzt nach Europa schafft, dürfte nicht allein auf den Wunsch zurückzuführen sein, seine Truppenmacht auf dem französischen Kampfplatz zu vermehren, sondern England erinnert sich wahrscheinlich auch sehr genau, daß es gerade diese mohammedanischen Truppen waren, die während der großen Meuterei von 1857 die englische Herrschaft in Indien an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Für den Fall der Not sieht der Bündnisvertrag mit Japan militärische Unterstützung der Seite vor, und trotz der offenkundigen Zukunftgefahr, die die Anrufung solcher Hilfe in sich schließt, wird England in der charakteristischen Verblendung, von der es heute beherrscht ist, keinen Anstand nehmen, davon Gebrauch zu machen. Der große Weltkrieg, dessen Ereignisse heute an unseren Blicken vorbeiziehen, ist erst zwei Monate alt und steht damit erst in seinem Anfang. Niemand kann absehen, welche Weiterungen und welche Verwickelungen die Ereignisse noch mit sich führen werden. Uns können sie keine Überraschungen mehr bringen. Die halbe Welt steht gegen uns in Waffen, und das Schlimmste, was uns geschehen kann, ist bereits geschehen. Wenn aber der Kampf des Islams gegen den Dreiverband den Umfang annimmt, den er möglicherweise annehmen kann, wenn er gleichzeitig im Kaukasus, in Ägypten, in Indien und Nordafrika ausbricht, so muß aus diesem Kampf für uns eine nicht unbedeutende Hilfe erwachsen, für die Zukunft aber uns eine erprobte Waffenbrüderschaft sowie eine durch keinerlei eigennützige Beweggründe beeinflußte und darum natürliche Bundesgenossenschaft, die des gesamten Islams erstehen.

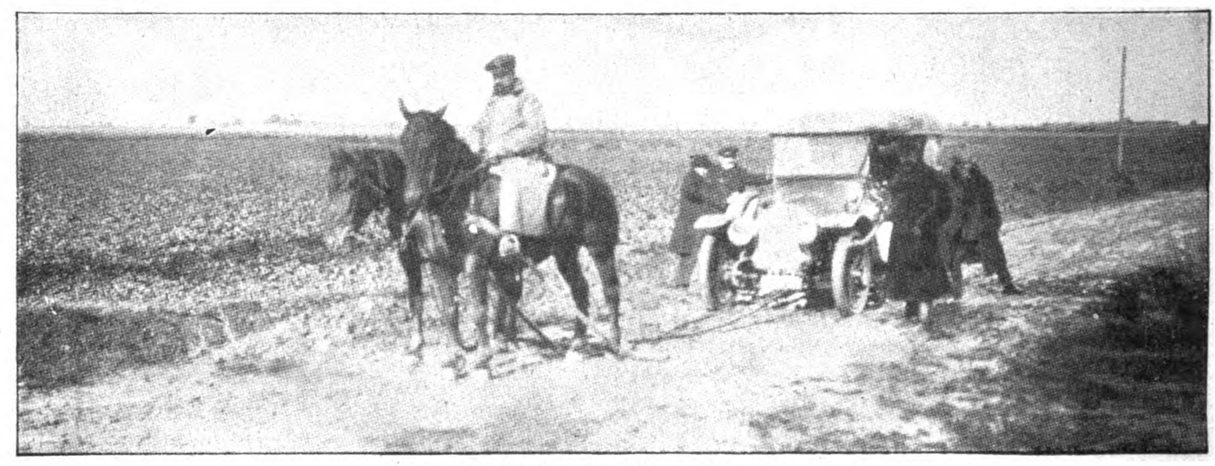
Unsere Truppen in den eroberten russischen Gebieten.

Von R. Franke, Danzig. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen von v. Jakubowski, Danzig.

Die offiziellen Nachrichten aus dem großen Hauptquartier berichteten am letzten Sonntag von einer zweitägigen erbitterten Schlacht zwischen den deutschen und den russischen Truppen bei Augustow im Gouvernement Suwalki. In den Tagen, in denen unsere Truppen in dem genannten Ort Fühlung mit den feindlichen Streitkräften erhielten, weilten wir in der Hauptstadt des russischen Gouvernements Suwalki, in Suwalki selbst, das seit annähernd vier Wochen unter deutscher Verwaltung steht. Gouverneur dieses russischen Distrikts ist Generalleutnant v. Morgen, ein Herr mit militärischem Scharfblick, ein ganzer Mann auf seinem Posten. Straff hält er die Zügel der Verwaltung in seiner Hand, so daß man als Fremder in Suwalki den Eindruck hat, man weile in einem deutschen Grenzstädtchen. An den Straßenecken sind die Verfügungen des deutschen Gouverneurs in vier Sprachen angeschlagen, in Deutsch, Russisch, Polnisch und Hebräisch. Polnisch und Hebräisch ist hier wohl am meisten am Platz, denn die jetzt noch in der Stadt weilende Bevölkerung setzt sich nur aus den gewerbetreibenden Juden zusammen, die Russen haben bei Annäherung der deutschen Truppen die Stadt verlassen. Sie scheinen bei ihrer Flucht sehr wenig Zeit gehabt haben, davon zeugen die in voller Ordnung zurückgelassenen Wohnungen und Amtsgebäude, davon zeugt auch der Umstand, daß die Russen ihren nachdrängenden Feinden das bis unter den Dachfirst gefüllte Proviantamt ohne Kampf überließen. Über 30,000 Zentner Hafer, mehrere Millionen Büchsen bester Konserven fielen den Deutschen in die Hände. Suwalki ist ein Städtchen mit rund 30,000 Einwohnern einschließlich Militär, das in Friedenzeiten in einer Stärke von 16,000 Mann in den großen Kasernen untergebracht ist. Die Straßen sind modern und breit angelegt, die Häuser sind zum größten Teil nur zweistöckig, in den Nebenstraßen sieht man nur niedrige Lehmkasten. Ein hier imponierender Bau ist das Gouvernement (Abb. untenstehend), von dem aus zurzeit die militärischen Operationen geleitet werden. Das auf dem Bild noch teilweise zu sehende Haus ist das Landgericht in Suwalki. Viel Wert und viel Geld verwenden die Russen bekanntlich auf den Aus-



Gouvernementsgebäude in Suwalki. Oben: **Kirche in Suwalki.**



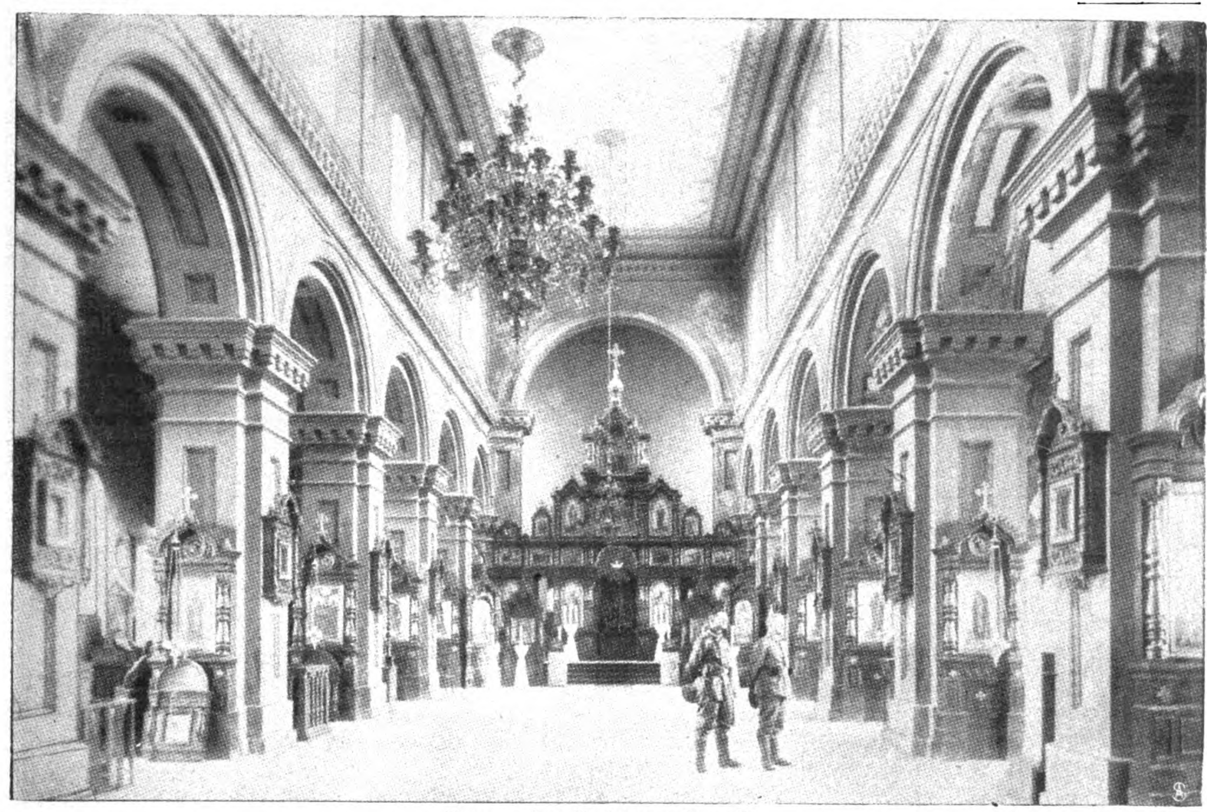
Im Auto auf russischen Wegen.

bau ihrer Gotteshäuser. Kommt man von der deutschen Grenze her, dann erblickt man bald im Glanz der Sonnenstrahlen die goldenen, zwiebelförmigen Kuppeln der griechisch-katholischen Kirche (Abb. S. 1681 und 1683), die besonders in ihrem Innern pompös ausgestattet worden ist. Die kostbarsten Gemälde hatte die russische Geistlichkeit vor der Flucht aus der Kirche entfernt, viele Goldrahmen sind ihres Inhalts beraubt, an den verschiedenen Altären fehlen die Heiligenbilder und die kostbaren Bücher und Fahnen. Immerhin repräsentiert sich das Innere der Kirche noch in erhabener Schönheit. Obwohl in Feindesland, betreten die deutschen Soldaten das Gotteshaus nur mit entblößtem Haupt, deutsche Soldaten verrichten hier ihre Gebete, soweit sie dem katholischen Glauben angehören. Die Straßen der Stadt strotzen von deutschem Militär. In den Tagen unserer Anwesenheit erfolgte der Aufmarsch unserer Truppen zu dem neuen Treffen mit den russischen Truppen aus Sibirien. Auf untenstehendem Bild sieht man die deutschen Soldaten beim Einkauf in den Läden, wo sie ihren Bedarf decken. Lebensmittel, vor allem Butter, Eier und lebendes Geflügel, werden hier in ausreichendem Maß feilgeboten, der Abschluß der Geschäfte gestaltet sich aber manchmal recht schwierig, weil die Verkäufer ihre Forderungen nur in russischer Sprache machen und unsere braven Soldaten nur in seltenen Fällen der russischen Sprache mächtig sind. Helfend greifen dann aber ortsansässige Juden ein, die durchweg Deutsch sprechen, und da sie alle froh sind, daß die Russen Suwalki verlassen haben, schützen sie auch das deutsche Militär vor wucherischer Ausbeutung, gegen die der Gouverneur scharf einschreitet.

Ein etwas weniger einladendes russisches Städtchen ist Grajewo, das man am bequemsten von Lyck aus über Neuendorf und Prostken erreicht. Auch hier ist bereits seit Wochen deutsche Verwaltung am Werk, und zwar, wie der Schreiber dieser Zeilen an Ort und Stelle feststellen konnte, zur vollsten Zufriedenheit der in der Stadt



Deutsche Soldaten beim Einkauf in Suwalki.



Inneres der Kirche von Suwalki.

zurückgebliebenen Bewohner, die sich ebenso wie in Suwalki zum größten Teil aus polnischen Juden zusammensetzt. Auch aus Grajewo sind die eigentlichen Russen geflohen. Fast niemand sehnt die russische Herrschaft zurück, deutsches Geld steht hoch im Kurs, während der russische Rubel in dem von uns besetzten Rußland heute nur einen Wert von 1.40 Mark hat, in normalen russischen Zeiten dagegen 2.13 Mark.

In unmittelbarer Nähe von Grajewo liegt das noch kleinere Schtschutschin, das ebenso lange wie Grajewo in deutschen Händen ist. Hier spielten wir gern Feldpost und nahmen die Karten und Briefe unserer Truppen mit zur Beförderung über die Grenze. Ganz so einfach wie auf deutschen Wegen, ist das Reisen in Rußland aber nicht. Sehr viele Wege haben die Wirkung unserer deutschen Granaten verspürt und haben große, tiefe Löcher erhalten. Da in Rußland eine langanhaltende Regenperiode eingesetzt hat, kann es passieren, daß man den Kraftwagen nur mit Hilfe von Vorspann vorwärts bringt.

Die Stimmung unserer Truppen ist eine vorzügliche, sowohl in Suwalki wie in Grajewo und Schtschutschin — möge das Kriegsglück ihnen weiter hold sein.

Der Weltkrieg.

(Zu unseren Bildern.)

Noch immer tobt der Kampf in der Riesenschlacht, die sich auf die ganze Front Noyon—Reims—Verdun erstreckt. Schon viele Wochen hindurch harren unsere Tapferen in den nassen Schützengräben aus, mit unverdrossenem Mut und fester Zuversicht glauben sie an den Sieg, der diese unerhörten Mühseligkeiten, Strapazen und Anstrengungen lohnen soll. Und alle Anzeichen sprechen dafür, daß unsere Söhne und Brüder das französische Heer und die englischen Söldner niederzwingen werden. Allerdings müssen wir uns noch mit Geduld wappnen, denn die Franzosen, die tapferen Gegner, die genau wissen, um was es sich handelt, stehen ihren Mann. Mit großem Opfermut bringen sie alles an die Front, was überhaupt wehrfähig ist, dafür aber blüht uns die Hoffnung, daß Frankreich, wenn die Schlacht entschieden ist, nicht mehr in der Lage sein kann, uns irgendwelchen nachhaltigen Widerstand zu bieten. Es entscheiden zuletzt die besseren Nerven, der zähe Wille, die bessere Organisation der Proviant- und Munitionzufuhr. Und diese sind eben unbestritten auf unserer Seite.

Die Umgehungsversuche der französisch-englischen Armee auf unserm rechten, schwer bedroht gewesenen Flügel sind nicht nur als gänzlich gescheitert zu betrachten, sondern unsere Armee fand die Kraft, selbst zum Angriff überzugehen und die Franzosen siegreich aus ihren Stellungen auf den Höhen von Roye und Fresnoy zu werfen. Die alte deutsche Angriffsluft ist also hier wieder erwacht, ein Zeichen für den Zweifler, daß hier von einer „Flucht“, von der die Franzosen schon gejubelt hatten, niemals die Rede gewesen sein konnte. Im Gegenteil, es muß daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß die Stoßkraft der Franzosen und Engländer erlahmt ist, und daß wir Deutschen ihnen auch im Marschieren bedeutend überlegen waren, denn beim Verlängern ihres linken Flügels stießen sie immer auf neue kampfbereite deutsche Heereskörper.

Auch auf dem östlichen Schlachtgebiet in Frankreich sind uns die bedeutsamsten Erfolge zuteil geworden. Der Durchbruch durch die Sperrfortskette bei Verdun ist uns gelungen, und die Lücke, die entstanden ist, wird hoffent-



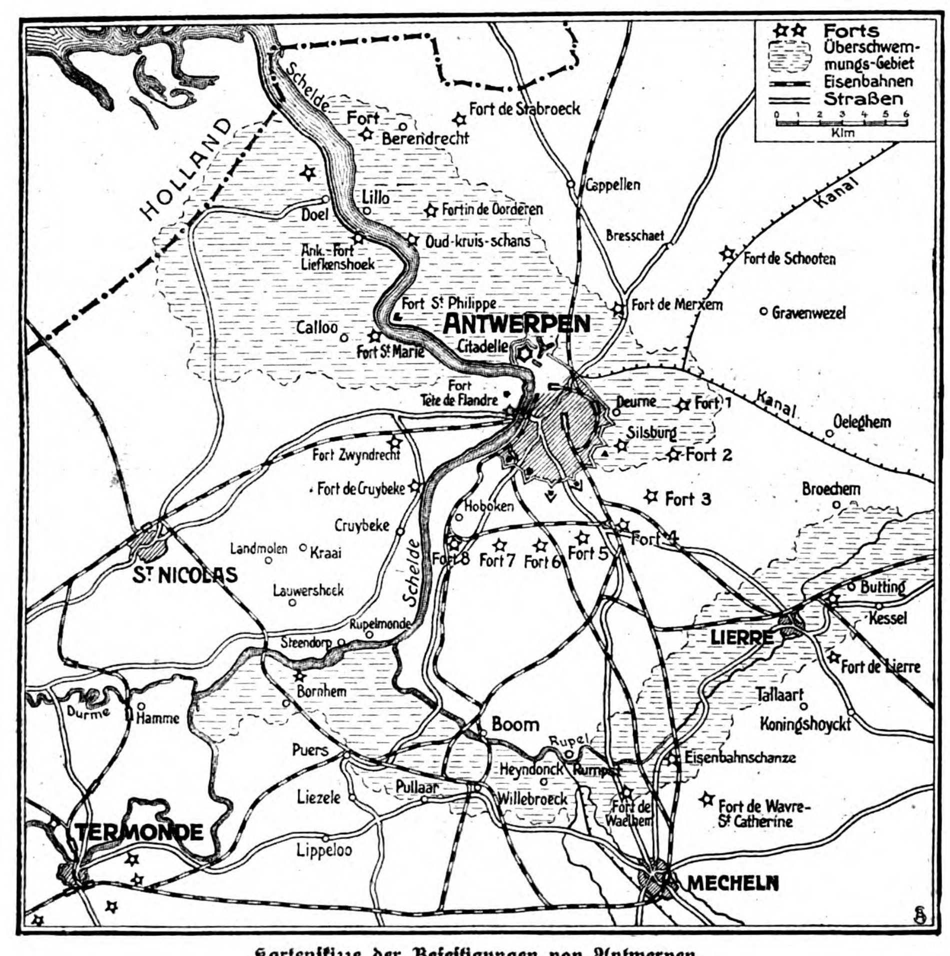


General von Beseler,
leitet den Angriff auf Antwerpen.

lich bald so erweitert werden, daß die deutschen Armeen vorbrechen und hinter den rechten Flügel der französischen Stellung gelangen können. Vorstöße der Besatzungen von Toul und Verdun sind erfolgreich abgewiesen worden, so daß es den Anschein gewinnt, als ob der Unternehmungsgeist dieser Truppen auch schon gebrochen ist. Die Forts südlich von Verdun haben ihr Feuer eingestellt, ein Beweis dafür, daß unsere Artillerie ihre außerordentliche Überlegenheit erwiesen hat.

Wie bei Namur, Maubeuge und all den übrigen Festungskämpfen hat nun auch unsere schwere Artillerie vor Antwerpen ein Feld ungemeiner Tätigkeit. Bei dieser stärksten Festung Belgiens, diesem Musterwerk der Befestigungskunst, erweist es sich, daß unserem Artilleriefeuer mit den Mitteln der heutigen Fortifikation überhaupt Widerstand nicht mehr zu leisten ist. Im Süden von Antwerpen fielen zuletzt die Forts Lierre, Waelhem, Königshookt mit den umliegenden Redouten. Die Lücke, die hier in die Außenforts gerissen ist, ermöglicht bereits den Angriff gegen die innere Fortslinie und die Stadt selbst. Daher dürfte es nur eine Frage ganz kurzer Zeit sein, daß Antwerpen in unseren Besitz gerät, und hiermit dürfte auch in der einen oder anderen Weise das Schicksal der belgischen Feldarmee, die Antwerpen besetzt hat, entschieden sein. Die Ausfälle, die von der Besatzung unternommen wurden, fanden stets eine blutige Zurückweisung.

Auf dem östlichen Kriegschauplatz haben die Russen eine neue Niederlage erlitten. Ihr drittes sibirisches und Teile des 22. Armeekorps, die den linken Flügel einer über den Njemen vordringenden russischen Armee bildeten, sind bei Augustow geschlagen und haben uns 2000 unverwundete Gefangene, Geschütze und Maschinengewehre überlassen müssen. Gewiß, Rußland hat ein schier unschöpflich scheinendes Menschenreservoir, aus dem es die neue Armee, die vorstoßen will, zusammengesetzt und geschaffen hat. Es sind das aber eben nur Menschen und keine Soldaten, und sind wir der Elite des russischen Heeres Herr geworden, so dürften uns die Massen, denen jeder Idealismus fehlt, auch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegensetzen. Ein Teil dieser Armee ist bereits geschlagen, und das dürfte nicht besonders ermutigend auf die übrigen Heeresteile wirken. Jedenfalls haben wir uns in der russischen Gouvernementstadt Suwalki eingerichtet, das militärische Regiment arbeitet ordnungsmäßig, und den Einwohnern sind die deutschen Truppen keineswegs unwillkommen gewesen. R. C.

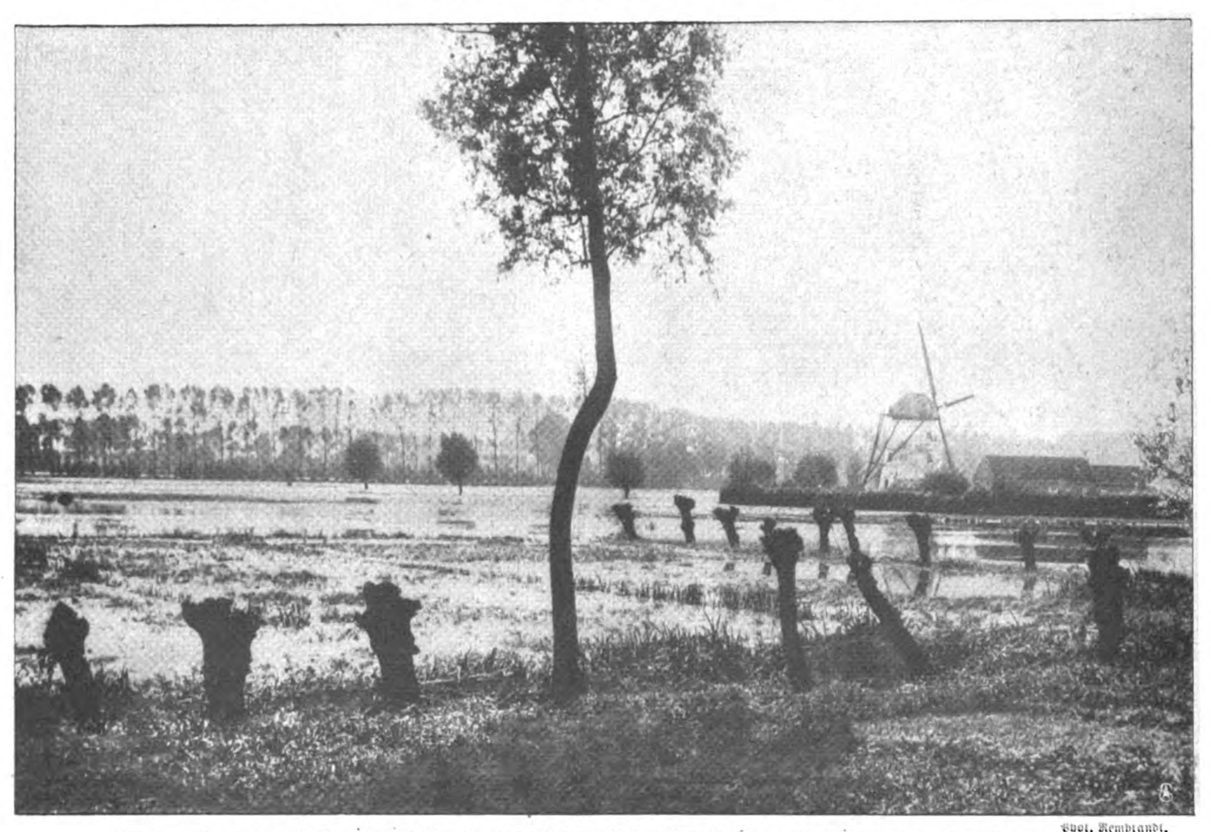


Kartenskizze der Befestigungen von Antwerpen.

Der Kronprinz mit seinem Stab.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: General von Goßler während der Schlacht bei Montfaucon.



Phot. Rembrandt.

Wasser als Kriegswaffe: Absichtlich herbeigeführte Ueberschwemmung der Umgegend von Antwerpen.

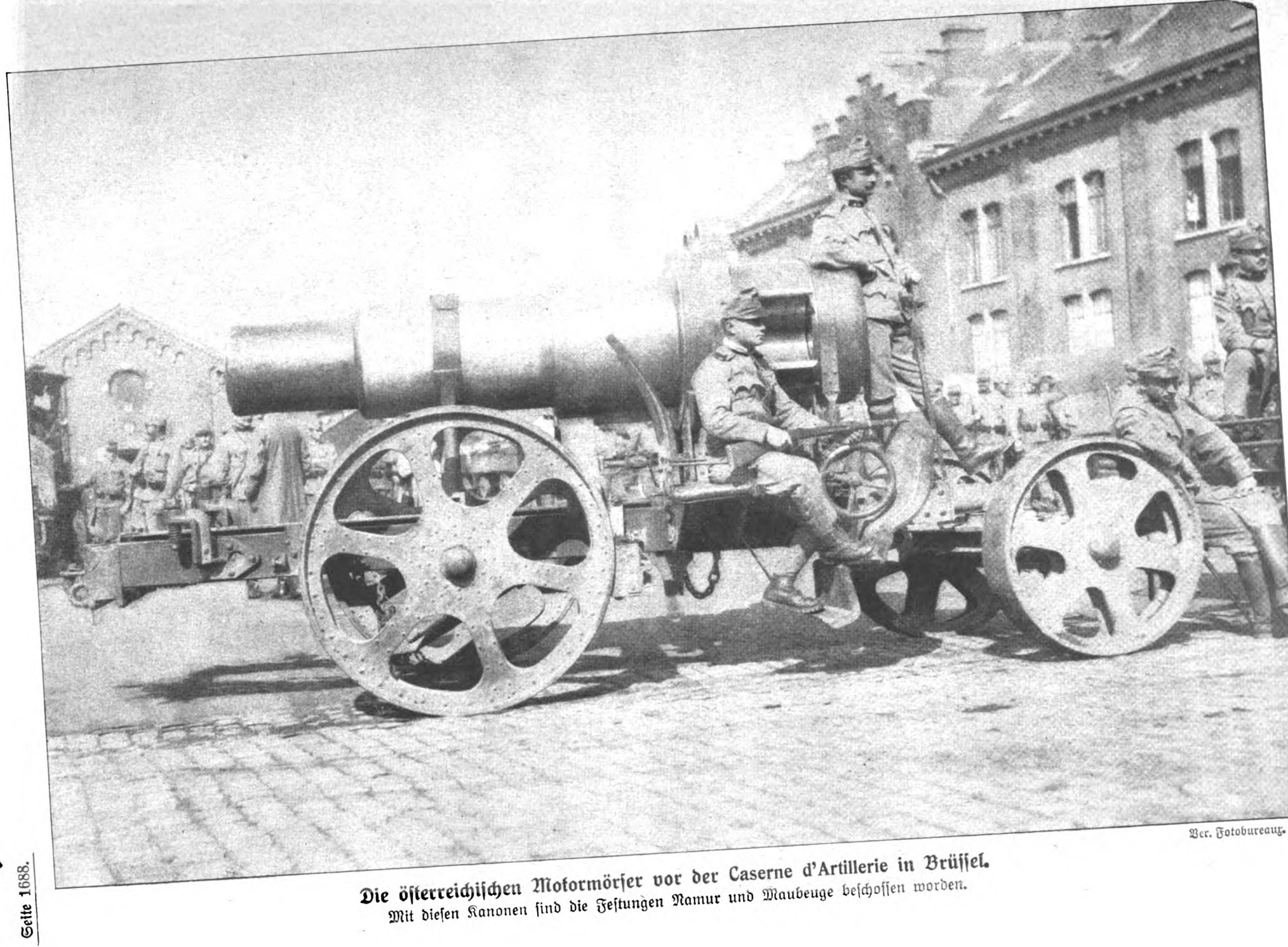




Photogr. Atelier Kloppmann, cop. „Novitas".

Von links: Liegend: Maschinistenmaat Mertz; Bootsmannsmaat Heer. Erste Reihe: Obermaschinistenmaat Marlow; Obersteuermann Traebert; Kapitänleutnant Weddigen, Kommandant; Marineingenieur Schön, Obermaschinist Heinemann; Matrose Stellmacher. Zweite Reihe: Funkenheizer Sievers; Heizer Karbe; Matrose Geist; Maschinistenmaat Reichardt; Obermaschinistenmaat Hinrichs; Bootsmannsmaat Schoppe; Matrose Schulz; Matrose Rosemann; Obermaschinistenanwärter von Koslowski. Dritte Reihe: Heizer Vollstedt; Matrose Schenker; Oberheizer Eisenblätter; Oberheizer Schuschke; Heizer Schober; Heizer Köster; Heizer Lied; Obermaschinenanwärter Wollenberg.

Die Besatzung des Unterseebootes „U 9".



Ver. Fotobureaus.

Die österreichischen Motormörser vor der Caserne d'Artillerie in Brüssel.

Mit diesen Kanonen sind die Festungen Namur und Maubeuge beschossen worden.

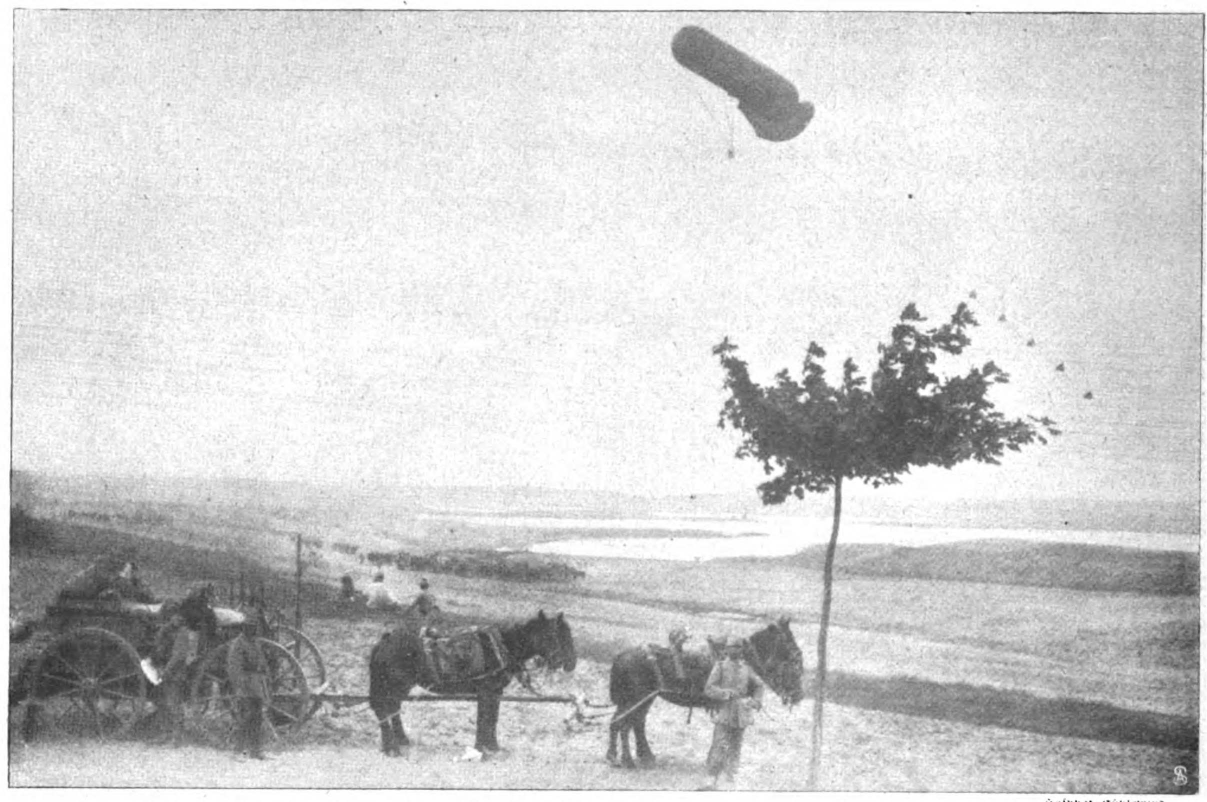


Gefangene Franktireurs im Dorfe Soulin.



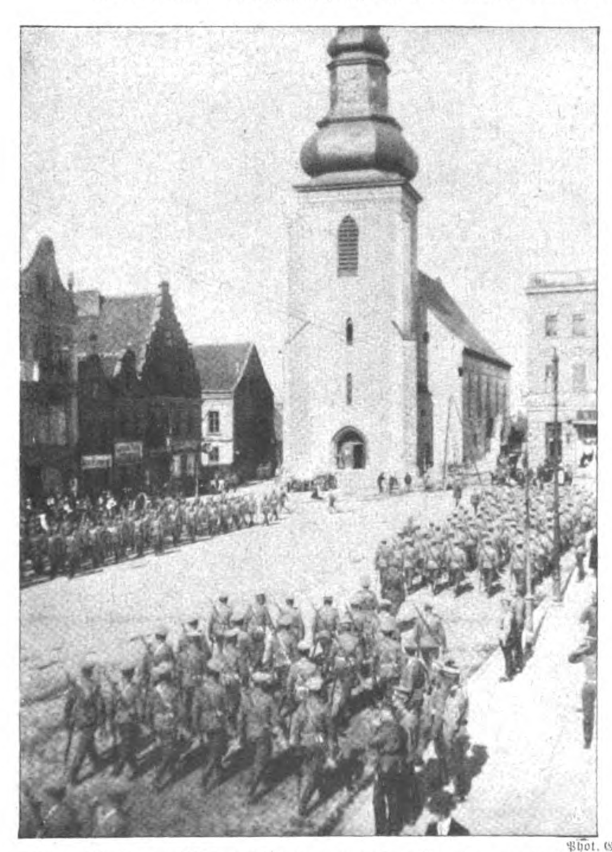
Eingegrabenes Maschinengewehr.

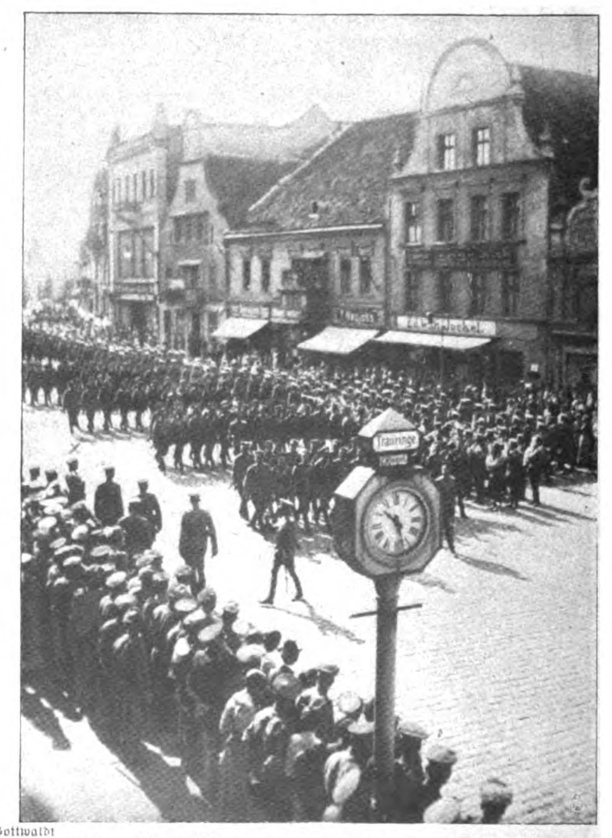
Vom westlichen Kriegschauplatz.



Hofphot. Kühlewindt.

Vom östlichen Kriegsschauplatz: Fesselballon über einem masurischen See. Im Vordergrund Fernsprechwagen.





Phot. Gottwaldt

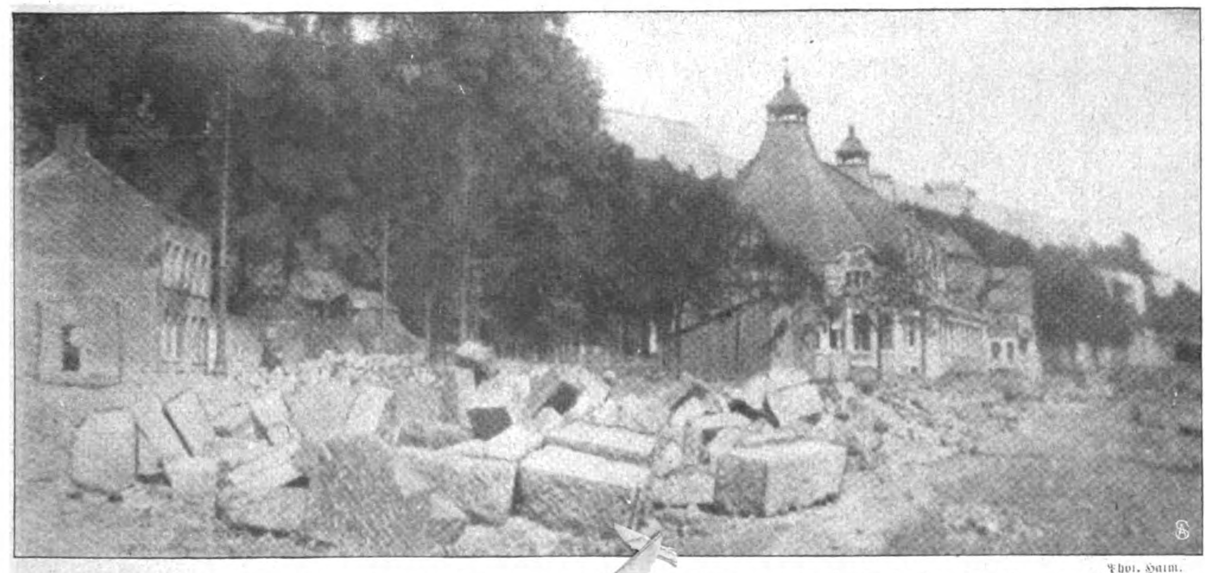
Abmarsch der russischen Truppen von der Parade am 5. Sept. Vorbeimarsch russischer Truppen vor Rennenkampf (×).

Aus der Russenzeit in Ostpreußen: General Rennenkampf in Insterburg.



Hofphot. T. H. Voigt.

Prinz Oskar von Preußen mit Gemahlin.



Phot. Haim.

Aus dem eroberten Namur: Im Vordergrund das Kurhaus, im Hintergrund die Forts in der Front gegen die Maas.



Phot. v. Jakubowski.

Vom östlichen Kriegsschauplatz: Verteilung deutscher Zeitungen in Schtschutschin.



Phot. Rembrandt.

Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ein französischer Sanitätzug.

Die Revanche des Sirdars.

An der trotzigen, von tausendjähriger Sage umgeisterten Burg auf dem Mont Saint-Michel trennt sich die bretonische Küste von der Küste der Normandie. Bei Ebbe recken meilenweit ins Meer hinaus Hunderte von schneeweißen Klippen ihre wie Sonnenlicht kristallen glitzernden Häupter aus den glasig grünen Wogen, die in den Stunden der Flut so gierig zurückströmen, daß sie hoch, hoch hinauf bis fast an den Kamm der Dünenflecken lecken, auf denen rechts das Weltbad Dinard und gegenüber, auf dem linken Arme der Bucht, die Türme, Zinnen und Mauern der verschwisterten Korsarenstädte Saint-Malo und Saint-Servan ihre wechselvollen Linien in die Luft zeichnen.

Und dort, wo der mächtige, runde Turm von Saint-Servan seinen Bauch protzig in die klatschenden Wellen hinaus wölbt, ungefähr in Scheitelhöhe der halbkreisförmigen Bucht, mündet die Rance. Drei Stunden landeinwärts staut sich der Fluß in einem ungeheueren Tümpel. An diesem Endpunkt liegt das Städtchen Dinan. Auf dem Grund der zugeschütteten Festungsgräben lugen aus den Gärten die Villen der englischen Kolonie hervor. Denn die Nachbarn aus der Grande-Bretagne drüben haben die Petite-Bretagne nie vergessen, um die sie so lange mit den Franzosen gerungen haben.

Das war schon im Jahr 1870 so. Damals zählte zu den englischen Ansiedlern auch Lady Kitchener, die zweite Frau des Generalleutnants H. H. Kitchener, die sich, als sie Witwe wurde, nach Dinan zurückgezogen hatte, wo sie im September den Besuch ihres Stiefsohnes empfing. Der junge Mann — er war eben zwanzig geworden — war bloß zu einem Ferienbesuch gekommen; da er aber von dem „Einbruch der deutschen Barbaren" und der Heimsuchung Frankreichs las, wallte sein Soldatenblut über, und er beschloß, gegen den heftigen Widerstand seiner Stiefmutter, den schwer bedrängten Franzosen ein Retter zu werden.

Und so schwor denn eines Tages ein hochaufgeschossener, dunkelblonder Jüngling mit großen, runden, wasserblauen, etwas vorwitzig bis nah an den Rand der Stirnknochen heraustretenden Augen als Freiwilliger zu der trikoloren Fahne. Er wurde in das sechste Bataillon der Mobilgarden des Departements Côtes-du-Nord eingereiht, mit dem er schon am folgenden Tage nach Laval marschierte. Sein Bataillon gehörte zu den Reserven des 21. Korps, das einen Bestandteil der von Chanzy geführten zweiten Loire-Armee bildete und an dessen Spitze ein hoher Marineoffizier namens Jaurès stand, der Vater des jüngst ermordeten Volkstribunen.

Der junge Freiwillige kam einigemal ins Feuer und machte als „Ordonnanz" des Majors Boisdeffre auch mehrere Aufstiege im Freiballon mit. Bei einer dieser Luftfahrten erwischte er sogar eine tüchtige Lungenentzündung, erholte sich aber noch rechtzeitig, um an dem vollständigen Zusammenbruch der zweiten Loire-Armee teilzunehmen, die am 12. Januar 1871 nach dreitägigen Kämpfen auf der Flucht nach Le Mans auseinanderfiel. Nun glaubte Horatio, Frankreich genügend gerettet zu haben. Er kehrte in sein Vaterland, auf die Artillerieschule von Woolwich zurück, wo ihn eine strenge Strafe erwartete, weil er sich ohne Ermächtigung in fremde Kriegsdienste begeben hatte. Allein er hatte einflußreiche Gönner, die dem glänzend angeschriebenen Eleven eine sehr milde Behandlung erwirkten. Im Dezember 1872 erhielt er sein Leutnantspatent.

Er hat, das weiß man, seitdem einen hübschen Weg gemacht. Er übte den Oberbefehl in Indien und in Südafrika aus, er unterwarf sich den Sudan und ist Graf von Chartum geworden, der großmächtige „Sirdar", von dessen Ruhm der ganze Orient widerhallt. Zwischendurch verjagte er den französischen Obersten Marchand mit einem soliden Fußtritt vom oberen Nil, was seinem Herzen gewiß sehr wehe getan hat. Er läßt sich auch nicht gern an dieses Heldenstück erinnern. Desto lebhafter erinnert er sich an seine ersten Waffengänge mit den Deutschen, gegen die er immer zum Kriege gehetzt hat.

s.

Hindernisse in Feindesland.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Mit welch ungeheuren Schwierigkeiten unsere braven Truppen beim Vormarsch in Belgien zu kämpfen hatten, wird den Daheimgebliebenen erst in vollem Umfang klar werden, wenn später in ruhigeren Zeiten die Geschichte dieses beispiellosen Krieges in allen Einzelheiten bekannt wird.

Als der mit größter Energie und völlig überraschend ausgeführte Ueberfall auf Lüttich geglückt und die Festung unbestritten in unserm Besitz war, traf man in Belgien alle Maßnahmen, um ein weiteres schnelles Vordringen der Deutschen aufzuhalten.

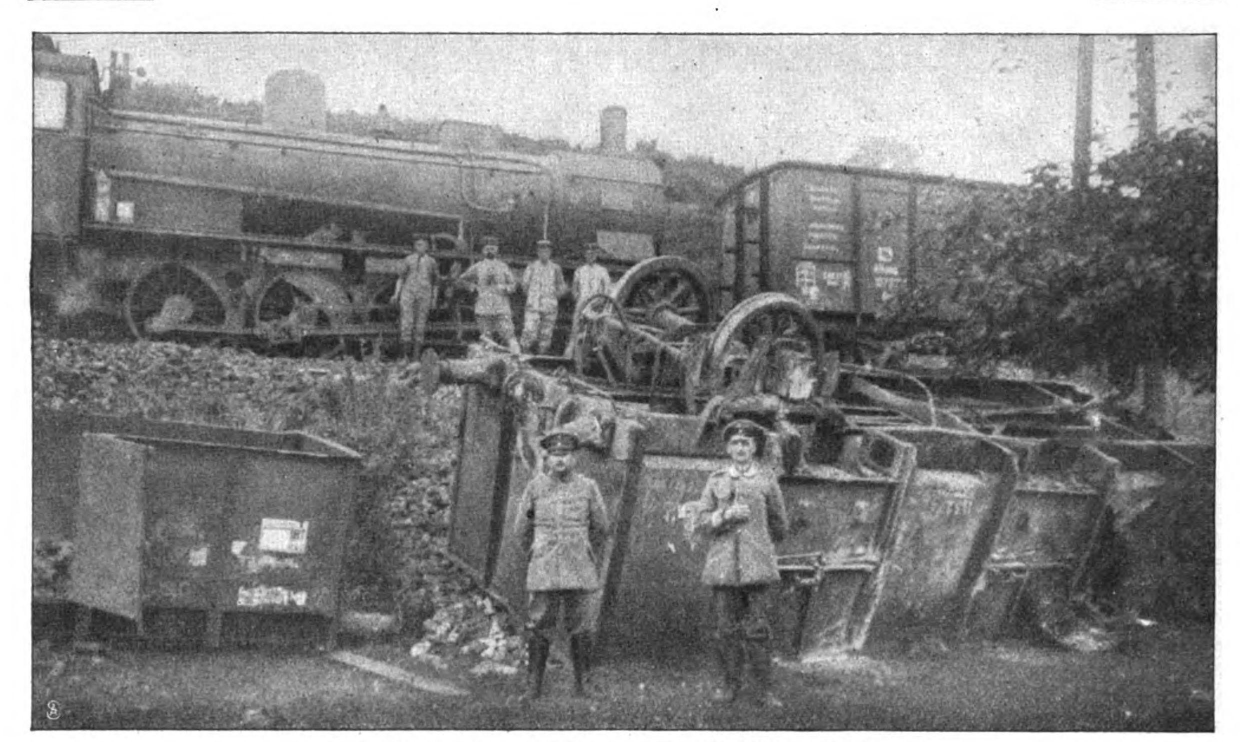
Und da man vermutete, daß die Sieger sich alsbald nach Namur wenden würden, zerstörte man möglichst gründlich die Verbindungen zwischen diesen beiden Hauptstützpunkten.

Abb. 3 zeigt uns den großen Tunnel, durch den der Hauptbahnverkehr Lüttich—Namur geführt wird. Er ist durch große Sprengungen auf etwa zwanzig Meter eingestürzt, und Felsmassen bedecken den Schienenweg. — Auch hier zeigten sich unsere Spezialtruppen ihrer bedeutsamen Aufgabe durchaus gewachsen. In allerkürzester Zeit waren die Schutthaufen beseitigt und der Tunnel selbst wieder so weit hergestellt, daß die Bahnlinie für unsern weiteren Transport benutzbar wurde.

Aber den Belgiern erschienen solche Mittel, uns aufzuhalten, noch keineswegs als genügend. Zwischen Lüttich und Namur fuhr man mehr als zwei Dutzend schwer beladene Güterwagen aufeinander, um so auf längere Zeit durch diesen künstlich herbeigeführten „Eisenbahnunfall" die Gleise unbrauchbar zu machen (Abbildung 2).

Für unsere Eisenbahntruppen und Pioniere gibt es keine unlösbaren Aufgaben. Wo noch kurz vorher das Chaos war, trat bald Ordnung ein, und wenige Tage nach der Erstürmung von Lüttich konnten wir





1. Ins Feld geworfene Wagen auf belgischer Strecke.

nicht nur unsere Truppen, sondern auch die schweren Geschütze auf die Bahn setzen, um sie neuen Aufgaben vor Belgiens zweiter Festung entgegenzuführen.

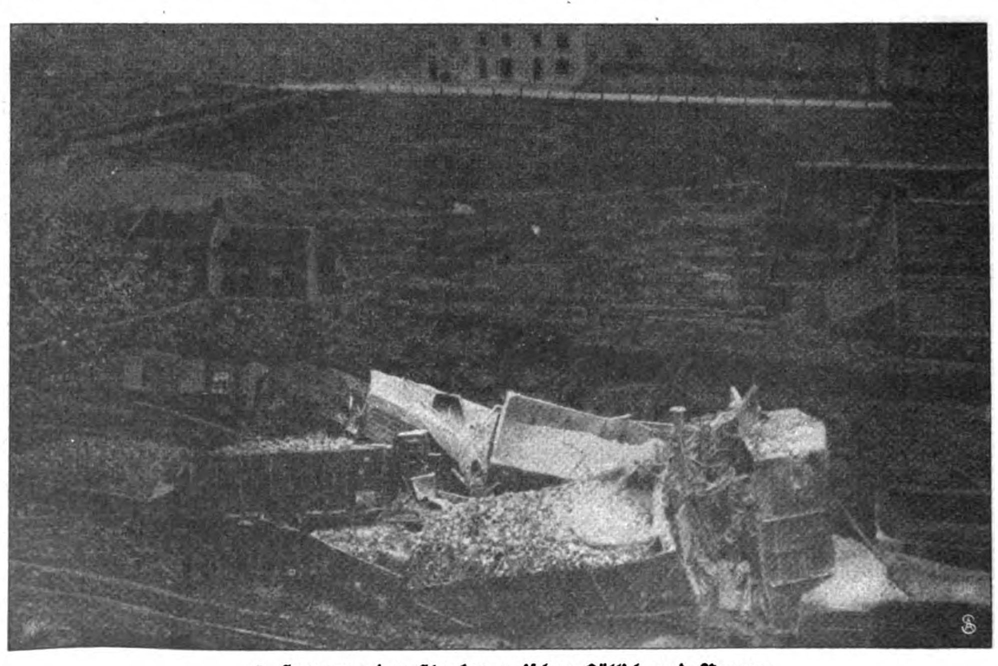
Je weiter die deutschen Heere in Feindesland eindrangen, um so schwieriger und wichtiger wurde es, die rückwärtigen Bahnverbindungen instand zu halten und zu schützen! Sie sind die Lebensadern der Armee. Werden sie zerstört, so hört die frische Blutzufuhr auf, oder sie wird dadurch doch ganz erheblich verzögert.

Auf Abb. 4 erblicken wir unsere Truppen bei der schweren und uneigennützigen „Streckenarbeit". Hier gibt es keine Eisernen Kreuze zu verdienen noch feindliche Batterien im Sturm zu nehmen, und doch arbeiten auch hier hinter der Front „Helden" mit Hacke und Spaten, und ihr stilles Wirken schafft tausendfachen Segen!

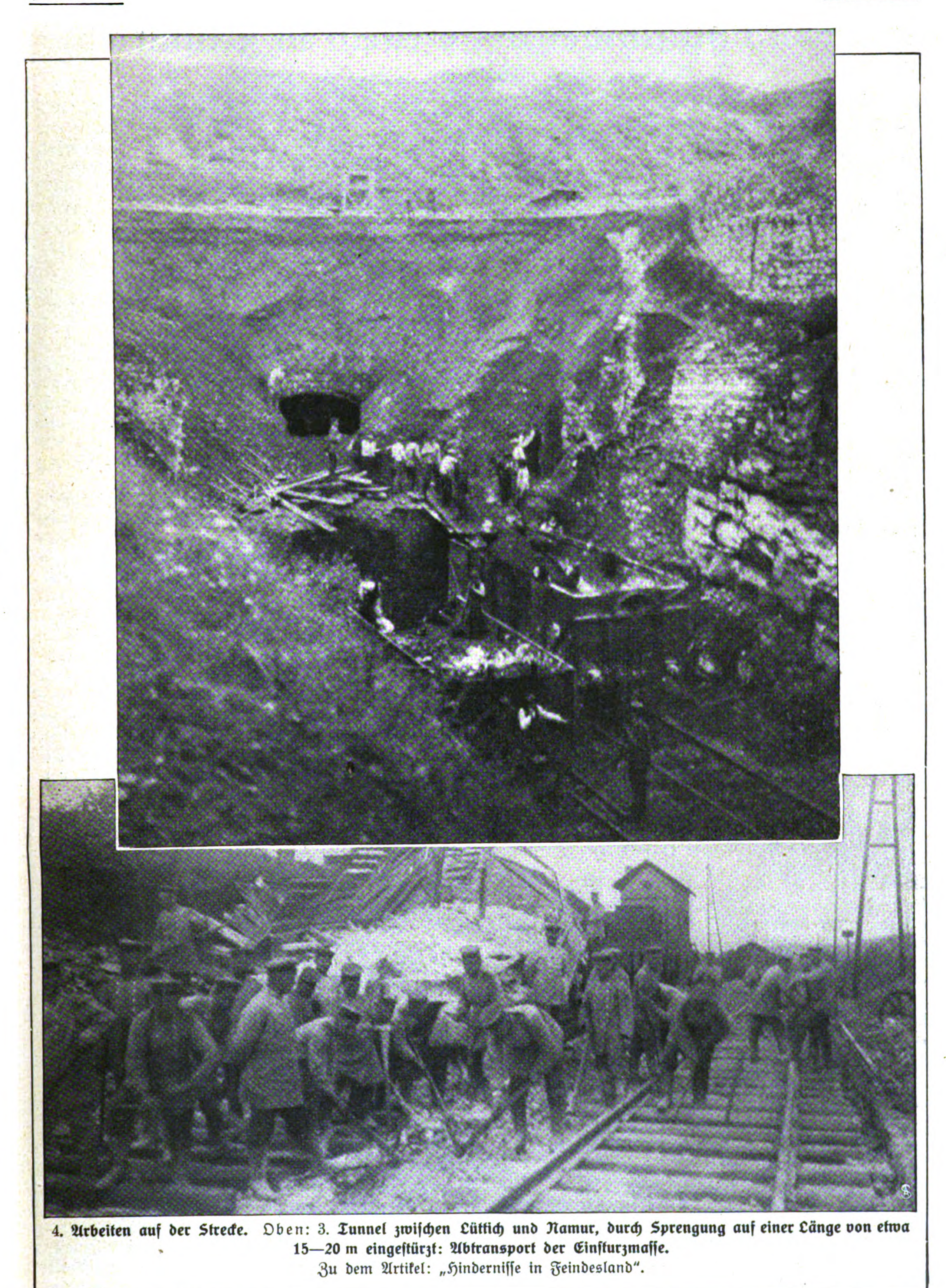
Welche Werte der Krieg vernichtet, geht aus der Abb. 1 hervor, die uns ins Feld geworfene Wagen auf belgischer Strecke zeigt. —

Augenscheinlich ging der Feind von dem Bestreben aus, möglichst viel rollendes Material unbrauchbar zu machen, um es nicht intakt in unsere Hände fallen zu lassen. — Meist aber hat man die Rechnung ohne den Wirt gemacht. —

Die Instandsetzungs- und Aufräumungsarbeiten unserer Spezialtruppen zeugten bisher von der hervorragenden Friedensausbildung, die sich nun im Krieg an wichtigen Problemen aufs beste bewährte! F. N.



2. Sperrung der Strecken zwischen Lüttich und Namur
durch Uebereinanderfahren von etwa 25 mit Kohlen und Kalk beladenen Güterwagen.



4. Arbeiten auf der Strecke. Oben: 3. **Tunnel zwischen Lüttich und Namur, durch Sprengung auf einer Länge von etwa 15—20 m eingestürzt: Abtransport der Einsturzmasse.**
Zu dem Artikel: „Hindernisse in Feindesland“.

Frauen und Kinder als Geiseln in Frankreich.

Von Holde Zink. — Hierzu eine photogr. Aufnahme.

Als in der zweiten Augustwoche die Franzosen das elsässische Grenzstädtchen Saales besetzten, war ihre erste Heldentat, deutsche Beamten und Bürger von Saales nebst uns drei Frauen, Mutter und zwei Töchter, zu verhaften und als Geiseln fortzuschleppen. Das Nötigste an Wäsche mitzunehmen, wurde uns nicht gestattet. Auf einem Ochsenwagen wurden wir nach St.-Dié transportiert, unterwegs von Militär und dem Volk, besonders den Weibern, mit Schimpfworten überhäuft. Steine, Knüttel, Kot, alles flog uns an den Kopf; der Aufruhr unter dem Volk war unbeschreiblich.

Nach einem zweitägigen Aufenthalt im dortigen Gefängnis ging der Leidensweg nach Epinal weiter. Auf jeder Station mußten wir die gröbsten Beschimpfungen anhören, selbst Damen vom Roten Kreuz schämten sich nicht und beleidigten uns auf gemeinste Weise. In Epinal angekommen, mußten wir etwa eine Stunde nach unserm „Heim", der „Maison de correction", zu Fuß laufen. Von dem Chef des Hauses wurden wir mit Schimpfworten empfangen. Er drohte uns mit Erschießen. Für unser deutsches Gold, das uns gleich zu Anfang abgenommen wurde, hatte er nur Fußtritte. Und nun saßen wir 16 endlos lange Tage und Nächte im Zuchthaus. Ein unglaublicher Schmutz, Ungeziefer, Ratten, Mäuse und nicht die geringste hygienische Einrichtung! — Es gab Wasser und Brot und zweimal täglich eine ungenießbare Suppe, die morgens aus einem Stück Lunge und Wasser, nachmittags aus Bohnen und schmutzigem Reis, in Wasser gekocht, bestand. Kaufen durften wir uns nichts. So nährten wir uns ausschließlich von Wasser und Brot, gewürzt mit den Liebenswürdigkeiten einer schamlosen Wärterin, die uns jeden Tag „offizielle" Berichte zu lesen gab von Greueltaten, die unsere Soldaten verübten, von der Revolution in Berlin, der Hungersnot in Deutschland, von all den deutschen Niederlagen und dergleichen mehr. Wir waren der Verzweiflung nahe. In einer Nacht hieß es, wir würden weitergebracht und erschossen.

Wieder begann das Wandern. Acht Tage waren wir unterwegs. Tags im Zuge und nachts im Gefängnis. Immer in der Erwartung, erschossen zu werden. Wir trafen deutsche Kriegsgefangene, Offiziere und Soldaten, die auch unter dem Haß der Bevölkerung sehr zu leiden hatten. Im Bahnhof Moulins waren wir sechs Stunden in glühender Sonnenhitze den tollsten Beschimpfungen ausgesetzt.

Und weiter ging's. Nach Clermont-Ferrand. Auch hier, trotz gegenteiliger Versicherungen unserer Eskorten, eine wütende Volksmasse, der wir willkommene Objekte waren, ihre Wut auf Deutschland an uns auszulassen. Zwei Tage später wurden wir nach dem Barackenlager am Puy-de-dôme, unserer letzten Leidenstation gebracht.

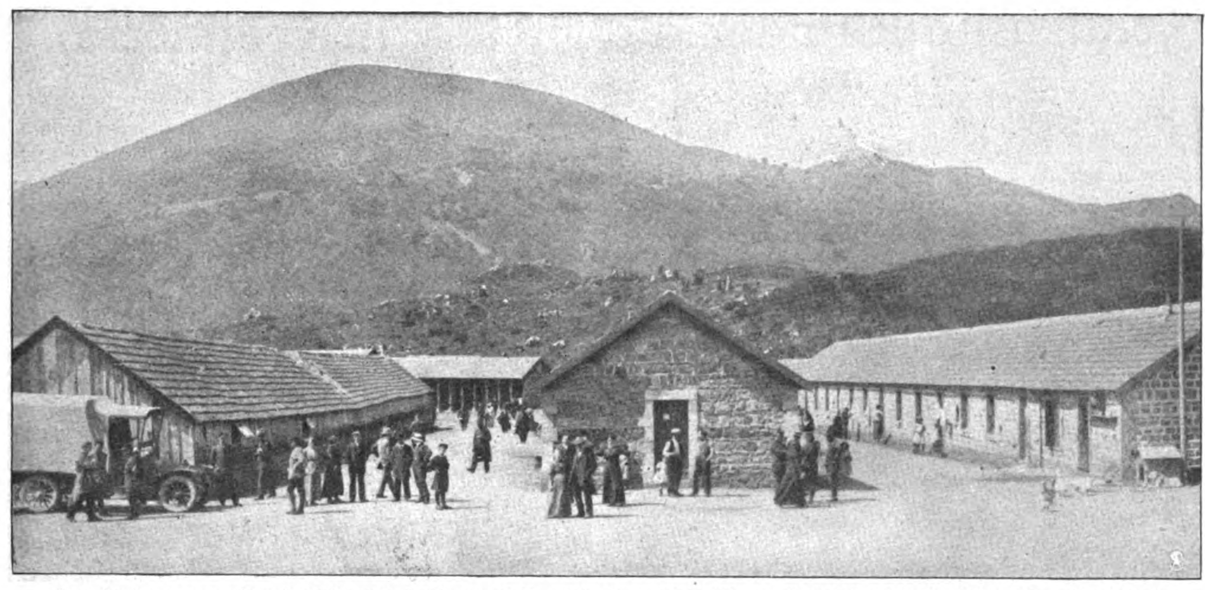
Eine wunderbare Fahrt im dämmernden Morgen, der aufgehenden Sonne entgegen. Beim Zurückblicken taucht der alte Dom von Clermont-Ferrand wie eine Fata Morgana aus dem Morgennebel. An unserem Ziel angelangt, sollten wir noch Leidengenossen treffen. All die Beamtenfrauen von Saales mit ihren Kindern waren acht Tage nach uns ebenfalls als Geiseln mitgenommen worden. Neun Frauen mit siebzehn Kindern, darunter drei Säuglinge, das jüngste kaum sechs Wochen alt! Beim Anblick dieser armen, halbverhungerten und teilweise bis aufs Fleisch wunden Kinderchen wollte uns das Herz schier brechen. Man hat den Müttern verwehrt, die nötige Wäsche von zu Hause mitzunehmen. In Holzbaracken wurden wir untergebracht. Unser Lager war Stroh. Hier wie überall in Frankreich ein Mangel an Hygiene und ein Schmutz, die jeder Beschreibung spotten. Zweimal täglich gab's Wassersuppe, in der Reis, altes Brot und Krautstrünke sich zu einem friedlichen Ganzen vereinten. Zu genießen war das nicht. Wer Geld hatte, konnte sich selbst beköstigen. Wir lebten von Obst, Sardinen und Wein, eine angenehme Abwechslung nach all der Kost in den sieben Zuchthäusern und Militärgefängnissen unterwegs. Hier konnten wir endlich unsere Wäsche, die wir über drei Wochen auf dem Körper getragen hatten, waschen. All die Deutschen, die aus Frankreich, größtenteils aus Lyon, ausgewiesen wurden, waren auch da oben untergebracht. Doch hatten sie vor uns Geiseln eine bessere Kost und Steinbaracken als Wohnung voraus, wurden auch nicht so scharf bewacht.

Jeder Tag brachte neue Aufregungen. Abends saßen wir vor unserer Baracke und erzählten uns von unsern Lieben daheim und von denen, die draußen ihr Leben freudig dahingaben. Und manchmal kam das Heimweh über uns. Die Berge in all ihrer Schönheit, sie waren doch keine deutschen Berge — das Heidekraut kein deutsches Heidekraut. Werden wir unser liebes deutsches Elsaß noch einmal sehen? Immer neue Hoffnungen — immer neue Enttäuschungen — wenn die französischen Zeitungen all diese Lügennachrichten brachten. Die Tage waren sehr heiß und die Nächte bitter kalt, so daß wir manchmal morgens ganz steif waren. Infolge häufiger Erkrankungen sollten wir weiter südlich gebracht werden.

In Clermont-Ferrand angekommen, wurden wir Frauen und Kinder auf Grund eines Telegramms von den anderen Geiseln getrennt und der deutschen Grenze zu befördert, ohne Aufklärung über den Zweck dieser Trennung. Fünf Tage und Nächte waren wir wieder unterwegs. In Moulins begegneten uns die schwarzen Truppen, von der Bevölkerung mit großer Begeisterung begrüßt. Französische Offizierdamen verteilten ganze Arme voll Blumen und küßten sogar teilweise diese Kerle. In Epinal angelangt, bezogen wir wieder für eine Nacht unser altes Quartier, die „Maison de correction". Diesmal höflich empfangen, wie denn die ganze Bevölkerung und auch das Militär ein viel ruhigeres Wesen zur Schau trugen. Von Kriegsbegeisterung nichts mehr zu merken.

In Lastautos ging es andern Tags in Begleitung eines Parlamentärs gegen das von den Deutschen besetzte St.-Dié. Unterhalb Bruyères schlugen plötzlich deutsche Granaten um uns ein. Unsere „Beschützer" flüchteten sich in eine Scheune und ließen uns hilflos auf der Straße im dichten Granathagel stehen. Rechts und links wurden die Häuser in Brand geschossen. Wir retteten uns auch in die Scheune, von unseren Beschützern mit Vorwürfen empfangen und der energischen Aufforderung, sofort die Autos wieder zu besteigen — was wir aber nur in ihrer Begleitung tun wollten. Nun, da ihr eigenes kostbares Leben gefährdet war, brachten sie uns drei Kilometer zurück in Sicherheit. In St.-Anould blieben wir dann, bis man uns versicherte, daß keine Gefahr mehr bestehe,



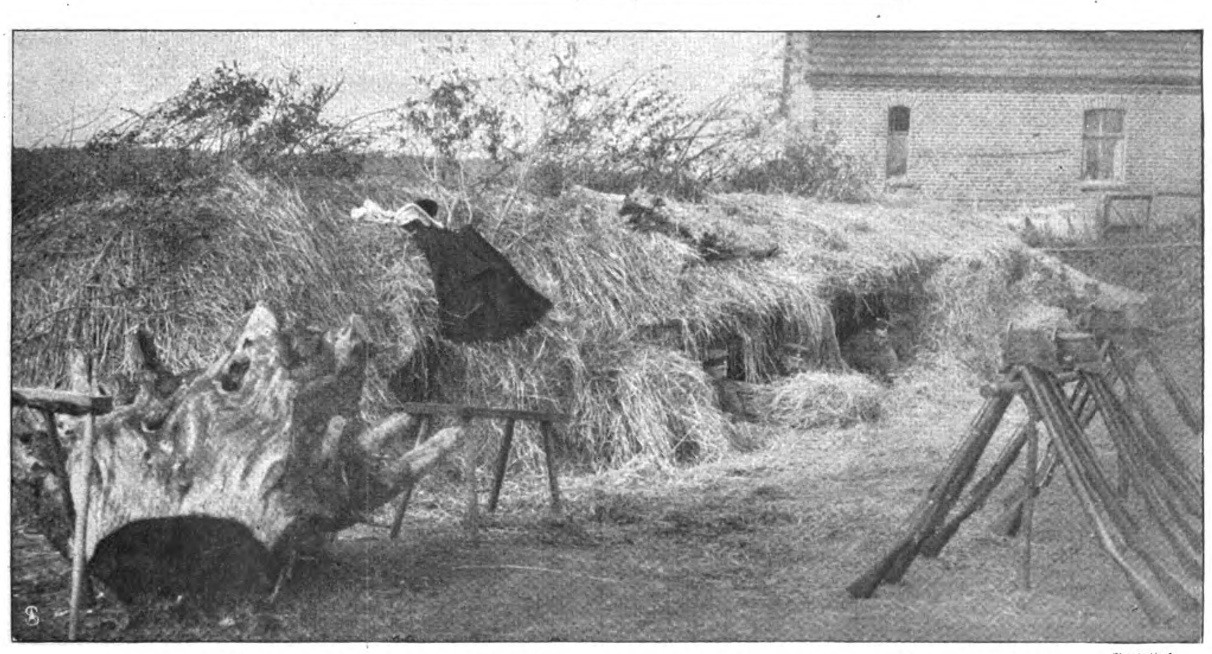


Barackenlager am „Puy-de-Dôme" bei Clermont-Ferrand, das „Heim" der mitgeschleppten deutschen Beamtenfrauen.

trotzdem der eherne Mund der Kanonen noch nicht verstummt war. Um vor einer zweiten Beschießung bewahrt zu bleiben, sollten wir die sieben Kilometer bis in die deutschen Stellungen laufen. Wir wären 50 Kilometer gelaufen, nur um wieder Deutsche zu sehen!

So ging denn der traurige Zug, Frauen und Kinder, mit Kinderwagen und armseligem Gepäck, seinem Schicksal entgegen. Zum Schutz gab man uns einen französischen Offizier und einen Trompeter mit. Nach drei Kilometer Wanderung schlug die erste Granate dicht bei uns in eine Wiese. Und nun ging's los ins mörderische Feuer. Rechts und links, vor und hinter uns platzten die deutschen Granaten. Glücklicherweise wurde niemand verletzt. Gegen 7 Uhr passierten wir die letzten französischen Posten, die uns versicherten, daß zwei Kilometer weiter die deutschen Vorposten seien. Da ging's mit neuem Mut weiter, bis nach kurzer Zeit unsere ersten Feldgrauen sichtbar wurden. Die Parlamentärflagge hingeworfen und im Sturmschritt los — die Barriere übersprungen— und ein einziger Schrei der Erlösung. Die braven Bayern wußten im ersten Augenblick gar nicht, was tun. Die bärtigen Krieger standen da, Tränen in den Augen, auf einem Arm unsere Kleinen — in dem andern ihr Gewehr. Sie dachten wohl an Zuhause.

Im Laufe des nächsten Vormittags fuhren wir frohen Herzens heim. Diesmal in deutschen Autos. Und mitten in Feindesland — lachend und weinend — wie aus einer Kehle — „Deutschland, Deutschland über alles".



Photothek.

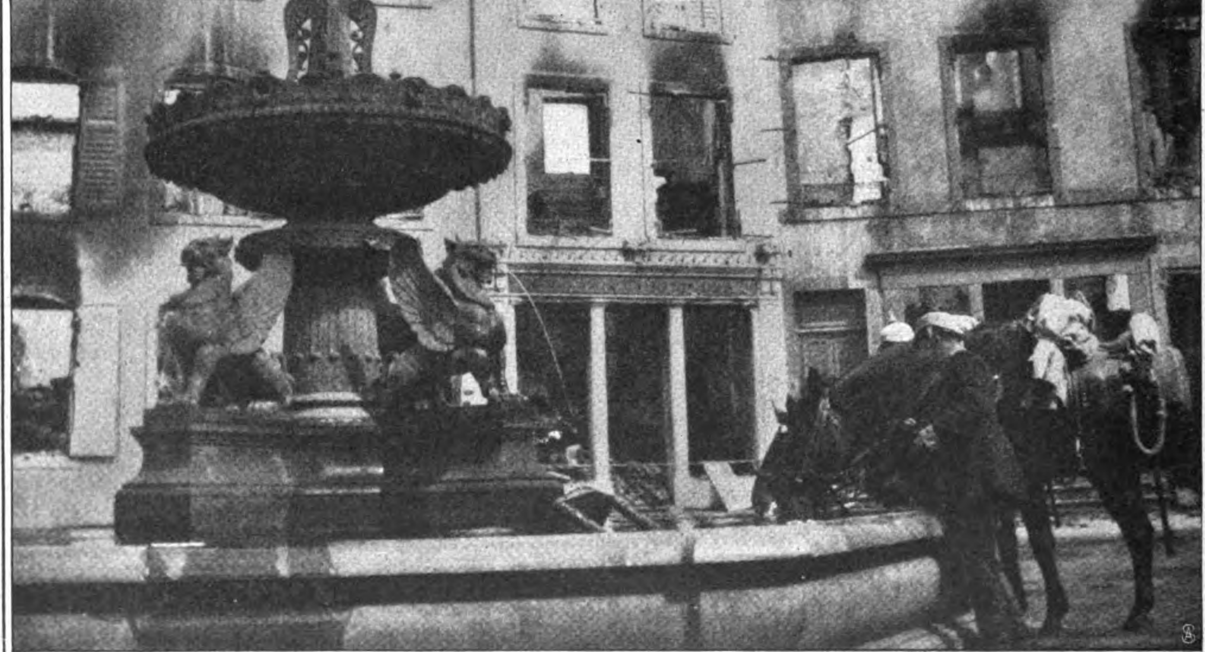
Vom östlichen Kriegschauplatz: Ein Wachkommando von Landsturmmännern auf der Landstraße.



Die Deutschen in Luxemburg:

1. Eine Ecke des Biwaklebens.
2. Geschützpark und Fahrzeuge eines Feldlazaretts auf einer Wiese bei Uersch.

Phot. Hansen.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Straßenbild in Raon-l'Etape.



Oben: Aus dem Kriegslazarett in Diez. Mitte: Spenden für das Heer: Vor der Annahmestelle für Wollgabensendungen im Reichstagsgebäude in Berlin. Unten: Verwundete Oesterreicher im Neuen Künstlerhaus.

Fürsorge für Kranke und Gesunde.





Zerstörte Straße in der Festung Longwy-Haut. Phot. Engel.



Gesamtansicht von Longwy-Bas, das nicht zerstört wurde. Phot. Engel.

Schonung feindlicher Städte im Kriege. — Beide Aufnahmen wurden vom Photographen am gleichen Tage hergestellt.



Stille Helden.

Roman von

Ida Boy=Ed.

10. Fortsetzung.

Klara stand mit Wynfried auf der Brücke, und sie sahen dem Fährboot entgegen, das vom jenseitigen Ufer Fräulein Edith heranbrachte. Schlank, im engen, schneeweißen Sportkostüm, einen langen hellblauen Mantel überm Arm, stand sie und winkte schon von weitem.

Es war ein herrlicher Tag. Alles glänzte fröhlich: Der wolkenlose Himmel, die besonnte Welt der Felder und Wiesen, die leuchtend rote, kleine Stadt drüben auf der sandigen Höhe, der sich im Wind schuppende Fluß. Und die schwarzen Bauten, die düsteren Eisengerippe des Hüttenwerks standen in all der Helle bedrohlich und fremd. Aus den ragenden Schornsteinen quoll der Rauch schwarz und eilig. Das wirkte beinah wie Hochmut, der allen Sommersonnenschein ablehnt und ausdrücklich betonen will, daß die wichtige und finstere Arbeit der Kohle und des Feuers sich nicht an so etwas Veränderliches wie das schöne Wetter kehre.

Die Jacht war klar. Sie sollte hinausgeschleppt werden. Im Wiek wollte man die Baronin Hegemeister mit ihrem Schatten, dem Fräulein v. Gerwald, aufnehmen und dann in der Lübecker Bucht den von Kiel kommenden Jachten entgegenkreuzen. Die Kieler Woche war zu Ende, sie schloß wie immer mit einer Wettfahrt nach Travemünde, wo dann noch unter Gegenwart und Teilnahme des Kaisers die beiden rauschenden und glanzvollen Tage mit Wettsegeln, Frühstücken, Diners und Tänzen abgehalten wurden.

Nun war Edith angekommen und sprang aus dem Fährboot. Klara erschrak beinah. Was hatte das Mädchen denn mit sich gemacht? Die dicken, brandroten Haare in zwei Zöpfen als Schnecken über die Ohren gelegt! Und das Gesicht mit der kecken Nase, dem großen Mund und den bernsteinfarbenen Augen unter roten Brauen wirkte dazwischen noch häßlicher.

„Ich bin wütend,“ sagte sie gleich, „ich kann nur bis Travemünde mit! Da muß ich Tante Aline erwarten. Sie kommt mit dem Abendzug von Hannover und will drei Tage in Travemünde bleiben. Ich muß ihr Gesellschaft leisten. Gegen Tante Aline kämpfen Götter selbst vergebens. Sogar Papa hat aufgetrumpft: daß du dich nicht unterstehst — na — und so weiter. Wie Väter auftrumpfen, die man sonst um 'n Finger wickelt. Er hat ja ihr Vermögen im Geschäft, und ich soll es mal erben — ich bitte um stilles Beileid“...

„Aber mein Mann hat wirklich Pech heute,“ sagte Klara, „ich kann ihn auch nicht begleiten.“

„Sie sind leidend“, sprach Edith.

„Meine Frau? Leidend?“ fragte aber Wynfried erstaunt. „Keine Spur. Der Kleine hat, glaub ich, einmal gehustet — da bringt niemand und nichts meine Frau von ihm weg“ —

Edith lachte.

„O Gott — ja — diese fanatischen jungen Mütter“...

Klara mochte es nicht haben, wenn man sie mit ihrer Liebe zu ihrem Kind neckte. War es nicht, als würde man sie necken, weil sie atme. . . .

„Fanatisch — das ist das Wort“, stimmte Wynfried wohlgelaunt zu; „als ich neulich mit meiner Frau acht Tage in Berlin war, merkte ich bald: sie kam beinah um vor Heimweh nach unserem Jungen und vor Sorge um ihn — als wenn nicht, mein Vater an der Spitze, ein Heer von Aufsehern da sei. . . .“

Klaras Augen wurden dunkler. . . . Sie dachte an die schweren Tage in Berlin. Sie hatte es sich gelobt, so viel, als sie es irgend einrichten konnte, in ihres Mannes Gesellschaft zu sein — mit ganzer Inbrunst täglich von neuem zu versuchen, sich an ihn heranzufühlen, ihm Herzlichkeit und Ergebenheit zu zeigen. Abend für Abend ging sie mit in die Theater, Wynfried wählte immer das, wo man sich am meisten Augenweide und Lustigkeit versprechen konnte. Und diese Tage im rauschenden, rollenden Lärm und der benzindurchhauchten Staubluft — dem nie abreißenden Hintereinander der Gefährte — wie waren sie mühsam gewesen. Gewiß, auch durch das quälende Heimweh nach ihrem Kind. — Das Kind war doch der Zweck ihres Daseins. Dies Kind gab in einem besonderen Sinn ihrer Ehe und ihrem Dankesopfer recht. Aber sie spürte wohl, sie würde ihre Sehnsucht bezwungen haben — sie war ja nicht nur Mutter und mit der Mutterschaft nicht aller andern Aufgaben ledig. Sie hatte auch die, sich selbst noch weiter zu bilden. Aber aus ihres Mannes Geist und Art kam kein Ton zu ihr herüber, der sie belebt und beschäftigt hätte — sie hörte auch kaum ein Wort, das ihre Gedanken auf neue Wege geleitet hätte. Und dann — diese Unruhe in ihr, dies unbestimmte und doch furchtbare Gefühl, wie von etwas Vernichtendem bedroht zu sein — das war nur still, wenn sie bei ihrem Kind sein konnte.

Und deshalb drang die grandiose Sprache der Weltstadt nicht zu ihr — deshalb spürte sie nichts von der Wucht der Eindrücke —

„Aber nun fix“ — mahnte Wynfried.

Edith verabschiedete sich von der jungen Frau und sah ihr dreist ins Gesicht.

„Sie sehen aber wirklich noch immer 'n bißchen matt aus — ich fand es schon damals auf der Taufe. Da sollten Sie gerade mitsegeln.“

„Ich tue es oft,“ sagte Klara, „nur heute —. Der Kleine ist wirklich etwas unruhig, und dann ist Vater fast noch besorgter als ich.“

„Schade,“ meinte Wynfried, „es ist so großartiges Wetter. Likowski und Marning haben auch abgesagt.“

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



„Was — die auch?" schrie Edith. Für sie konnten es, bei solcher Gelegenheit, nie genug Herren sein, denn dann war sie doch einer ununterbrochenen, plänkelnden Unterhaltung sicherer.

„Ja. Obschon ich noch an Marning extra telephonierte, daß Sie, Baronin Agathe und meine Frau mitsegeln würden."

„Ach Marning — ich glaub, der retiriert vor Baronin Agathe", meinte das rothaarige Mädchen.

Wie ist sie unzart, dachte Klara.

„Na — nu los — und ängstige dich nicht. — Wenn gegen Abend Flaute kommt — es kann spät werden . . ."

Er und Edith saßen im Beiboot, und er trieb es mit ein paar sicheren Ruderschlägen bordseit der „Klara". Die hatte schon ihr Fallreep mit den drei Stufen herabgelassen, und eins, zwei, drei waren die beiden an Deck der Jacht, wo die flinken Kerle in den krebsroten Jacken und den weißen Hosen in Reih und Glied standen und ihren Herrn militärisch begrüßten.

Das Motorboot stieß einen grellen Pfiff aus, und seine Maschine begann zu stoßen und zu klopfen. Der leichte, braune Mahagonileib glitt stromab. Die Trossen strafften sich, und wie ein großer Sohn der kleinen Mutter, so folgte die weiße Jacht der Führung. Großsegel und Schunersegel waren noch gerefft.

Wynfried und Edith standen am Großmast und winkten Grüße herüber, bis Klara langsam wieder treppan und zum Haus emporstieg.

„Ihre Frau hat sich aber wirklich verändert", sagte Edith.

„Kann ich nicht finden. Höchstens vielleicht, daß sie oft ermüdet aussieht — sowie der Junge nachts sich rührt, steht sie ja auf — die Amme sei nicht verläßlich."

„O Gott — und der Schlummer Ihrer Nächte?" sagte Edith mit komischem Pathos.

„Hab mich einstweilen aus diesem Bereich zurückgezogen und mein altes Quartier oben genommen — bin sehr stolz auf meinen Sohn — auf sein nächtliches Geschrei leg ich aber keinen Wert."

Sie machten es sich nun gemütlich. Hinter dem Eingang zur Kajüte, der in üblicher Weise schräg überdacht war, hatte das Deck eine bassinartige, ovale kleine Vertiefung, in die man über zwei Stufen hineintrat. Ein breites Sitzbrett lief rund um und war mit Kissen belegt. Sie waren von Leder. Aber Klara hatte noch eine ganze Menge lose liegender, rotseidener gearbeitet, die man sich in den Rücken stopfen konnte oder unter den Kopf legen. Hier blieb man auch von der Mannschaft, solange glatte Fahrt war, ungesehen und ungehört, und nur bei irgendwelchen Segelmanövern tauchten die weißroten Matrosen auf.

Wynfried und das rothaarige Mädchen saßen in träger Stellung einander gegenüber. Er hatte die Hände zwischen den Knien gefaltet und schaute aufmerksam in Ediths Gesicht. Tausend Teufel funkelten allzeit in ihren dreisten Augen. Und was ihren großen Mund betraf, dessen schön geschwungene volle Lippen sich über sehr blendenden Zähnen leise öffneten, so dachte Wynfried: Derart leidenschaftlich, daß es einen Mann irritieren könnte.

„Nun, was sehen Sie mich so an?" fragte er.

„Ach — ich denk so: Sie haben ja viel zu früh geheiratet"...

„Ich?"

„Na ja — wenn man so von nächtlichem Kindergeschrei hört"...

„Meine Frau ist eine famose, großartige Frau. Jedermann hat Ursache, mich zu beneiden", bemerkte er etwas ablehnend.

„Will nichts gegen sie sagen — nicht von fern — ich verehre Ihre Frau kolossal", versicherte Edith sofort. Sie hatte irgendeine unbestimmte Empfindung gehabt, daß man über seine Ehe so mit ihm sprechen könne — aber sie spürte: das schien doch nicht geraten...

Seit einiger Zeit fand sie, daß Wynfried Lohmann der schönste Mann sei, den sie je gesehen. Ziemlich groß, wundervoll gewachsen — die Augen blau und manchmal so rätselhaft im Ausdruck — die Züge vornehm — und das lockere Sporthemd ließ zuweilen, wenn er seine Jacke abwarf und selbst zugriff, weiße Arme und einen herrlichen Nacken sehen.

Und Edith hatte Stunden, wo sie wütend war — ja, dieser Mann wäre in jeder Hinsicht für sie gewesen — Geld, Stellung — und seine Schönheit lud noch dazu ein, sich rasend in ihn zu verlieben... Und was der Mann wohl von Frauen alles wußte und verstand! Hunderttausende sollte ihn ihr Studium gekostet haben. — Ach ja, er war weit und breit der einzige interessante Mann... Und gerade dieser hatte sich mit einer so langweiligen Person verheiraten müssen.

„Daß man meine Frau kolossal verehrt, will ich mir auch von jedermann ausgebeten haben", sagte Wynfried würdevoll.

Aber es war eben ein bißchen mehr Würde, als der Augenblick gerade erfordert hätte. Und mit ihrer Intelligenz und ihrem sechsten Sinn, der überraschend scharf war, fühlte sie das gleich.

Ihre Augen funkelten ihn wieder lustiger an. . . .

Aber sie sprach sehr vernünftig nüchterne Dinge.

„Ist es wahr, daß Thürauf Teilhaber wird?"

„Ja, die Kontrakte sind unterzeichnet."

„Papa zerbricht sich den Kopf, ob Sie oder Ihr Vater das gewollt haben."

„Vater regte es an; ich war durchaus einverstanden. Denken Sie mal, wie wäre ich gebunden gewesen, wenn Vater mal davonginge, denn von seinem Krankheitsthron aus spricht er ja völlig geistesfrisch noch immer das gewichtigste Wort. Und wenn vielleicht Thürauf uns verlassen hätte, um anderswo als Kompagnon einzutreten. — Nun bin ich nach Wunsch freier Mann. — Denn Thürauf hat ja bloß eine Leidenschaft: Arbeiten."

„Papa sagt: Thürauf kann lachen. Und die Bedingungen seien fabelhaft."

„Sie sind durchaus normal."

„Papa sagt, es würden Thürauf nur vier Prozent abgerechnet für all das Lohmannsche Kapital. — Es wären acht Millionen, sagt Papa, was Ihr Vater ins Werk gesteckt hat. — Bei der Teilung des verbleibenden Gewinnstes stehe sich Thürauf immer noch auf mehr als zweimalhunderttausend Mark Einkünfte. O Gott — und wenn man bedenkt, daß Ihrem Vater auch noch die Kreyser-Werke



zu zwei Drittel gehören. . . . Ja, Papa sagt, wenn es mit den Unternehmungen erst über einen gewissen Umfang hinaus ist, arbeiten sie sozusagen von selbst weiter."

„Wie genau Ihr Papa Bescheid weiß," sagte Wynfried mokant, „und wie Sie das alles behalten haben! So viel Zahlen im Mund eines jungen Mädchens."

Edith zuckte die Achseln.

„Das ist so wie mit Malerkindern, die von klein an von Farben sprechen hören, oder wie mit Kunstreiterkindern, die alles von Pferden verstehen. — So 'n Industrieprinzeßchen wie ich wächst von selbst ins Verständnis für Geld und Geschäft hinein. — Papa wundert sich aber doch. Wo alle Welt weiß, daß Ihr Vater den rasenden Stolz auf sein Werk hat und diese große Liebe! — Severin Lohmann sollte rein lohmannsch bleiben, hat man immer gedacht."

„Soll es auch. Wenn Thürauf Söhne hätte, würde Vater es nicht getan haben. — Es steht auch ausdrücklich im Kontrakt, daß die Teilhaberschaft nicht auf Thüraufsche Schwiegersöhne oder Enkel vererbbar sein soll."

Was ihr Papa sonst noch gesagt hatte, verschwieg Edith. Er hatte gemeint: Der Geheimrat traue seinem Sohn doch wohl noch nicht ganz. . . . Und wolle dem Werk den bedeutenden Mitarbeiter sichern. — Und bis der zähe Thürauf mal alt und arbeitsunfähig werde, sei Wynfried auch ein alternder und ganz eingearbeiteter Mann.

„Na, wenn Hornmark denn das gute Finchen Thürauf erobert, macht er ja 'n blendendes Geschäft", sagte Edith voll Verachtung. „Seit Luisens Verlobung mit Brelow weiß man doch, was die Thüraufs mitkriegen. Seitdem ist Hornmark wie hypnotisiert von Finchens häuslichen Tugenden."

„So?" fragte Wynfried ungläubig.

„Was ich Ihnen sage! Als Papa und ich Sonntag früh unsern Ritt machten — Sie wissen ja, Papa ist in jedem Sinn Sonntagsreiter, und ich genier mich immer, wenn uns sachverständige Herren begegnen — na, wen treffen wir am Waldesrand, bei den Wiesen? Die zwei unverlobten Thüraufs nebst Hornmark in Zivil und noch zwei Jünglingen — die Räder lehnten an den berasten Erdwall, etwas weiterhin saß man und ließ die Beine hängen und aß im Schatten Butterbrote. Seien Sie sicher, die waren mit Wurst belegt — das wäre so in der Situation gewesen. Und was tat Hornmark? Er band Vergißmeinnicht zusammen. Ich schwöre Ihnen: Vergißmeinnicht!"

Wynfried lachte.

„Wissen Sie, was ich tat?"

„Bin gespannt."

„Ich lenkte mein Pferd ran, ich salutierte Hornmark mit meinem Reitstock und improvisierte:

‚Ein Leutnant saß an dem Rain,
Er sammelte Vergißnichtmein
Und fügte sie zum Kranze;
Wie rührend war das Ganze.‘

Und dann los und davon — Sie wissen, ich kann reiten! Papa als Karikatur eines Sportmannes ängstlich hinter her!"

Sie freute sich noch über ihr tolles Davonstieben.

„Und wen haben Sie zum Nachfolger Hornmarks in Ihren Diensten ernannt?" fragte er.

„Der Posten ist vakant. Ich habe keine Eile. Muß fortan auch wählerischer sein. Vorigen Sommer galt man noch nicht für voll. Das ist nun anders. Als Papas einzige weiß ich, daß ich ihm nur einen Schwiegersohn Ia bringen darf. Er macht Ansprüche! Wo seine Fabrik sich in so enormem Aufschwung befindet", sprach sie in lässiger Prahlerei.

Wynfried wußte, daß das Gegenteil der Fall sei. Und wahrscheinlich wußte sie selbst es auch.

Sie rekelte ihren schlanken Körper auf all den Kissen ganz zurück und faltete ihre Hände über ihrem Hinterkopf, wo von der weißen Linie des Scheitels die roten Haare straff nach vorn zu den Zöpfen hingenommen waren.

„Ja," meinte sie im gemütlichen Ton, aber um ihren großen Mund ging ein besonderes Lächeln, „der eine, der mich vielleicht hätte reizen können, der kommt ja nun nicht mehr in Frage . . ."

Und ihre Augen sprühten Funken zu ihm hinüber, daß er meinte, sie zu fühlen.

Er sah sie an, lächelnd, vielsagend, sie konnte nach Belieben alle Huldigungen daraus lesen, die ihr Bedürfnis waren.

Und eigentlich regte sich in ihm die Begier, diesem verliebten Mädchen, das mit all seiner Häßlichkeit höchst verlockend war, einen ausführlichen Kuß auf den vollen Mund zu pressen. Aber das ging natürlich nicht an. . . .

Sie machte ihm aber Spaß — in ihrem Gemisch von praktischem Verstand und keckster Herausforderung.

Seine Stellung zur Frau war nun einmal so. Er mochte mit pikanten Worten umworben werden; es unterhielt ihn, wenn sich ein weibliches Wesen um ihn bemühte, — das war ihm ein Bedürfnis geworden, von seinen Anfängen her, wo er als schöner, reicher Jüngling in allzu fröhliche Kreise geraten war.

Von Klara durfte er natürlich solch Umwerben und irgendein kokettes Spiel im Wechsel von Lockungen und Versagen nicht erwarten.

In der Ehe war überhaupt alles anders. „Ehe", die hatte so wenig mit dem übrigen Mannesempfindungen zu tun wie etwa die Arbeit auf dem Werk.

Eine Sache gänzlich für sich.

Und nach all dem bekömmlichen Gleichmaß seines letzten Lebensjahres fühlte er immer öfter so etwas wie eine leise Sehnsucht nach stärkerer Bewegung in sich aufsteigen. . . .

Die Stille zwischen den beiden wurde ein wenig schwül. Zum Glück zerriß der Pfiff des Motorboots sie.

Es lenkte, mit der geschleppten Jacht hinter sich, aus der durch die roten und schwarzen Dückdalben bezeichneten Fahrstraße ein wenig in das Wiek hinein und ließ unaufhörlich gelle Pfiffe in die Sommerluft hineinsausen. Sie sollten der Herrin des weißen Schlößchens, das aus dem Grün des hohen Ufers lachend herausschaute, melden: „Die ‚Klara‘ ist zur Stelle und erwartet ihre Gäste."

„Ach — wie pünktlich!" rief Edith, „sehen Sie — die Baronin muß schon im Bootshaus gewartet haben."



Vom Ufer, unterhalb Schloß Lammen, löste sich ein Ruderboot. Mit starken Schlägen trieb es der als Theatermatrose gekleidete Knecht in rascher Fahrt heran.

Edith, die genau wußte, daß sie das Feuerwerk ihrer kecken Blicke und Reden nur unter vier Augen gegen eine Männerbrust abbrennen konnte, fand für ihr Bedürfnis, sich geistig zu betätigen, nun ein unverfänglicheres Ziel.

Sie fand üppige Frauen gräßlich und nannte alle, die über eine gewisse Schmächtigkeit hinaus rundere Linien zeigten, sofort „dick".

„Passen Sie auf! Es ist kein kleiner Anblick — Agathe Hegemeister im Futteral eines Sportkleides — sie hat keine Ahnung von ihrer Fülle. Keine Spur von Selbstkritik."

„Da bin ich nun anderer Ansicht," sagte Wynfried eifrig, „Baronin Agathe ist von allen Damen unseres Kreises am ausgesuchtesten und kleidsamsten angezogen. Und ihre leise Fülle ist wundervoll — noch nicht mal Rubens . . ."

„Ja," sprach Edith geringschätzig, „Männer haben eben einen total andern Geschmack als wir . . ."

Agathe schwang im herannahenden Boot einen weißen Chiffonschleier.

Richtig: Agathe Hegemeister hatte ein weißes Leinenkleid an. Und was war denn das? Schwarze Knöpfe an der knappen Bluse? Edith sah nachher, zu ihrem verzehrenden Neid, daß es veilchenblaue, rundgeschliffene Amethyste waren, in Gold gefaßt, die als Knöpfe dienten. Und einen Matrosenhut, wie Edith gehofft hatte, trug sie auch nicht; der hätte auf der Fülle des schön geordneten Blondhaares nur lächerlich wirken können, sondern einen sehr feinen Florentiner Strohhut von äußerst kleidsamer Form, um den ein weißer Chiffonschleier geschlungen und links unterm Ohr in eine große Schleife gebunden war.

Wynfried dachte: Entzückend — wie ein Mädchen. Und so weiblich weich in jedem Blick, jeder Bewegung.

Nun waren die Damen an Bord — Fräulein von Gerwald in Dunkelblau mit einem steifen, blanken, schwarzen Matrosenhut, den Edith wie eine Rarität unbefangen genau anstarrte.

„Was?" sagte Agathe. „Meine liebe, süße Klara fährt nicht mit? Aber das verleidet mir ja den ganzen Tag! Und ich weiß nicht — paßt sich denn das überhaupt? — Ich allein mit dem Gatten einer andern?"

„Erstens ist es der Ehemann Ihrer besten Freundin — und Klara läßt Sie vielmals grüßen. Zweitens haben Sie Ihre Ehrendame, unser allverehrtes Fräulein von Gerwald, neben sich. Und drittens ist es wenig schmeichelhaft für mich, daß Ihnen ohne meine Frau der Tag verleidet ist", sagte Wynfried.

Agathe sah ihre Gerwald an.

„Herr Lohmann hat recht", sprach sie in einem um Zustimmung bittenden Ton.

„Aber völlig!" versicherte Fräulein von Gerwald mit Nachdruck.

Bis Travemünde war es ja nicht mehr weit. Es kam auch kein gemütlicher Ton auf. Zwischen der blonden Frau und dem rothaarigen Mädchen herrschte eine versteckte Gereiztheit. Sie wußten selbst nicht warum. Denn jede dachte in bezug auf die andere: sie kann ja doch nicht mit mir konkurrieren. Und Wynfried, der das durchschaute, hatte so viel Vergnügen daran, so daß es ihm eigentlich leid tat, als Edith in Travemünde von Bord ging.

Sie wußte in ihre Abschiedsworte so viel zu legen, daß Agathe Hegemeister gar nicht anders denken konnte als Wynfried, und das abscheuliche Mädchen hätte zu Beginn der Fahrt eine ganz besonders schöne Stunde voll intimer Gespräche gehabt. Und das war Agathe doch ein leiser, schmerzlicher Stich.

Edith, die nun ihren langen, hellblauseidenen, engen Mantel angezogen hatte, stand noch eine Weile auf der hohen Brücke, an deren Fuß sie abgesetzt worden war, und zu der sie dann auf Treppen emporstieg. Sie winkte nicht und nickte auch nicht. Sie stand nur und sah. . . . Etwas großartig wirkte es. . . . Wynfried lüftete noch einmal seine weiße Mütze zu ihr hin.

„Nein, dies Mädchen," sagte Agathe, „so mager und so häßlich. So eingebildet und dreist."

„Keine Spur von Weiblichkeit", erlaubte sich Fräulein von Gerwald hinzuzufügen.

„Naseweis ist sie schon," gab Wynfried zu, „aber so intelligent und temperamentvoll, daß ihre Häßlichkeit zur Schönheit wird."

„Ja," meinte Agathe etwas gekränkt, „Männer haben eben einen ganz andern Geschmack als wir."

Nun hieß es erst einmal Tee trinken.

Unten in der Salonkajüte war alles vorbereitet. Auf den Tisch hatte der Kambüsenwart schon den Teekessel gestellt, von dem die elektrische Schnur zum Steckkontakt ging. Die Jacht führte in einem Akkumulator elektrische Kräfte für die Beleuchtung und die Kambüse.

Sehr hausfraulich goß Fräulein v. Gerwald den Tee auf, und Agathe fand mit Rührung die Kuchen vor, die sie liebte. Dafür hatte Klara gesorgt? Wie liebevoll dachte Klara immer nur an andere.

„Ja," sagte Wynfried, „sie ist eine famose, großartige Frau, zu gut für mich."

Als sie dann wieder hinaufkamen, war alles verändert. Fern schon schoß das Motorboot zurück in den Hafen von Travemünde, wo es warten sollte, bis die „Klara" wieder hereinkäme. Und sie selbst brauste nun in stolzer Fahrt über die Wogen dahin.

Großsegel und Schunersegel waren voll entfaltet, der Wind blähte sie prall auf. Er kam von Nordost, und so hieß es, um auf die Höhe von Fehmarn zu kommen, in langen Schlägen kreuzen. Die „Klara" sauste scheinbar geradeswegs auf die grünblaue, hügelige Waldküste des mecklenburgischen Ufers zu. Und im saphirblauen, wunderbar klaren Wasser glitt das Spiegelbild der weißen Jacht als Schatten mit.

Das war ein Tag, eine Weite, ein Bild lachenden Prangens.

Das Meer hatte all seine zornigen, mürrischen oder schläfrigen Stimmungen von sich abgeschüttelt und wogte in einer kraftvollen, fröhlichen Bewegung, sog das Blau des Himmels in sich ein und atmete köstliche Salzluft aus. Es war durchsichtig bis auf den Grund, und die runden Gallertscheiben der Quallen trieben kreisend einher.



Und die belebte Flut gab ihre schimmernde Oberfläche dem Vergnügen zum Tummelplatz. Segelboote aller Art kreuzten. Stolz und groß lag da die weiße „Hohenzollern", und der Wind strich die Flaggen aus. Die Standarte des Kaisers wehte aber nicht. Denn Seine Majestät befand sich auf dem „Meteor", der, mit von Kiel hersegelnd, an der Wettfahrt teilnahm. Grau und schlank und dennoch von einer gewissen kriegerischen Strenge umwittert, ankerte der „Sleipner" in der Nähe des Kaiserschiffes. Leise spielte sein Rauch aus seinem klobigen Schornstein in die Luft. Eben erst waren beide Fahrzeuge auf der Reede angekommen.

Eine Pinasse, der die Flagge der Kriegsmarine am Heck wehte, zerschnitt in eiligem Lauf die Wogen, daß sie ihr weißschäumend am Bug emporstiegen, und ihr Kielwasser quirlte hinter ihr drein; gleich einer Schlange lag die Spur auf der Flut. Sie nahm Richtung auf den Hafen.

Zwei Dampfer, schwarz von Menschen, umkreisten die „Hohenzollern" und den „Sleipner" im weiten Bogen; man hörte die metallischen Klänge einer patriotischen Musik von dort herschwirren.

Die Richtung aller Segler und aller Dampfer war aber dann fehmarnwärts, entgegen den aufkommenden Jachten.

Und die Sonne umglutete, vom Wind gekühlt, all diese frohe Beweglichkeit, die aus den Wogen einen sicheren, ungefährlichen Estrich zu machen schien, auf dem man, anstatt mit Füßen, mit Schiffen dahingleiten konnte.

„Oh," sagte Agathe wirklich begeistert, „wie schön, wie schön."

Und in ehrlicher Klage bedauerte sie noch einmal, daß ihre geliebte Klara diese Stunden nicht miterlebe.

Das Wasser schwoll immer gegen den Bug, es war kein leises Gluckern und Raunen, es war ein seidiges, großes Rauschen. Wie besänftigte es die Gedanken, es war ein Versinken in eine himmlische Art von Dummheit, als sei man nur noch ein träges Stück Menschentum und brauche nie mehr etwas anderes, als sich nur immerfort von der Sonne bescheinen zu lassen und dem endlosen Geräusch zuzuhören. Das leise Knarren der Masten war manchmal vernehmbar, wenn der Wind in die Segel bluffte.

Zuweilen ging eine kurze Unruhe über Deck. Die flinken Kerle in den roten Jacken sprangen, der „Schiffer" am Steuer rief Kommandoworte, die gelblich weißen Segelfittiche schlenkerten einen Augenblick am Großmast und Fockmast, und dann fuhr wieder der Wind hinein und blähte sie auf. Und nach dem Manöver des Umlegens schwebte dann immer wieder der Traum von Stille, den das Glurren der Wasser und das Flimmern der Sonne umspann, über der Jacht. So zog sie, umwogt und die Flut rasch durchschneidend, von hüben nach drüben. Die Bucht weitete sich, und im Maße, daß man mehr dem offenen Meer sich näherte, kreuzte man in kürzeren Schlägen.

Die Stunden flogen, und ihr Flügelschlag war so sanft, so unhörbar, daß niemand sich des Entgleitens der Zeit recht bewußt wurde.

Sie mochten eigentlich kaum sprechen.

Agathe empfand die Größe und die Weite des Bildes und die Fülle von Lebensbetätigung in all dem Treiben. Daraus erwuchs ihr eine unbestimmte und schmerzliche Sehnsucht. Sie kam vom blauen Himmel vielleicht oder flüsterte zu ihr aus den ruhelosen Wogen herauf, oder die Sonne erhitzte ihr niemals kühles Blut noch mehr.... Sie kam sich wie von allem Glück verlassen, einsam und sehr bemitleidenswert vor. Ihr treues Fräulein v. Gerwald, das ihr gar nicht mehr aus Liebedienerei, sondern aus völlig gelungenem Einleben heraus stets nach dem Mund sprach und ihre Stimmung immer erriet, sah bedeutungsvoll und innig zu ihr herüber. Die Gerwald saß neben Wynfried.

Auch er war versonnen. Die wundervolle Frau ihm gegenüber war ihm ein höchst zusagender Anblick. Und immer, wenn er mit ihr zusammen war, weckte ihr feines, sehr liebkosendes Parfüm allerlei in ihm auf.

„Segel, Segel!" schrie Fräulein v. Gerwald.

Am Horizont, im blauen Duft der Ferne zwischen Himmel und Meer, sah man weiße Striche, die gar keinem Schiffskörper anzugehören schienen.

„‚Meteor' und ‚Germania'", sagte Wynfried. „Bei dem Wind konnte man denken, daß sie schlank heraufkämen. Zurück werden wir auch in gerader Fahrt auf Travemünde zuhalten können."

„Oh, schon zurück?"

„Erst wenn Sie wollen, für ein kleines Souper ist gesorgt, Klara hat alles an Bord schaffen lassen, Hummer, kaltes Geflügel, sonst noch dies und das. Ich lasse nur in Notfällen vom Kambüsenmaat kochen." ...

„Herrlich!" sagte Fräulein von Gerwald.

Und Agathe bat: „Ja, weit hinaus, bis ganz nach Fehmarn."

„Mir ist's recht."

Die weißen Striche am Horizont wurden deutlicher und erwiesen sich bald als Segel. Rasch, vom günstigen Wind getrieben, kamen die großen Jachten herauf. Sie hatten alles Zeug gesetzt, und mit ihrer hohen Takelage lagen sie stark steuerbord geneigt. So brausten sie heran, kühn und stolz, an ihrem Bugspriet kochte das Meer.

Das war herrlich zu sehen. Und die „Klara" tippte die Flaggen, um die kaiserliche Jacht zu begrüßen. — Immer mehr Segel wurden erkennbar. Ein Schwarm von Riesenschwimmvögeln schien sich aufgemacht zu haben und zog daher, durchschnitt spielend die blauen Fluten. Helle Lichter setzte die Sonne auf weiße Schiffskörper und Segel. Da und dort schwenkte von den Borden jemand eine Mütze, der „Klara" und ihrem Herrn zum Gruß, und Wynfried und die Damen grüßten wieder.

Möwen kreisten über diesem zerstreuten Geschwader von Rennjachten, kreischende Laute gellten herab, und der Flügelschlag blitzte vor dem blauen Hintergrund des Himmels.

Fülle des Lebens. Fülle der Freude.

Und Agathe seufzte schwer.

„Nun?" fragte Wynfried.

„Ach," sprach die blonde Frau klagend, „all diese Schönheit tut mir im Herzen weh."

„Darf ich die Gründe einer so paradoxen Wirkung erfahren?"

„Von allem bin ich ausgeschlossen, weil ich allein stehe. Ich kann an gar nichts teilnehmen, weil ich keinen Mann neben mir habe. Denn meine Eltern wollen durchaus nicht, daß ich selbständig in solchen Sachen heraustrete. Reisen? Ja. Hier im Kreis, in der Heimat meines verstorbenen Gatten etwas Geselligkeit in meinem Haus haben? Ja. Aber darüber hinaus nichts. Und wenn Sie sich nicht meiner angenommen hätten, sähe ich wieder nicht mehr von den Travemünder Tagen als alle Zuschauer, die am Strand herumlungern. Nicht mal mit meinem Motorboot hätt ich mich herauswagen können, dazu ist es zu klein." . . .

„Ihre Eltern sind merkwürdig streng."

„Ja." Agathe seufzte wieder. Sie wurde langsam rot. Sie schien sich ganz in peinliche Gedanken zu verlieren. Plötzlich fügte sie hinzu: „Und ich muß wohl artig sein. Papa verwaltet auch mein Geld, soweit es nicht in Lammen steckt, und das ergibt denn wie von selbst eine Kontrolle. Und dann. Sie wissen, es gibt so Eltern, vor denen man immer in Angst ist." . . .

Das wußte Wynfried noch, früher, da war er seinem Vater auch lieber in scheuer Ferne aus dem Weg gegangen.

Und er dachte besonders noch an das Elend der allerersten Zeit nach seiner Heimkehr. Und wie nur die Scham und die Angst vor seines Vaters Kritik ihn vom Selbstmord abgehalten hatte.

Wie weit und unbegreiflich lag das zurück.

Frei war sein Gemüt dem Vater gegenüber und sein Umgang mit ihm erst vom Tag an geworden, wo er ihm Klara als Tochter brachte.

Seltsam eigentlich. Vater liebte die Schwiegertochter mehr als den eigenen Sohn. Wynfried fühlte es genau.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Hilfsarbeit im Kriege.

Von Konrad Maß, 2. Bürgermeister in Görlitz.

Das blutige Ringen um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes ist voll im Zuge. Von einer unsichtbaren, wuchtigen, alle umfassenden Macht getrieben, hat das Volk Armeen aus der Erde gestampft, die jetzt ihr Letztes hingeben, um in Ost und West die Ehre des deutschen Namens zu verteidigen. Es ist nur natürlich, daß ein so starkes Gefühl, wie es nach dem Bekanntwerden der Vorgeschichte dieses uns freventlich aufgezwungenen Krieges das Volk durchzitterte, in jedem vaterländisch fühlenden Herzen das Sehnen wachrief, helfen zu wollen. Und so eilten nicht bloß die Krieger zu den Fahnen — nein, alt und jung, Männer und Frauen streckten die Hände aus, an der großen, heiligen Aufgabe zu helfen. War's zu verwundern, daß allerlei phantastische Wünsche und Gedanken dabei zutage traten? Daß gleich in den ersten Tagen sich zahlreiche junge Mädchen meldeten, die, bisher wohlbehütet im Elternhaus, nichts ahnend von der rauhen Hand des Krieges, gleich vor den Feind wollten zu Hilfe und Pflege, ja als Marketenderin, wenn's nicht anders ging, oder gar als Kämpferin? War's verwunderlich, daß gutgemeinte Ratschläge zu Dutzenden aus der Erde wuchsen, sich auch oft in etwas aufdringlicher Form breit machten, alles sonst Erprobte und Bewährte beiseite schiebend? Nein! Es zeigte sich darin das Gefühl enger Zusammengehörigkeit des ganzen Volkes, die ja dann auch durch die Stellungnahme aller Parteien sich so glänzend nach außen hin erwies. Es ergab sich das Wunderbare, daß der Mensch, der sonst so oft in sich selbst und seinem kleinen Umkreis Ziel und Maß seines Lebens und Wirkens findet, plötzlich sich als ein kleines, unbedeutendes Stück eines alle umfassenden Volksganzen fühlte, und daß alle eine Einheit des Gedankens, des Wunsches und der Sorge erfüllte, die im gesamten Volk eine herrliche Einheit im tiefsten Sinne dieses Wortes hervorrief. Das ist das echte soziale Empfinden, das endlich einmal wieder unser Volk durchzog.

Nicht ganz leicht ist es für den, der die sozialen Aufgaben in einem größeren Gemeinwesen zu leiten hat, aus der Fülle widerstrebender Wünsche und Ziele eine Einheit zu formen. Und doch ist es dringend nötig, gerade jetzt jede Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden, alle vielmehr zu gemeinsamem Handeln zusammenzufassen.

In der weit ausgedehnten Liebestätigkeit, die sich in dieser Zeit des Bangens und Harrens zu entwickeln begann, müssen wir zwei große Gruppen scharf voneinander trennen, um nicht von vornherein Verwirrung in die Tätigkeit zu bringen: das ist die Sorge für die Kriegsteilnehmer selbst und die Fürsorge für die Zurückbleibenden.

Jene ist neben der Heeresverwaltung in der Hauptsache dem „Roten Kreuz", dem „Vaterländischen Frauenverein" und den Sanitätskolonnen, die in steter Verbindung miteinander arbeiten, übertragen; Tausende von Frauen und Mädchen sind es, die sich, froh, dieses anstrengenden Dienstes gewürdigt zu werden, ausbilden lassen, um ihre Kräfte teils im Feld, teils in den Lazaretten daheim dem großen Werk zu widmen. Und das ist zunächst das wichtigste: die Sorge für unsere Krieger im Feld, für unsere Verwundeten daheim geht allem andern vor.

Aber wir müssen doch auch bedenken: Wie kann der Krieger mit frohem Mut in der Schlacht seinen Mann stehen, wenn er die Seinen in Not und Elend weiß? Hier tritt nun die zweite Gruppe der Hilfstätigkeit hervor: die Sorge für die Zurückbleibenden, die mit Rücksicht auf das Wohl des Volksganzen und weil sie mit dem Wohl des Krieges im Feld in so engem Zusammenhang steht, kaum minder wichtig erscheint als jene.

Auch hier sind wiederum zwei Gruppen der Hilfsarbeit auseinanderzuhalten, wenn man den so nötigen Überblick wahren will: die Fürsorge für die Familien der ins Feld Ausgezogenen und die Fürsorge für solche, die, ohne unmittelbar vom Kriege berührt zu sein, doch infolge des Krieges Arbeit und Verdienst eingebüßt haben.

Für die Familien der zu den Fahnen Einberufenen ist im allgemeinen gesorgt. Das Reichsgesetz vom 28. Februar 1888, das in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August d. J. durch Erhöhung der Mindestsätze



eine zeitgemäße und erfreuliche Änderung erfuhr, sieht für die Ehefrau, Kinder und sonstige von dem Einberufenen bisher unterhaltenen nahen Verwandten Unterstützungen in Geld oder Sachbezügen aus Reichsmitteln vor. Viele Gemeinden haben es als eine Ehrenpflicht betrachtet, diese Sätze freiwillig zu erhöhen und so von diesen Familien die Not zu bannen.

Nun aber die anderen, deren Ernährer nicht im Felde steht, die daher jener reichsgesetzlich festgelegten Beihilfe entbehren müssen! Die vielen Tausende von Frauen und Mädchen, die in jetzt geschlossenen Fabriken tätig waren — die Witwen, die ihr kärgliches Brot durch allerlei Hilfeleistungen im Haushalt, durch Bedienungs- und Aufwartestellen u. dgl. verdienten und nun, weil viele diese Art der Bedienung abschaffen, Stellung und Brot verloren haben; die Tausende arbeitsfähiger und -williger Männer, die von den Fabriken, weil diese ihren Betrieb einstellen oder beschränken mußten, auf die Straße gesetzt wurden! Ganz gewiß: nicht alle sind der Unterstützung würdig. Jeder, der auf diesem Gebiete praktisch arbeitet, weiß, wie jede allgemeine Not gerade von den Faulen und Liederlichen ausgenützt wird, die dann von einer Hilfstelle zur anderen laufen, um sie alle nach Kräften zu schröpfen. Es wäre aber unrecht, wollte man solche bedauernswerten Vorkommnisse verallgemeinern. Die meisten Familienväter sind gottlob noch bestrebt, die Familie durch ihrer eigenen Hände Arbeit zu erhalten, und empfinden es als hartes Geschick, gezwungenerweise feiern zu müssen. Die kleinen Ersparnisse, wenn solche überhaupt zurückgelegt werden konnten, sind rasch aufgezehrt, und da klopft denn an Tausende von Türen mit ehernem Griffe die Not. Alle diese Bedürftigen der Armenpflege zuzuweisen, geht nicht an; für die meisten hat das, und das mit Recht, etwas Beschämendes, was man diesen unverschuldet in Not geratenen Volksgenossen ersparen sollte. Hier müssen andere Kräfte geweckt werden, und es ist eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, hier nach Kräften zu helfen. Dazu sind aber die Gemeinden und ihre Verwalter in erster Reihe berufen.

Die Hauptsorge muß sich darauf erstrecken, Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Die meisten Gemeinden, namentlich die größeren, haben wohl irgendwelche Arbeiten für später in Aussicht genommen, die sie jetzt kräftig in Angriff nehmen können, als da sind Straßenausbauten, Erdbewegungen, Kulturarbeit in Forst und Heide, oder aber Notstandsarbeiten, die, ohne vorher geplant zu sein, nur den Zweck verfolgen, Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. So hat man wohl in Eile Gemüseanlagen geschaffen und damit zugleich einen wichtigen volkswirtschaftlichen Zweck erreicht, Gärten angelegt, Gräben gezogen usw. Schwierig ist hierbei die Abmessung der Löhne; sind sie zu niedrig, so finden sich trotz aller Not nicht hinreichende Arbeitskräfte, und man erntet unzufriedenen, undankbaren Sinn; sind sie zu hoch, so zieht man die Arbeiter aus anderen Betrieben heraus, ohne die Erwerbsmöglichkeiten zu erhöhen. Das richtige Abwägen der Löhne ist von besonderer Wichtigkeit und von den örtlichen Verhältnissen abhängig.

Zahlreiche Beamte, die eingezogen sind, müssen durch Hilfskräfte im Bureau- und Kassendienst ersetzt werden, so daß kaufmännisch gebildete oder sonst schreibgewandte Personen untergebracht werden können — ebenso wie auch Boten- und Pförtnerstellen durch arbeitslos Gewordene zu besetzen sind. Und es ist nicht zu billigen, solche Stellen, während der Mann im Feld ist, von den Ehefrauen versehen zu lassen, für die meist gesorgt ist. Aber auch sonst wird eine Stadt vielfach Gelegenheit haben, Arbeit zu schaffen. So hat man in Görlitz in Anlehnung an eine Wanderarbeitstätte einen großen Holzhof eingerichtet, von wo niemand zurückgewiesen wird, und ferner eine Arbeitstube für Frauen und Mädchen, wo diese, wenn sie sich als bedürftig ausweisen, Näh- und Strickarbeit zugewiesen erhalten. Die Ausführung geschieht als „Heimarbeit", wenn auch besser bezahlt als sonst leider üblich — mit Rücksicht auf die Erziehung der Kinder sehr wichtig. Damen besserer Stände aber sollten darauf verzichten, freiwillig unentgeltliche Arbeit zu leisten. So sehr man ihnen nachfühlen kann, daß auch sie ein Lebenswerk verrichten möchten, so sollten sie doch bedenken, daß sie armen Frauen dadurch Verdienst und Brot schmälern. Wollen die Wohlhabenden helfen, und das ist ihre ernste Pflicht, so bieten die Lazarette und die verschiedenen sozialen Wohlfahrtseinrichtungen, in denen es oft an helfenden Händen fehlt, reiche Gelegenheit — und vor allem mögen sie alle jene Bestrebungen mit reichlichen Mitteln unterstützen, oder mögen arme Kinder speisen und kleiden, die — als Nachwuchs und Hoffnung unseres Volkes — freundlicher Pflege so dringend bedürfen.

Schwierigkeiten bereitet die Versorgung der Künstler, Musiker, Schauspieler, die an schwere körperliche Arbeit nicht gewöhnt sind. Wenn es irgend möglich ist, sollte man daher die Stätten der Kunst nicht schließen, mindestens aber einige Aufführungen zum eigenen Besten zugeben, damit sie sich wenigstens einigermaßen über Wasser halten können.

So wird man Hunderten oder Tausenden bei gutem Willen Arbeit verschaffen können und ihnen damit die Möglichkeit bieten, selbstverdientes Brot zu essen. Erst wenn dies nicht möglich ist — wenn es sich um Witwen mit vielen Kindern, um stellenlose Kaufleute oder Künstler, um alte, schwache Greise oder Mütterchen handelt, da möge eine Unterstützung in Geld oder Naturalien ohne Beziehung zur Armenverwaltung eintreten, nachdem die Verhältnisse einer genauen Prüfung unterzogen sind. Diese Prüfung geschieht durch besondere Vertrauenspersonen, durch die auch Rat und Auskunft über die verschiedensten, durch den Krieg geschaffenen Fragen erteilt werden müssen, wo der Traurige Trost, der Hungrige Labung, der Verzweifelnde eine Stütze findet. Dies ist ein schönes Arbeitsgebiet für die deutsche Frau mit ihrem klaren Blick und mütterlichen Empfinden und gliedert sich ein in ihre sonstige soziale Arbeit, die gerade im Krieg auf keinen Fall vernachlässigt werden darf. Säuglingsfürsorge, Kleinkinderpflege, Kinderhorte, Beschäftigung der schulentlassenen Jugend sind nötiger als je; dieser Krieg hat wahrlich gezeigt, daß wir einer tüchtigen Jugend bedürfen.

Es ist nicht leicht, allen Ansprüchen gerecht zu werden, und selten wird Dank geerntet. Aber wer, von wahrem sozialem Sinn erfüllt, an diese Arbeit herangeht, kann füglich auf Dank verzichten, wenn er sich nur immer vor Augen hält, daß er für eben das Volk arbeitet, dessen Söhne draußen im Feld für ihn leiden und bluten und, wenn's nötig ist, zu sterben wissen. — So kann ein jeder am großen Werk helfen, und keiner, dem das vergönnt ist, möchte — trotz aller Not und Tränen, die er bringt — diesen Krieg missen, der das Heiligste in der Volksseele hat auflodern lassen, das hehre Gefühl unzertrennbarer Einheit.



Schwedische Freunde.

Von Anna Frenssen. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Es waren heiße Tage und heiße, helle Nächte oben in Götland, über dem Strand der Ostsee, die immer, auch in der Nacht, hell herauf flimmerte. Welche Hitze und welches Licht im Tageslauf, und welche Helle und Unruhe in den kurzen, schlaflosen Nächten! Man war wie betrunken davon. Aber es war doch sehr gemütlich in dem alten Schloß des Grafen Mörner, das seit einigen Jahrhunderten von der waldigen Höhe über die See hinsieht. Der



Von links: **Heidenstam, Sven Hedin, Milles, Ellen Key, Graf Mörner.**
Schwedische Freunde.

Hausherr, Birger Mörner, der in seiner Heimat weit bekannte, aber auch in Deutschland nicht unbekannte Lyriker und Weltreisende, saß über frischer Arbeit und war nicht viel zu sprechen. Aber da war junges Volk im Schloß, das immer bereit war, durch die parkartige Landschaft zu streifen, schön durch ihre stattlichen Eichen und Birken, ihre Steinhügel, ihre alten Kiefern, oder unten stundenlang am Wasser zu liegen und mit Sand und Wolken und Wellen zu spielen.

Aber eines Tages kam plötzlich Unruhe in die ganze träumende, fast sagenhaft still und weltfern dahinlebende Gesellschaft. Es kam ein Brief von Frau Greta von Heidenstam, der den Schloßherrn und mich heimlich zum Geburtstag Verner von Heidenstams lud, den Schweden neben Selma Lagerlöf als seinen großen Dichter liebt, und den auch Deutschland kennt.

Wir fuhren auf einem kleinen Dampfschiff stundenlang auf der Bucht ins Land hinein, an felsiger, waldiger Küste vorbei. Dann stiegen wir an Land, fuhren einige Stunden mit der Bahn durch typische schwedische Sommerlandschaft: wellig, Steinhügel, Birken und Kiefern, helle Sonne darüber. So erreichten wir Vadstena am Wettersee, eine alte, kleine Stadt. Wir wanderten durch die stillen Straßen mit den niedrigen Häusern und standen eine Weile vor dem alten Kloster, in dem einst jene Brigitte wohnte, die, so um 1300, in der Geschichte Schwedens den Durchbruch und Höhepunkt der Askese bedeutet. Sie lebte in völliger Abkehr von der Welt und trieb es so weit, daß sie ihren Töchtern verbot, bei ihren angetrauten Männern zu wohnen: im weltfrohen Schweden dieser Tage eine wunderlich fremde Erscheinung, nicht nur, wie man so leichthin zu sagen pflegt, aus einer andern Welt und Weltanschauung, sondern, was mehr sagt, wie aus einem andern Volk. Strindberg hat sich in seiner kleinen Erzählung „Karl Ulfsson und seine Mutter" an ihrer Erscheinung gerächt, und das Volk, könnte man sagen, indem es ihr Kloster zu einem Hause für Unglückliche und Irre machte.

Wir gingen in das Haus des Apothekers, der mit Heidenstams befreundet ist, und verlebten in dem hüb-

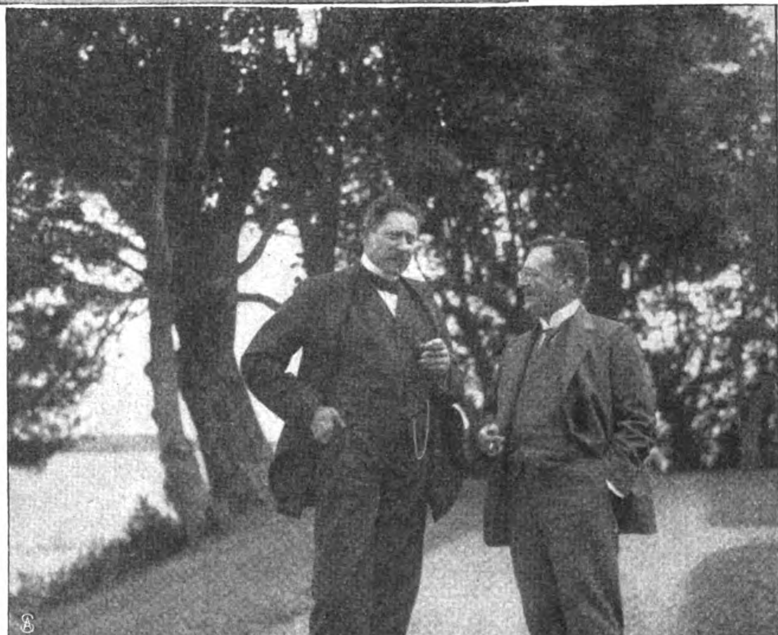




gütigen Sicherheit, die den ruhigen und weiten Geist zeigte, und wie die andern mit dem Mann sprachen, daß es der Bildhauer Milles war, der unzähligen Menschen durch seine Werke, die ein Abglanz seiner Seele sind, einen Schein ewiger Schönheit vor die Augen gestellt hat. Er sprach mit mir von meinem Haus und Heim, fern an der Elbe, und erzählte mir aus seinem Leben, und wir verstanden uns gut, so wie zwei Bauern sich verstehen, die von ihren Feldern reden.

Graf Mörners Besitz Mauritzberg.

schen Garten, im Schatten eines uralten Birnbaums, einige freundliche Stunden. Als wir noch saßen, erschien am Eingang des Gartens, an der weißen Pforte, ein Mann mitten im Leben und von mittlerer Größe, der etwas Scheues und knabenhaft Unberührtes in seinem bartlosen Gesicht hatte. Als er näher kam und mit den andern zu reden anfing, rührten mich die unendliche Weichheit und Schwermut seines Gesichtes, in dem dann und wann in freundlicher Unterhaltung eine schelmische Güte aufblitzte. Ich wußte an der ganzen Erscheinung, an der selbstverständlichen



Verner Heidenstam (links) und Sven Hedin.



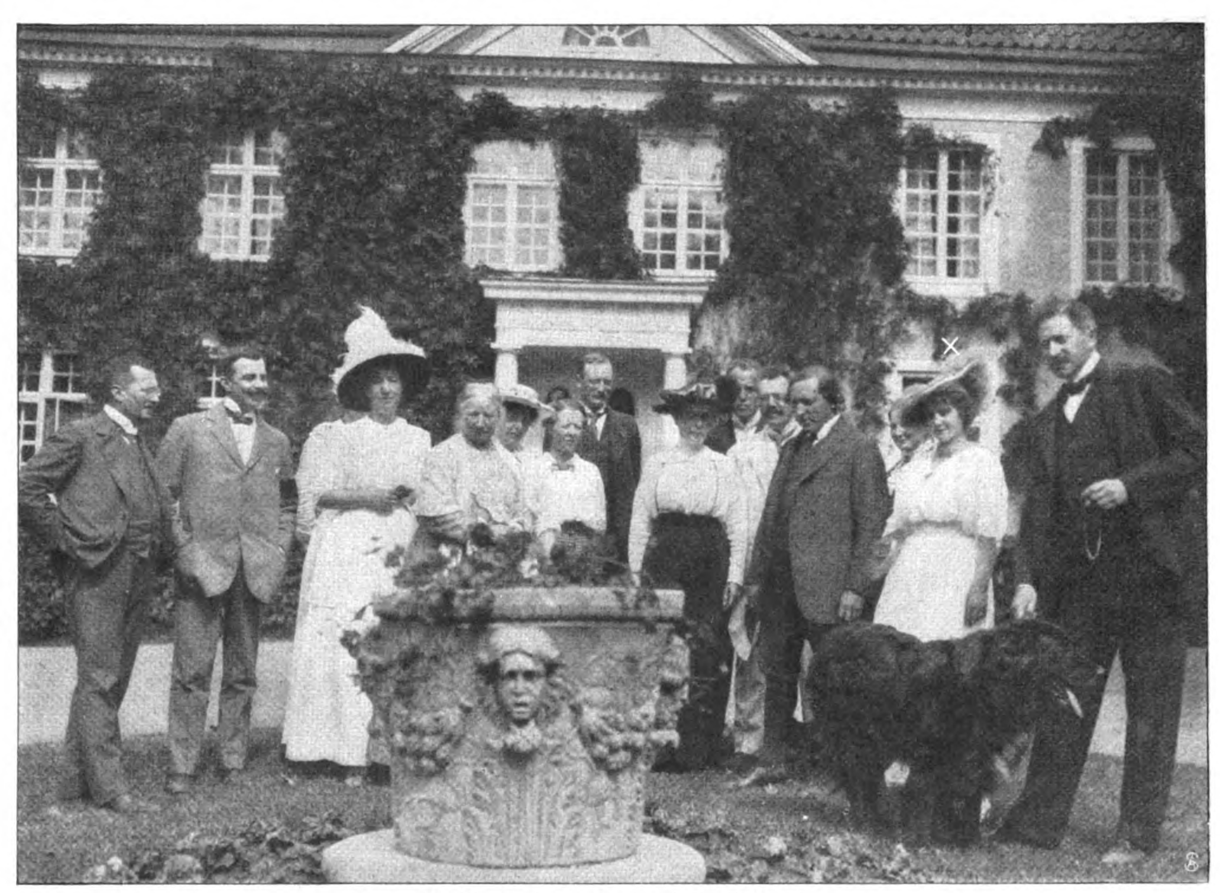


Graf Birger Mörner.

Als wir uns erhoben und noch um ihn standen, sah ich eine stattliche Greisin in lebhafter Unterhaltung bei der Hausfrau stehn. Ich erkannte gleich von Bildern her, die ich gesehen hatte, daß es Ellen Key war, die so tapfer für die Frauen und Kinder eingetreten ist, die nicht wenigen Menschenherzen Verwirrung und Unruh gebracht hat, aber wie vielen auch Mut und Licht. So weit bekannt ihr Name auch ist, die Zahl derer, die wissen, daß sie es ist, der sie mehr Freiheit, mehr Beweglichkeit, mehr frische Luft in ihren Jugendtagen zu verdanken haben, wird doch klein sein. Sie erschien in ihrem ganzen Gehaben und Reden als ein gesunder, starker, frischer und froher Mensch von weiter, heller Klugheit, ein rechter Licht- und Gesundheitbringer. Eine Fünfzigjährige stand die Siebzigjährige unter jüngerem Volk, von allen geliebt, verehrt und geneckt zu gleicher Zeit.

Wir gingen, nun schon eine stattliche Zahl, nach dem Bahnhof, wo noch ein Zug von Norden, von Stockholm, einige Gäste bringen sollte. Der Zug kam,

und es mischte sich unter uns ein frischer Mann von etwa vierzig Jahren, von auffallender sorgloser Gesundheit und kühnem, mutigem Gesicht und Haltung. Ich verstand den Namen nicht gleich und wandte mich um Auskunft an ein stattliches, dunkles Mädchen, der Mut und Tatkraft im Gesicht stand, und die mir gerade erzählte, wie sie in Stockholm in sozialer Arbeit stände. Sie sagte: „Der da? Das ist mein Bruder Sven Hedin", und führte mich zu ihm. Er lachte mich gleich an, da er die Deutschen gern hat, und sah mich an, so als wenn er sagen wollte: Mit nach Tibet? mir wie ein starker Teil seines starken Volkes erschien, sagte übermütig zu einer Dame: „Kann ich nicht verlangen, daß alles hier ist, was in Schweden einen Namen hat? Ich kenne noch diese Namen: Selma Lagerlöf, den Prinzen Eugen, Anders Zorn und Karl Larson. Warum sind die vier nicht hier?" Sie lachte und sagte: „Selma Lagerlöf muß ihre kranke Mutter pflegen, sonst wäre sie hier. Warum Anders Zorn und Karl Larson nicht hier sind, weiß ich nicht; sie sind sonst mit diesem Hause gut befreundet. Prinz Eugen wird erst in acht Tagen kom-



Vor Heidenstams Haus. Frau Greta Heidenstam (×)

Und sprach mit einer köstlichen heitern Freude davon, daß seine Fahrten und Abenteuer so viele Knabenherzen erfrischten. Er war jetzt mitten in einer wissenschaftlichen Darstellung seiner letzten Reise. Man sah ihm die Stubierstube freilich nicht an.

Unterdes war Frau Greta von Heidenstam unter uns getreten, unsere Wirtin, die gekommen war, uns zu holen. Sie war mit ihrem köstlichen munteren und klugen Wesen sofort der Mittelpunkt des Interesses und der Freude und hatte Mühe genug, uns in die Wagen zu bringen.

Eine kurze Fahrt durch die Niederungen des Sees voll Gras und Korn, aber der Weizen ist nicht so hoch wie in unsern Elbmarschen; dann eine Allee alter Linden, die zu dem wunderschönen, feinbürgerlichen Hause führt, das seit zehn Jahren Verner von Heidenstams Heim ist.

Ich, wunderlich bewegt durch mein zufälliges Dasein unter all diesen prächtigen Menschen, von denen jeder men, um hier zu malen, wie er es oft und gern tut. . . ."

Es war eine köstliche Abendtafel, heiß, die Herren — man darf es wohl sagen — in Hemdärmeln. Wenn sie lachten, und sie lachten zuweilen, neckten sie einander und schalten sich freundschaftlich. Wenn sie ernst waren, und sie waren meistens ernst, sprachen sie mit heißen Augen über die Zukunft ihres Landes. Es sind erst wenige Wochen vergangen, seit ich da unter ihnen saß. Es waren jene Tage, die dem großen Krieg vorangingen, in dessen Schatten wir nun leben, dessen Schatten auch überm Schwedenland hängen.

Ich vergesse nie den Abend auf Naddö, das schlichte, vornehme Zimmer mit dem alten Porzellan auf den Seitentischen, mit der Überfülle von dunkelroten Rosen, die Frau Greta selbst gezogen hatte, und rund um den Tisch die geistvollen Gesichter, die alle auf Verner von Heidenstam sahen.



Mannestränen.

Skizze aus dem Fliegerleben. Von Thea von Puttkamer.

Es war in der kleinen Fliegerstation hart an der französischen Grenze. Der Besichtigungstag lag hinter uns. Aber „der Alte" war noch bei uns geblieben, saß bei uns am runden Tisch im räucherigen Hotelzimmer, trank und qualmte genau wie wir.

Es störte unsere Gemütlichkeit keinen Moment, dieses Dabeisein des Oberstleutnants, der doch am Morgen kein Blatt vor den Mund genommen hatte, und den wir nicht einmal alle kannten, d. h. nicht persönlich. Denn bekannt war er in der Fliegertruppe wie nur irgend Jemand, er, der seine Besichtigungsreisen sämtlich im Flugzeug machte. Sein Führer hatte ihn pünktlich zur Stelle zu bringen, bei jedem Wetter. Wohl ein Dutzend gefahrvolle Notlandungen hatte er hinter sich, und nie war ihm die Ruhe, seine göttliche Ruhe, um die ihn jeder beneidete, abhanden gekommen.

Der „Alte" saß jetzt still. Wir aber hatten uns an den Köpfen, wurden laut und leidenschaftlich. Die Rede war auf Mannestränen gekommen, was sie wert seien. Ob es verächtlich sei, zu weinen, oder menschlich begreiflich, darüber gingen die Meinungen weit auseinander.

Da schlug der Oberstleutnant ans Glas, und wir Hitzköpfe waren nicht ärgerlich über unser Stillseinmüssen, wir wurden es auch nicht, als die Rede des Oberstleutnants sich zu einer richtigen kleinen Erzählung auswuchs. Denn was er zu sagen hatte, wußte er allemal mit Kraft und Frische zu sagen.

Er begann, etwas spöttelnd, wie er es liebte. Aber später wurde er verflucht ernst, und wir mit ihm. Ungefähr das folgende brachte er vor: „Meine Herrschaften! Da hat solch ein junger Krähhahn eben hier erklärt, ein Mann, der weine, verdiene gar nicht den Namen Mann. Dazu möchte ich doch in wohlgesetzten Worten einiges bemerken.

Im allgemeinen will ich ihm nicht unrecht geben. Überlassen wir, meine Herren, das Weinen getrost den Frauen, ohne sie darüber zu schelten. Ist nun mal das Geschlecht mit zarterer Haut — wie Ihnen nicht ganz unbekannt sein dürfte—, meine Herren. (Wir lachten ein lautes Männerlachen.) Kein Wunder, wenn unter dieser zarten Haut auch zartere Nerven liegen. Dafür können sie nichts. Und als mich einmal eine tränenüberströmte Frau an beiden Gelenken gepackt hat, mich anschrie, daß mir die Ohren gellten, und dabei ansah, als wolle sie mir an die Kehle, da habe ich ihr das keinen Moment verübelt. Nicht lachen, meine Herren. Denn es war eine Mutter, die ihren frischen, kleinen Leutnantsjungen hatte hergeben müssen. Bei einem seiner ersten Alleinflüge war er auf dem Übungsplatz abgestürzt. Und nun warf sie mir vor: „Sie sind schuld, daß der Junge tot ist. Ihr Einfluß, Ihr Werben, Ihr Beispiel hat ihn dazu gebracht, daß er Flieger wurde, und Sie haben ihn angenommen, trotz meiner Bitte. Nun geben Sie ihn mir wieder!"

Meine Herren, ich habe, so gut ich konnte, getröstet. Habe ihr gesagt, sie solle sich freuen, wenn in unserer Jugend noch so viel Begeisterungsfähigkeit stecke. Es sei doch schließlich gleich, ob er aus Liebe zur Sache oder zu einer Person Flieger geworden sei. Die Hauptsache wäre, daß sie als Mutter stolz sein könne, einen solchen Sohn zu besitzen. Denn so jemand besäße man auch im Tode noch. Sehr viel hat es nicht genutzt, leider. Ganz andere Geschöpfe als wir. Das Persönliche steht obenan. Mir wurde schlimm und traurig dabei zumute, meine Herren, aber die Tränen der armen Mutter haben mich nicht angesteckt. Ich möchte überhaupt sagen, meine Herren, der Mann, dem die Tränen lose sitzen, der ist zum Flieger nicht geboren. Für uns passen am besten die, denen ein Teil seelischer Gleichmut mitgegeben ist, deren Nerven etwa so hart sind wie die Paukenfelle. Auf die müssen erst fürchterliche Schläge fallen, damit sie überhaupt was merken.

Ich will Ihnen noch, mit Ihrer Erlaubnis, erzählen, daß ich selbst solche Schläge gekriegt habe, ohne zu reagieren. Aber trinken Sie erst mal, meine Herren, ich bin noch lange nicht zu Ende.

Er nahm selbst einen langen Schluck aus dem Kelchglas vor ihm. „Sehen Sie, da sind sie abgestürzt dicht vor mir. Gute, liebe Freunde, prächtige Kerls, auf dem Manöverfeld. Wir sind hingelaufen, um — nichts mehr zu finden als Fleischklumpen, blutige Tragflächen, Haare an den Spanndrähten, und was weiß ich. Aber ich habe mir gesagt, im Kriege ist es noch ganz anders. Wir wollen froh sein, wir jämmerlichen, ewigen Friedenssoldaten, daß wir an einer Ecke stehen, wo der Wind ein wenig hart pfeift — als eine Art Grenzwächter zwischen Krieg und Frieden!

Einmal allerdings, meine Herren, das war böse, da habe ich die Zähne zusammenbeißen müssen. Sie haben mich zur Beerdigung geschickt von einem Fliegerhauptmann, den ich gar nicht kannte. Und da saß ein alter Herr, früherer Militär. Er heulte nicht, und er verlor auch nicht die Haltung. Aber dies trostlose Hinbrüten, dies Zuendesein mit allem Leben, das war entsetzlich anzusehen. Sein Einziger war es gewesen, und wohl auch sein einziger Freund. Beides einsame Naturen. Ich bin dann zum Pastor gerannt und habe ihm gesagt: „Tun Sie uns den Gefallen, machen Sie es kurz. Martern Sie den alten Mann, der da seinem einzigen Sohn und Freund die letzte Ehre erweist, nicht unnötig." Er ist uns auch nicht zusammengeknickt, der alte Herr. Und als er endlich schluchzen konnte, da haben wir es alle begriffen, vom Ältesten bis zum Jüngsten, und sind froh für ihn gewesen, daß die Erstarrung sich löste.

Aber, meine Herren, mir sind die Augen auch da, trotz allen Mitgefühls, trocken geblieben. So trocken, wie meine Kehle jetzt wird, wenn ich an das Letzte denke, was ich Ihnen erzählen will, und an Tränen, deren ich mich nicht zu schämen brauche. Denn sie hatten ihren Grund wahrhaftig nicht in einer Schwäche der Nerven, sondern in etwas anderem. . . .

Wir standen beim Geschwader-Sternflug am Döberitzer Birkenwäldchen und warteten auf die, die da noch kommen sollten. Eine Taube surrte heran und dann noch eine, ein großer Doppeldecker — na, meine Herren, zwei von Ihnen waren dabei. Die wissen, wie schönen Rückenwind die einen hatten und wie eklig die anderen von Seitenböen hin und her geschmissen wurden.

Schließlich fehlte von denen aus dem Osten nur noch unser Menke, der brave, stille Menke, der nie viel Wesens gemacht hat von seiner Fliegerkunst, und der doch als einer der ersten seinen Piloten machte.



Nach unglaublich kurzer Zeit. So viele Jahre bei der Fliegerei. Manche Schramme hatte er abbekommen. Aber immer war es gutgegangen. Und vor ihm als Beobachter in dem Flugzeug der drahtige, fixe Bengel, der Stranow. Doch das wußten wir damals noch nicht, meine Herren . . ."

Der Oberstleutnant machte eine Pause. Wir sahen still in die Gläser — keiner mochte einen Schluck mehr nehmen. Der Vorfall war noch frisch und tief in unsere Herzen eingegraben. Aber es mußte noch etwas ganz Besonderes daran sein, wovon wir hier an der Westgrenze nichts ahnten.

Die Stimme des „Alten" begann wieder, eintöniger als vorhin:

„Also wir sahen die beiden sich mühsam herankämpfen, im Dämmern über die Schuppen hinweg. Und wir waren sicher: Jetzt kommt der Gleitflug, jetzt hören wir bald Menkes Bärenstimme, wenn der Propeller schweigt. Da, meine Herren, wir begriffen es nicht, wie das Flugzeug plötzlich die Fahrt verlor, zu schwanken anfing und — mit voll laufendem Motor — vom Seitenwind zu Boden gedrückt wurde, aus einer Höhe von wohl dreihundert Meter.

Da war nichts mehr zu hoffen! Trümmer und Leichen, alles zu Ende. Der Motor hatte tadellos gearbeitet bis zuletzt. Niemand würde uns je die Ursache des Unfalls erklären. Hatten dem Führer die Nerven versagt? Tausend Fragen in uns. Aber alles stumm. Doch nicht, meine Herren, die Toten gaben uns ihre Antwort. Als sie den armen kleinen Beobachter losschnallten, da sah ich in seinen verkrampften Fingern noch den Bleistift. Einer trug sein weggeflattertes Notizbuch herbei, mit all den eingetragenen Beobachtungen seit dem Start. Und auf dem letzten Blatt, meine Herren, stand ganz groß, schräg über die Seite: Schreib Steuerbruch . . . Der letzte Buchstabe fehlte, meine Herren. Dafür war ein langer Strich, und die Handschrift war ein wenig zitterig. Und das „Schreib" davor? Was sollte das? Das war der Zuruf des Führers, meine Herren, der seinem Beobachter zubrüllte, durchs Sprachrohr, als die Steuerung so kurz vor dem Ziel versagte: Schreib Steuerbruch. . . .

Ich bin mit dem Buch in einen Schuppen gegangen, meine Herren, und habe geweint, bis das Tragdeck naß war, vor dem ich stand. Geweint vor Wut, daß so ein lächerlicher, unbegreiflicher Fehler im Material uns zwei der besten Kerle nahm, die wir je bei der Fliegerei gehabt haben — und haben werden. Bringen Sie das erst mal fertig, meine Herren, im Augenblick, wo der Tod Sie anschnaubt mit der grimmigsten Wut, deren er fähig! Haben Sie da mal die Geistesgegenwart zu sagen: Schreib auf, Steuerbruch — bloß damit die dort unten, die glücklichen Überlebenden, Bescheid kriegen. Und schreiben Sie dann — in Ihrer letzten Sekunde — pflichtgemäß den Rapport auf . . Sehen Sie, für solchen Tod, dafür sind auch echte Mannestränen nicht zu schade. Sterben kann schließlich jeder, wenn es sein muß. Aber im letzten Augenblick noch alle Geistes- und Willenskräfte beieinanderhaben für die Nachwelt, das können nur ganze Kerls! Auf die wollen wir jetzt ein stilles Glas leeren!"

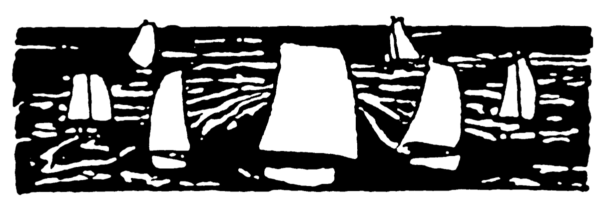
Wir tranken. Es blieb lange recht still zwischen uns.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 42. Berlin, den 17. Oktober 1914 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.



Die sieben Tage der Woche.

7. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß das Fort Broechem bei Antwerpen in deutschem Besitz sei, und daß eine englische Brigade und die Belgier zwischen dem Fortgürtel auf die Stadt zurückgeworfen wurden. — Der Angriff der Russen im Gouvernement Suwalki wurde zurückgewiesen.

Die belgische Regierung verläßt Antwerpen und begibt sich nach Ostende.

Der Gouverneur von Kamerun meldet siegreiche Gefechte von Anfang September gegen Engländer und Franzosen.

Präsident Poincaré richtet, nachdem sein Besuch bei der Armee mit der Besichtigung des befestigten Lagers von Paris ein Ende erreicht hat, an den Kriegsminister Millerand ein Schreiben, in dem er bittet, dem Generalissimus, den Kommandanten der Armeen und des Korps sowie den Offizieren und den Soldaten seine Glückwünsche zu übermitteln.

8. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß die Beschießung von Antwerpen begonnen hat, nachdem der Kommandant die Erklärung abgegeben hatte, daß er die Verantwortung dafür übernähme. — Der König der Belgier hat Antwerpen verlassen. — Die Bevölkerung von Antwerpen flüchtet in großen Massen auf holländisches Gebiet.

Die Luftschiffhalle in Düsseldorf wird, wie das Große Hauptquartier meldet, von einer durch einen feindlichen Flieger geworfenen Bombe getroffen.

Der österreichisch-ungarische Generalstab meldet weiteres erfolgreiches Vorrücken im Weichsel-San-Winkel. Angriffe auf Przemysl werden unter starken Verlusten des Feindes abgeschlagen.

9. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß Antwerpen sich seit Nachmittag in deutschem Besitz befindet. Der Umstand, daß einzelne Forts noch vom Feind besetzt seien, beeinträchtigt den Besitz nicht. Vor dem Abzug der Belgier und Engländer werden 32 deutsche Handelsdampfer und viele Rheinschiffe im Hafen von Antwerpen in die Luft gesprengt.

Die Russen versuchen einen neuen Sturm auf die Südfront von Przemysl, den die Besatzung wieder unter schweren Verlusten der Angreifer zurückweist.

Die russische Schwarzmeerflotte wird bei Constanza auf der Fahrt nach Süden gesichtet.

10. Oktober.

König Karol von Rumänien ist am Morgen verschieden.

Das Große Hauptquartier meldet, daß die ganze Festung Antwerpen einschließlich sämtlicher Forts in deutschem Besitz sei. Um zwei Uhr wird auf dem Stadthaus die deutsche Flagge gehißt. Zahlreiche belgische und englische Soldaten sind auf holländisches Gebiet übergetreten und dort entwaffnet worden.

Der Kaiser verleiht dem Leiter des Angriffs, General der Infanterie v. Beseler, den Orden Pour le Mérite.

Der österreichisch-ungarische Generalstab meldet, daß die Russen vor Przemysl abgezogen seien.

11. Oktober.

König Ferdinand von Rumänien leistet den Eid auf die Verfassung.

Das Große Hauptquartier meldet, daß bei Hazebrouk und westlich von Lille je eine französische Kavalleriedivision von deutscher Kavallerie geschlagen sei. — Ueber die Siegesbeute von Antwerpen können noch keine genauen Angaben gemacht werden. — Auf dem östlichen Kriegschauplatz werden im Norden alle russischen Angriffe abgewiesen. — In Südpolen erreicht die Spitze der Armeen die Weichsel.

Die von Antwerpen abgezogenen belgischen und englischen Truppen werden bei ihrem Marsch auf Gent von den Deutschen lebhaft angegriffen.

Ein russischer Panzerkreuzer der Bajanklasse wird vor dem Finnischen Meerbusen durch einen Torpedoschuß zum Sinken gebracht.

12. Oktober.

Gent wird von den deutschen Truppen besetzt.

13. Oktober.

Die Zahl der auf holländisches Gebiet übergetretenen und entwaffneten belgischen und englischen Soldaten wird auf etwa 40000 angegeben.

Weltgeschichte.

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. jur. Philipp Zorn.

Das Jahr 1914 wird in der Weltgeschichte als eines der größten Entscheidungsjahre verzeichnet werden, es wird unter allen Umständen eine erhebliche Revision des europäischen Staatensystems und der Ländergrenzen zur Folge haben, und es wird, so vertrauen wir felsenfest, dem deutschen Volke den Abschluß seiner Staatsbildung nach den heilig großen Opfern des jetzigen Befreiungskampfes von dem Neid und den Intrigen einer ganzen Welt von Feinden bringen.

Frankreich hat seinen Staatenbildungsprozeß im wesentlichen schon im Mittelalter abgeschlossen. Die großen Kapetingerkönige Philipp der Schöne und Ludwig XI. haben den einheitlichen starken französischen Staat geschaffen, der unter Ludwig XIV. sich zur gebietenden Weltmacht erheben konnte und in der Hauptsache denjenigen Länderbestand umfaßte, den der heutige französische Staat darstellt. Dieser innerlich zu starker zentralistischer Einheit gestaltete Staat der französischen Nation entwickelte sich auf dieser Grundlage auch kraftvoll nach außen, erwarb großen kolonialen Länderbestand und erhob die französische Volkswirtschaft dank den fast unerschöpflichen Hilfsquellen des reichen und schönen Landes

sowie dem Fleiß und der Klugheit des arbeitsamen französischen Volkes zu einer so bedeutenden Höhe, daß Frankreich der „Bankier der Welt" wurde. Ob die volkswirtschaftliche Entwicklung Frankreichs in der Zeit der jetzigen Republik nicht eine ungesund kapitalistische geworden ist, kann hier dahingestellt bleiben.

Dieses geschichtliche Urteil über die französische Staats- und Volksentwicklung gilt im wesentlichen auch noch heute, und wir erkennen vollständig und unumwunden diese Bedeutung Frankreichs an. Wir sind bereit, mit Frankreich freundschaftlich im Frieden der Arbeit zu leben.

Die Voraussetzung hierfür mußte allerdings die Ausgleichung einer alten Rechnung mit Frankreich sein. Diese Ausgleichung hat uns als endgültiges und unumstößliches Ergebnis der Weltgeschichte das Jahr 1870 gebracht. Jahrhundertelang haben französische Heere unsere deutschen Fluren verwüstet und all unsern deutschen Wohlstand vernichtet. Und als brutaler Räuber hat Ludwig XIV. die Lande schwäbischer und fränkischer Bauern und Bürger, Elsaß und Lothringen mit den uralt deutschen Städten Straßburg und Metz, noch in der Neuzeit uns weggenommen. Diese deutschen Länder — überall herrscht hier die deutsche Sprache, und nur der einzige Bezirk Chateau-Salins hat 60 Prozent Französisch sprechender Bevölkerung — haben wir 1870 mit der Schärfe des Schwertes wieder dem deutschen Staatsverband und der deutschen Geschichte, wohin sie gehören, eingefügt. Daß die Franzosen uns dies nicht verzeihen können, sondern sich in einen Weltkrieg gestürzt haben, um mit englischer und russischer Hilfe das von Ludwig XIV. geraubte deutsche Land wieder zu gewinnen, können wir immerhin verstehen; Achtung vor der Geschichte ist keine Eigenschaft des französischen Volkscharakters; so müssen wir, auch wenn wir ein Gefühl des Bedauerns darüber haben, die Franzosen abermals mit der Schärfe des Schwertes zum historischen Denken und zur Achtung vor der Geschichte zwingen. Daß die Elsaß-Lothringer in dem gegenwärtigen Riesenkampfe treu zu Deutschland stehen, mag den Franzosen ein starker Beweis dafür sein, daß die Elsaß-Lothringer — abgesehen von einzelnen Verrätern — Deutsche sind und Deutsche bleiben werden.

Nachdem die elsaß-lothringische Rechnung durch den gegenwärtigen Entscheidungskampf beglichen sein wird, wird Frankreich wohl erkennen, welchen Nutzen ihm die englisch-russische Hilfe gebracht hat, und das schöne Land, das jetzt schon aus hunderttausend furchtbaren Wunden blutet, weil es die Last dieses von England entfesselten Weltkrieges bis jetzt allein tragen mußte, wird, so hoffen und wünschen wir, erkennen, was zu seinem Besten dient.

Elsaß-Lothringen aber mit dem hehren deutschen Bauwerk Erwin von Steinbachs ist und bleibt deutsch.

England hat gleichfalls seine Entwicklung zum machtvollen Einheitstaat bereits im frühen Mittelalter begonnen und ist als starker einheitlicher Staat in die Neuzeit eingetreten. Die insulare Lage dieses Landes hat seinem Staate seit Jahrhunderten eine fast unangreifbare Stellung gegeben, und erst das Zeitalter der Zeppeline, der Unterseeboote und der Kanonen weittragenden Kalibers hat dieser Unangreifbarkeit Englands ein Ende gemacht. Der weitere Verlauf des großen welthistorischen Entscheidungskampfes wird nach dieser Richtung wohl noch sehr merkwürdige Überraschungen bringen, deren Anfang das einzig in der Kriegsgeschichte dastehende Vorgehen des Unterseebootes „U 9" bildet.

Dank seiner insularen Abgeschlossenheit hat England sich in den letzten Jahrhunderten zu dem kolossalen Weltreich entwickelt, das es heute ist. Die einzelnen Phasen dieser Entwicklung sollen hier nicht weiter verfolgt, auch keine Kritik an der Art des Vorgehens der Engländer in ihrer Weltpolitik geübt werden. Dies mag einer andern Stelle vorbehalten bleiben.

Warum wir in den gegenwärtigen Krieg mit England gekommen sind, wissen wir nicht; wir haben an sich keine Rechnung mit England zu begleichen, die Behauptung von der Notwendigkeit des Schutzes der belgischen Neutralität, die zu verletzen England und Frankreich längst entschlossen nud bereit waren, ist doch wohl nur für politische Kinder berechnet, und der deutsche „Militarismus", der bekämpft werden müsse, ist nichts als ein leeres Schlagwort der Angst und Furcht.

Das ganze deutsche Volk ist heute davon überzeugt, daß für England der einzige Grund zur Entfesselung der Kriegsfurie des gegenwärtigen Weltkrieges der Neid ist, die Wut über unsere staatliche und volkswirtschaftliche Entwicklung und der daraus entsprungene Wille, den Zustand staatlicher und wirtschaftlicher Ohnmacht Deutschlands, wie er vor 1866 bestand, mit Aufbietung aller nur denkbaren Mittel, selbst der niederträchtigsten und gemeinsten, wiederherzustellen. Da aber das ganze deutsche Volk ohne jede Ausnahme die Herstellung der deutschen Einheit und die Erlösung aus dem Zustand trostloser staatlicher Zerrissenheit als sein höchstes Gut auf Erden betrachtet, handelt es sich bei dem Gegensatz zu England für uns Deutsche in der Tat um ein Heiligtum, für das wir kämpfen, um unser ganzes staatliches Dasein, um einen heiligen Krieg.

Darum dies heiße Aufflammen unseres ganzen Volkes gegen England; darum dies Verschwinden aller politischen und konfessionellen, ja überhaupt aller Gegensätze im ganzen großen deutschen Volk in dem Augenblick des ruchlosen Überfalles durch die Dreiverbandsmächte über das ahnungslose, im tiefsten Frieden lebende Deutschland — das Heldengrab des geistig bedeutendsten Führers der Sozialdemokratie als eins der ersten für das deutsche Vaterland Gefallenen soll immer ein besonderes Heiligtum der Nation bleiben! — darum diese leuchtende Begeisterung der Millionen, die jubelnd hinaus in den Kampf zogen; darum das Herandrängen einer Million von Freiwilligen, darunter Knaben von 14 und Männer von 60, ja 70 Jahren, zum Dienst im Kampf gegen den Feind, der das Heiligtum unseres nationalen Staates zerstören will; darum diese Arbeit der Frauen und Kinder des ganzen großen Volkes zur Pflege und Versorgung der im Felde stehenden Truppen mit Kleidungstücken und Lebensmitteln, darum diese grenzenlose Opferfreudigkeit bis zu den ersparten Groschen der armen Dienstmädchen im Zeichnen der Kriegsanleihe — wer diese Tage in Deutschland erlebt hat, der weiß, daß die Deutschen diesen Krieg als einen heiligen führen, und zahllose Ausländer, die in diesen Tagen in Deutschland weilten, haben ja dieser Beobachtung schönen Ausdruck gegeben.

Dies ist der Stand unserer großen welthistorischen Streitfrage mit England. Und wir werden nicht ruhen und rasten, bis wir diesen Neid Englands niedergezwungen haben mit der Kraft unseres guten und reinen Gewissens, mit der Schärfe unserer guten deutschen Schwerter und mit dem kühnen Heldenmut von „U 9".

Das möge England wissen. Und das ganze deutsche Volk ohne Unterschied der Stände, der Konfessionen und der Geschlechter erfüllt diese heilige Ueberzeugung, und dies ist die stärkste und mit Gottes Hilfe unüberwindliche Kraft dieses furchtbaren, von den Dreiverbandsmächten uns aufgezwungenen Weltkrieges.



Aber — haben wir auch ein Recht zu dieser Überzeugung?

Wir haben genau dasselbe Recht auf unseren nationalen Staat wie die Engländer und Franzosen, und die welthistorische Ruchlosigkeit dieses Weltkrieges ist, daß die Mächte, die für sich das Recht der Nation als selbstverständlich betrachten und allenthalben in der Welt das Recht der Nationalität im Munde führen, uns Deutschen das Recht der Nation auf ihren Staat nicht zuerkennen wollen.

Uns Deutschen ist es welthistorisch nicht so gut ergangen wie den Engländern und Franzosen. Im Anfang des Mittelalters waren die Verhältnisse in den drei Ländern im wesentlichen gleich. Aber während die Franzosen und Engländer in der zweiten Hälfte des Mittelalters den stolzen Weg zur Gestaltung des starken Nationalstaates gingen, dessen Folge erst die französische, dann die englische Oberherrschaft über die Staatenwelt war, war für uns Deutsche schon durch das Interregnum nach dem Untergang der Hohenstaufen der welthistorische Beweis von dem Bankrott der mittelalterlichen deutschen Staatsidee, dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, erbracht, und es begann für das deutsche Volk als Gesamtheit jene trostlose Zeit der ohnmächtigen Staatslosigkeit, die Jahrhunderte andauerte und erst durch das Jahr 1866 ihren Abschluß fand. Den Höhepunkt dieser Staatslosigkeit der deutschen Nation bildet der Westfälische Friede. In drei und ein halbes Hundert von „souveränen" Staaten war die deutsche Nation zerschlissen; die gesegneten deutschen Fluren waren der Tummelplatz der fremden Heere, die wie Räuberbanden in deutschen Gauen hausten; alle treue deutsche Arbeit und aller deutscher Fleiß waren vergeblich, die fremden Regierungen und ihre Heere vernichteten alle Ergebnisse deutschen Schaffens und behandelten die deutschen „Staaten", ihre Länder und ihre Bewohner als ihre Sklaven mit Fußtritten der Verachtung, und draußen in der Welt war der Deutsche der Paria unter den Völkern, dem man nimmer ein „Recht" zuerkannte, sondern höchstens einen Brocken wie einem hungrigen Wolf hinwarf.

Aus diesem jammervollen und trostlosen Zustand haben die Hohenzollern das deutsche Volk erlöst, und darum sind die Hohenzollern das größte staatliche Kapital, das Deutschland besitzt. Und diesen Zustand des Elends in Deutschland, aus dem uns die Hohenzollern erlöst haben, wiederherzustellen, ist der Zweck des Krieges, den der Dreiverband uns aufgezwungen hat. Das ganze deutsche Volk in allen seinen Gliedern fühlt dies mit ungeheurer Stärke in tiefster Seele: darum dies wunderbare Aufflammen heiliger Begeisterung eines ganzen großen Volkes, das geradezu zur Andacht zwang und gewiß auch manchem anderen alten Mann die Augen hat feucht werden lassen in heißer Liebe und Bewunderung für sein Volk, das sein Heiligstes vor Räubern schützen muß.

Es ist nicht erforderlich, das einzelne der preußisch-deutschen Staatsentwicklung zu schildern; nur wenige entscheidende Punkte seien hervorgehoben.

In der Zeit der tiefsten Erniedrigung Gesamtdeutschlands durch den Westfälischen Frieden hat der Große Kurfürst den Staat Preußen geschaffen; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat ihn der große Verwaltungskönig Friedrich Wilhelm I. ausgebaut und die Grundlagen der militärischen und volkswirtschaftlichen Größe dieses Staates geschaffen, auch jenes streng diszipliniert, fleißige, ehrliche und anspruchslose Beamtentum erzogen, das ein Grundpfeiler für Preußens Größe war und ist; dann hat Friedrich der Große gegen den Neid und die Mißgunst einer Welt von Feinden — gerade wie heute! — die Großmacht Preußen sich von der Welt mit den Waffen erzwungen; dann hat, nach einer kurzen Periode traurigen Verfalls, Preußen weitaus die schwerste Arbeit für die Befreiung Europas von den Sklavenketten, die ihm Napoleon angelegt hatte, getan; dann hat Preußen die wirtschaftliche Einheit der Nation und damit die Grundlage für die große Entwicklung unseres Arbeits- und Erwerbslebens im Zollverein geschaffen.

Und als die Zeit erfüllet war, kam dann auf dieser preußischen Grundlage der Staat des deutschen Volkes, erst der Norddeutsche Bund, dann das Deutsche Reich. Damit hat endlich nach tausendjähriger Irrfahrt das deutsche Volk seinen Nationalstaat, auf den es ein heiliges Anrecht hat, erreicht, wie ihn die Franzosen und Engländer seit Jahrhunderten haben.

Die Voraussetzung hierfür war die Auseinandersetzung mit Oesterreich durch den blutigen Bruderkrieg von 1866. Oesterreich war durch den Gang der Geschichte mit zu vielen fremden Bestandteilen verknüpft worden, als daß es fähig gewesen wäre, den deutschen Nationalstaat zu schaffen. Darum war 1866 eine welthistorische Notwendigkeit. Nach einer kurzen Periode der Verstimmung haben sich die beiden Staaten wiedergefunden, und Oesterreich, auch in seinen nichtdeutschen Bestandteilen, vor allem Ungarn, ist heute unser einziger Freund, wie wir der einzige Freund Oesterreich-Ungarns sind.

Unser großer Reichskanzler, der Nationalheld des deutschen Volkes und Staates, der Fürst Bismarck, hat einmal das Wort gesprochen: Wir seien durch 1866 und 1870 „gesättigt". Wir nehmen das Wort auf und halten daran fest. Auch wenn man der Überzeugung ist, daß noch einige Revisionen des Resultates von 1870 erforderlich sind, so liegt uns doch nichts ferner als jene Eroberungspolitik, mit der England und Rußland die Welt brutalisieren, die nicht genug Länder verschlingen können. Wir sind in der Hauptsache gesättigt und wollen in Frieden mit den Völkern der Welt unserer Arbeit leben. In dem machtvollen Rahmen unseres deutschen Staates haben deutscher Fleiß und deutsches Denken eine Volkswirtschaft von wunderbarer Größe geschaffen. Darin weiterzuarbeiten zum Heil des deutschen Volkes und zum Heil der ganzen Menschheit — das ist das Prinzip der deutschen Politik.

Aber dies will uns der Dreiverband nicht gestatten, und das Resultat dieser Arbeit will man uns nicht gönnen. Die ganze Welt wird aufgeboten, um uns zu vernichten, um uns wieder zurückzuschleudern in den trostlosen Zustand vor 1866. Aber wir werden um unseren deutschen Staat kämpfen bis zum letzten Mann und zum letzten Groschen. Mit reinem Gewissen sind wir in diesen Kampf gegangen, und mit diesem reinen Gewissen werden wir ihn bestehen. Wir haben den Kampf nicht gesucht, und unser Kaiser hat in Friedensliebe das Äußerste getan, was möglich war, ja mehr, als in weiten Kreisen des Volkes gebilligt wurde. Nun man uns den Kampf aufgezwungen hat und man selbst bis zu den obersten Trägern der Staatsgewalt nicht zurückscheute vor Unwahrheiten und Verleumdungen, um die Völker und Staaten der Erde gegen uns aufzuhetzen, werden wir ihn durchhalten bis ans Ende und nicht ruhen und rasten, bis wir den starken deutschen Nationalstaat als festes Ergebnis der Weltgeschichte gesichert haben. Denn auf diesen deutschen Staat haben wir dasselbe welthistorische Anrecht wie die Engländer auf den englischen und die Franzosen auf den französischen Staat. Mit der Phrase vom „Militarismus" wird man schwerlich jemand täuschen. Daß Preußens Entwicklung vom Großen Kurfürsten an eine stark militärische war, ist richtig. Aber nur durch diese militärische Entwicklung konnte, wie die Weltgeschichte bewiesen hat, das geheiligte Anrecht des deutschen Volkes auf seinen deutschen Staat verwirklicht werden, und darum schart sich auch das ganze deutsche Volk heute in glühender Hingebung um seinen Kaiser mit dem heißen Schlachtruf Heinrich von Kleists:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

Deutsche Kreuzer.

Von Konteradmiral z. D. Schlieper.

Mit dem Worte „Kreuzer" ist der deutsche Zeitungsleser in den letzten Wochen nicht selten in Berührung gekommen. Und stets in Verbindung mit Schilderungen über plötzliches Erscheinen und Verschwinden nach stattgefundener Kriegshandlung. Fürwahr — man kann dort draußen die Tätigkeit unserer wenigen Vertreter dieser Schiffsklasse mit „rührig" bezeichnen, wenn man bedenkt, mit welcher Emsigkeit und Gründlichkeit dort dem Kreuzerdienst entsprochen wird. Es kann nur wirksam geschehen, wenn dem Kreuzer auch das innewohnt, was ihn besonders kennzeichnet: die Schnelligkeit. Sowohl bei dem großen Panzerkreuzer als auch bei dem leichten kleinen ist diese Eigenschaft eine vorherrschende, gibt sie ihm doch die Mittel in die Hand, plötzlich und unerwartet irgendwo aufzutauchen und mit kühnem Griff zuzufassen. Sprechen wir zunächst allgemein von unseren derartigen Streitkräften im Ausland. Mit mir denkt da der Leser gewiß zunächst an das Wort „Emden", das man in letzter Zeit immer wiederkehrend in den Spalten seiner Zeitung anzutreffen gewohnt war. Wenn Fregattenkapitän v. Müller, der „Emden"-Kommandant, „überall und nirgends" dazwischenfuhr, so gestattete ihm solches die vorzügliche Ausstattung seines Schiffes mit leistungsfähigen Maschinen, die ihn zugleich mit einem bedeutenden Aktionsradius instand setzten, einem „fliegenden Holländer" gleich, sich bei den Engländern unliebsam bemerkbar zu machen. Daß der Kommandant selbst, seine Umsicht, sein Unternehmungsgeist und Entschluß den Löwenanteil beanspruchen kann, wird einleuchten. In der „Emden"-Tätigkeit haben wir während der verflossenen Kriegswochen zweifellos ein Kreuzerbeispiel vor uns, das als ein treffliches bezeichnet werden darf. Wenn Engländer uns loben, so hat das erfahrungsmäßig immer einen verdächtigen Beigeschmack. Man sieht immer nach dem „dicken Ende". Aber für „Emden" hat selbst die englische Presse Bewunderung übriggehabt. Es fielen Worte wie „Sport" — und das hat dann für Augenblicke geblendet. An Sport erinnernde feindliche Dinge können selbst drüben versöhnend wirken — aber dann kehrt man doch zur Wirklichkeit zurück und prophezeit dem tapferen Kreuzer baldige Legung des Handwerks. Also „Emden": „Aufgepaßt!" Die Bilanz ist: Englische Dampfer „Indus", „Loo", „Kabinga", „Killin", „Diplomat", „Tratbock", „Tumerico", „Kinglud", „Riberia", „Toyle", „Gyfedale"; diese alle im Bengalischen Meerbusen. Nicht mitgerechnet die früher im fernen Osten angehaltenen feindlichen Handelschiffe. — Zu unserer Genugtuung lesen wir auch von anderen Meeren, wie rührig unsere Kreuzer sind. Die „Karlsruhe" übt gleiches Spiel im Atlantik. Dort hat sie sieben englische Dampfer versenkt und somit viel Schaden zugefügt. Auch „Leipzig" läßt von sich hören, und zwar von der Küste Perus, wo sie den mit wertvoller Ladung beladenen englischen Dampfer „Bankfield" aufgebracht und in den Grund gebohrt hat.

Dann hören wir am Ende des Septembermonats von einer anderen Kreuzertätigkeit, derjenigen der „Königsberg" in Sansibar. Diesmal handelt es sich nicht um Schädigung des feindlichen Handels, sondern um



einen Vergeltungsakt wegen Vernichtung unserer „Möwe" durch den englischen Kreuzer „Pegasus" im Hafen von Daressalam. Diesmal ein Zweikampf mit gleichen Waffen, bei dem der „Pegasus" durch das Granatfeuer der „Königsberg" unschädlich gemacht wurde. Dann hört man auch vom kleinen Kreuzer „Geier", wie er in australischen Gewässern englischen Handelschiffen das Leben sauer macht und in den dortigen Zeitungen darüber geklagt wird, daß man diesem Schiff nicht energisch genug entgegentrete. So weit der Hauptsache nach unsere kleinen Auslandskreuzer. Aber die großen beteiligen sich nicht minder. Die am Beginn des Krieges vollführte Fahrt der „Goeben" ist bekannt. Dann tauchen neulich vor Papeete (Tahiti) „Gneisenau" und „Scharnhorst" auf, beschießen die befestigte Stadt und versenken ein dort im Hafen befindliches französisches Kanonenboot „Zélée". Dann dampfen sie weiter. Die im ausländischen Bericht ausgedrückte Sorge, ob sie wohl Kohlen genug haben würden, wolle man ruhig dem betreffenden Oberbefehlshaber überlassen, der sich seinen Plan schon gemacht haben wird. Solche Kreuzer haben allerhand Kniffe, allerhand Einfälle, allerhand Gedanken und sind keine Freunde vom Schema F.

Faßt man die Auslandstätigkeit unserer wenigen Kreuzer (mit dem Wort „wenigen" verrate ich wohl keine Geheimnisse) zusammen, so darf man meines Erachtens ohne Übertreibung behaupten: es ist alles Mögliche, was da geleistet wird, und wie John Bull auch hierüber etwas erstaunt ist. So weit unsere Auslandskreuzer. — Die jüngsten Ereignisse in der Nordsee berichten, wie auch in der Heimat, im Bereich der heimischen Flotte, auf die Tätigkeit von Kreuzern großer Wert gelegt wird. Sie haben hier die besondere Aufgabe, das Gros wie die deutsche Küste vor Überraschungen zu bewahren und mit Hilfe ihrer modernen Signalausrüstung schleunigst alle Vorkommnisse zu melden, zu „funken". Ein gar wichtiges Amt, zu dem natürlich wieder der Faktor „Schnelligkeit", dann aber auch die Forderung „Wachsamkeit" eine sehr, sehr große Rolle spielen. Die heimischen Kreuzer sind die Vorposten, die Augen der Panzerflotte, sie sollen ihr die feindlichen, ungebetenen Gäste — als da sind: Torpedoboote und Unterseeboote — vom Leibe halten, aber sie auch sofort unterrichten, falls festgestellt wurde, daß es diesen feindlichen Gesellen einmal gelungen sein sollte, die Vorpostenlinie zu durchbrechen. Diese Meldung ist besonders wichtig, denn dann ist erhöhte Bereitschaft auf den Linienschiffen erforderlich, um die Durchbrecher mit Scheinwerferlicht und Massenschnellfeuer würdig zu empfangen. Den Kampf mit feindlichen Booten haben in erster Linie selbstverständlich die Kreuzer zu übernehmen, haben sie mit allen Mitteln „abzudrängen". Hierzu genügt verhältnismäßig weniger ein Artilleriefeuer aus großen Kalibern, denn die Wände der schnellen Torpedofahrzeuge sind sehr dünn; sie zu durchschlagen, dazu bedarf es keiner 30.5-Zentimeter-Granate. Indes schnell, sehr schnell muß beim Entdecken der unheimlichen Nachtschwärmer geschossen werden, sind es doch häufig nur Bruchteile einer Minute, in denen sich das Ziel zeigt, in der Regel dann, grell beleuchtet von den Strahlen der sofort angestellten Scheinwerfer. Stärker armiert sind die großen Panzerkreuzer, die es schon aufnehmen können mit feindlichen größeren Schiffen und gleichsam ein Mittelding bilden zwischen den in der Linie fechtenden Panzerkolossen und dem leichtfüßigen, weweniger geschützten kleinen Kreuzer. Immer aber bleibt das Schnelle, das Behende auch für den großen Kreuzer das besondere Abzeichen. Wir können zufrieden sein damit, was deutscher Schiffbau und deutsches Genie auf unseren Hellingen hinsichtlich des Baues von Panzerkreuzern zustande gebracht hat. Wirft man Rückblicke auf jene Zeiten, als die eigenartigsten Schiffe Kreuzerdienste bei Manövern versehen sollten, die wirklich nur die Schnelligkeit „markieren" konnten, dann darf man doch sagen, daß wir gewaltig vorangeschritten sind. In der „guten, alten Zeit" konnten solche als Kreuzer bestimmte Schiffe von sich sagen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Die Zeiten sind vorüber. Wir haben nie den Wert eines guten Kreuzermaterials bei der heimischen Flotte unterschätzt und wollen ein Mehr willkommen heißen. Wir haben aber auch gesehen, wie Kreuzerkommandanten alles daran setzen, ihre Pflicht zu tun, und als Helden mit ihrer Besatzung ausharren auf ihrem Posten, mit ihr in den Tod gehen. Noch schweigt die Kriegsgeschichte und muß schweigen über so manche sonstige Kreuzertat, erst später wird man vielleicht noch mehr hören. Schneid, Draufgängertum, Umsicht und Entschluß ist für echten Kreuzerdienst ein unbedingtes Erfordernis.

Der Weltkrieg.

Zu unsern Bildern.

Die Einnahme einer der allerstärksten Befestigungen des europäischen Kontinents, der Festung Antwerpen, wird für alle Zeiten zu den ruhmreichsten Taten der Kriegsgeschichte zählen. Wenn man bedenkt, daß sich die ganze Aktion in nicht ganz zwei Wochen abspielte, so ist hierin nicht nur ein Triumph deutschen militärischen Geistes, der sich in dem todesmutigen Ansturm unserer braven Truppen, denen nichts Widerstand zu bieten vermag, und in der unendlichen Überlegenheit unserer schweren Belagerungsartillerie zeigte, zu erblicken, sondern diese Aktion wirkt auch grundlegend für die Kriegführung aller späteren Zeiten.

Die modernsten permanenten Befestigungen haben sich den 42-Zentimeter-Mörsern gegenüber als hinfällig erwiesen. Fortifikationen, die für die Ewigkeit bestimmt schienen, verwandelten sich in Trümmer, Schutt und Asche, und zwar in verhältnismäßig so kurzer Zeit, daß die Belagerten kaum zur Besinnung kommen konnten. Fluchtartig mußte die Besatzungsarmee die Festung räumen, ein großer Teil wurde auf holländisches Gebiet gedrängt und mußte sich ergeben. Es fragt sich also für die Zukunft, ob es sich überhaupt noch lohnen wird, Festungen zu erbauen und sie zu verteidigen. Vielleicht wird man in späteren Kriegen den größeren Wert auf ein möglichst starkes, bewegliches Feldheer legen.

Aber noch ein Umstand scheint uns bei der Beschießung Antwerpens bemerkenswert. Wir sind es während der ganzen bisherigen Dauer des furchtbaren Krieges gewohnt, als Hunnen, Barbaren und kulturfeindliche Bestien bezeichnet und betrachtet zu werden. Keine Tatsache aber



kann diese Beschimpfungen des deutschen Volkes besser widerlegen als das Verhalten des Generals v. Beseler, der übrigens mit Stolz den Orden Pour le Mérite tragen darf, vor und während der Beschießung der Stadt. Er trat mit den Zivilbehörden Antwerpens in Verbindung und

Schon jetzt aber macht sich in Antwerpen sowohl wie in ganz Belgien eine große und tiefgehende Mißstimmung gegen die Engländer bemerkbar, die in ihrer brutalen Ichsucht die schöne alte Stadt ganz nutzlos opferten. Auf ihren Einfluß ist es zurückzuführen, daß Übergabeverhand-





Von den Deutschen bewirkte Entgleisung.

Der führerlose Eisenbahnzug als Kriegswaffe der belgischen Besatzung von Antwerpen.

ließ sich Pläne der Stadt, in die alle bemerkenswerten Monumentalbauten eingezeichnet waren, überweisen, um letztere zu schonen. Mit einer Art von Begeisterung wird selbst von Belgien betont, mit welcher Zierlichkeit die deutsche Artillerie es vermochte, alle Prachtgebäude der Stadt zu verschonen. So ist denn der Schaden in der Stadt selbst nicht so erheblich, wie angenommen werden mußte.

lungen, nachdem die äußere Fortlinie genommen war scheiterten. Auch in militärischer Beziehung ließen sie die Belgier im Stich, da sie mit ihren Hilfskorps, den englischen Seebataillonen, zu spät eintrafen und daher auch nicht mehr Zeit fanden, die mitgeführten schweren Schiffsgeschütze aufzustellen. Der belgische König, der auch entfloh, wird seine mangelnde Energie den Engländern





Samariterhilfe aus den Vereinigten Staaten: Amerikanische Krankenschwestern
in der amerikanischen Botschaft in Berlin.



Von den Kämpfen an der russisch-galizischen Grenze: Gefangene russische Soldaten auf dem Transport nach Ungarn.

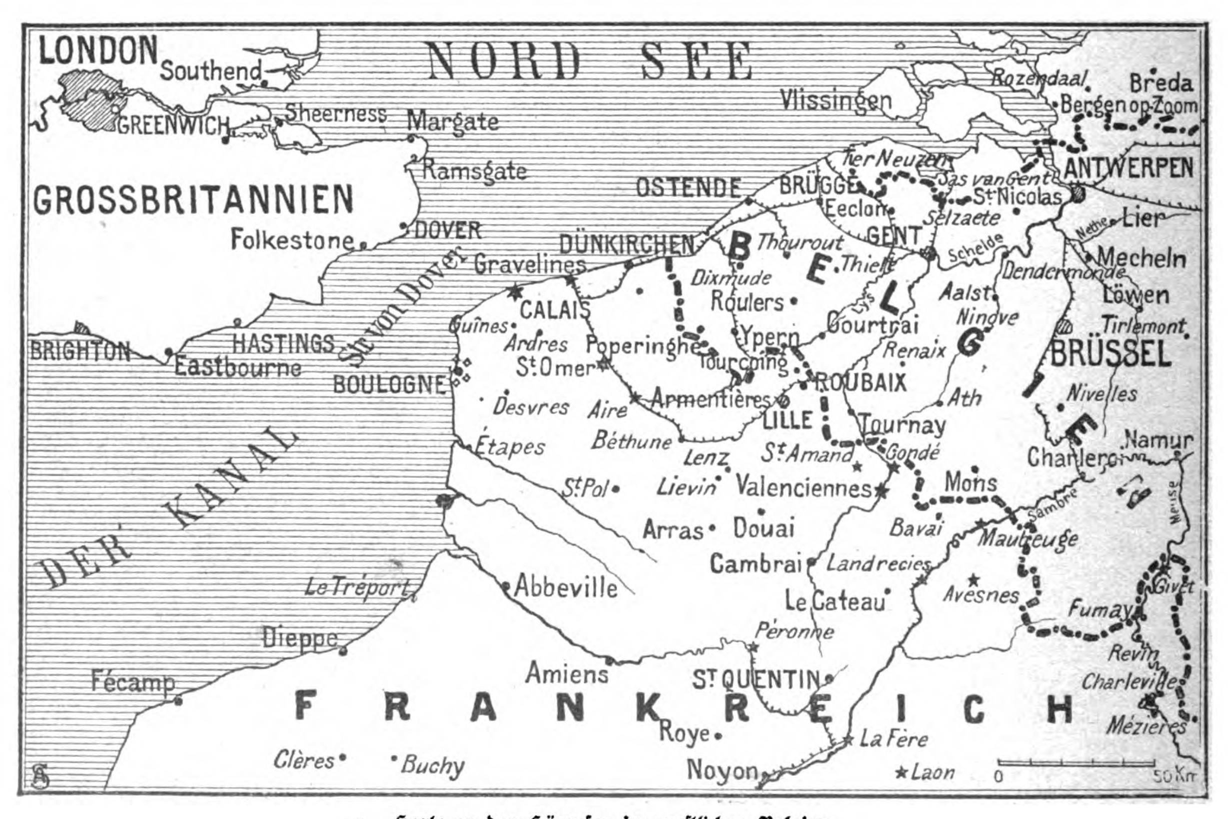
gegenüber in der Zukunft vielleicht noch schwer zu büßen haben.

Aber auch auf die großen Kämpfe in Frankreich wird der Fall Antwerpens nicht ohne Einfluß bleiben. Es werden erhebliche Teile der Belagerungsarmee frei werden, die gewiß namentlich zur Verstärkung unseres rechten Flügels verwandt werden. Man darf daher annehmen, daß nunmehr die Aussicht besteht, das große, mehr als einen Monat währende Ringen in Frankreich zur Entscheidung zu bringen. Ein kraftvoller und umfassender Druck auf den französischen linken Flügel muß die ganze Front ins Wanken bringen, und dann wäre der endgültige Sieg entschieden, wenn es außerdem gelänge, die französische Schlachtlinie zu durchbrechen. Man hat jetzt erneut mit der Beschießung von Reims begonnen, und es ist sehr erfreulich, daß wir durch die Wiedergabe der Abbildung (Seite 1725) der Kathedrale nach der ersten Beschießung der Stadt den Beweis erbringen können, daß weder die Fassade noch die Türme dieses Meisterwerkes der Frühgotik in irgendwie nennenswerter Weise beschädigt sind. Und damit vergleiche man den Aufruhr, den die Lügenkampagne unserer Gegner über die angebliche deutsche Barbarei bei den Neutralen, besonders in Italien, hervorrief. Antwerpen und Reims sind genügende Beweisstücke dafür, daß es auch bei uns in der Kriegführung heißt: „Suaviter in modo, fortiter in re."

Auf dem östlichen Kriegschauplatz ist es gelungen, den Russen wiederholt und erfolgreich entgegenzutreten. Die großen Siege des Generalobersten von Hindenburg und auch der letzte erfreuliche Erfolg bei Augustowo haben es nicht ganz verhindern können, daß sich einzelne russische Heeresteile erneut zu einem Vorstoß nach Ostpreußen aufrafften. Indessen ist ein solcher Vorstoß keineswegs besorgniserregend, wir haben Truppen in genügender Stärke bereitgestellt, um jedem Zwischenfall gewachsen zu sein, außerdem hat es sich überall erwiesen, daß wir den Russen in jeder Beziehung überlegen sind. Ähnlich verhält es sich mit den Vorkämpfen in Russisch-Polen und Galizien. Die beiden durch die Weichsel getrennten Heeresteile in Südpolen und Galizien sind planmäßig offensiv vorgegangen. Die Kämpfe haben stellenweise einen größeren Umfang angenommen, bei Lancut sind fünf bis sechs russische Divisionen entscheidend geschlagen, ebenso wurde eine Kosakendivision und eine Infanteriebrigade aus einer verstärkten Stellung bei Dymow geworfen. Dieser Ort liegt in nächster Nähe der Festung Przemysl. Die Festung befindet sich nun wieder in österreichischem Besitz. Die Russen hatten die Bedeutung dieses Platzes wohl erkannt, ihre wiederholten Sturmversuche wurden aber blutig abgewiesen, und schließlich mußten sich die Russen zur Flucht wenden. So dürfen wir auch im Osten der weiteren Entwicklung der Dinge mit voller Ruhe und gutem Vertrauen entgegensehen.

* * *

Auf dem Balkan ist uns in der Person König Karols von Rumänien ein guter Freund gestorben. Sein Tod bedeutet in diesen schweren Zeiten einen schmerzlichen Verlust. Rumänien hat diesem König seine eigentliche Existenz als modernes Staatswesen zu danken — vor allem aber war er der Träger des Gedankens der Neutralität für Rumänien, in deren Aufrechterhaltung er allein die Wahrung der Interessen seines Volkes erblickte. Daran wird der Tod des Monarchen nichts ändern, denn die auswärtige Politik Rumäniens wird von seinem Nachfolger, König Ferdinand, nach denselben Grundsätzen weitergeführt werden. R. C.



Karte zu den Kämpfen im westlichen Belgien.





Nummer 42.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Seite 1721.

Hofphot. Mandy.

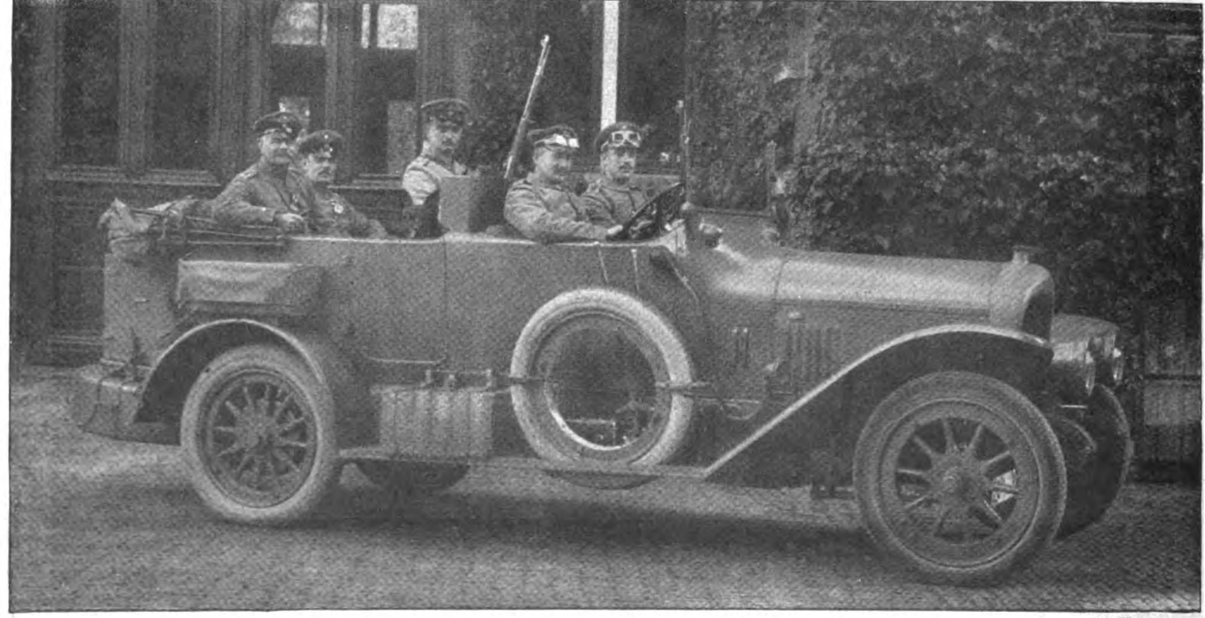
König Karol von Rumänien †

Das rumänische Königspaar.

Hofphot. F. Mandy.

Königin Maria. König Ferdinand.

Phot. H. W. Barnet.



Phot. Mohaupt.

Der Großherzog von Oldenburg im Kriegsautomobil. Neben dem Großherzog der Flügeladjutant Major von Wedderkop.





Uebergang der Flüchtlinge auf holländisches Gebiet in Rosendaal.

Phot. Het Leven.



Eintreffen der Flüchtlinge in Amsterdam.

Phot. Het Leven.

Der Auszug der Antwerpener Bevölkerung.





Hofphot. E. Sandau.

Prinz Joachim von Preußen,
kehrte, von seiner Verwundung genesen, zur Front zurück.



Berl. Ill. Ges.

Exz. von Schröder (×), Kommandeur der Marinedivision,
die hervorragend bei den Angriffen auf Antwerpen beteiligt war.



Gen.-Lt. de Guise,
Kommandant von Antwerpen,
geriet in Gefangenschaft.



Kapitän z. S. Meyer-Waldeck,
Gouverneur von Kiautschou,
leitet die heldenmütige Verteidigung im fernen Osten



Woldemar Haupt,
I. Sekretär d. amerik. Generalkonsulats Berlin.
Zu seinem 25jähr. Amtsjubiläum.



Phot. Grete.

Fregattenkapitän von Müller,
Kommandant S. M. S. „Emden".
Zu den kühnen Kreuzerfahrten im Indischen Ozean.



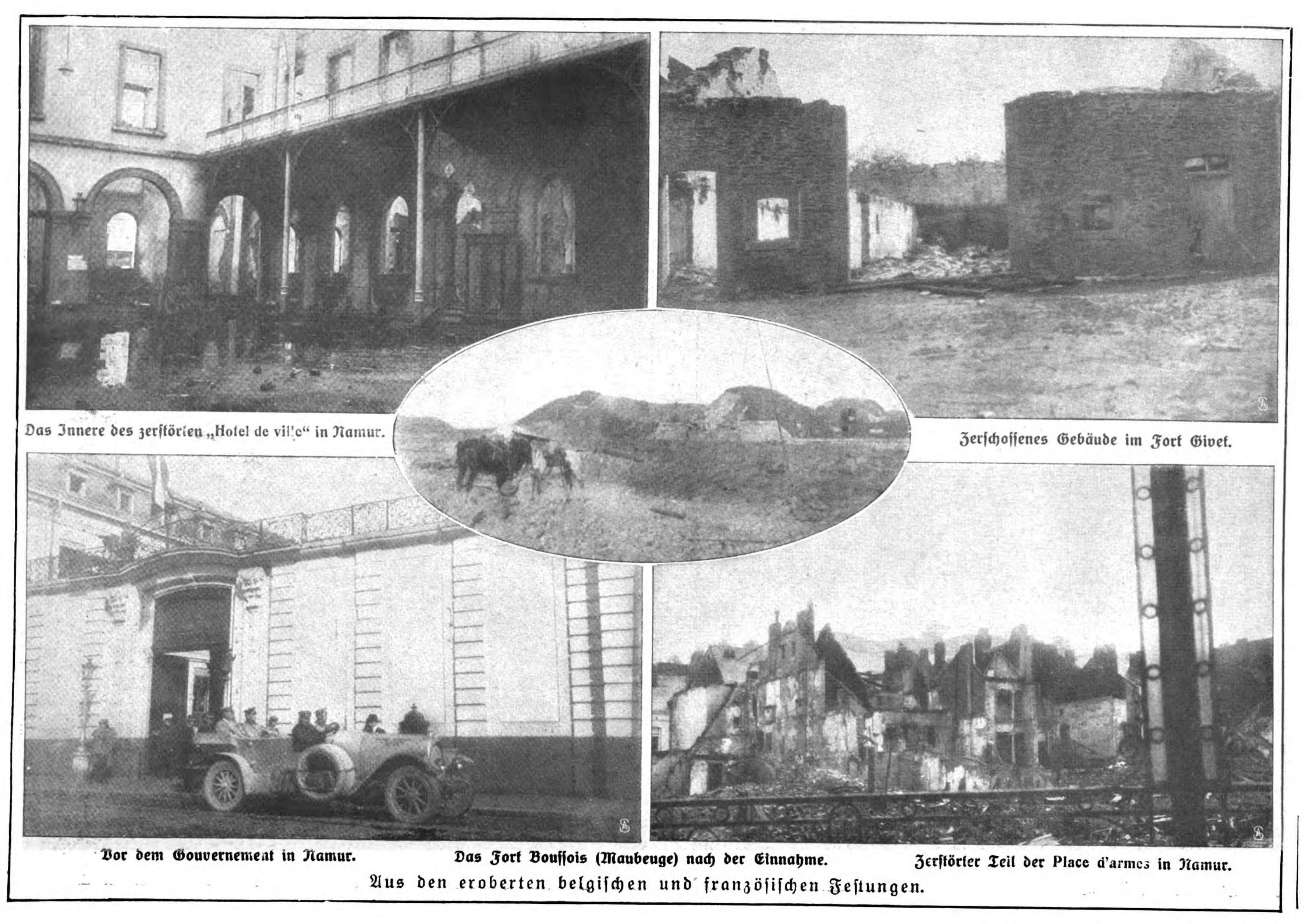


Von den Kämpfen um den Besitz Antwerpens: Das eroberte Termonde.



Reims nach der Beschießung: Die unversehrt gebliebenen Türme der Kathedrale.





Das Innere des zerstörten „Hotel de ville“ in Namur.

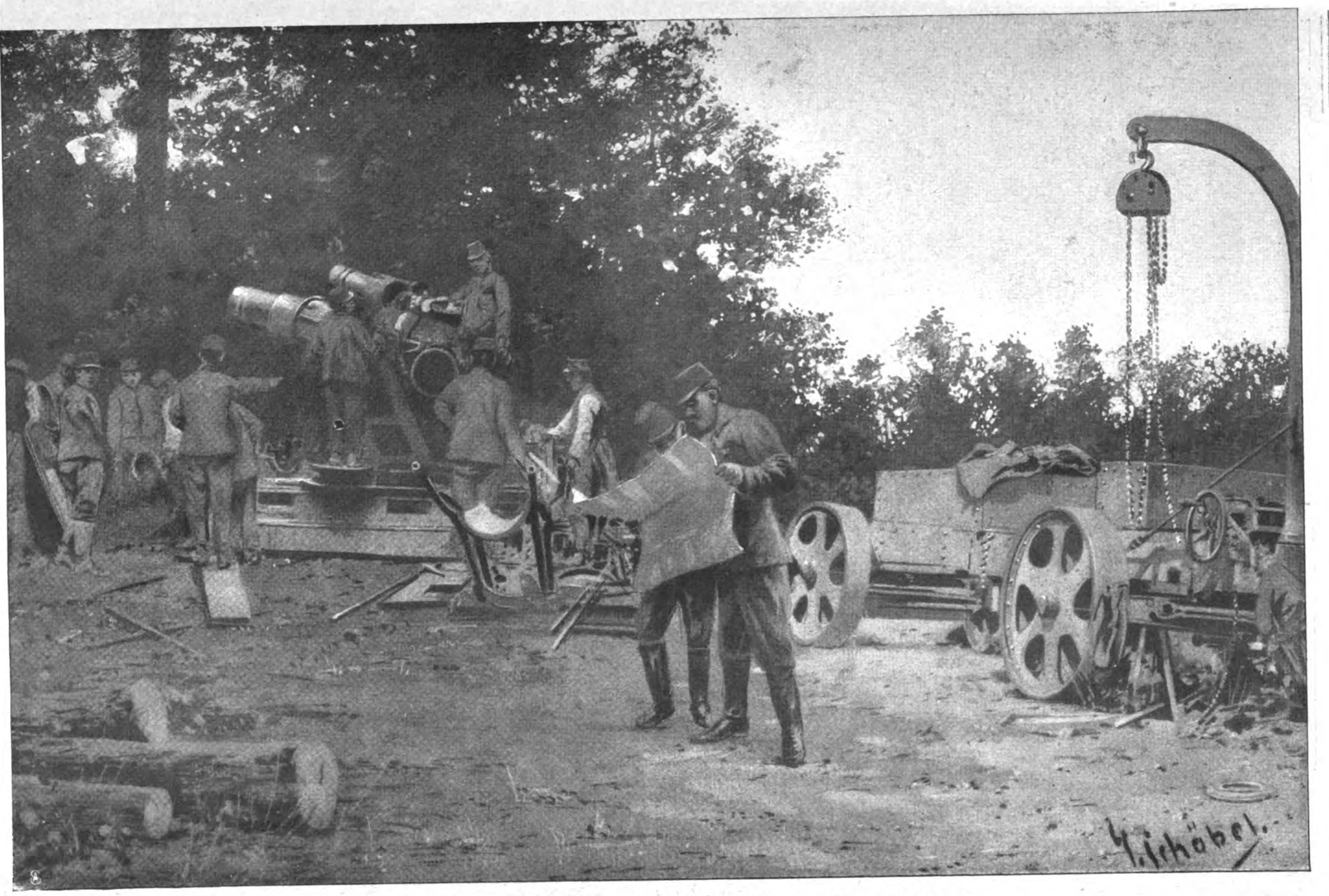
Zerschossenes Gebäude im Fort Givet.

Vor dem Gouvernement in Namur.

Das Fort Boussois (Maubeuge) nach der Einnahme.

Zerstörter Teil der Place d'armes in Namur.

Aus den eroberten belgischen und französischen Festungen.



Oesterreichische Artillerie in Frankreich: In Feuerstellung.

Zeichnung unseres Spezialzeichners Prof. G. Schöbel.



Oben: Belgische Artillerie wird vor Antwerpen aufgestellt. Mitte: Belgischer Schützengraben. (B. J. Z.) Unten: Belgische Truppen schaffen ein Marschhindernis durch Umhauen von Bäumen auf einer Chaussee.

Von den Kämpfen um Antwerpen.

Kriegsabenteuer.

Von Ernst Franck.

Blumen im Gewehrlauf, Blumen auf der Helmspitze, Blumen im Gurt, Blumen am Seitengewehr: so zogen sie seit Wochen, so ziehen Ersatzbataillone noch immer hinaus, mit siegesfrohem Antlitz, von Liebe und Begeisterung durch die Straßen geleitet, auf den Lippen die heiligen Vaterlandslieder: „Die Wacht am Rhein" oder „Deutschland, Deutschland über alles" oder den naiv schlichten Soldatenvers: „Die Franzosen müssen sehen, daß wir deutsche Sieger sind!"

Was lebt in ihren Herzen? Heiße Vaterlandsliebe gewiß in erster Linie, wie sie in so vielen jetzt, wo das Vaterland in Gefahr war, zum erstenmal recht eigentlich zum Bewußtsein erwacht und glühend emporgelodert ist, wilder Zorn gegen unsere Feinde und ihre zielbewußte Hinterlist, ein unbändiger Trotz: „Sie sollen uns nicht unterkriegen!" und die eiserne Entschlossenheit: „Nun aber wollen wir sie dreschen!" Heißer Abschiedschmerz zuckt in vielen Herzen nach, und auch Sorge um die zurückgebliebene Familie umwölkt manches Hinausziehenden Stirn. Aber sie alle müßten nicht Männer sein, doch meist junge Männer zumal, wenn nicht auch ein wenig Abenteuerlust, eine brennende Neugier auf das große, ungeheure Erlebnis des Krieges, der für die meisten unserer Generation doch immer etwas Sagenhaftes hatte, und auf außergewöhnliche Schicksale in ihrem Herzen aufflackerte. Sie setzen freudig ihr Leben ein, um die heimatliche Erde zu schirmen und des Kaisers und des Reiches Feinde zu schlagen, aber ihr junges Herz dürstet auch danach, gefährliche Abenteuer siegreich zu bestehen und in des Krieges Wirklichkeit einen Teil dessen wiederzufinden, was ihre Phantasie in heißem Sehnen erträumte.

Als die, die jetzt draußen kämpfen, Knaben waren, hat ihnen der Vater oder Großvater oft von der großen Zeit vor vierundvierzig Jahren erzählen müssen, hat ihnen die Narbe gewiesen, die der Säbelhieb eines französischen Kürassiers hinterlassen hat, oder Tag und Umstände geschildert, bei denen er nach glücklicher Ausführung eines schwierigen Auftrags die verflixte Chassepotkugel bekam, die noch heute in der linken Schulter steckt und den Witterungswechsel pünktlicher ankündigt als ein Aneroidbarometer. Beim Indianerspiel hat der Junge dann seine kriegerische Phantasie und seine Begierde nach Heldenabenteuern auszuleben versucht, hat mit Kameraden Sioux und Apache gespielt und als „Lauernder Jaguar" seinen Schwestern nicht immer Stunden reinsten Vergnügens bereitet. Es gab einmal eine Zeit, wo die Eltern anfingen, mit einer gewissen Besorgnis auf die wildwachsenden Indianerinstinkte und Abenteuergelüste ihrer heranwachsenden Söhne zu blicken. Das war damals, als Winnetou und Old Shatterhand die jungen Herzen verführt hatten, denen sich das Leben nun nur noch als ein durch gelegentlichen Schulunterricht unliebsam unterbrochener Kriegspfad im wilden Westen darstellte. Seit jener Zeit hat der Jung-Deutschland-Bund, haben Wandervögel und Wehrkraftverein diese kriegerischen und abenteuerlichen Triebe in geordnete und wertvolle Bahnen gelenkt.

Manch einer von denen, deren Jugendjahre so von Abenteuerlust erfüllt waren, ist dann etwa ins Seebataillon eingetreten und hat in Südwestafrika den schweren Ernst des Krieges in strapazenreichen und oft abenteuerhaften Kämpfen kennen gelernt. Und wenn ihm der Kinematograph seines Gedächtnisses auch nicht viel anderes zeigt als Märsche in brennender Sonnenglut, öde Steppe, qualvollen Durst, leere oder stinkende Wasserlöcher, wirrfunkelnden Sternenhimmel, nächtliche Lichtsignale und schwere Gefechte mit schlangenartig auf dem Boden oder, das Gewehr im Maul, auf den Bäumen wimmelnden Hereros, so scheint ihm doch jeder jener Tage mit abenteuerlichem Erlebnis vom Morgen bis zum Abend und wieder bis zum Morgen angefüllt gewesen zu sein. Auch damals galt es den Dienst des Vaterlandes; und es war ein fremdes, fernes Land, es ging gegen einen wilden, grausamen und an Zahl überlegenen Feind, aber es war zwischen Not und Kampf und Tod auch da ein zähes Aushalten und ein freudiger Stolz.

Die Kriegsabenteuer alter Zeit hatten alle etwas Einförmiges: die Abwechslung war nicht eben groß. Man wagte einen kecken Handstreich, man täuschte den Feind durch eine verwegene List, man kämpfte in kleiner Zahl gegen eine erdrückende Übermacht, geriet in gefährliche Kriegsgefangenschaft oder entrann ihr durch eine kühne Flucht. Und dann erzählte man am Lagerfeuer oder beim Bankett oder am Kamin von seinen Abenteuern, man schmückte aus und übertrieb und schnitt auf oder erfand auch geradezu, und das unterscheidet die Helden älterer Zeit von den Tapferen des gegenwärtigen großen Krieges, die durchweg die Phrase und die übertreibende Ausschmückung verschmähen und ihre Erlebnisse mit bescheidener Sachlichkeit und in einem Stil von stolzer Schlichtheit berichten.

Dabei sind aber ihre Kriegsabenteuer von einer bunteren Mannigfaltigkeit, als je Kriegsabenteuer gewesen sind. Denn dieser große Krieg wird zugleich auf dem Land und in der Luft und auf dem Wasser und unter dem Wasser und gelegentlich wohl auch sogar unter der Erde geführt, läßt die verschiedenartigsten Waffen und Zerstörungswerkzeuge in Tätigkeit treten, wirft fremdartige, halbwilde und ganzwilde Völkerschaften auf den Kriegschauplatz und stellt an die sittlichen und geistigen Kräfte des Heeres, das „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten" und den Sieg unter allen Umständen an seine Fahnen heften will, die allerhöchsten Anforderungen. Das ergibt bei der ungeheuren Zahl der Mitstreitenden notwendig eine unendliche Fülle merkwürdiger und oft abenteuerlicher Erlebnisse, die durch ihren Verlauf und die Eigenart der Begleitumstände einen viel „romantischeren" Charakter gewinnen, mögen sie noch so gefährlich sein, als ähnliche Abenteuer in früheren Kriegen.

Unsere Dragoner, die kürzlich in Melun patrouillierten, dort für Engländer gehalten wurden, bereitwilligst alle wichtigen Auskünfte bekamen, die sie haben wollten und, ohne eine Miene zu verziehen, in englischer Sprache fragten, antworteten und verbindlich dankten, um dann mit „unterirdischem Hohnlächeln" davonzusprengen, werden dies famose Kriegsabenteuer lebelang in frohem und stolzem Herzen bewahren. Aber als vor hundert Jahren Theodor Körner, schwer durch einen Pallaschhieb verwundet, im Wald lag und sich eines Trupps nachfolgender Feinde nur dadurch zu erledigen vermochte, daß er mit lauter Kommandostimme ins leere Gehölz hineinrief: „Die vierte Eskadron soll vorrücken!", da wird ihm



das Herz aus Freude über das Gelingen dieser kühnen List auch nicht schlecht geklopft haben.

Im Feld läßt besonders der Patrouillendienst den mutigen und geschickten Soldaten leicht ein Kriegsabenteuer erleben, und eine gefährliche Schleichpatrouille durch Wald oder über nächtliches Feld erlaubt ihm am Ende sogar das zu verwerten, was er als Junge in indianerhaftem Anschleichen zur Vollendung zu bringen suchte. Und dann haben wir zwei Waffen, die den Kriegsdienst besonders abenteuerreich gestalten: das Unterseeboot und das Luftschiff.

Was muß es für eine allen Teilnehmern unvergeßliche Fahrt gewesen sein — auch von der militärischen Bedeutung abgesehen — die „U 9“ an jenem Frühmorgen machte, als es ihm gelang, die drei englischen Panzerkreuzer in den Grund zu bohren. Die Augenblicke, feierliche, stolzeste Augenblicke, in denen dreimal das scharfe Kommando: „Achtung! Los!!“ ertönte und dann das Torpedo nach kurzem, heftigem Schlag rauschend seinen zielsicheren Weg gegen die Bordwand des feindlichen Panzers nahm, werden für jeden in der tapferen Bemannung des Bootes immer das schönste Kriegsabenteuer bleiben.

Im Flugzeug vollends wird fast jede Fahrt über feindlichem Gelände zu einem verwegenen Kriegsabenteuer, wenn es auch nicht immer so bunt und toll und in solchem Wechsel der Gefahr hergeht wie bei jener Erkundungsfahrt, die dieser Tage ein deutscher Feldflieger in einem Doppeldecker mit einem bayrischen Major als Fluggast über Paris unternahm. Erst nämlich wurden sie erfolglos beschossen. Darauf nahte drohend ein französischer Eindecker. Es gelang, ihn durch einen wohlgezielten Karabinerschuß zum Sinken zu bringen. Einem zweiten feindlichen Apparat, der an Schnelligkeit überlegen war, konnten sich unsere Flieger, durch Wolken und Nebel gedeckt, entziehen. Nun aber gerieten sie in feindliches Schrapnellfeuer. Treffer um Treffer durchlöcherte die Tragflächen des Flugzeuges. Eine Granate zerschmettert den Propeller. Beide Flieger sind verwundet. Steiler Gleitflug. Landung in den Baumkronen eines Waldes, in dem glücklicherweise deutsche Vorposten stehen.

Die Kriegshelden aller Zeiten haben vielleicht recht, wenn sie das Kriegsabenteuer das schönste aller Lebensabenteuer nennen. Aber sein Wert und Glanz gewinnt unendlich, wenn es in einem Krieg erlebt wurde, in dem ein Volk gegen eine Welt von Feinden um seine höchsten Werte ringt

Dann allein wird es das denkbar schönste Abenteuer, weil es nicht nur interessantes, aufregendes Erleben ist, sondern zugleich dem höchsten Zweck dient, in größter Gefahr bestanden wird und die todesmutige Einsetzung aller Kräfte und der ganzen Persönlichkeit fordert.

Die Bayern in den Vogesen.

Kriegsbilder hinter der Front. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Während vorn bei den kämpfenden Truppen der Geschützdonner über das Schlachtfeld rollt und die eisernen Würfel über Sieg und Tod entscheiden, spielen sich hinter der Front Szenen ab, die man sich häufig gar nicht vorstellen kann und die oft in stärkstem Gegensatz zu den blutigen Ereignissen an der Front stehen. —

Und das ist gut so. Die angespannten Nerven verlangen nach Erholung, und das lang ersehnte Ruhestündchen im Quartier ist den Kämpfern, die teilweise schon den älteren Jahrgängen angehören, von Herzen zu gönnen (Abb. 1). Die knappe Zeit, die den Regimentern verbleibt, um sich zu neuen Taten frisch zu

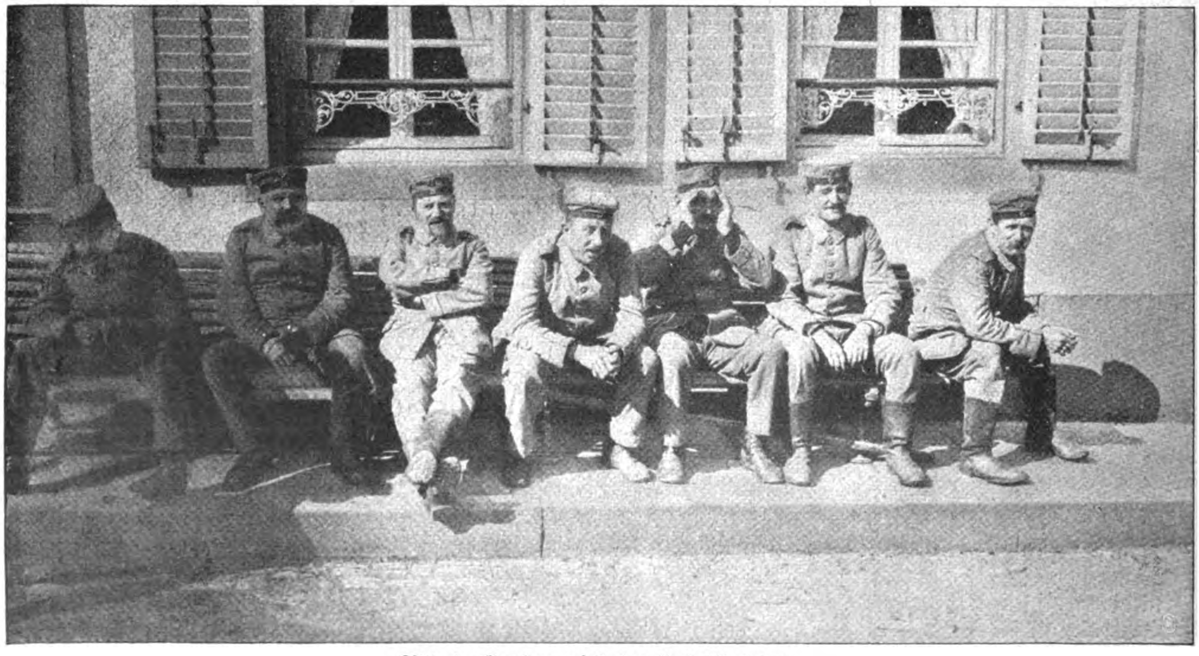


Abb. 1. Ein langersehntes Ruhestündchen.

rüsten, wird mit den nützlichsten Dingen ausgefüllt.

Die Feldpost (Abb. 2) ergreift die Gelegenheit, um derer endlich habhaft zu werden, die bisher im fortgesetzten Vorwärtsstürmen nicht zu erreichen waren, und sicherlich bergen die Pakete nicht nur schriftliche Grüße von den Lieben daheim, sondern auch materiell sehr erwünschte Gaben. Und wer unter den glücklichen Empfängern ist, der beeilt sich zu antworten, ehe das Signal oder der Kommandoruf das Zeichen gibt zu neuem Vormarsch, zum Pflücken frischer Lorbeeren. Keiner weiß, was ihm die nächste Stunde bringt, daher schnell noch den Dank abgestattet, bei dem die Form nichts, der Inhalt und die Herzenswärme alles bedeutet. (Abb. 7.) — Man hat nun viel davon erzählt, mit wie grimmigem Humor unsere wackeren bayrischen Brüder in den Kampf gestürmt sind. Teilweise mit ausgezogenem Rock, um besser „raufen" zu können, und das Gewehr umgedreht, den Kolben hoch über dem Kopfe. — So sind die gutmütigen Söhne Bayerns der Schrekken der Feinde geworden. Man sieht es dem selbstbewußten Landsturmmann (Abb. 6) aus München an, daß er es im Notfall gern mit den Turkos aufnimmt.

Aber — um Herz und Gemüt frisch zu erhalten, ist es notwendig, daß der Körper die rechte Pflege habe. — Nun wird man zwar im Krieg mit dem Aufmarsch der Millionenheere alle übertriebenen Ansprüche stark herabschrauben müssen, aber die Forderung nach kräftiger und hinreichender Kost ist



Abb. 2. **Deutsche Post in den Vogesen.**



Abb. 3. **Der willkommene Marketender.**





Abb. 4. **Vorbereitungen zur Abfahrt einer Sanitätskolonne.**

im Hinblick auf die Feldzugstrapazen so zwingend, daß unsere Heeresverwaltung alles tut, was in ihren Kräften steht, um die Verpflegung lückenlos zu regeln. Trotzdem läßt es sich nicht vermeiden, daß, wie im Pharaonenland, die mageren Jahre auf die fetten folgten, auch im Feld den Tagen der Fülle sich solche anreihen, wo ein Stück Kommißbrot hoch willkommen ist und eine Speckschwarte zu Luxusgegenständen gerechnet wird. Das ist eine unvermeidliche Begleiterscheinung des Krieges, der die Soldaten wahllos durcheinanderwirbelt. — Daher sind die Proviantkolonnen von größter Wichtigkeit. Von ihrem richtigen Eintreffen hängt unendlich viel ab, weil wir mit leerem Magen auf die Dauer keine Schlachten gewinnen! — Abb. 9 zeigt uns



Phot. Sennecke.

Abb. 6. **Bayrischer Landsturmmann.**



Abb. 5. **Gute Nachrichten.**



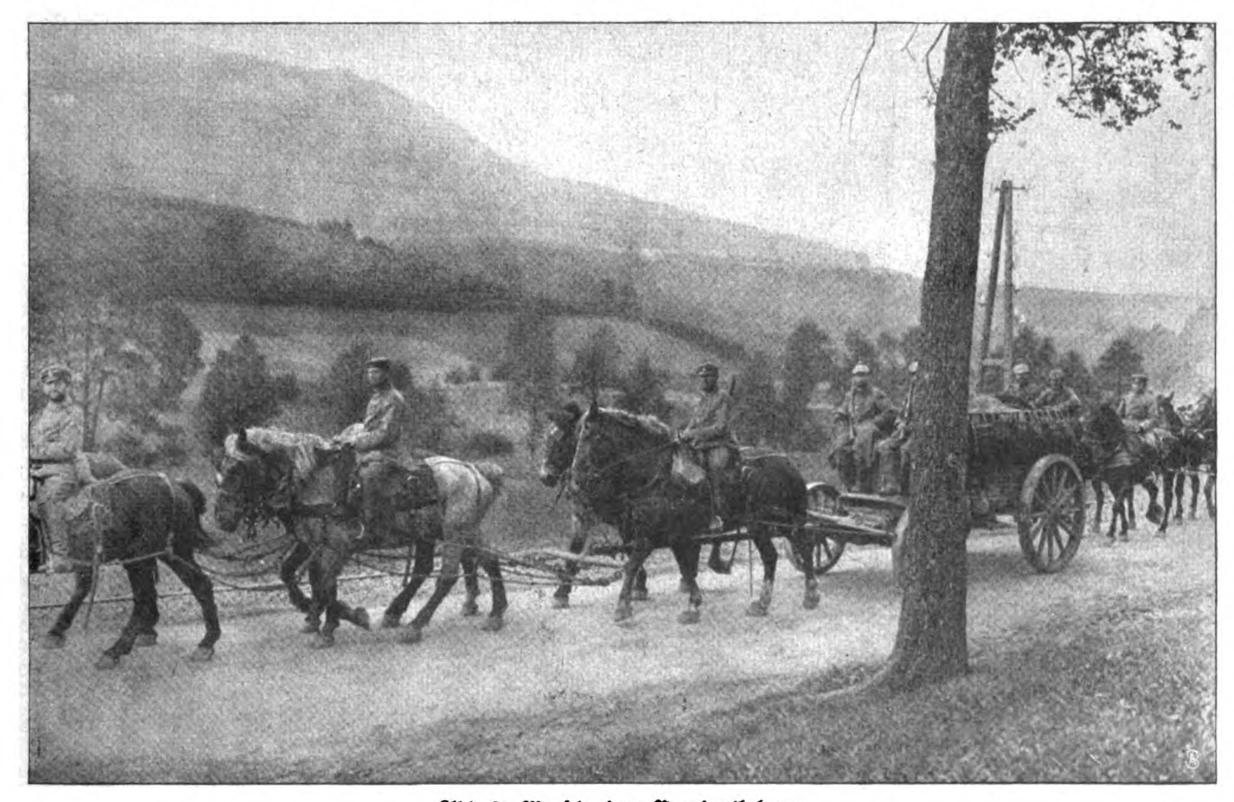
Abb. 7. **Ein Brief nach der Heimat.**



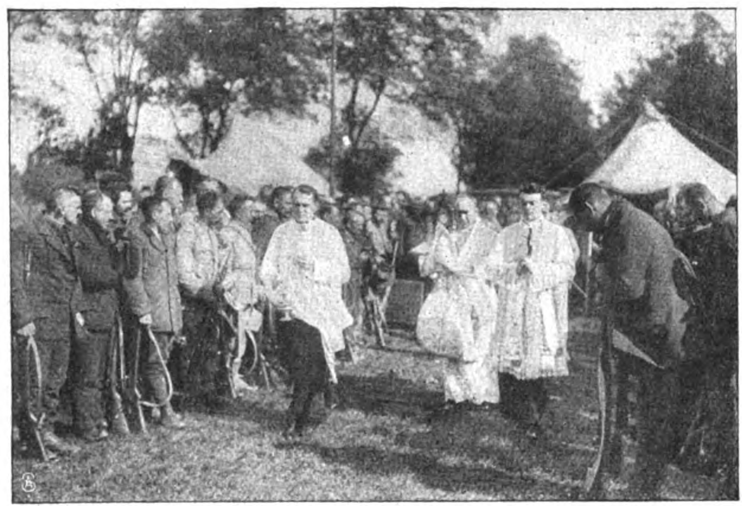
eine Proviantkolonne auf dem Marsch. — Dieser Haupttruppe aber stehen noch die leichten Hilfsvölker der Marketender zur Seite. Welcher Jubel, wenn die plangedeckten Wagen erscheinen, und da der Soldat im Feld stets Geld hat, wird mit den Lebensmittelvorräten und besonders den Zigarren und Zigaretten schnell geräumt. — Wie in den Zeiten Wallensteins ist auch heute noch der „Marketender" die Sammelstelle der ruhenden Truppe, wo der derbe Scherz seine Blüten treibt und Soldatenlieder gesungen werden (Abb. 3). Auch für die Gesundheit unserer Leute wird ausgiebig gesorgt. In den großen Blechbehältern auf Abb. 4, die einer Sanitätskolonne angehören, befinden sich Desinfektionsmittel, die zur Verwendung in den Feldlazaretten mitgeführt werden und zur Verhütung von gefährlichen Seuchen unentbehrlich sind.

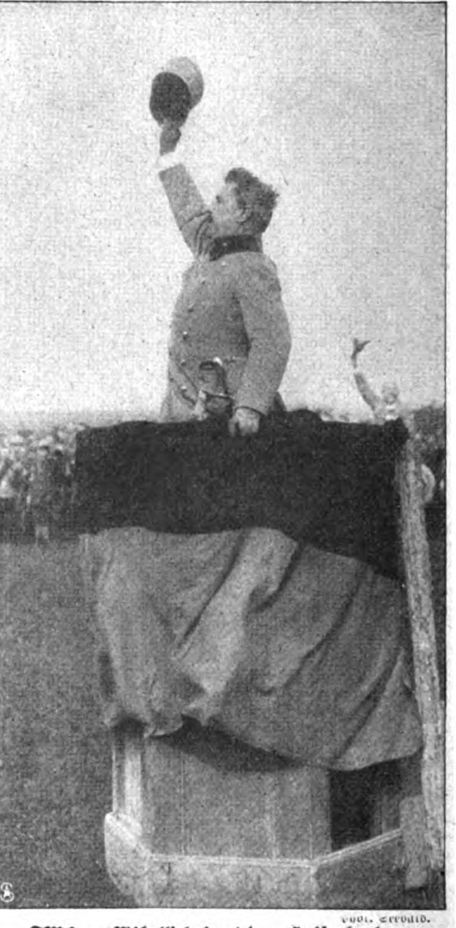

Abb. 8. Der Militär-Hufschmied.

Zum Schluß noch zwei friedliche Bildchen: „Liese" bekommt vom Militärhufschmied einen Eisenschuh, und ein junger künftiger Vaterlandsverteidiger schaut aufmerksam zu (Abb. 8). Daß bei dem rauhen Kriegsleben auch die Politik nicht zu kurz kommt, sehen wir auf der Abbildung 5. Es werden gewiß gute Nachrichten sein, die der brave Reitersmann vorzulesen hat, Nachrichten, die davon zeugen, daß der alte Geist von Anno 70/71 in frischer und verjüngter Form wunderbare Auferstehung feierte! F. N.

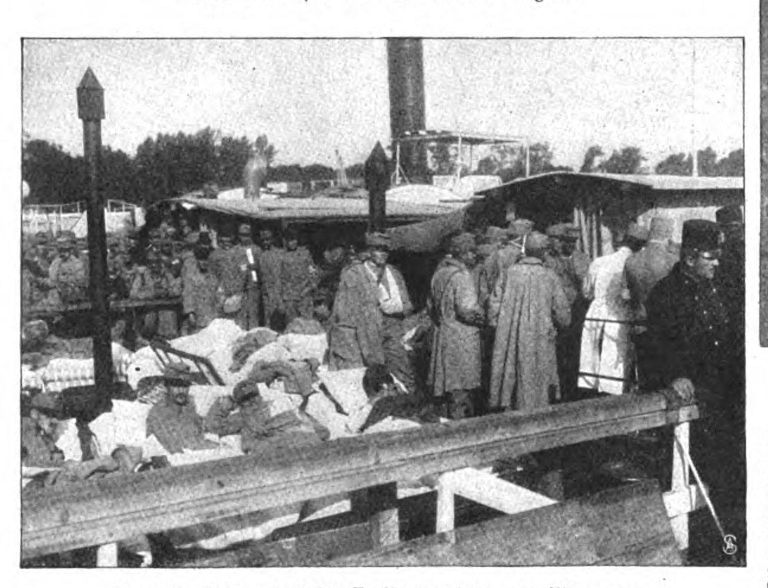

Abb. 9. Marsch einer Proviantkolonne.




Phot. Sennecke.
Feldbischof Dr. Bielik bringt das Allerheiligste zu den Bataillonen.
Der Landsturm im Brucker Lager.


FML. v. Wikulil bringt das Kaiserhoch aus.
Der Landsturm im Brucker Lager.

Kriegsbilder aus Oesterreich-Ungarn.

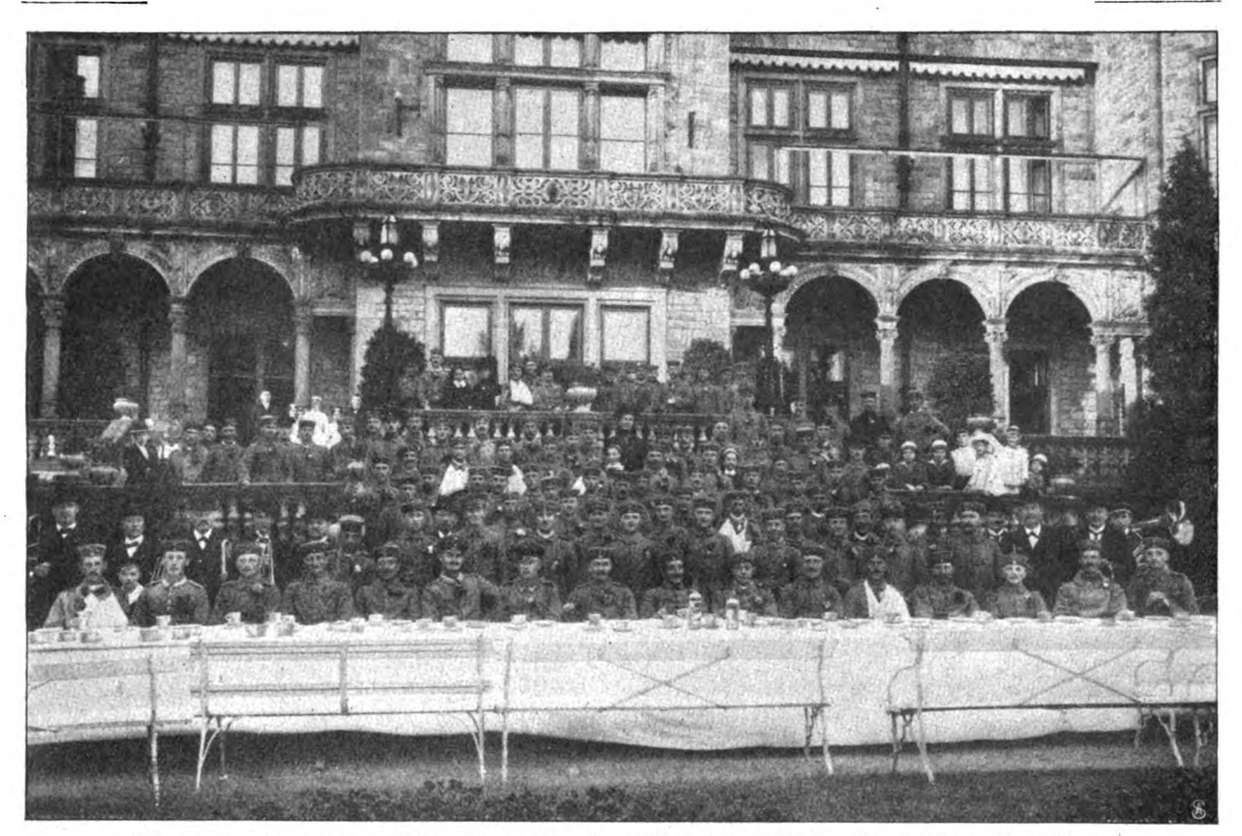

Ein ungarisches Spitalschiff: Verwundete aus Mitrowitza.


Schwestern vom österreichischen Roten Kreuz in kriegsmäßiger Ausrüstung. In der Mitte die Oberin Frau Lucie Höhnel.





Begegnung einer österreichischen Ulanenabteilung mit Train und Schlachtvieh vor einer galizischen Stadt.
Vom galizischen Kriegschauplatz.



Die verwundeten Krieger Bückeburgs als Sonntagsgäste bei der Fürstinmutter zu Schaumburg-Lippe.



Fürsorge für die Kleinen: Speisung von Kindern durch die „Fähnchenspende“ in Berlin.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy=Ed.

11. Fortsetzung.

Wynfried war nicht eifersüchtig, gar nicht. Es freute ihn im Grunde. Undeutlich lag die Empfindung in ihm, als lenke das seinen Vater von ihm selbst ab — als würde die vollste Liebe dieses gewaltigen Mannes, die völligste Aufmerksamkeit all seiner Gedanken, ganz allein auf ihn, den Sohn, gerichtet, allzuschwer wuchten, würde eine beständige Anforderung sein. . . . Und wie Aufsicht. . . Nein, nein, alles war vortrefflich, wie es war, diese ganze häusliche Welt mit Vater, Frau und Kind gab solch ein Gefühl von Sicherheit und war im Grunde immer wie ein Zeugnis, es vernichtete die Vergangenheit. An die dachte Wynfried jetzt in ruhiger Verachtung und voll Kritik. Er bildete sich ein, daß er heute das alles klüger anfangen und jedes Weib und jede Lage mehr beherrschen würde.

Weil Agathe keine Antwort bekam, fuhr sie klagend fort: „Davon, wie schwer es ist, als junge Frau so einsam dahin zu leben, davon macht sich niemand einen Begriff.

„Sie sollten wieder heiraten", rief Wynfried.

„Noch einmal verkauft werden!" rief sie voll Bitterkeit.

„Liebste Baronin, eine Frau wie Sie, so schön, verzeihen Sie, aber diese Ihre Worte geben mir die Pflicht, deutlich zu sprechen, so wundervoll schön, so ganz hingebende Weiblichkeit, so voller Herzensgüte, die muß und wird Liebe finden, keinen „Käufer", nein, einen leidenschaftlich liebenden Gatten."

Agathe sah ihn mit ihren schwimmenden Blicken halb beseligt, halb bekümmert an.

„Wenn Sie so sprechen. Und doch, glauben Sie mir, es scheint, mir ist die Gabe versagt, Herzen zu gewinnen."

Sie drückte ihre Hand gegen die Augen. Sie weinte nicht viel anders wie ein Backfisch, der in unruhiger Überfülle unklar drängender Empfindungen mehr ausspricht, als geschmackvoll ist.

Ja, die Weiber! dachte Wynfried sehr angeregt.

Die Siebzehnjährige vorhin hatte ihn von Geschäften und Zahlen und mit Bosheiten unterhalten, und diese reife Frau sprach wie ein sentimentales Mädel.

Aber ein so bekümmertes und verschmachtendes Frauenherz ganz ohne Trost zu lassen, wäre völlig gegen Wynfrieds Art gewesen.

Er nahm sacht die Hand, die weinende Augen verborgen hatte. Er dachte sich wohl, daß dies noch die allerletzten Tränen seien, die dem unerbittlichen Stephan nachflossen. Und er hatte längst herausgefühlt, daß bei Agathe in die abschwindende Liebe sich schon eine neue Verliebtheit mischte, wie der Mond noch, immer mehr verblassend, am Himmel steht, wenn schon ein neuer Sonnentag sich strahlend erhellt.

Er hielt tröstend und innig ihre Hand zwischen seinen beiden.

Er sah ihr tief in die Augen, und seine Blicke sagten ihr, daß sie ganz gewiß die Gabe habe, Herzen zu gewinnen.

Es schien ja eigentlich kein Grund zum Erröten vorzuliegen. Aber Agathe errötete doch, und ihr Atem fing an rascher zu gehen.

„Oh," rief Fräulein v. Gerwald, „Fehmarn!"

Sie stand auf und stieg vom Sitzplatz aus die zwei Stufen empor auf Deck. Ihr Herz klopfte. . . . Dieser Blick zwischen den beiden. . . . Gottlob, daß da gerade Fehmarn war . . .

Hingebreitet in den blauen Fluten lag die flache Insel mit ihrem hellen Sandstrand, ihren goldgelben, reifenden Ährenfeldern und dem kleinen Städtchen Burg mit seinen dunklen Dächern unter und zwischen der Ehrwürde uralter Ulmen und behaglicher Obstbaumwipfel. So liebenswürdig pastoral tauchte der Kirchturm aus dem Gehäuse der Ortschaft auf.

Man war nah genug, alles zu erkennen, und doch noch so fern, daß jede etwa störende Kleinigkeit der Uferszenen verschwand. Ein Bild, wie von kluger und sehr feiner Kunst hingemalt.

Und zur Rechten das weite, uferlose Meer im letzten Glanz der Sonne, die hinter der Küste zur Linken unterging. Voraus öffnete sich der schmale Fehmarnsund.

Das war alles sehr schön, und Fräulein v. Gerwald, die am Kajüteneingang lehnte und hinaussah, dachte immerfort, von schwersten Zweifeln geplagt, ob es nicht ihre Pflicht sei, ihre Herrin darauf aufmerksam zu machen, oder ob sie klüger handle, sie ungestört mit Herrn Lohmann zu lassen. Und außerdem: War es nicht Zeit, zu Abend zu essen, unten warteten Hummer, und war es nicht Zeit umzukehren? Wann kam man nach Hause? Großer Gott, es konnte sehr spät werden.

Agathe schien jetzt keine Neugierde auf Fehmarn und den reizvollen Anblick der chromgelben Insel im Rahmen blauer Wogen zu haben.

„Sie sind immer wie ein wahrer Freund zu mir," sagte sie halblaut, „dafür bin ich Ihnen so dankbar."

„Ich wünschte nur, ich sähe eine Möglichkeit, Ihnen Ihr oft so schweres Gemüt zu erhellen."

„Mag Klara es aber auch haben, wenn Sie so freundschaftlich um mich besorgt sind?" fragte Agathe bedenklich. Sie hatte doch Klara wirklich lieb, teils aus ihrem allgemeinen Bedürfnis zum Lieben, teils weil sie sie neidlos bewunderte, neidlos aus dem unbewußten Gefühl heraus, daß Klara nichts daran lag, Gefallen zu erwecken.

„Ich bitte Sie!" sprach Wynfried sehr lebhaft, „Klara und einem Menschen etwas nicht gönnen, das gibt es gar nicht. Und noch dazu Ihnen, ihrer Freundin." . . .

„Ja, sie ist so selbstlos und gütig", seufzte Agathe.

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



„Eine famose, großartige Frau! Ich weiß nicht. Sie sind doch Freundinnen, hat sie sich je über unsere Ehe ausgesprochen?“

„Nie, Klara spricht nie von sich, sie ist so verschlossen. Ich bewundere es.“

Wynfried neigte sich noch höher herüber und sprach, beinah flüsternd: „Sehen Sie, liebste Freundin, im tiefsten Vertrauen! Man muß meine Ehe mit Klara anders beurteilen wie wohl sonst Ehen. Wir haben uns gewissermaßen meinem Vater zu Gefallen verheiratet. Wissen Sie, als ich heimkam, Gott, es sind schon dreizehn Monate seitdem. Wie ist es möglich! Da hatte ich so viel Schweres durchgemacht, eine Frau hatte mich verraten.“ . . .

Agathe preßte seine Hand.

„Sie! Verraten?! Das konnte ein Weib!“

Und er hörte wohl, daß sie es unfaßlich fände, ihn zu lassen, wenn man von ihm geliebt sei. . . .

Er erwiderte dankbar den Händedruck.

„Und damals war ich so angeekelt vom Dasein, daß ich mich nicht viel wehrte, als Vater in einer raschen Heirat mit Klara für mich die einzige moralische Rettung sah. Heut freilich, heut gelänge es Vater freilich nicht so leicht, mich einzufangen“, er lachte leise auf — als spräche er von sehr drolligen, wenn auch höchst liebenswürdigen Geschichten. „Ja, und Klara, ich dachte erst, sie sei in mich verliebt, man neigt als etwas verwöhnter Mann zu arroganten Einbildungen. Aber nein, Klara hat eigentlich nur so 'n schwesterliche Hingebung für mich. Geheiratet hat sie mich wegen Vater, etwas aus Dankbarkeit und besonders, weil sie ihn vergöttert.“

„Oh,“ sagte Agathe, „das ist ja aber eigentlich tragisch, oder . . . nein . . . Ich wollte sagen, es hätte tragisch werden können . . .“

„Keine Spur“, versicherte er mit Nachdruck. „Grade diese schöne, ruhige Ehe voll Freundschaft gefällt uns beiden sehr gut, glauben Sie bitte nicht, daß ich es bereue. Ich verdanke Klara viel. Wie klug hat sie das angefangen, meine Arbeitslust zu wecken. . . . Und ich habe sozusagen meine Jugend wiedergefunden. . . . Und dann: wie mein alter Herr nun glücklich ist!“

„Das ist ja alles sehr schön“, sagte Agathe, mit einem Mal auf unbestimmte Art ernüchtert.

Aber dies flaue Gefühl wich rasch einer stürmischen Aufwallung. Denn Wynfried sah sie wieder mit vielsagendem Ausdruck an.

„Es beraubt also Klara in keiner Weise, wenn ich nicht blind für den holdesten weiblichsten Zauber bin . . .“ sprach er leise und langsam.

Inzwischen hatten die Kämpfe in Fräulein v. Gerwalds Brust zu einer Entscheidung gedrängt. Ihre Phantasie sah immer das leckere, von roter, steinharter Schale umpanzerte Hummerfleisch. Und diese Zwangsvorstellung entschied.

Sie kam heran, ein wenig schwankend und balancierend auf der schrägen Ebene des Decks der gerade sehr nach Backbord überliegenden Jacht.

„Es ist schon Abend!“ sagte sie in dem erstauntesten Ton von der Welt, als falle ihr die alltäglich wiederkehrende Tatsache zum erstenmal in ihrem Leben auf.

Agathe erwachte wie aus einem tiefen Traum. . . .

„Oh, wann kommen wir heim? . . .“ rief sie geängstigt.

„Wann wir wollen!“ beruhigte Wynfried. „Ich habe zu Haus darauf vorbereitet, daß es spät in der Nacht werden kann . . .“

„Liebste Baronin, Sie müßten aber jetzt etwas genießen“, ermahnte die Gerwald.

Man ging hinab. Vorher sprach Wynfried noch mit dem Schiffer. Der Wind flaute ab, blieb aber Nordnordost und verhieß glatte, wenngleich langsame Rückfahrt.

Dann aß man in einer unbegreiflich übermütigen Stimmung. Roter, schäumender Wein füllte die Glasbecher. Das rosig verhüllte Licht gab eine Traumbeleuchtung. Aus vier Birnen kam es, die an den getäfelten Wänden, zwischen den Wandschränkchen, angebracht waren. Die Hummerschüssel stand auf Eis, und alle drei Tischgenossen griffen tüchtig zu. Fräulein v. Gerwald hob einmal ihr Glas mit dem prickelnden Traubensaft gegen das von Wynfried. Sogleich rief Agathe: „Wir wollen auf Klaras Wohl trinken!“

Und sie tranken auf die Gesundheit der jungen Frau.

Die Gesellschafterin fühlte sich wieder einmal ganz beglückt, seit drei Jahren hatte all das Elend der Demütigungen und des ewigen Wechselns von Häuslichkeit zu Häuslichkeit ein Ende, Rührung erfaßte sie, wenn sie bedachte, wie herrlich nun ihr Leben sei. Und in dieser Stunde war sie wie berauscht, nicht gerade vom leise und fein schäumenden Wein, nein, vielmehr noch von der Schwärmerei ihrer Herrin und von der Mannesschönheit Wynfrieds.

Agathe war vor Glückseligkeit wie benommen. Ach, es lohnte sich ja doch noch zu leben! Und es war ihr, als ob Wynfried ein ganz anderes Wesen bekommen hätte, gleichsam als habe eine Zauberhand über sein Gesicht gestrichen und ihm einen neuen, fröhlich unternehmenden, sprühenden Ausdruck gegeben.

Ja, Wynfried fühlte sich wirklich wie verwandelt, nicht verwandelt, vielmehr wie ein Erwachender, wie ein Zurückgekehrter, der lange verbannt war, so dergleichen, er wußte selbst nicht, wie ihn das ankam. Jedenfalls war es eine Gehobenheit. Er war ganz durchrieselt von jenen köstlichen, gespannten Empfindungen, die Mann wie Weib in den Anfängen der Liebe überraschen. Ach, was gab es denn Lebensvolleres als dies Vorahnen möglicher Wonnen, dies sich einander Entgegendrängen mit Blick und Lächeln und sinnschweren Worten.

Und dann die Servietten hingeworfen und hinauf. . . .

Der Abend war gekommen, er hatte sanfte Töne über Himmel, Land und Meer gelegt, dunkel veilchenfarbene, ins Grau hinüberspielende.

Fräulein v. Gerwald sagte mit etwas unklarer Stimme, sie wolle es recht mit Andacht genießen und suchte sich in dem Bug ein Plätzchen, da wo der Klüverbaum über Bord hinausragte wie ein Spieß. . . . Dort hockte sie nieder und fand Lehne und Halt. . . .

Wynfried und Agathe setzten sich auf die Kissen des vertieften Sitzplatzes. Dicht nebeneinander, er nahm ihre Hand und küßte sie und legte sie ihr in den Schoß zurück.



„Solche Stunden", sagte Agathe, „entschädigen für alles, was man gelitten hat."

„Was haben Sie denn so schwer gelitten, teure Freundin", sprach Wynfried. „Daß Ihre Ehe kein Vergnügen war, kann ich mir denken. Bitte, erzählen Sie nichts davon — mir ist, als würde ich zu zornig werden. Es gibt nur eins: Vergessen!"

Sie redeten sehr leise miteinander.

„Man kann nicht alles vergessen, es gibt das Wort vom Ewiggestrigen. Es ist wahr. Wenn immer wieder zu einem zurückkommt und sich immer neu straft, was man einmal verbrach." . . .

„Verbrach?! Sie — Agathe — nein, Sie können keine Schuld auf sich geladen haben — Sie, die Sie nicht imstande sind, einer Fliege weh zu tun."

„Nein — keine Schuld. Und doch — aus Unkenntnis — aus Neugier — aus einer schrecklichen Sehnsucht nach — ach, ich weiß selbst nicht wonach — nach Liebe oder nach Glück oder nach Geheimnis — ja, aus Unkenntnis kann man fehlen."

„Nur das Gesetz ist so grausam, sie nicht als Entschuldigung anzunehmen. Erfahrene Herzen urteilen anders."

„Dann haben meine Eltern keine erfahrene Herzen — sie verzeihen mir nie, woran doch auch sie die Schuld trugen."

„Wollen Sie mir nicht vertrauen, liebe Agathe. Ich — ich verstehe alles." — —

Er legte ganz sanft, und um sie zu ermutigen, den Arm um ihre Taille.

Und sie neigte den blonden Kopf näher zu ihm — stockend — in immer wachsender Leidenschaftlichkeit sprach sie von ihrer Jugend.

Immer dunkler wurde die Sommernacht, die Flut glänzte in der Nähe schwarzblank und war in der Ferne ein Abgrund von Finsternis. Aus den Wogen kam eine gleichmäßig an- und abschwellende Musik herauf, von der Jacht ging steuerbord ein kleines, rotes Strahlenbündel hinaus und backbord ein grünes, die glitten als magischer Schein mit der Fahrt und schwebten über der Tiefe. —

„Ich bin als einziges Kind immer sehr allein gewesen. Und immer von zwei Gouvernanten bewacht — ich sollte Französisch und Englisch wie Deutsch können. Viel wollten meine Eltern mit mir. — Hoch hinaus. — Mama ist eine Vereinsdame, gibt Geld mit vollen Händen, hat in dem Rahmen große Verbindungen — das war so 'ne Art Vorarbeit — das begriff ich später — sollte mir dann den Eintritt in die allererste Gesellschaft sichern. Und mal 'ne ganz, ganz große Partie! Hochadel oder allererste Finanzaristokratie. Papa wollte dergleichen haben für sein Geld und Mama für all ihre Arbeit in den Vereinen", erzählte Agathe. „Und deshalb wurde an mir herumerzogen — gar keine lustige Kindheit hatt ich — und keine Freundin durft ich haben — damit nicht mal unerwünschter Anhang da sei. Mama sagte manchmal: Bis man seine gesellschaftliche Stellung ganz fest begründet hat, ist es vorsichtiger, allein zu bleiben — man muß erst sehen, wohin man gelangen kann."

„Eine kluge Dame, Ihre Mama." . . .

„Ja! Und solche Art Liebe und solche Art Vorausforgen war mir bloß erbitternd. Ich wollte lustig sein, eine Freundin zum Liebhaben wollte ich — und da waren nur die steifen Gouvernanten — und sie und ich — wir haßten uns."

„Armes Kind!" sagte Wynfried leise, obschon er nur flüchtig zuhörte, sondern nachprüfend Agathens Parfüm aufatmete und dachte: Ja, es ist das Parfüm. —

„So wurde ich sechzehn Jahre. Und wir lebten immer da draußen, zwischen den Fabriken — das Haus war prachtvoll — aber doch — in Berlin selbst hätte ich vielleicht mehr Freiheit gehabt — mehr Zerstreuung. Ich sah oft die Herren aus dem Bureau, sie begegneten mir und grüßten, wenn ich mit meinem Nero spielte, ja, ich hatte eigentlich bloß meinen Bernhardiner zum Vergnügen. Und die Ingenieure sah ich auch. Wenn ich Nero in die Spree hinausschwimmen ließ zum Baden, dann mußte ich hinter dem Haus entlanggehen, wo die Herren alle wohnten. Und da" . . . . sie stockte.

Wynfried fragte: „Und da?" und legte seinen Arm fester um die zitternde Frau. . . . .

„Und da war einer mit so blanken, braunen Augen und einem schwarzen Schnurrbärtchen — so italienisch — bildete ich mir damals ein — Papa sagte später: wie ein Puppenkopf. . . . Ich weiß nicht, wie es kam — wir sahen uns immer so an — und dann, obgleich es dem armen Nero schlecht bekam, dann ging ich immer öfter, um ihn zu baden, und immer um die Zeit, wo er vor seinem Parterrefenster stand. Und ich war mit einem Mal glücklich und hatte fortwährend an etwas Schönes zu denken. Und dann — einen Tag — es war im Juni — da warf er ein Briefchen heraus, als ich vorbeikam, und darin stand, daß er mich wahnsinnig liebe und sterben werde, wenn er nicht einmal mit mir sprechen könne, und wo es wohl sein könne, und ich solle morgen, wenn ich mit dem Hund vorbeikomme, eine Antwort bringen, einen Zettel in sein Zimmer werfen, er wolle aus Vorsicht nicht am offenen Fenster sein. . . Ja, so fing es an."

Agathe weinte ein wenig. Sie schämte sich noch immer wieder. Und erinnerte sich doch auch zugleich der schaurig süßen Ängste und Wonnen von damals.

„Wir trafen uns, hinter Zäunen, zwischen den Winkeln von Schuppen und Lagerhäusern, da war keine Poesie, kein Wald, kein Mondschein, keine Nachtigall, alles hatte gleich so was furchtbar Verzweifeltes. Und er schwor, sich zu erschießen, wenn ich nicht die Seine werde." Agathe trocknete ihre Tränen. Stärker als Scham und Gram wurde das heiße Erinnern.

„Dann verreisten die Eltern, ich blieb bei den Gouvernanten zu Haus, jede von ihnen hatte vierzehn Tage Urlaub, so daß vier Wochen lang nur eine Tyrannin mich bewachte. Und Miß Brown war sehr leidend — benutzte diese Zeit ohne Kontrolle seitens der Herrin, um ganz früh schlafen zu gehen — es war ein so schwüler August. Ich starb vor Sehnsucht — litt — oh — ich wußte ja nicht, was ich tat — ich war nur selig — selig." . . .

Sie erschauerte. Sie flüsterte weiter — und es war, als ob ihre raunende Stimme und das schmeichelnde Rauschen des Meeres Töne seien, die aus dem gleichen Urgrund allen Lebens heraufkämen. —



„Ich habe nie begriffen — nie — daß das schlecht von mir gewesen sein sollte — so unmenschlich glückselig in Liebe zu sein." —

Sie schwiegen beide lange. Und Agathens Kopf ruhte sich an seiner Schulter von vergangenen Leiden aus. . . Endlich sprach sie weiter: „Die Eltern kamen zurück. Irgend jemand glaubte sich verpflichtet, mit ihnen zu sprechen — denn die ganze Fabrik hatte es gewiß schon lange gemerkt — wie hätt ich daran denken können? Und dann gab es einen Zustand. Miß Brown flog hinaus. Und er schrieb kühn und stark an Papa, daß ich seine Braut sei, und daß er mich heiraten wolle — und Papa und Mama schrien, darauf habe er nur spekuliert. Und ich sagte, seine Armut sei mir recht, und ich wolle mit ihm hinausziehen und betteln. Dafür hatte Papa nur ein schreckliches Gelächter. Wiedergesehen hab ich ihn nie — nicht einmal Abschied nehmen durfte ich. — Und Papa schickte ihn mit viel Geld nach Amerika. Da ist er verdorben und gestorben, das hat Papa erst nach vier, fünf Jahren gehört, damals gleich, als all diese Wut bei Papa und Mama auf mich war, wollte ich sterben. Es ist schwer zu sterben, man weiß nicht, wie man es machen soll."

Sie seufzte.

„Ich war noch ganz gebrochen, dann kamen die Eltern und sagten, ich müsse den Baron Hegemeister heiraten, es sei für mich das beste — das einzigste. — Und ich dachte . . . vielleicht ist die Ehe Freiheit. Sie war ja ganz gewiß ein besseres Leben als das, was ich zu Haus gehabt hätte — obgleich — bis auf den heutigen Tag zürnen mir die Eltern und tun nur wegen der Welt, als sei alles in Ordnung. Und sie fragen die Gerwald aus, und die gute Gerwald sagt die Wahrheit und erzählt, wie trist ich eigentlich lebe."

Agathe sprach nun mehr vor sich hin als zu ihm.

„Und um dieser jungen, törichten heißen Liebe willen soll mein ganzes Leben verpfuscht sein? Oh, ich weiß wohl — böse Menschen flüstern noch immer allerlei — und vielleicht hat einer, für den ich ein bißchen schwärmte, gedacht, als Offizier könne er das nicht. Aber von wie vielen Frauen wird geflüstert. Und weil ich aus lauter Einsamkeit und Unkenntnis und Sehnsucht einen Menschen mal ein wenig zu liebgehabt habe, soll ich nie mehr — nie — nie mehr die Glückseligkeit erfahren — geliebt zu sein." . . . .

Da neigte sich das Gesicht des Mannes über das ihre.

Er flüsterte kein Wort des Trostes, des Werbens, der Verheißung. —

Mit einer bezwingenden Selbstverständlichkeit suchten seine Lippen die ihren zu einem verzehrenden Kuß. . . .

Und am Klüverbaum hockte das alte Mädchen und starrte in die Nacht hinaus.

Alles in ihr war Aufruhr. Eignes Wünschen und Entsagen glommen wie Feuerreste unterm Aschenhaufen, wenn er aufgestöbert wird, noch einmal auf. Und sie fühlte auch, nun war die seit drei Jahren mit so viel Entschlossenheit und immer vergebens erwartete Stunde da, beide Augen zuzumachen. —

Und aus der Sommernacht wehte so viel heran, fast wie Qual des Neides, Rührung, die der gutherzigsten aller Frauen ein wenig Glück gönnte, Sorge vor schrecklichen Kämpfen.

Es war aber schön, hier zu sitzen und zu wachen, und sie kam sich fast wie Brangäne vor. —

Märchenhaft, wie so das Schiff durch die schwarzen Wasser dahinglitt, und im ewig gleichen Ton und Rhythmus besangen die Wogen leise den Zauber der Fahrt. Dunkel die Ferne, hoch und voll schwarzer Majestät der Himmel.

Und nun tauchte der stolze Schiffsleib der „Hohenzollern" auf, und aus ihren vielen, vielen Augen glänzte gelbes Licht, und drüben Travemünde-Strand, eine Reihe von Lichtperlen nur. Und das Blinkfeuer des Leuchtturms, das zuckte und verschwand und wieder zuckte.

Und dann trat ein Mann an den Platz heran, wo Fräulein von Gerwald saß, und schreckte sie auf.

Der Mann hielt in seinen hoch erhobenen Händen je eine Laterne. Er schwenkte sie und wiederholte gewisse Bewegungen in mehrfacher Folge. Er gab damit der Lotsenstation Zeichen, daß die „Klara" in den Hafen wolle, und die Station solle es dem Motorboot weitergeben, das im Hafen wartete. . . .

Große Unruhe entstand an Bord. Die Rotweißen manövrierten. Das Schunersegel rauschte herab, sank in sich zusammen und wurde von vielen raschen Händen zu einer Faltenrolle zusammengebunden. Das Großsegel schlenkerte gelöst.

Und inmitten all der Unruhe stand mit einem Mal der Herr der Jacht da und gab Befehle.

Fräulein von Gerwald suchte Agathe und fand sie wie verzaubert auf dem Sitzplatz, in seligem Lächeln sinnend.

Sie fiel dann ihrer Treuen um den Hals und sprach kein Wort. Aber die Treue wußte, dies verband sie beide auf immer.

Nach einer weiteren halben Stunde war man im Hafen. Und dort wollte Wynfried mit den Damen auf das Motorboot übersiedeln. Die „Klara" sollte über Nacht in Travemünde bleiben. Mit dem flinken „Severin" dachte Wynfried erst die Damen an die Lammener Brücke zu bringen und dann nach Haus zu fahren. Es würde wohl lange nach Mitternacht werden. . .

In Travemünde am Ufer waren in dieser Festzeit noch Menschen. Und zwei Schiffer riefen allerlei von der hohen Brücke herab. . . .

Was denn? Ja, ganz gewiß, der Schlepper „Primus" hatte die Nachricht mitgebracht, gerade als er die Trave abwärts dampfte und schon eine gute Strecke an Severin Lohmann vorbei gewesen war, hatte er einen furchtbaren Knall von dort her gehört, wie von einer Explosion. Sie konnten vom Hochofenwerk, da, wo sie waren, eigenlich nicht viel mehr sehen als den hellen Schein von all dem Licht und all der Glut. Aber sie sahen doch, daß eine Unmenge schneeweißer Dampf heraufkam und den hellen Schein förmlich zudeckte.

* * *

Die junge Frau hatte den Besuch ihrer früheren Pflegemutter gehabt. In allem war die Frau Doktor Lamprecht ein eifriger Mensch, in Rede wie in Tat. Und so hielt sie auch mit einer gewissen pflichtvollen Emsigkeit darauf, Klaras Einladung zum Nachmittagstee zu



folgen. Klara hatte gesagt: komm doch an schönen Sommertagen, sooft du willst, nachmittags herüber. Das war der alten raschen Dame zu unbestimmt gewesen, und sie setzte sich selbst im stillen den Dienstag und den Freitag zu den Gängen nach dem Herrenhaus von Severin Lohmann fest. Das hatte Klara natürlich bald gemerkt, und wenn sie einmal an einem dieser Wochentage verhindert war, telephonierte sie ab. Heute war die alte Frau eigentlich darauf gefaßt gewesen, daß man ihr abwinke, die jungen Eheleute wollten doch mit ihrer Jacht den Seglern entgegenfahren. Likowsky, der immer einen Augenblick vorsprach, erzählte von der erhaltenen Einladung, der er nicht folgen könne.

Als dann aber kein Abwinken erfolgte, stürzte sich die alte Frau mit ihrer vollen Lebhaftigkeit in Sorgen. War das Kind krank? Oder der Geheimrat? Darüber nachzudenken und sich mit jedermann, der in den Wurf kam, eindringlich zu besprechen, war sehr unterhaltend. Zum Glück erwies sich alles als überflüssige Gedanken- und Zungengymnastik, denn sie fand Mutter und Kind in der völligsten Gesundheit vor, und der Geheimrat war nicht sichtbar. Er arbeitete oben mit seinem Sekretär. Das Kind hatte mittags viel geschrien und war ein wenig mit der Verdauung gestört gewesen, nun lag es prachtvoll anzusehen im offenen Wagen, und die Amme in der malerischen Tracht saß dabei und wehrte den Fliegen. Nicht weit davon hatten die beiden Damen Tee getrunken. Der Platz unter den alten Ulmen war angenehm, man hatte von da einen sehr malerischen Blick auf die Hochöfen, die wie in einem Ausschnitt vor dem blauen Himmel, von grünen Zweigen umrahmt, ernst dastanden. Die Frau Doktor Lamprecht erzählte mit unermüdlich dahinrinnenden Worten von allem Kleinkram ihres und anderer engem Leben.

Dann geleitete Klara die flinke, kleine, graue Alte hinab zur Fähre, wo es noch einen wortreichen Abschied gab, bis Sörnsen, der Fährmann, ungeduldig fragte: „Wölt wi nu foahren, oder wölt wi nich foahren?"

Als Klara langsam treppan zwischen den Hainbuchenhecken zurückging, fühlte sie sich von einer unbegreiflichen Zuversicht und Heiterkeit erhoben. Woher ihr die kam, sie wußte es nicht. Das Grundlose ihrer wechselnden Stimmungen, das Gegenstandlose ihrer frohen Sehnsucht und jammervollen Zerdrücktheit, als läge alle Qual der Welt auf ihr, sie vermochte es nicht zu erklären. Alles, was sie konnte, war, eine äußerlich immer beherrschte Haltung zu zeigen.

Jetzt deuchte sie, sie sei glücklich, daß das bißchen Unruhe des Kindes nicht die Vorbotin von ernstlichen Störungen gewesen sei. Sie machte sich Vorwürfe, ihren Mann nicht doch begleitet zu haben. Sie wollte ja all seine Interessen und Freuden teilen, das war ihr ernster Vorsatz. Aber dieser freie, friedlich ungezwungene Nachmittag war so schön, fast, als sei es weniger — mühsam.

Als sie sich dem Platz unter den Ulmen näherte, sah sie, daß die Amme fortgegangen war, und daß anstatt ihrer Leupold Wache hielt. In seiner einfachen dunkelblauen Livree stand er da und beugte sich auf den Wagen hinab.

Klara schlich beinah. Sie wollte ihn überrumpeln, und das gelang ihr auch. Er fuhr auf und wurde rot.

„Kathrin bat mich, ich sollte mal ein paar Minuten aufpassen. Ich kam her, weil Herr Geheimrat bitten lassen, wenn es der gnädigen Frau recht sei, möchte das Abendessen erst um neun Uhr angesetzt werden."

Da lag Severin der Kleine in seinem Wagen, luftig zugedeckt, die nackten Ärmchen frei, er fing nun schon an, mit der einen Hand nach der andern zu greifen, ohne daß es ihm gelang in diesem allerersten zweckvollen Spiel der Glieder. Er sah so gepflegt und so lieblich aus, daß selbst ein unverständiger Beobachter wie der alternde Junggesell Leupold erkennen mußte, es sei ein köstliches Exemplar von einem Kind.

Klara sah ihn an, irgend etwas in ihrem Blick forderte ihn auf, zu sprechen.

„Ich glaube," sagte er verlegen, „der Kleine wird mal ganz und gar Herrn Geheimrat ähnlich." . . .

Dann setzte er schnell hinzu und wurde wieder rot: „Es ist das schönste Kind, was ich je gesehen habe." . . . Und ging rasch davon. Klara lächelte. Sie fühlte: Der eifersüchtige Mann hatte ihr nun endlich verziehen, daß sie die Schwiegertochter und bevorzugte Pflegerin seines Herrn geworden war. Severin der Kleine hatte ihn entwaffnet, und er war vielleicht von ähnlichem Stolz auf den Stammhalter erfüllt wie der Großvater selbst. —

Ja, so kleine Händchen können viel — —

Vielleicht, dachte Klara, von einer plötzlich aufwallenden Hoffnung ganz erregt, vielleicht doch noch einmal die Herzen seiner Eltern recht zusammenfügen. —

O Stunde des Glücks, wenn das geschähe! — Und warum nicht. Es gibt doch Gefühlswunder — Wandlungen — man las so viel Schönes davon. Und was die Poesie verherrlicht, muß sie doch im Leben gefunden haben.

Um neun Uhr kam der alte Herr herunter und saß in seinem Fahrstuhl am Tisch. Trotz des wundervollen Sommerabends blieben die Fenster geschlossen. Das Hereinschwirren der Insekten und ihr Tanz und oft genug ihr Tod im Licht war Klara immer widerwärtig. Der Geheimrat teilte ihren Ekel daran.

„Nun hast du heute gar nichts von dem Sommertag gehabt", schalt Klara.

„Die Arbeit drängte. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, die Denkschrift, die ich dem schwedischen Handelsminister zustellen lassen will, noch heute zu beenden. Morgen gibt es Störungen die Menge. Direktor Malzan von der Frankfurter Heizkessel- und Röhrenfabrik hat sich angesagt — eine Verbindung, die Wynfried anknüpfte — die Fabrik will fortan ihr Rohmaterial von uns beziehen. Außerdem ist Mühlmann aus Harburg zu erwarten."

„Ach, der alte Herr, der immer den gleichen Spaß macht, daß er bedauert, mir von den niedlichen Kleinigkeiten, die er fabriziert, keine Pröbchen zu Füßen legen zu können."

„Du solltest aber mal wirklich die Mühlmann-Werke mit Wynfried zusammen ansehen; wenn ihr mal in Hamburg seid, ist's ja nur ein Katzensprung. Anker für

Ozeandampfer und Krane und Ketten von kolossalen Größen und Gewichten. Ja, also Malzan und Mühlmann wohl sicher. Vielleicht noch zwei Geschäftsfreunde aus Rußland. Und möglicherweise der junge Marks. Die Reederei Marks in Stettin hat uns aus einer Konkursmasse billig einen Kohlendampfer angestellt. Wenn der Juniorchef kommt, muß er zu Tisch gebeten werden. Aber du weißt: alles ist unsicher."

Ja, das kannte Klara: an vielen Tagen der Woche Tischgäste: die, auf die man sich vorbereitet hatte, kamen zu ganz anderen Tageszeiten und konnten nicht zum Speisen dableiben; ein andermal erwartete man niemand, und eine Stunde vor Tisch hieß es plötzlich, es würden Gäste kommen. Oder man dachte an einen oder zwei Herren, und es wurden ihrer sechs.

Aber die Küche war darauf eingerichtet, und Frau Flüggen, die Herrenköchin, war eine Verbindung von rascher Entschlossenheit und Ruhe, die Klara heimlich bewunderte.

„Und da Thürauf verreist ist," fuhr der alte Herr fort, „mag ich gern selbst alle sprechen und sehen. Auf dem Werk macht Wynfried ja sowieso allein die Honneurs, wenn Thürauf fort ist."

Klara legte ihrem Schwiegervater von dem leichten Ragout aus Kalbsmilchern und Zunge vor, das für ihn besonders bereitet war.

„Du sprachst von einer Denkschrift?" fragte sie.

Er mochte es gern haben, wenn sie unterrichtet sein wollte. So lebendig hatte auch einst ihre Mutter an allem teilgenommen, was ihn beschäftigte. Seit die Tochter der Geliebten seine Tochter geworden war, verschwammen beider Gestalten für ihn auf das merkwürdigste in eins. Er konnte seine Empfindungen für die heilige Tote und diese ihn täglich mit Liebe umsorgende junge Frau nicht mehr auseinanderhalten. Und ihm war auch, als erkenne er jetzt erst den tiefen Sinn des Schicksals, das ihn zum Entsagen gezwungen. Daß die Vergangenheit rein geblieben war, adelte ihm heute die zärtlichen Vatergefühle. Klara war ihm teurer, als eine Tochter aus eigenem Blut hätte sein können — jene verborgensten, geheimnisvollsten Verwandtschaften sprachen, die jenseit aller Erklärbarkeit liegen.

Wie genoß der alte Herr nach Tagen voll angestrengter Arbeit und in seinem brüchigen Zustand diese Stunden — auch ihm war's im tiefsten Herzen uneingestanden recht, wenn Wynfried am Abendtisch fehlte. Er, der Vater, und sie, die junge Frau, waren sonst immer förmlich bemüht, daß Wynfried sich nur behaglich fühle.

Er sprach zu der eifrig Hörenden.

„Weißt du, es ist auch eine Art Zeitkrankheit: dies Erwachen eines blinden Nationalismus überall, der so oft Forderungen erhebt, die den eigentlichen volkswirtschaftlichen Interessen des Vaterlandes zuwiderlaufen. In allen Ländern das gleiche. Nun gibt es in Schweden große Gruppen von Politikern, die es als eine Schädigung der wirtschaftlichen Zukunft ausschreien, wenn Schweden fortfahre, seine Eisenerze auszuführen. Und es wäre beinah Selbstmord, wenn diese Ausfuhr je verboten werden sollte. Die Eisenerzlager sind ungeheuer groß. Und Schweden ist so klein, es hat auch keine Kohlen, keine Arbeitskräfte, selbst wenn es all seine Erze selbst verhütten wollte und könnte, fehlte wieder die Feinindustrie, die den Hüttenwerken das Rohmaterial abzunehmen imstande wäre, und sie könnte auch niemals in einem Maß entstehen und sich entwickeln, um all dies gedachte Roheisen zu verarbeiten. Deutschland ist der nächste, der gegebenste Abnehmer, es trägt für das Erz, was es empfängt, ein Riesenkapital über die Ostsee nach dem befreundeten Land. In Deutschland ist der Eisenverbrauch auf den Kopf in den letzten dreißig Jahren um etwa neunzig Kilogramm gestiegen: von vierzig bis auf hundertunddreißig, stell dir das mal vor." . . .

Nein, das konnte Klara sich natürlich nicht auf deutliche Art vorstellen, wie ein Mensch hundertdreißig Kilogramm Eisen verbrauchen soll. Sie lächelte glücklich, war voll Freude, daß der Vater, immer in dem starken Bedürfnis, sich zu betätigen, geistig so frisch wie nur je sich zeigte, und sie scherzte ein wenig, denn das mochte er haben. Und sie sagte, daß diese Statistiken auch unfreiwilligen Humor besäßen; und Großvater solle es sich doch seinerseits einmal vorstellen, wie Severin der Kleine hundertunddreißig Kilogramm Eisen verbrauche. . . Er mußte lachen. Und sie lenkte durch wißbegierige Fragen ihn wieder auf seinen Vortrag zurück.

So saßen sie in Frieden, und Klara sprach endlich, etwa um elf Uhr davon, ob man nicht ans Zubettgehen denken müsse.

„Wenn du sagst ‚man', meinst du mich", scherzte der Geheimrat.

„Eingestandenermaßen! Ich möchte noch aufbleiben, auf Wynfried warten, aber nur bis Mitternacht, später könnt's ihm eher bedrückend als erfreuend sein."

„Klug!" lobte er. „Wynfried hat es ja heute wirklich nicht in der Hand, wenn zum Beispiel Flaute eingetreten sein sollte." . . .

Klara klingelte zweimal. Das hieß, daß Leupold kommen solle, um seinen Hern hinaufzuschaffen, und daß Georg oben zur Stelle zu sein habe, um beim Zubettgehen zu helfen.

Sie geleitete den Fahrstuhl noch hinaus, der Lift mündete in der Nähe des Eßzimmers auf die Diele.

Diese war nur schwach erleuchtet. Die Glastür, durch die man in den Hauseingang kam, war geschlossen. Aber die breite Tür, die von der Diele aus auf eine Plattform mit Sitzgelegenheiten führte, stand weitgeöffnet, und die Wärme des Sommerabends kam herein.

Der alte Herr atmete sie ein, sie tat ihm wohl.

„Ein paar Minuten", sagte er, und Leupold fuhr seinen Herrn gehorsam auf die Plattform hinaus. Klara setzte sich auf den nächsten Stuhl, stützte den Ellbogen auf die Lehne und schaute ruhevoll hinaus in das schwarze Dickicht des Parks.

Dieser Abend hatte der jungen Frau wohlgetan. Sie fühlte: solange dieser große Mann lebte, war sie, als seine Tochter, reich. Wie mußte er immer und immer an sich gearbeitet haben, bis sein brausender Wille, sein überragender Verstand sich mit Güte und Gerechtigkeit gleich einer Gloriole umgab. Sie ahnte auch, daß er



nicht nur aus Neigung zu dem Gesprächstoff, sondern sehr zweckvoll sie ganz und gar mit dem Werk und seinen tausendfältigen Beziehungen vertraut machte. Sie legte es sich so aus: er wolle, daß sie ihrem Gatten immer mit Verständnis entgegenkommen und sein Interesse, falls es erlahme, neu beflügeln könne.

Man sah von dieser Plattform aus nichts vom Hochofenwerk. An das Rumoren des Betriebes waren ihrer aller Ohren so gewöhnt, daß sie es nicht mehr hörten.

So ließen sie die Minuten rinnen — da geschah etwas Furchtbares, grauenvoll Bedrohliches, sie zuckten zusammen, ein dunkler, runder Ton hatte die Luft zerrissen. Die Gewalt der Erschütterung war so groß, daß ein Zittern durch die Nacht ging.

Der Schreck legte seine kalte Hand auf den Mund der jungen Frau, und sie konnte nicht einmal schreien. — —

„Mein Gott!" stieß der alte Mann heraus. Und er saß und war gefangen. . . .

Eine Explosion — irgend etwas war geschehen. Ungewöhnliches — vielleicht Furchtbares. —

Sie horchten unwillkürlich dem dunklen, knallenden Ton nach — ein, zwei Sekunden — unter der Wucht des Nachhalls, der ihnen im Ohr lag — in der Lähmung des Schreckens.

„Durchbruch?" sagte der alte Mann. Und seine Hände auf den Lehnen seines Stuhls zitterten.

Nach dem Schreck kam der erste deutliche Gedanke: Leupold sollte hinüberlaufen und fragen. Aber er hatte keine Zeit, das zu Worten zu formen.

Denn die junge Frau rannte — fort — es trieb sie — rief sie —. „Klara!" Aber der starke Ruf erreichte sie nicht mehr. Ihre weiße Gestalt war schon um die Hausecke verschwunden.

Und sie lief, wie sonst Knaben laufen, in rasender Eile, mit langen, federnden Schritten.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsherbstlied 1914.

Sand in Mund und Augen, das Gewand voll Lehm,
Tief aus Rußland kommt der Herbst gesaust,
Auf dem Haupt ein Flammendiadem,
Blutiges Blei in der geballten Faust.

Und er sät und schreitet groß von Land zu Land.
Sag, was trägst du in der Hand so schwer?
„Zukunft sä ich mit geweihter Hand,
Tief von Rußland bis zum deutschen Meer."

Aber graut dir nicht, zu säen Blut und Mord?
„Meine Saat ist eine heilige Saat,
Und als Bote Gottes sä ich fort,
Bis der große Tag der Ernte naht."

Bote Gottes, sprich, wer heimst die Ernte ein?
„Wer zum Schwert griff für sein gutes Recht;
Wer für Freiheit kämpft, wird Sieger sein."
Nun wohlan! Dann ist es mein Geschlecht!

Brause wilder, eil dich, steck die Welt in Brand,
Hüll die Erde ein in Pulverdampf!
Segne diesen Herbst, mein Vaterland,
Führ zu Ende deinen Heldenkampf!

Ludwig Winder.

Wo sie Rast und Ruhe finden . . .

Von Freda Willmers. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen der „Woche".

Auch alle die Frauen, die mit so starkem Herzen ihre Söhne, Gatten und Brüder ins Feld ziehen sahen, wollten die Hände nicht müßig in den Schoß legen und konnten nun den ganzen Reichtum an Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft, der in ihnen aufgespeichert lag, denen zuwenden, die die Unrast der Zeit zu Erwerbs- oder Heimatlosen gemacht hätte.

Aus der kahlen Kammer, die noch die letzte Spur von Schaffensfreudigkeit rauben mußte, wollte man sie fortholen in helle, behaglich erwärmte Räume, an weißgedeckte, mit Blumen geschmückte Tische und ihnen hier gegen überaus geringes Entgelt eine kräftige, wohlschmeckende Mahlzeit bieten. Eine der ersten Operationen, die den Plan in die Tat umsetzte, war wohl der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, der in der Reichshauptstadt in den Räumen eines Hauses an dem bequem gelegenen Lützowplatz einen „Kriegsmittagstisch" eröffnete. (Abb. S. 1744.) Schützlinge der Cecilienhilfe, Künstlerinnen und Künstler, Lehrerinnen und Lehrer sowie kaufmännische Angestellte sind es vor allem, die man hier bewirtet. Anfänglich glaubte man, durch die Verabfolgung von 200 Portionen täglich dem dringendsten Bedürfnis Rechnung zu tragen. Inzwischen hat sich die Zahl jedoch auf mehr als das Dreifache erhöht, und ließen die Säle, die zur Verfügung stehen, es zu, dann wäre sicherlich das erste Tausend solcher Hungriger, die sich regelmäßig einfinden, bald erreicht. Echt „kriegsmäßig" handhabt die geniale Vorsitzende, Frau Hedwig Heyl, überhaupt den gesamten Betrieb: sie nutzt jedwede Möglichkeit aus. Infolgedessen veranstaltete sie in den Nachmittagstunden in der Küche des Heims Kurse für Obstverwertung, und wenn der Abend sich niedersenkt, öffnen sich dessen Pforten von neuem, um jungen Verkäuferinnen und Kontoristinnen bei einer Tasse Tee und geselliger Unterhaltung über die Schwere der Zeit hinwegzuhelfen.

Heimatlose in Scharen hat die Not des Krieges in die Weltstadt verschlagen, meist unter Verlust der ohnehin so bescheidenen Habe. Ihnen beizustehen, sie zu stützen und stärken, begründete sich der „Verein für Kriegszufluchtsstätten", der es als seine Aufgabe ansieht, neben den Flüchtigen auch noch gebildeten weiblichen Bedürftigen kostenlos eine Wohnstätte zu gewähren. Diese Vereinigung wirkt ebenfalls in engster Verbindung mit der „Cecilienhilfe"; von dort sowie vom „Nationalen Frauendienst" und der „Flüchtlingsstelle des Roten Kreuzes" werden ihr die Hilfesuchenden zugewiesen und dann gastlich von ihr aufgenommen. Selbst in den vornehmen Vierteln des Tiergartens bewillkommnet man jene, die Roheit und Gewalt von der Scholle vertrieben. So finden wir in der stillen Stülerstraße ein Heim, in seiner Ausstattung ganz danach angetan, erlittene Unbill vergessen zu machen. (Abb. S. 1746.) Frieden atmen die behaglich eingerichteten Räume, und Zuversicht und Friede lagern auf den Gesichtern all der Bewohner, die dennoch den Mut nicht sinken lassen, da warmherzige Menschenfreunde ja immer von neuem bemüht sind, die ihnen auferlegte Last tragen zu helfen. Nicht gar zu weit von ihnen entfernt dient das „Friedaheim" in der Derfflingerstraße (Abb. S. 1745) ähnlichen Bestrebungen. Es ist bewundernswert, wenn man in Betracht zieht, daß eine aus der Not der Zeit geborene Vereinigung in der Lage ist, einer großen Zahl Menschenkinder unentgeltlich Wohnung, Frühstück und Abendbrot zu gewähren, und ferner dafür Sorge trägt, daß ihre Schützlinge das Mittagsmahl in einer der vielen „Kriegsküchen" einnehmen können, die sich in allen Stadtgegenden heimisch gemacht. Die dazu geholfen, lassen ihren Ruhm nicht laut werden, trotzdem redet er eine recht verständliche und eindringliche Sprache! Und noch ein anderes Ziel haben sie sich gesteckt. Wenn die Tage kürzer und die Abende länger werden, vermißt auch der gebildete Mann, der keinen eigenen Herd gründete, schmerzlich eine Stätte des Ausruhens und des Behagens. Diese ihm zu schaffen, plant die Organisation bereits in nächster Zeit, und es ist nur zu wünschen und zu hoffen, daß alle die trefflichen Einrichtungen, die während des Krieges ins Leben gerufen wurden und sich in der kurzen Zeit so sehr bewährt haben, nicht sofort wieder eingehen, wenn die Friedensglocken durch die Lande schallen.



Von links: Frau von Loebell, Exz.; Frau von Waldow; Frau Geh. Rat v. Gröning.
Im Bureau des Kriegsheims in der Tiergartenstraße.



Mittagstisch des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft: Vor Ankunft der Gäste.



Das Friedaheim in der Derfflingerstraße.

Eigens aber dem augenblicklichen Ausnahmezustand angepaßt ist das „Kriegsheim für Krankenpflegerinnen", das der Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins in einer ihm für Wohlfahrtzwecke überlassenen Tiergartenvilla eröffnet hat. (Abb. S. 1744 u. unten.) Es dient als Erholungsaufenthalt für solche Schwestern, die einen Verwundetentransport begleiteten und nun ausruhen sollen von den erlittenen Strapazen, bevor sie in ihren Beruf zurückkehren. Und wahrlich, das Plätzchen, das man für sie gewählt, ist wie geschaffen zum Ruhen und Träumen. Inmitten eines fünf Morgen großen Parkes liegt die kleine Villa da wie ein verwunschenes Schlößchen. Von dem Lärm der Weltstadt spürt man nichts; er verhallt in dem Rauschen der Bäume, im Rascheln der Blätter auf den Wegen. Traulich wie unter den alten Stämmen ist's auch drinnen im Heim. Dort waltet eine „Hausmutter", die



Aus dem Kriegsheim in der Tiergartenstraße: Das Wohnzimmer.



Im Flüchtlingsheim (Stülerstraße).

ihre Gäste schnell vergessen läßt, daß sie an einem fremden Platz weilen, von dessen Vorhandensein sie kurz zuvor kaum etwas gewußt. Zwei, drei kurze Tage, ja manchmal nur eine flüchtige Nacht können die getreuen Samariterinnen, deren Dienste jetzt so unendlich wertvoll für das Vaterland sind, hier Einkehr halten. Aber wenn auch die Pflicht noch so schnell ruft — selbst die winzigste Spanne Zeit hat genügt, in der Forteilenden das Gefühl zu erwecken: Man weiß dir Dank für das, was du voll Aufopferung und werktätiger Hilfe an den verwundeten Brüdern tust, und sucht diesen Dank in schlichter Weise abzutragen!

Zwar weht über den Anstalten des Vaterländischen Frauenvereins das Banner in flammendem Rot, trotzdem erschließt er in hochherziger Weise die Tore seines Heims auch denen, die unter anderm Zeichen Werke der Barmherzigkeit üben. Er will dieses zu einem Mittelpunkt gestalten, wo alle die beruflichen Verschiedenheiten verwischt sind, die in Friedenzeiten noch zur Betonung kommen. Ja, Stunden der Not und Gefahr lassen manches winzig erscheinen, was vordem vielleicht noch zentnerschwer war. Es ist eben eine alte Weisheit: Wenn der Riese dort droben redet, dann schweigen die Zwerge auf Erden!

Vetter Wilhelm.

Skizze von Charlotte Niese.

Ehemals hatte ich ihn Vetter Wilhelm genannt, obgleich der bekannte Scheffel Erbsen dazu gehörte, um unsere Verwandtschaft auszufinden, und dann dachte ich viele Jahre nicht an ihn. Bis er am 6. August dieses Jahres vor mir stand und sehr böse war, weil ich ihn nicht gleich erkannte.

„Du lieber Gott, du hast aber ein schlechtes Gedächtnis!“ sagte er, als ich ziemlich ratlos vor einem langen, sehr kahlköpfigen und stark hinkenden Mann stand. „Was, du kennst mich nicht einmal, jetzt, wo wir alle zusammenhalten wollen und ein Volk von Brüdern sind?“ Er stemmte die Arme in die Seiten und brauchte einen Kraftausdruck, den ich nicht wiederholen will, der ihn aber früher berühmt gemacht hatte. Da tat mein Gedächtnis einen Sprung in die Vergangenheit, und ich mußte lachen, obgleich das Lachen mir sonst verging. Vetter Wilhelm setzte sich und warf mir einen mißtrauischen Blick zu.

„Was hast du eigentlich? Du bist ja gar nicht aufgelegt?“

„Aufgelegt?“ Ich wiederholte das Wort. „Heute, wo unser Vaterland von allen Seiten bedroht ist, wo sogar England“ —

Er unterbrach mich.



„Das Vaterland ist nicht in Gefahr, kann ich dir sagen! Sonst würden sie mich doch genommen haben, der den Rummel versteht! Nun bin ich schon bei drei Majoren gewesen, und alle drei waren furchtbar freundlich und würden mich gern genommen haben! Bloß weil ich die dumme Geschichte mit dem Fuß habe! Was für eine Idee! Kann ich nicht auf dem Pferd sitzen?"

„Ist dein linker Arm nicht mehr steif?" erkundigte ich mich, und Wilhelm strich über sein braunes Gesicht.

„Na ja, das war doch die Chassepotkugel, damals im Winter einundsiebzig, und den halben Fuß haben sie mir damals auch abgeschossen, aber ich hab eine feine Stiefeleinlage, und wenn ich erst reite und rechts den Zügel halte, dann merkt kein Mensch was! Zum Transportführer könnten sie mich doch machen!"

„Wilhelm," sagte ich, während ich seine krumme Gestalt verstohlen musterte, „hast du nicht drei Söhne, und dazu einen großen Hof? Wie wäre es, wenn du nach dem Hof sähest und deine Jungen die Sache mit den Feinden besorgen ließest?"

Er wurde nachdenklich. „Natürlich gehen die drei Jungen mit, und natürlich nehmen sie das Maul voll, weil sie alle drei genommen sind! Aber bin ich denn solch alte Scharteke, daß ich hierbleiben soll? Sie lachen schon über mich, kann ich dir sagen! Und ich bin doch wahrhaftig lang genug zu Haus gewesen: seit einundsiebzig, als wir damals entlassen wurden, bin ich kaum vom Hof gekommen. Immer hab ich Schweine gemästet und Jungvieh nach England verkauft. Wenn ich das von ihnen geahnt hätte: ich würde mich bedankt haben. Aber ich bin ihnen nicht weiter böse, niemand kann gegen seine Natur, und die ist bei John Bull nun einmal böse. Trotz der Friedenschalmeien, die sie manchmal bliesen. Feine Reden konnten sie halten, und der deutsche Michel weinte Tränen der Rührung. Na, ich habe niemals geweint. Als ich ihre Kähne neulich in der Kieler Woche liegen sah und hörte, wie nett wir mal wieder gegen sie waren, da hab ich zu Johann gesagt — du weißt doch, daß Johann mein Ältester ist — also ich hab gesagt, die sind falsch bis auf die Knochen! Aber Johann hatte gerade im Sonntagsblatt gelesen, daß die Engländer so gut wären, weil sie Sonntags bloß schliefen und in der Bibel läsen. Da hatte ich natürlich unrecht, obgleich ich auch meine Bibel kenne, aber es mit dem Faulenzen am Sonntag nicht so genau nehme. Nun, Johann ist schon weg, Fritz ist in Berlin bei seinem Regiment, und Rudolf wird eingekleidet. Bloß ich, ich hab nichts zu tun!"

Und der Vetter Wilhelm, den ich noch nie hatte weinen sehen, wischte sich die Augen.

„Wilhelm," begann ich, „du hast doch deinen Hof zu besorgen, und deine Frau ist doch schließlich auch kein Kind mehr."

„Ach was!" Er unterbrach mich wieder. „Gerade über meine Frau ärgere ich mich. Die steckt mir ein Kissen hinter den Rücken und sagt, ich soll mich nicht aufregen. Und dabei sehe ich, daß sie mich doch ein bißchen verachtet, weil ich nicht mitgehe! Die kommt gut ohne mich aus! Sind wir nicht achtunddreißig Jahre verheiratet? Da kann man ganz gut mal ohne einander sein. Und Peter versteht die Wirtschaft gerade so gut wie ich. Du weißt doch: Peter, dem die Franzosen damals bei Sedan ein Bein wegschossen, so daß er wirklich jetzt nicht mehr mit kann. Und dieser freche Kerl läuft auch zum Ersatzkommando und will sich stellen! Ich war wirklich baff, als ich das hörte. Aber wie ich Peter Vorstellungen mache, weil er doch wirklich nicht mitkann, wird er falsch.

„‚Herr!' sagt er, ‚ich kann doch wohl tun, was ich will? Und ich muß wirklich noch mal nach Frankreich hinein, wo ich damals so wenig davon gehabt habe, von wegen meines Beines. Ich muß doch sehen, ob die Vordielen noch die kleinen Falltüren haben, worin die falschen Kerls so manchen Deutschen gefangen haben, und die Wandschränke, wo die Franktireurs darin saßen. Und, Herr, ich wollt so gern mal nach Paris! Ich hatt 'nen Kusäng, der lag lange da, und nachher ist er totgeschossen, ehe die Deutschen hineinkonnten, und ich glaub, sie sind man ganz kurz drin geblieben, was diesmal nicht wieder passieren soll. Nee, Herr, ich muß mit!' So schnackt Peter, und wir haben uns beinahe erzürnt, weil er doch da bleiben muß, wenn ich weggehe. Und überhaupt, mit einem Bein kann er nicht ins Feld ziehen. Das sieht ja komisch aus, grad als hätte Deutschland nicht die hunderttausend strammen Jungen!"

Vetter Wilhelm hielt mit Sprechen inne und sah vor sich hin. Er war etwas ruhiger geworden.

„Ich wollte, du sähest meine Jungen!" begann er wieder. „Alle groß und schlank und stark. Da kann sich jeder Unteroffizier darüber freuen und die Franzosen auch. Wenn die erst kommen!" Er lachte stolz. „Ich kenne ja die Franzosen, die sind tapfer und können gut schießen. Sie werden uns noch manche Nuß zu knacken geben, aber gerade darum sollen meine Jungen hin, und ich — siehst du — ich will auch mit!"

„Erzähl mal was von dir!" bat ich. „Wir haben uns so lange nicht gesehen!"

„Erzählen? Ich weiß nichts!" Vetter Wilhelm zuckte die Achseln. „Du weißt, ich hab den Hof, und ich hab geheiratet und hab Kinder bekommen, und alles ist so weit gut gegangen. Ich weiß nichts mehr davon, ich weiß nur, daß wir Deutschen uns wehren müssen! Lute sagt das gleiche. Du weißt doch noch, wer Lute ist? Der stand damals bei den Husaren und ist bis Le Mans gewesen. In Schnee und Eis und in der Winterkälte. Er kriegte einen Schuß, der ihm ein Ohr abnahm, und sie legten ihn in ein Bauernhaus, wo der Mann nicht zu Haus war und die Frauen schworen, ihn gut zu behandeln. Nachher, als sie meinten, daß er schliefe, versuchten sie, ihm den Hals abzuschneiden. Er merkte es noch rechtzeitig, und er wehrte sich. Aber die linke Hand ist ihm dabei doch auch ziemlich weggegangen. Aber, wie gesagt, er ist gut davongekommen, und daß er mit will, kann ich ihm nicht verdenken. Er muß doch den jungen Soldaten sagen, wie sie sich in acht nehmen müssen vor all der Hinterlist und Niedertracht, die sie nicht ahnen! Ich glaub auch, daß sie ihn nehmen. Er kann so fein Auto fahren, und der Major meinte, sie könnten ihn gebrauchen! Autofahren kann ich nicht, aber wenn sie Lute nehmen, dann will ich nicht zurückstehen!"

Er sprang auf und hinkte im Zimmer umher.

„Kann ich an Gras denken, an Jungvieh, an Schweine, wenn draußen die Kanonen donnern, wenn sie alle hinausziehen, wenn Deutschland von allen Seiten angegriffen wird? Kann ich im Lehnstuhl sitzen, Kaffee trinken und dabei die Zeitung lesen, worin die Siege stehen? Bei den Siegen will ich doch mithelfen! Habe ich darum Siebzig mein Eisernes Kreuz gekriegt, daß ich jetzt auf der Bärenhaut liege?"



„Aber das Vaterland will auch, daß die, die zu Hause bleiben, ihm dienen, indem sie ihre Pflicht tun!" sagte ich ernsthaft, und er setzte sich, war ganz unglücklich und rang die Hände.

„Ja, so sprechen die Verständigen, und sie haben recht. Aber meine Frau kann alles so fein besorgen, und Peter muß wahrhaftigen Gott dableiben mit seinem einen Bein, es kann nichts passieren, und alles wird gemacht werden wie sonst. Ganz gewiß, ich versäume nichts, wenn ich mitgehe. Was soll ich hier? Ich denke nur an den Krieg, und wie wir vorgehen und Hurra rufen, und wie die Kugeln sausen!"

„Sie sausen nicht allein, sie treffen!"

Vetter Wilhelm beugte sich zu mir.

„Sieh mal, ich hab wirklich ein gutes Leben gehabt, einen feinen Hof, eine nette Familie, alles in Ordnung. Ich wurde gerade so'n bißchen schläfrig. Wie man das wird, wenn man jeden Tag satt wird, sein Geld bei Leuten hat und keine Sorgen. Ich hab manchmal gedacht, daß ich eigentlich nichts mehr zu tun hätte; wenn sie mich auf den Kirchhof legten, dann würde Johann kommen, die Wirtschaft weiterführen, und alles wäre wie sonst. Wenn man merkt, daß man gut entbehrt werden kann, ärgert man sich. Das ist nun einmal so: man soll allmählich Platz machen. Ich aber möchte gern noch etwas nützen, und weil ich doch noch kräftig bin und immer gut zu Wege, so kann ich's nicht begreifen, daß ich nicht noch einmal nach Frankreich darf!"

„Vielleicht darfst du noch einmal!" tröstete ich, und der Vetter sah mich an, schlug sich an die Stirn und sagte ein neues Kraftwort.

„Jetzt fällt mir's ein! Ich hab ja einen Vetter in Berlin, der ein ganz hohes Tier ist! Niemals hab ich ihn um was gebeten, jetzt aber muß er ran! Und zwar gleich — sofort — auf der Stelle —!"

Vetter Wilhelm lief weg ohne Abschied, ohne mir noch einmal die Hand zu drücken. Wie ein junger Mann stürzte er über die Straße und schwenkte nur noch einmal den Hut.

Zwei Tage später kam eine Karte.

„Viele Grüße, ich bin bei der Sanitätskolonne, weiß nicht, wohin sie geht. Ist auch egal. Gegen die Russen zu ziehen, ist auch fein! Ich will mir meine Leute schon aus dem Feuer holen!"

Und heute flattert mir ein Blatt ins Haus, daß Vetter Wilhelm in Belgien gefallen ist. Welche Kugel hat ihn getroffen? Die des hinterlistigen Franktireurs, die des trotzigen Belgiers? Ich weiß es nicht, seine Familie wird's auch kaum erfahren. Es ist auch einerlei: er ist fürs Vaterland gestorben und braucht sich nicht zu ärgern, daß er nichts mehr zu tun hatte und entbehrt werden konnte. Und das ist wohl sicher: wenn er, ein satter, müder Mann, auf seinem Hof gestorben wäre, ich hätte kaum um ihn getrauert. Heute aber weine ich, obgleich Vetter Wilhelm mich schelten würde. Denn er, das weiß ich, ist sehr zufrieden.

****

Ein Helfer im Kriege.

Der große Krieg, der die europäische Erde zittern macht, hat wenig Ähnlichkeit mit der Kriegführung vergangener Tage. Wenn er auf der einen Seite auch wütet und mit ganz neuen Mitteln die Streiter dahinrafft, so hat er anderseits gottlob auch viele, viele Auswege aus Not und Tod für die Tapferen gefunden, die in ihm sich dem Vaterlande weihen. . . .

Der Gedanke, unsern vierläufigen Gefährten dem Krieg dienstbar zu machen, bestand schon früher. Aber man hat beispielsweise 1870/71 keine besonderen Erfahrungen mit Sanitätshunden machen können. Dazu gehörte als Vorbedingung trotz mancher ihr noch anhaftenden Mängel die Polizeihunddressur. Von ihr ausgehend, bereitete der „Verein für Sanitätshunde", mit dem Hauptsitz Oldenburg, seine große Aktion in diesem Krieg vor und erlangte die Zustimmung des Ministeriums des Innern, das bereitwillig die auf der Polizeihundstation in Grünheide (Mark) gezüchteten und dressierten Tiere für den edlen Zweck hergab. Allerdings konnte dieser an Zahl geringe Bestand in keiner Weise ausreichen.

Der „Verein für Sanitätshunde" ließ und läßt es sich ferner angelegen sein, geeignete Hunde zu erwerben, sie durch Dresseure abrichten und ausstatten zu lassen, um sie alsdann dem Heer zur Verfügung zu stellen. Aber die Führer selbst müssen ausgebildet und verpflegt werden, ehe sie in feldgrauer Uniform, die weiße Binde mit rotem Kreuz um den Arm, als Sanitätssoldat ins Feld ziehen können. Jeder Hund braucht ein Halsband, eine Decke, eine Schlafdecke, Schuhe gegen Verletzung der Füße, eine Schelle und sogar eine elektrische Laterne, die ihm bei der Nachtarbeit umgeschnallt wird. Außerdem erhält der Führer eine gewiß angebrachte Kriegszulage vom Verein.

Und das alles kostet Geld. Wo aber wäre eine Ausgabe wohl mehr gerechtfertigt als hier, da es sich darum handelt, unsern Brüdern, die für uns kämpfen und leiden, ihre Marter zu kürzen, sie, die vielleicht am Verbluten sind, dem Tod noch aus dem offenen Rachen zu reißen?! Und ein jeder kann da helfen! Der Verein nimmt den geringsten Hilfsbeitrag dankbar an!

Man denke doch: da ist auf waldigem, hügeligem Gelände die Schlacht vorübergerast. Die Sanitäter sind am Werk. Aber die Nacht bricht herein! Dunkelheit, Nebel verbergen dem Blick die wunden Krieger, die selbst, wenn die Sonne noch scheint, sich auf meilenweitem Schlachtfeld oft so verkrochen haben in ihrer blutenden Not, daß auch das aufmerksamste Menschenauge an dem Ohnmächtigen, keines Lautes mehr Fähigen vorbeiblickt! Da fliegt aufs Kommando: „Such verwundet!" der Hund — man benutzt Schäferhunde, Airedaleterrier, Dobermannpinscher und Rottweiler — in hohen Sätzen durchs Feld! Seine unfehlbare Nase, seine räumende Schnelligkeit lassen ihn leicht und sicher finden! Ach, wie froh erlöst sieht das umflorte Auge des schon verschmachtenden und verzweifelnden Soldaten dem Retter entgegen!

Bisher sind erst 250 Hunde dem Heer dienstbar — laßt es Tausende sein! Ihr, die ein gütiges Geschick vor Wunden und Schmerzen bewahrt, gebt schnell und reichlich, daß diese wundervolle Hilfstätigkeit weiter fortschreite und noch Tausenden unserer Helden draußen im Felde zum Segen gedeihe. H.

Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 43. | Berlin, den 24. Oktober 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.



Die sieben Tage der Woche.

14. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß von Gent aus der Feind, darunter ein Teil der Besatzung von Antwerpen, in eiligem Rückzug zur Küste sich befindet.

Lille ist von deutschen Truppen besetzt. 4500 Gefangene sind dort gemacht worden. Die von den Behörden als offen erklärte Stadt wurde später verteidigt, so daß sie bei der Einnahme durch unsere Truppen Beschädigungen erlitt.

Ueber die Kathedrale von Reims meldet das Große Hauptquartier, daß dicht bei der Kathedrale zwei schwere französische Batterien festgestellt sind. Ferner wurden Lichtsignale von einem Turm der Kathedrale beobachtet. Es ist selbstverständlich, daß alle unseren Truppen nachteiligen feindlichen Maßnahmen und Streitmittel bekämpft werden ohne Rücksicht auf die Schonung der Kathedrale.

Auf dem östlichen Kriegschauplatz sind die Russen bei Schirwindt geworfen. Lyck ist wieder in unserem Besitz, Bialla ist vom Feind geräumt. Weiter südlich sind beim Zurückwerfen russischer Vortruppen auf Warschau 8000 Gefangene gemacht und 25 Geschütze erbeutet.

15. Oktober.

Der englische Kreuzer „Hawke" wird durch den Torpedoschuß eines deutschen Unterseeboots zum Sinken gebracht.

An der belgischen Küste finden heftige Verfolgungskämpfe statt. Ostende wird besetzt.

In Bukarest wird gegen die beiden Brüder Buxton, die Sendlinge des englischen Balkankomitees, ein Mordanschlag unternommen. Der Attentäter ist ein junger Türke namens Paschil Hassan.

16. Oktober.

Das Große Hauptquartier wendet sich gegen die amtlichen Bekanntmachungen der Franzosen, indem es schreibt: Heftige Angriffe der Franzosen in Gegend nordwestlich Reims wurden abgewiesen. Die Franzosen melden in ihren amtlichen Bekanntmachungen, daß sie an verschiedenen Stellen der Front, z. B. bei Berry au Bac, nordwestlich Reims, merkliche Fortschritte gemacht hätten. Diese Meldungen entsprechen in keiner Weise den Tatsachen.

Der italienische Minister des Aeußern San Giuliano stirbt in Rom.

17. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß in Brügge und Ostende reiches Kriegsmaterial erbeutet wurde, u. a. 200 gebrauchsfähige Lokomotiven.

Im Kampf gegen den englischen Kreuzer „Undaunted" und vier englische Zerstörer werden vier deutsche Torpedoboote zum Sinken gebracht.

18. Oktober.

Das englische Unterseeboot „E 3" wird in der deutschen Bucht der Nordsee vernichtet.

Eine amtliche Mitteilung aus Wien meldet die fortschreitende Offensive auf dem galizisch-polnischen Kriegsschauplatz. Die Verluste der Russen bei ihrem Angriff auf Przemysl werden auf 40,000 Mann geschätzt.

19. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß Angriffe des Feindes bei Lille unter starken Verlusten für den Gegner abgewiesen wurden.

20. Oktober.

Ueber Las Palmas wird gemeldet, daß in Kamerun heftige Kämpfe zwischen den englisch-französischen Truppen und den deutschen Kolonialtruppen fortdauern.

Lernt schweigen!

Von Rudolph Stratz.

Ein Kampf unsichtbarer Gewalten, ein Waffengang mit der Tarnkappe, ist dieser ungeheure Krieg. Ein nebelhafter Riese. Seine Schlachtfelder sind leer, nur von weißen Schrapnellwolken überballt, seine Menschen in die Erde geduckt und vergraben, in einer Montblanchöhe verschwindend fliegen die Todesboten der Mörser, verborgene Tauchboote gleiten über den Meeresgrund, Bomben stürzen aus dem Dunkel des Nachthimmels, in dessen Schatten der Zeppelin schwebt. Und bescheint auch die Tagessonne das feldgraue Heer, so haben seine vorüberziehenden Massen etwas Geisterhaftes, Verschwimmendes, auf wenige hundert Schritte schon wieder sich in Luft und Zwielicht Lösendes, nur das Gefühl der Unermeßlichkeit, das Ahnen von Millionen um sich Verbreitendes. Wo ist der Kaiser? Da und dort. Überall. Ein getreuer, kriegsgewaltiger Eckart des Reichs. Wo stehen seine Armeen? Wo sind ihre Führer? Vom Westen wissen wir es jetzt allmählich. Über dem Osten liegt noch ein dichter Schleier. Ruhmvolle Namen blitzen da und dort einmal auf wie Sonnenstrahlen durch Herbstnebel, schwinden wieder, vermehren beinah noch die große Ungewißheit, den furchtbaren Feind unserer Feinde.

Nur einmal am Tag, meist am Abend, spricht das unsichtbare Heer. Fünf, sechs eherne Sätze aus dem Mund des Großen Hauptquartiers. Ein Stück Weltgeschichte mehr. Und wieder Schweigen. Und hinterdrein daheim ein Meer von Hoffen und Bangen um die paar kargen Worte, von Jubel und Zweifel, von Dank gegen Gott und Sorge um das Liebste auf Erden. Ein jeder hat ja im Feld einen, an dem sein Herz hängt, für den er betet, die Nächte schlaflos liegt, den er sich in Not und Sieg da draußen ausmalt. Und was der wuchtige Hammerschlag des amtlichen Berichts nicht sagt, das ergänzt dem einzelnen die fiebernde Einbildungskraft, erdichtet, treibt Blüten,

aus Gedanken werden Worte, aus Zweifeln Möglichkeiten, aus Möglichkeiten Tatsachen, aus Andeutungen Gewißheit, aus Späßen Ernst — auf einmal ist ein neues Gerücht da, läuft von Mund zu Mund, verbreitet sich, ist überall und unausrottbar. Niemand weiß, wie es entstanden. . . .

Und neben der großen Quelle aus dem Hauptquartier, die alle tränkt, rieseln tausend Bächlein des Wissens von Hinz und Kunz. Der hat eben eine Feldpostkarte erhalten, im Schützengraben unter feindlichem Feuer geschrieben, und gibt sie stolz von Hand zu Hand. Jener hat auf der Straße mit einem Verwundeten gesprochen, der dritte hat einen Vetter in der Kaserne beim Ersatzbataillon, der vierte kommt vom Besuch im Reservelazarett, der fünfte war gar im Auto mit Liebesgaben an der Front. Ein jeder möchte seinem übervollen Herzen Luft machen. Stolz ist er auf Freunde und Verwandte im Feld, und ihr Eisernes Kreuz und ihre Wunden, ein Hauch aus der Weite verbinden ihn mit der fernen Welt blutig stolzen Männerwerks. Und ein bißchen Eitelkeit ist vielleicht dabei. Man weiß etwas, was andere nicht wissen, glaubt es wenigstens, möchte auch einmal wichtig erscheinen in der eisernen Zeit, in der man sich vielleicht doch entbehrlicher im Weltganzen als sonst vorkommt. Bekommt man keine Feldpostbriefe, so hat man doch daheim seine eigenen zwei Augen und Ohren, ist hellsehend und hellhörig in diesen stürmenden Tagen, schaut die tausend Wunder und Zeichen der Zeit, auf allen Straßen und Bahnhöfen die Bilder und Gesichter unseres Volks in Waffen, Truppenteile, Truppenausrüstung, Truppenabmarsch; eine heilige Andacht durchschüttert einen vor diesem unbändig schwellenden und doch ehern gezügelten, überschäumenden Reichtum deutscher Kraft. Ihr lieben Rekruten da auf dem Heimweg vom Exerzierplatz, mit dem schallenden Gesang eurer jungen Kehlen: „Mit Herz und Hand fürs Vaterland" — du kühner Flieger hoch am Abendhimmel über den Dächern — ihr bärtigen Löwen vom Landsturm, die ihr da in ernstem Schritt und Tritt hinauszieht in Feindesland, zwischen jubelnden Menschen und weinenden Frauen, Herbstastern im Gewehrlauf, Eichenlaub am Tschako — euch allen möchte man danken und euern Brüdern draußen, von euch singen und sagen, von euch sprechen, wo Gleichgesinnte sind: am Stammtisch, im Kaffeehaus, in der Stadtbahn, an der Straßenecke, Neues von euch berichten, es vielleicht ein bißchen ausschmücken. Dafür ist Krieg. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Vom Krieg zu reden, ist Recht, ist Pflicht. Wir sollen nichts anderes mehr im Sinn haben zwischen Metz und Memel als durch! — Durch! — Durch! Bis zum äußersten und siegreichen Ende! Was können da ein paar Worte schaden, selbst wenn Gedankenlosigkeit sie sprach?

Was sie schaden können? Ein willkürlich gewähltes Beispiel: Ein Gespräch auf der Hochstraße in Köln: „Na, sonst was Neues drüben bei Ihnen in Düsseldorf?" — — „Nee, wüßte nicht! Übrigens: seit gestern ist unser Zeppelin wieder im Stall! Morgen, Herr Dönges! Gruß an die Gattin!" . . . Ein Unbekannter ging im Gedränge an den beiden vorbei. Sie haben nicht weiter auf ihn geachtet. Aber Belgien ist nicht fern. Es gab geheimnisvolle Drähte zu dem noch nicht deutschen Antwerpen. Am nächsten Tag schießt ein britischer Flieger rheinaufwärts, senkt sich steil wie ein Stoßvogel vor dem Sturz: die Bombe ab! Sie trifft — davon! . . .

Ein anderes Beispiel, ein selbsterlebtes. Zu Ende der Mobilmachungzeit in einem mit Zivilreisenden vollgestopften Abteil eines süddeutschen Militärlokalzuges. Endlose Fahrt. Allgemeines Gespräch. Ein älterer Herr: „Aber ich bitte, ich irre mich nicht! Ich habe selbst gesehen, wie man in Bischofshofen schweres österreichisches Geschütz in verkehrter Richtung verladen hat! Jawohl, in verkehrter Richtung! Nachdem wir doch gegen Rußland kämpfen und der Artilleriezug nach Deutschland zu ging. Ich versteh das nicht!"

Ich damals auch nicht. Heute kennt jeder die uns von unseren tapferen Verbündeten bei Kriegsausbruch zugesandten Motorbatterien. Jedenfalls kam ihr Donnergruß an der Westfront dem Feind noch unerwartet. Aber unter den sieben Zuhörern im Eisenbahnabteil befanden sich ein paar Bassermannsche Gestalten, denen man mancherlei hätte zutrauen können. . . .

Ein drittes Bild. In Süddeutschland. In der Straßenbahn: „Je, grüß Gott, Frau Gschwandtner! Was macht denn nachher Ihr Maxl?" — „Ausgeruckt is der Bub — ins Feld! Eben hat er geschrieben! 24 Stunden sind's mit der Bahn gefahren, dann fünf Tage marschiert. Jetzt stehen's vor X., arg viel Leut' haben's halt verloren, die 220er!"

Was ist wohl gleichgültiger in diesem Kampf der Millionen als das, wo der achtzehnjährige Kriegsfreiwillige Maxl Gschwandtner aus Wasser-Truderach zurzeit im Schützengraben liegt? Der Herr mit der blauen Brille gegenüber den beiden Frauen steckt die Zeitung ein, die er bisher vor dem Gesicht gehalten, steigt aus, rechnet noch einmal daheim: Die 220er — das ist die 110. Infanteriebrigade, das ist die 55. Division, das ist das 30. Armeekorps. Das wurde also nach Norden, nach X., geworfen, vielleicht mit ihm die ganze zehnte Westarmee. Es stimmt, stimmt zu allem, was er heute schon acht- oder zehnmal auf den Straßen, auf dem Markt und besonders immer wieder im Wirtshaus gehört hat. Man kann es auf dem gewohnten lichtscheuen Weg ins Ausland melden. Zehn, zwanzig weitere Spione berichten Ähnliches aus anderen deutschen Städten. Drüben weiß man genug. Woher kommt denn dieser plötzliche wütende Vorstoß gegen die deutschen Linien bei X.? Armer Maxl Gschwandtner, der du mit durchschossener Stirn als bleicher junger Held zwischen gefallenen Rothosen liegst! Du hast zum Glück in deinem letzten Stündlein nicht geahnt, daß ein paar Worte in der Straßenbahn aus liebem Mund dir den Tod gebracht haben — dir und manchem Kameraden. . . .

Ja, gibt es denn noch Spione bei uns? Man kann ebensogut fragen: Gibt's denn noch Taubenschläge im Elsaß, deren Insassen, mit der Federspule am Beinchen freigelassen, pfeilstracks ihren Flug gen Westen und Welschland nehmen? Gibt es dort nicht vielleicht geheime Telephone in den Kellern der Wetterlé und Blumenthal und unterirdische Kabel, Gott weiß wohin? Aber auch sonst in deutschen Landen haben die Maulwürfe des Auslands seit Jahren gewühlt. Schon mitten im Frieden hat sich das Reichsgericht in Leipzig vor Hochverratsprozessen kaum zu retten gewußt. Noch jetzt schweben sie hinterher zu Dutzenden. Engländer als Segelfreunde in den Häfen, Russen als Kurgäste in den Bädern, Franzosen als Nimrode im Schwarzwald und am Rhein — wer zählt die Völker, nennt die Namen? Während der ersten Mobilmachungstage wurde auf dem Karlsplatz in München nachmittags durchschnittlich jede Stunde ein Sohn des Ostens verhaftet, meist in Gestalt eines Frauenzimmers, das wütend in der Droschke um sich boxte und sich auf der Polizeiwache im neuen Augustinerstock als waschechter Serbe erwies, zuweilen auch als anscheinender Priester, den man auf dem Hauptbahnhof im Augenblick der Abfahrt aus dem Waggon holte. Es mögen ja auch Un-

Deutscher Weltmorgen.

Wir grüßen dich, Nordsee, am belgischen
Meer! Meer! Meer! [Strand —
Wo Küste ist, ist auch Vaterland.
Du schimmernde Wehr,
beschirme den Völkerverkehr!
Recht und Sitte sind dein.
Das Ziel ist nicht der Rhein,
das freie Weltmeer soll es sein.

Wir bauen Häfen am Nordseestrand —
Meer! Meer! Meer!
Wir reichen allen Völkern die Hand.
Die Hand ist schwer,
sie wuchtet mit Flotte und Heer.
Doch kann sie auch Segen verleihn.
Das Ziel ist nicht der Rhein,
das freie Weltmeer soll es sein.

Zieh, Menschenwürde vom Nordseestrand —
Meer! Meer! Meer!
Der Himmel war lange das deutsche Land.
Wir sehnten uns sehr
nach Erde und Wiederkehr.
Völkertag, brich herein!
Das Ziel ist nicht der Rhein,
das freie Weltmeer soll es sein.

Franz Evers.

HANNS ANKER

schuldige darunter gewesen sein. Die Hauptgauner, die Japaner, blieben noch wochenlang im Land, fuhren noch frank und frei zum Schnellzug, das gewohnte steinerne Grinsen auf den gelben Affenfratzen, wurden, gottlob, noch rechtzeitig an der Grenze erwischt. So sind wir jetzt also doch der Spione ledig? Nein und aber nein! Eher wird die Sonne im Westen aufgehen oder ein Engländer die Wahrheit sagen, als daß es gelingen könnte, aus einem Volk von 65 Millionen im Herzen Europas alle unerwünschten Eindringlinge fernzuhalten. Auch in Kriegzeiten nicht. Die Neutralen sind uns auch da willkommen. Aber welch geübtes Ohr gehört dazu, um zu unterscheiden, daß das Englisch des glattrasierten Herrn hier mit dem Sternbannerchen im Knopfloch nicht nach dem Hudson, sondern nach der Themse klingt? Wer will es dem würdigen, weißbärtigen, Französisch sprechenden Seidenfabrikanten aus der Westschweiz ansehen, daß das Land, das ihn entsandt, noch ein wenig weiter westlich liegt? Wer kann von uns Deutschen zwischen den slawischen Mundarten unserer Verbündeten, dem Tschechischen, Slawonischen, Ruthenischen und dem Russisch und Serbisch unserer Widersacher unterscheiden? Deutsch aber können diese ungebetenen Gäste alle. Sehen alles. Hören alles. Melden alles unserem siebenköpfigen Feind und freuen sich — ich muß in diesem Augenblick daran erinnern! — über unsere äußerliche kleine deutsche Schwäche, an öffentlichen Orten viel lauter zu reden, als nötig und nützlich ist.

Also Vorsicht! Vorsicht! Hüten wir die Zungen! Sie können unberechenbaren Schaden stiften. Lernen wir von unsren widerwärtigsten Gegnern, den Japanern, wenigstens das eine: die Kunst des Schweigens im Kriege! Und selbst wenn es keine Spione in Deutschland gäbe, jetzt ist die Zeit der Taten, nicht der Reden. Die Zeit stummer Ehrfurcht vor dem Willen der Vorsehung, die uns Deutsche durch unerhörte Not und Prüfung hindurch zum ersten Volk auf Erden machen will und schon gemacht hat, die Zeit eherner Reife, die wir haben, die wir haben müssen, die wir bewahren werden bis zum Ende — dem Ende unserer Feinde. Denn unverrückbar wie der Nordstern steht über uns der Wahlspruch aus unserem weltlichen Buch der Bücher, dem Faust: „Allein ich will!"

Ich will auch schweigen, wenn es not tut. Es ist das Geringste, was das Vaterland verlangt. Ein großer Schweiger wie Moltke kann nicht jeder sein. Ein kleiner Schweiger zu sein, ist allen gegeben. Und wenn es auch daheim still ist, draußen im Feld sprechen tausend feurige Zungen von unseres geliebten deutschen Vaterlandes Ruhm und Ehre!



Die Selbstheilung des Geschäftslebens.

Von Leo Jolles.

Als der Krieg ausbrach und seine ersten Schrecken über die Gedanken der Menschen breitete, hörten alle nüchternen Erwägungen auf. Fast jeder überschätzte den ersten Einfluß der neuen weltgeschichtlichen Erscheinung; und das verkehrte Urteil war da am empfindlichsten zu spüren, wo die wichtigsten Nervenbündel des Volkskörpers zusammenlaufen: im Geschäftsbereich. Hatte man vorher den Schwung und die Leistung der Wirtschaftsmaschine bewundert und ihren Widerstand gegen feindliche Konkurrenz und offenen Krieg als sichere Größe in der Gesamtberechnung bewahrt, so war in der ersten Bestürzung aller gute Glaube vergessen. Die Überzeugungen sanken zusammen wie Kartenhäuser. Mit energischer Taktik ging die Regierung gegen die Haltlosigkeit vor. Sie brachte das wankende Vertrauen in die Bereitschaft des deutschen Vermögens schnell wieder ins Gleichgewicht. Nur konnte sie nicht für alles sorgen und mußte durch gutes Beispiel die allgemeine Tatkraft anfeuern. Das ist erfolgreich geschehen. Aber es bleibt noch ein Rest von Schwäche zu überwinden, der nicht im Mangel an Geld, sondern im schlechten Einschätzen der geschäftlichen Möglichkeiten wurzelt. Es kommt darauf an, den Güterumsatz immer mehr zu beleben. Jede Wirtschaft besitzt die Kraft der Selbstheilung von Krisen und geschäftlichen Schäden. Und je weiter entwickelt ein wirtschaftliches System ist, desto reicher ist es an brauchbaren Voraussetzungen des Fortschritts. An Deutschlands guter Veranlagung zum Überwinden ökonomischer Schwierigkeiten war nach vielen Erfahrungen nicht zu zweifeln. Kam diese Erkenntnis in den ersten Kriegswochen nicht zum Durchbruch, so lag das am fehlenden Training. Erst als der Krieg seine wirtschaftlichen Talente zu entwickeln begann, zeigten sich im Geschäftsleben die ersten schüchternen Versuche, es wieder mit der üblichen Arithmetik zu versuchen.

Daß der Krieg selbst einen enormen Bedarf an Gütern aufstellt, ist ja bekannt. Wenn er auf der einen Seite die Industrie in ein ruhigeres Maß der Bewegung zwang, hat er ihr auf der anderen Seite den Ausgleich neuer Betätigung geboten. Alle Fabriken, die auch nur die entfernteste Beziehung zum Kriegsmaterial haben, sind über die Grenzen ihres Könnens hinaus beschäftigt. Aber nicht nur die eigentlichen Spezialbetriebe haben Berge von Bestellungen abzutragen, auch andere Unternehmen, die im Frieden mit der Anfertigung des kriegerischen Handwerkzeugs nichts zu tun haben, schaffen ihren Arbeitern und Maschinen reichliche Nahrung durch den Krieg. Elektrizitätsgesellschaften stellen Patronen her, Eisenwerke und Maschinenfabriken Geschosse, Beleuchtungsfirmen Patronenhülsen. Überall, wo die technischen Einrichtungen sich dem Kriegsbedarf anpassen, sind sie in den Kreis ergiebiger Beschäftigung gezogen worden. Mancher Fabrikant, der sich bereits als Opfer des Krieges sah, hat eine fröhliche Wiedergeburt als Armeelieferant gefeiert und kann, während ihm vorher der Gedanke an den langsamen Tod seiner Maschinen Grauen erweckte, jetzt die Fülle der Arbeit nicht bewältigen. Ein Spaziergang durch die Reihen der Anzeigen in den Blättern bereichert die Kenntnis von der geschäftlichen Fruchtbarkeit des Krieges. Da werden 100,000 Gewehrriemen, 5000 Schlafdecken, 10,000 Patronentaschen, 500,000 Meter Zeltbahn- und Brotbeutelstoffe, 90,000 Meter feldgraues Tuch, Helme, Militärknöpfe, Koppelschlösser, Aluminiumgarnituren, Militärkochgeschirre, Fleischkonserven zu kaufen gesucht und angeboten. Es ist ein ständiger Austausch von Angebot und Nachfrage, der mit viel größerer Eindringlichkeit und mit geringerer Rücksicht auf Maß und Menge erfolgt als im Frieden. Denn der Krieg ist ein hartnäckiger Mahner und unersättlicher Verbraucher. Nie ist das durch vielen Gebrauch abgegriffene Schlagwort „Zeit ist Geld" in schärferer Prägung wiederhergestellt worden als durch den Krieg. Wer am raschesten liefert, macht die besten Geschäfte. Und die Zahl der Möglichkeiten ist so groß, daß sich fast jedes Geschäftshaus an dem Gewinn der neuen Wirtschaftsära beteiligen kann.

Man denke an das unbegrenzte Wesen der Liebesgaben. Die sind als neues, belebendes Element in den Güterumlauf gekommen und haben die Kauflust wieder zur Betätigung erweckt. Sie haben das Verhältnis zwischen dem Publikum und den Geschäftshäusern neu gekettet. Während sich beide Teile unter der ersten Wucht des Schreckens scheu von jedem Versuch zurückhielten, hat ihnen die gute Idee der Liebesgaben die frische Farbe der Entschließung wiedergebracht. Der Käufer überläßt sich dem Reiz der Ware; der Verkäufer wendet seinen Scharfsinn auf, um von dem einen fruchtbaren Gedanken immer neue Ableger zu ziehen. So sind die seelischen Kräfte wieder in Schwung gekommen, die dem Geschäftsleben Ton und Farbe verleihen. Es ist nicht nur unklug, sondern auch unrichtig und durch „Augenschein" zu widerlegen, daß die Geschäfte sich mühsam fortschleppen. Sie haben schon ein Tempo, das Leben genannt werden kann; und es ist nur nötig, dem Publikum zu zeigen, an welchen Stellen sich dieses Leben regt, um die törichte Vorstellung vom Sterben der deutschen Wirtschaft ganz aus den Gedanken zu bannen. Das deutsche Volk hat nicht nötig, aus englischen Lügen Nahrung für eine dunkle Philosophie zu saugen. Es braucht nur zu lesen, was die Geschäftsleute einander täglich zu sagen haben: dann wird ihm sehr bald ein Licht über die „Umsatzfähigkeit" der Waren aufgehen. Die Kunst, das Publikum durch Anschauungsunterricht zu gewinnen, muß sich gerade in Kriegszeiten bewähren; denn es gilt nicht nur anzuregen, sondern auch Vorurteile zu brechen. Nicht zuletzt das Vorurteil gegen die eigene Leistungsfähigkeit. Viele wissen nicht, wie sie sich zur Frage neuer Geschäfte verhalten sollen. Darf man in Kriegszeiten leben wie sonst und einkaufen, wie man es früher getan hat? Mit diesem Zweifel haben sich viele abgequält und keinen rettenden Ausweg gefunden, weil die Ratschläge, die ihnen erteilt wurden, wie zwei Lanzenspitzen gegeneinander standen. Auf der einen Spitze steckte das Gebot der Sparsamkeit, auf der andern die Fahne der Freiheit. Die Vertreter der Enthaltsamkeit predigten: „Gebt kein Geld aus. Schränkt euren Bedarf ein. Denkt nur ans Sparen." Die Kämpfer für die weniger magere Weltanschauung aber riefen: „Laßt das Geld rollen; denn der Wirtschaftskörper braucht Blut. Wenn ihr es ihm entzieht, so gehen die Geschäfte zugrunde, und mit der Herrlichkeit des deutschen Reichtums hat's ein Ende." Was ist Wahrheit? Sicher nur dieses: so zu handeln, wie es einem die eigenen Lebensbedingungen vorschreiben. Man soll keinen Akt der Gewalt begehen, weder in der Einschränkung noch in der Verschwendung. Jeder muß



wissen, wie weit ihn der Krieg zu besonderer Vorsicht zwingt. Es läßt sich also keine allgemeine Regel aufstellen; oder doch nur die, daß jeder, der zu Haus geblieben ist, die Pflicht hat, dem Reich die Kraft zum Kriegführen zu erhalten. Technik und Wirtschaft sind die beiden Größen, die in der Kriegsrechnung an erster Stelle stehen. Wie sehr, das haben die Mörser von 42 Zentimetern und die Kriegsanleihe von 4½ Milliarden gezeigt. Ein verarmtes Land ist ein besiegtes Land. Nur da, wo Geld und Güter vorhanden sind, kann dem Feind siegreicher Widerstand geleistet werden. Deshalb ist nichts so schädlich wie den Eindruck der Verarmung zu erwecken. Wenn 1813 die Frauen ihre Ringe opferten, um dem Vaterland die Kriegslasten zu erleichtern, so war das ein Zeichen wirklicher Not. Das Preußen der Befreiungskriege ist arm gewesen. Es war auf den Opfermut seiner Bevölkerung angewiesen. Wenn 1914 aber das Deutsche Reich verlangt, daß sein Volk Zeugnis von seiner wirtschaftlichen Stärke ablege, so ist das ebenso berechtigt, wie 1813 das Opfer der goldenen Trauringe war. Oder das zwanzigste Jahrhundert trüge mit Unrecht den Namen des Jahrhunderts der Industrie.

Wäre der Ursprung des Sparens in jedem Fall der gleiche: Mangel an Geld, so hätte sich die Tat ihre Anerkennung erzwungen. Gegen die Beweisgründe eines leeren Geldbeutels ist nicht anzukommen. Zum Glück sind aber nicht alle Eideshelfer von derselben Qualität. Es gibt noch zwei andere Ursachen der Sparsamkeit, die nicht stich- und hiebfest sind: die Bequemlichkeit und die Scheu vor dem Nachbar. Reiche Leute benutzen die Gelegenheit, die der Krieg ihnen bietet, sich einzuschränken. Sie haben es absolut nicht nötig, sind jedoch, aus Patriotismus und Charakterstärke, schnell bereit, das Ärgernis des Geldausgebens zu beseitigen. Dienstboten werden entlassen oder auf halben Lohn gesetzt, Hauslehrer und Gouvernanten werden abgeschafft, Lieferanten auf später vertröstet, der Lebensunterhalt wird beschnitten, gesellschaftliche Verpflichtungen werden als grobe Zumutungen an das Anstandsgefühl behandelt. Und im ganzen wird, ohne Grund, dafür gesorgt, daß die wirtschaftliche Not sich vertieft. Leute, die so handeln, begehen ein Verbrechen an der Kaufkraft des Volkes und arbeiten den Feinden in die Hände. Sie handeln aus rücksichtslosem Eigennutz. Weniger schlimm als diese edlen Zeitgenossen sind die Schamhaften. Sie möchten gern so leben wie früher, fürchten aber, Anstoß zu erregen. Auch bei ihnen handelt es sich nicht um eine ehrliche Überzeugung. Nur die Angst vor dem Urteil der andern oder eine mißverstandene Verpflichtung zu ernster Lebensführung haben das Wirtschaftsprogramm bestimmt. Wo steht geschrieben, daß der Mensch, der sich schlechter kleidet, als er nötig hat, oder überflüssige Hungerkuren vornimmt, ein besserer Patriot sei als der andere, der daran denkt, daß Schneider, Schuster, Fleischer und Bäcker auch leben wollen? Neulich ist geklagt worden, daß die Mittagstische, die den Bedürftigen gedeckt sind, häufig von Leuten heimgesucht werden, die aus der Not eine verwerfliche Tugend machen. Das sind die Schädlinge, die das Geld festhalten, sich mit falscher Sparsamkeit brüsten und der Wirtschaft das Brot stehlen.

Auch der Krieg züchtet Parasiten. Man kann sie nicht vertilgen, nur durch den Hinweis auf ihre Tätigkeit ihr Wesen kennzeichnen, um die Gefahr der Ansteckung zu verhüten. Die mindert sich, je besser das wirkliche Maß der Einwirkungen des Krieges auf die Wirtschaft erkennbar ist. Wer in den ersten acht Tagen gefürchtet hat, es sei mit allen Geschäften zu Ende, und man werde nur noch nötig haben, die Summe der Verluste festzustellen, konnte sich in den nächsten Wochen überzeugen, daß selbst ein europäischer Krieg einen Aufschwung der Geschäfte zulasse. Das Publikum beurteilt die Lage nicht allein nach den Berichten vom Kriegschauplatz sondern auch nach den Ankündigungen der Kaufhäuser. Das sind ihm die Stimmen aus Friedenszeiten und zugleich die Zeugnisse des Vertrauens. Der Krieg ruft Massenpsychosen hervor. Irgendein Schlagwort setzt sich fest und richtet Verheerungen an. Die Wirkung breitet sich aus wie bei einer Brandröhre im Schützengraben. Sind die schädlichen Folgen der Suggestion möglich, so muß man sie auch in günstigem Sinn anwenden können; denn die Vorbedingungen sind unabhängig vom Ergebnis. Es kommt also darauf an, daß die Belebung des Geschäfts und die Betätigung der Industrie zum Gegenstand allgemeiner Erkenntnis wird. Dann ist die Wechselwirkung von selbst gegeben. Der Geschäftsmann muß den Mut haben, auf die Käufer zu rechnen; und das Publikum muß wagen, seine Weltanschauung von dem Bann des Gedankens an die Gefahren des Krieges freizumachen. Finden sich beide Parteien in der beruhigenden Nähe von Umsatz und Kasse, so haben Industrie und Handel gute Tage.

* *

Die polnischen Legionen.

(Hierzu 1 Abbildung.)

Zu den interessantesten Erscheinungen in dem gegenwärtigen Weltkrieg gehören zweifellos die polnischen Legionen, die Schulter an Schulter mit den verbündeten österreichischen und deutschen Armeen gegen Rußland, den gemeinsamen Feind, kämpfen. Über diese militärische Formation und die mit ihnen zusammenhängende administrative Zivilorganisation, die „Polnischen Kommissariate“, waren bis jetzt ziemlich nebelhafte, oft widersprechende Gerüchte im Umlauf. Bei dem raschen Umsichgreifen der Bewegung ist es an der Zeit, einiges über die Tatsachen zu sagen, die ihr zugrunde liegen.

Fünfzig Jahre sind es her, daß die Polen, einst ein Rittervolk wie wenige, zum letztenmal zu den Waffen gegriffen haben. Man würde jedoch einen Irrtum begehen, wenn man ihre heutige national-militärische Bewegung nach dem Vorbild des Aufstandes von 1863 auffassen wollte. Heute handelt es sich nicht um den improvisierten Verzweiflungskampf einer waffenungeübten Zivilbevölkerung, sondern um die Kampagne einer kleinen, aber seit Jahren eingeübten, wohlausgerüsteten Armee. Es ist nicht ein blindes, hoffnungsloses Ringen um die Wiederherstellung Polens in seinen historischen Grenzen, nicht eine Auflehnung gegen alle drei Teilungsmächte, sondern die zielbewußt organisierte Unterstützung der deutsch-österreichischen Armee durch ein polnisches Freiwilligenkorps im Kampfe um die Befreiung Kongreßpolens vom russischen Joche.

Der eigentliche Schöpfer der polnischen Militärbewegung ist Joseph Pilsudzki, der gegenwärtige Führer der ersten Legion. 1864 in Litauen geboren, wurde er als Kind von der Mutter auf die Hügel von Wilna geführt, wo er an den frischen Gräbern der von Murawiew massenhaft füsilierten polnischen Freiheitskämpfer die Geschichte seines Landes lernte. Als Student in Charkow wurde er, kaum zwanzigjährig, nach Sibirien verbannt. Nach fünf Jahren zurückgekehrt, wurde er einer der Führer der polnischen national-sozialistischen Arbeiter-



partei. In der polnisch-russischen revolutionären Bewegung von 1905—07 war Pilsudzki hervorragend tätig.

Damals, als die polnische Arbeiterpartei von der russischen Militärmacht niedergerungen wurde, entwarf er einen politisch-militärischen Plan, der gegenwärtig eine überraschende Verwirklichung gefunden hat. Dieser Plan hatte zwei Angelpunkte. Die polnische Jugend müßte eine militärische Schulung und Organisation erhalten, um bei passender Gelegenheit den Kampf mit Rußland erfolgreich durchzuführen — das war das erste. Die polnischen Militärkorps und die nationalpolnische Bewegung in Kongreßpolen mußten eine Anlehnung an jene zwei Mächte suchen, deren Vorgehen den Polen gegenüber, trotz historischer Reibungen, doch unvergleichlich humaner war als das Rußlands. Das war das Zweite.

Mit diesen Zielen im Auge, organisierte Pilsudzki in Russisch-Polen Schützenverbände. Der Balkankrieg schuf die erste Gelegenheit, um seinen Plan reifen zu lassen. Schon zu jener Zeit, als der Krieg zwischen Österreich und Rußland monatelang in der Schwebe war, verbreitete sich die Organisation der Schützen auch über ganz Galizien



1. Oberst Joseph Pilsudzki. 2. Generalstabschef Joseph Sosenkowski. 3. Der Zivilkommissar von Kielce Dr. Sokolnicki. 4. Leutnant Zylina. 5. Bataillonskommandant Trojanowski. 6. Romanschriftsteller Gustav Danilowski.

Die Führer der polnischen Legion.

und fand eine ebenso weitsichtige wie kräftige Förderung seitens der österreichischen Militärbehörden. Der Ausbruch des Konfliktes wurde damals hinausgeschoben, die Schützenorganisation aber fand eine planmäßige weitere Ausbildung, ja auch die Sokol-Verbände und die Jugendwehr (Scouts) nahmen eine auf dasselbe Ziel gerichtete Entwicklung.

Das Hereinbrechen des Weltkrieges verlieh der Idee Pilsudzkis mit einem Schlage eine Aktualität und Popularität sondergleichen. Nun begriff die ganze polnische Bevölkerung Galiziens ihre praktische und moralische Tragweite und wetteiferte in der Aufbringung von Millionen zur Ausrüstung einer polnischen Wehrmacht. Unter der Ägide der parlamentarischen Vertretung Galiziens, des Kolo Polskie, wurde ein „Oberster Nationalrat" geschaffen, der die Schützenverbände und die analogen Organisationen im Rahmen von „Polnischen Legionen" vereinigte. Die Legionen wurden dann als Freiwilligenkorps der österreichischen Armee einverleibt.

Durch die Russeninvasion in Galizien wurden der Ausdehnung der Legionen in diesem Lande vorläufig ziemlich enge Grenzen gezogen. Kaum 24,000 Mann konnten unter der Leitung Pilsudzkis, der seinerseits dem Generalmajor Baczynski untersteht, ins Feld ziehen. Aber selbst dieses kleine Korps leistet vom strategischen Standpunkt aus nicht zu unterschätzende Dienste. Pilsudzki hat schon durch seine geographisch-strategischen Werke das Vertrauen militärischer Autoritäten erweckt. Mit dem Gelände und den Landesverhältnissen vertraut, zum Guerillakrieg speziell herangebildet, überraschen nun seine Abteilungen, dank ihrer hervorragenden Marschleistungen, die Russen überall dort, wo sie am wenigsten erwartet werden. Bei Miechow, Jendrzejow, Kielce, Nowy, Korczyn, Szczucin und an der ungarischen Grenze haben sie sich ausgezeichnet.

Vorzügliche Dienste erweisen den deutschen und österreichischen Armeen auch die Hand in Hand mit den Legionen arbeitenden Polnischen Kommissariate. Mit Hilfe von Bürgerkomitees sorgen die Kommissare für Einquartierung und Verpflegung der durchziehenden Truppen, errichten Lazarette, treffen Vorkehrungen gegen die Einschleppung von ansteckenden Krankheiten, beugen der Teuerung durch Maximaltarife und Ausfuhrverbote vor, stellen Backöfen und Feldküchen auf. Die von ihnen organisierte spezielle Gendarmerie rottet den gefährlichen russischen Spionagedienst aus. Solche Kommissare amtieren in Olkusz, Slomniki, Kielce, Jendrzejow, Ostrowice, Pinczow, Wloszczow, Ksiaz Wilki. Neuerdings wurden sie im Einvernehmen mit den verbündeten Militärbehörden auch in Czenstochau und Dombrowa Gornicza eingesetzt. Zu den Funktionen der Kommissare gehört die Herstellung der Fühlung mit der Landesbevölkerung. Die Ereignisse in Russisch-Polen befinden sich erst in einem Anfangstadium. Für ihren weiteren Verlauf wird die Haltung der Landesbevölkerung jedenfalls nicht ohne Bedeutung sein. Aus diesem Grunde macht die russische Regierung bekanntlich alle Anstrengungen, um die Polen die erlittenen Bedrückungen vergessen zu lassen und sie für die „slawische Idee" zu gewinnen. Sie hat indes nur äußere, erzwungene Erfolge zu verzeichnen, selbst dort, wo sie noch die Macht in Händen hat. So ist es ihr nicht gelungen, in Warschau eine polnische „Gegenlegion" zu organisieren. Die paar hundert Messerstecher, die sie aus dem Abschaum der Gesellschaft rekrutiert hat, bilden die Parodie einer Nationaltruppe. Wohin die nationalen Energien gravitieren, zeigen eben die Legionen Pilsudzkis, in deren Reihen wir die namhaftesten polnischen Schriftsteller, wie Sieroszewski, Kasprowicz, Danilowski, Gelehrte, Kritiker und berühmte Schauspieler sehen.

Die Bevölkerung Kongreßpolens läßt es an Beweisen nicht fehlen, daß sie mit dieser politischen Orientierung viel mehr sympathisiert als mit der „slawischen Verbrüderung". Als der polnische Kommissar Sokolnicki den bei Kielce begüterten Dichter Heinrich Sienkiewicz vor die



Wahl stellte, nach Warschau oder nach Krakau sich geleiten zu lassen, stimmte Sienkiewicz für Krakau. Während der Schlacht bei Sieniawa tauchte plötzlich auf österreichischer Seite eine Abteilung polnischer Freiwilliger auf, bewaffnet, aber noch in Zivilkleidung. Sie kamen aus Tomaszow und hatten sich den Weg durch die russische Front gebahnt. Polnische Soldaten, die in der russischen Armee dienten und in deutsche oder österreichische Gefangenschaft gerieten, ergriffen sofort wieder Gewehre, um auf die Russen zu feuern.

Am wirksamsten wird die Annäherung der polnischen Bevölkerung an Deutschland und Österreich durch die russische Regierung selbst gefördert, die im Gegensatz zu ihren in Warschau erteilten Versprechungen das kaum besetzte Galizien planmäßig zu russifizieren beginnt. Schon ist Erzbischof Eulogius in Lemberg, schon ist der orthodoxe Glaube als Staatsreligion proklamiert, schon ist Ostgalizien von russischen Beamten überflutet. Diese Tatsachen müssen zur Kenntnis der polnischen Bevölkerung gebracht werden. Das ist die Aufgabe der von den Polnischen Kommissariaten begründeten Presse „Legionista", „Dziennik urzedowy" (Offizieller Anzeiger), des Bauernblattes „Auf unserer Erde", der in Warschau erscheinenden „Kriegsnachrichten". Sehr bemerkenswert ist die Tatsache, daß im Anschluß an die Kommissariate in Warschau eine „Vereinigung Unabhängiger Organisationen", ferner eine „Polnische National-Organisation" für ganz Kongreßpolen entstanden ist.

Alles dies sind Ansätze eines bedeutsamen Zukunftswerkes, das auch durch die vom deutschen Armeekommando in polnischer Sprache herausgegebene „Kriegszeitung" in einsichtsvoller Weise gefördert wird. Der Weltkrieg bahnt auch hier eine Umgestaltung der Verhältnisse an. Das loyale Verhalten der preußischen Polen hat der Ostmarkenverein mit der Einstellung seiner Tätigkeit beantwortet. Auf der Linie fortschreitender Verständigung kann Wichtiges erreicht werden: der feste Anschluß einer zwanzig Millionen zählenden Nation als dauerndes Bollwerk gegen Rußlands Plan der Unterjochung Europas.

A. Ng.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Ganz Belgien steht unter deutscher Herrschaft, das Feldheer ist zum Teil in regelloser Flucht nach Frankreich geworfen, zum Teil über die holländische Grenze gedrängt, wo diese Heeresteile entwaffnet wurden und in Kriegsgefangenschaft gerieten. Unter diesen letzteren Truppen befanden sich auch Abteilungen der englischen Hilfskräfte, die der dilettierende Churchill zu spät in unzureichender Weise zum Entsatz der Festung Antwerpen geschickt hatte.



Eine von einem deutschen Geschoß offengelegte Hausecke
in der Antwerpener Vorstadt Berchem.



Die deutsche Flagge auf der Kathedrale
von Antwerpen.



Der deutsche Angriff war, wie früher gezeigt, gegen die Süd- und Südostfront Antwerpens angesetzt worden, und der größte Teil der Besatzungsarmee, die Engländer an der Spitze, hatten die Festung so rechtzeitig verlassen, daß die Uebergabebedingungen überhaupt mit den bürgerlichen Behörden vereinbart werden mußten. Mit der Flucht der Armee setzte denn auch eine förmliche Völkerwanderung der Einwohnerschaft ein, die auf jede nur erdenkliche Weise die holländische Grenze oder die See zu erreichen trachtete, um den angeblichen Greueltaten der deutschen Barbaren zu entgehen. Glücklicherweise vermochten die Maßnahmen der deutschen Militärbehörden soweit Ruhe und Ordnung herzustellen, daß die geflohenen Einwohner Antwerpens sehr bald zu der Erkenntnis kamen, daß von den Deutschen nichts zu fürchten sei. Sie kehrten daher in großen Scharen zurück, und Holland, das sich der Flüchtlinge in außergewöhnlich humaner Weise angenommen hatte, wurde zum Teil wenigstens entlastet.

Das flüchtende belgische Heer mit seinen englischen Verbündeten war nicht in der Lage, den verfolgenden deutschen Truppen irgendwelchen nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen, die belgischen Städte Gent, Brügge und Ostende wurden in raschem Siegeslauf und mit teilweise großer Beute erobert. Die Reste der belgisch-englischen Antwerpener Armee, deren Stärke nicht ins Gewicht fällt, hat sich wahrscheinlich mit dem linken französischen Flügel vereinigt. Ob dieser Zuwachs ein erwünschter ist, erscheint sehr fraglich, denn diese Truppen sind zunächst überhaupt nicht aktionsfähig, sie müssen neu geordnet werden und bedürfen zunächst der Ruhe, weiter aber bringen sie Neuigkeiten an die französische Front, deren Bekanntwerden der verbündeten Heeresleitung zur Hebung des eigenen Geistes bei den Truppen kaum zweckdienlich erscheinen kann. Aber darüber mögen sich die Herren Joffre und Genossen selbst den Kopf zerbrechen.

Der Durchbruch des Besatzungsheeres hat auf die Verhältnisse am westlichen Heeresflügel an der Somme einen ganz bestimmten Einfluß ausgeübt. Die Franzosen haben, um die belgische Armee aufnehmen zu können, ihren Flügel immer weiter nach Norden verlängert, und dementsprechend haben sich natürlich auch die deutschen Truppen ausgedehnt, so daß die Flügel jetzt das Meer erreichen. Damit dürften weitere feindliche Umfassungs- und Umgehungsversuche auf diesem Teil des weiten Schlachtgebietes erledigt sein. Besetzen wir jedoch Dünkirchen und dringen weiter in westlicher Richtung an der Küste vor, so würde von uns eine Umfassung des feindlichen linken Flügels in wirksamster Weise vorbereitet werden.



Deutsche Soldaten in Belgien mit requiriertem Eselgespann.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat der Umschwung zu unsren Gunsten angehalten. Die verschiedenen Versuche der Russen, an unserer ostpreußischen Grenze vorzustoßen, sind überall und unter starken Verlusten für den Gegner zurückgewiesen worden. Die Bewohner der vielgeprüften Provinz Ostpreußen sind nicht wieder von dem Russenschrecken heimgesucht worden und sie werden davor hoffentlich auch für alle Zeiten bewahrt werden.

Zu beiden Ufern der Weichsel bereitet sich jetzt ein ähnliches Schlachtendrama vor wie in Frankreich. Auch an der Weichsel wird gewiß sehr lange gekämpft werden müssen, bis der Sieg endlich unser ist. Warschau ist von unseren Truppen erreicht und die Hauptstadt des Königreichs Polen ist die Siegesbeute, die uns nach der großen Schlacht an der Weichsel zufallen wird. Haben die Russen in Ostpreußen in unserem Hindenburg ihren Ueberwinder gefunden, so dürfte er ihnen auch in Polen überlegen sein.

R. C.

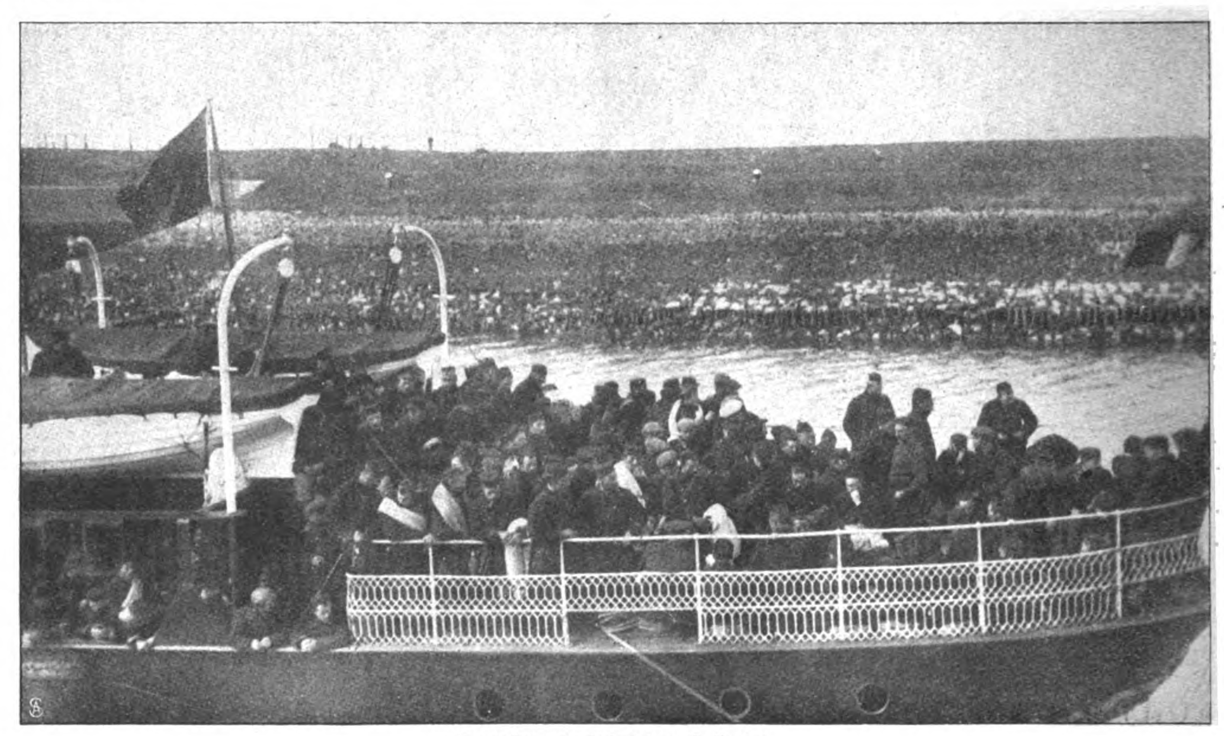

Nummer 43.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

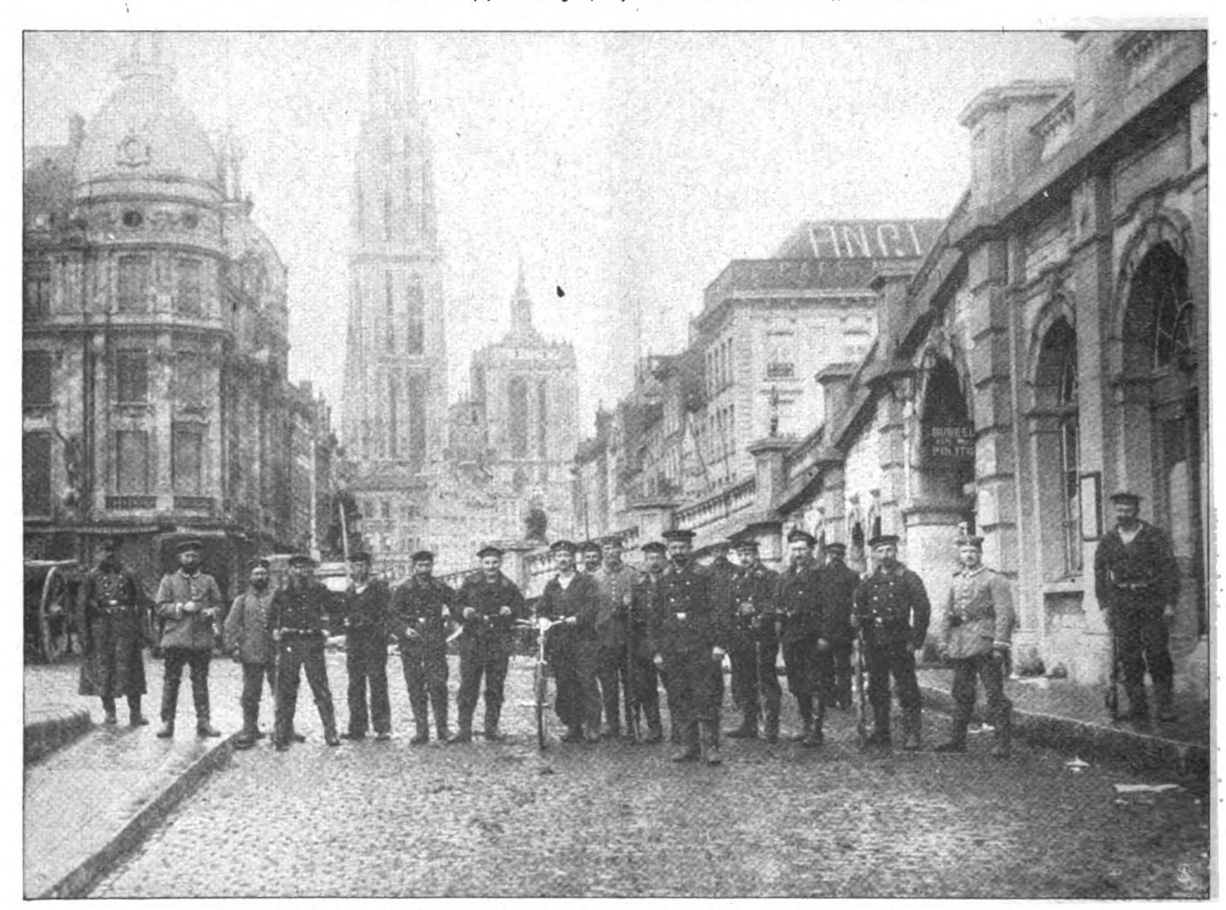

Seite 1757.

General v. François,

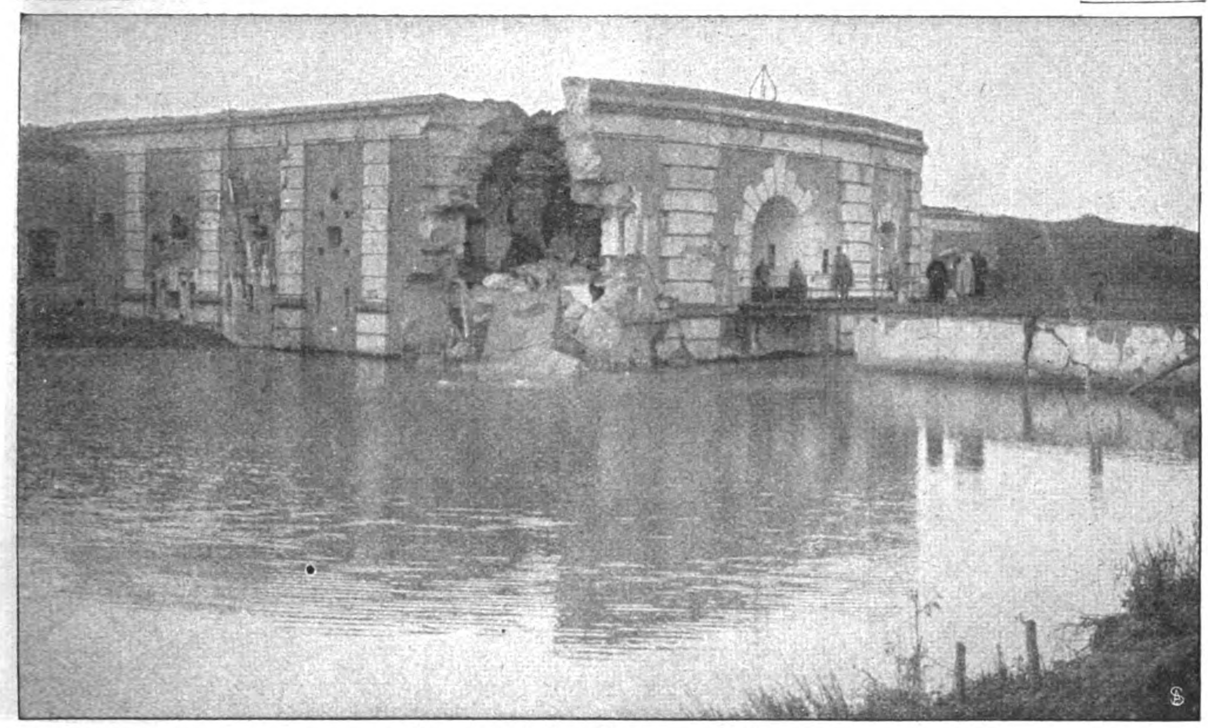
Befehlshaber im Osten.



Dampfer mit belgischen Soldaten,
die über die holländische Grenze flüchteten und dort entwaffnet wurden.



Unsere Marinesoldaten in Antwerpen. Im Hintergrund die Kathedrale.



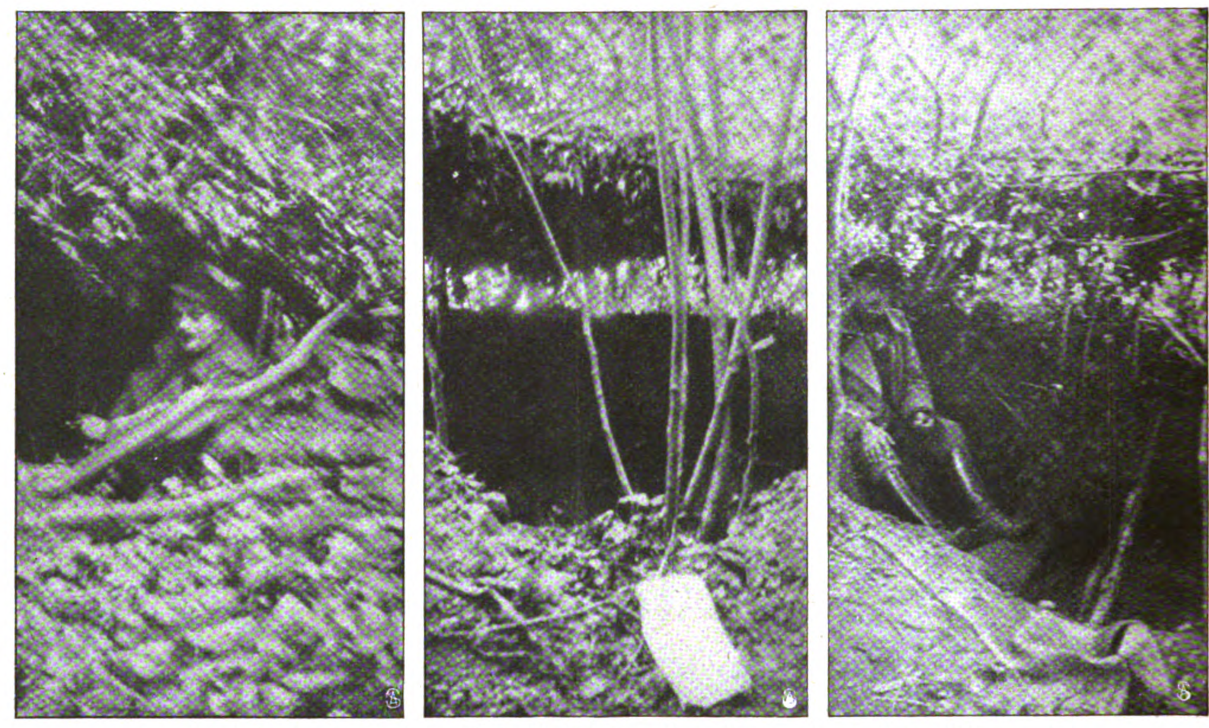
Eingang zum Fort Wavre—Ste.-Catherine.



Zerstörter Panzerturm (rechts weiße Fahne der Belgier) und bloßgelegter Panzerturm im Fort Wavre—Ste.-Catherine.

Von der Beschießung des Antwerpener Festungsgürtels: Die Wirkung unserer 42-cm-Geschütze.





Aus den Kämpfen im Argonner Wald: Verstecke der Franzosen, aus denen sie vertrieben wurden.



Centr. Ill. Bur.

Französische Hilfstruppen auf dem Kriegspfad: Singhalesen mit Vorratskolonne auf dem Wege zur Front.





Lager der deutschen Soldaten auf dem Marktplatz.

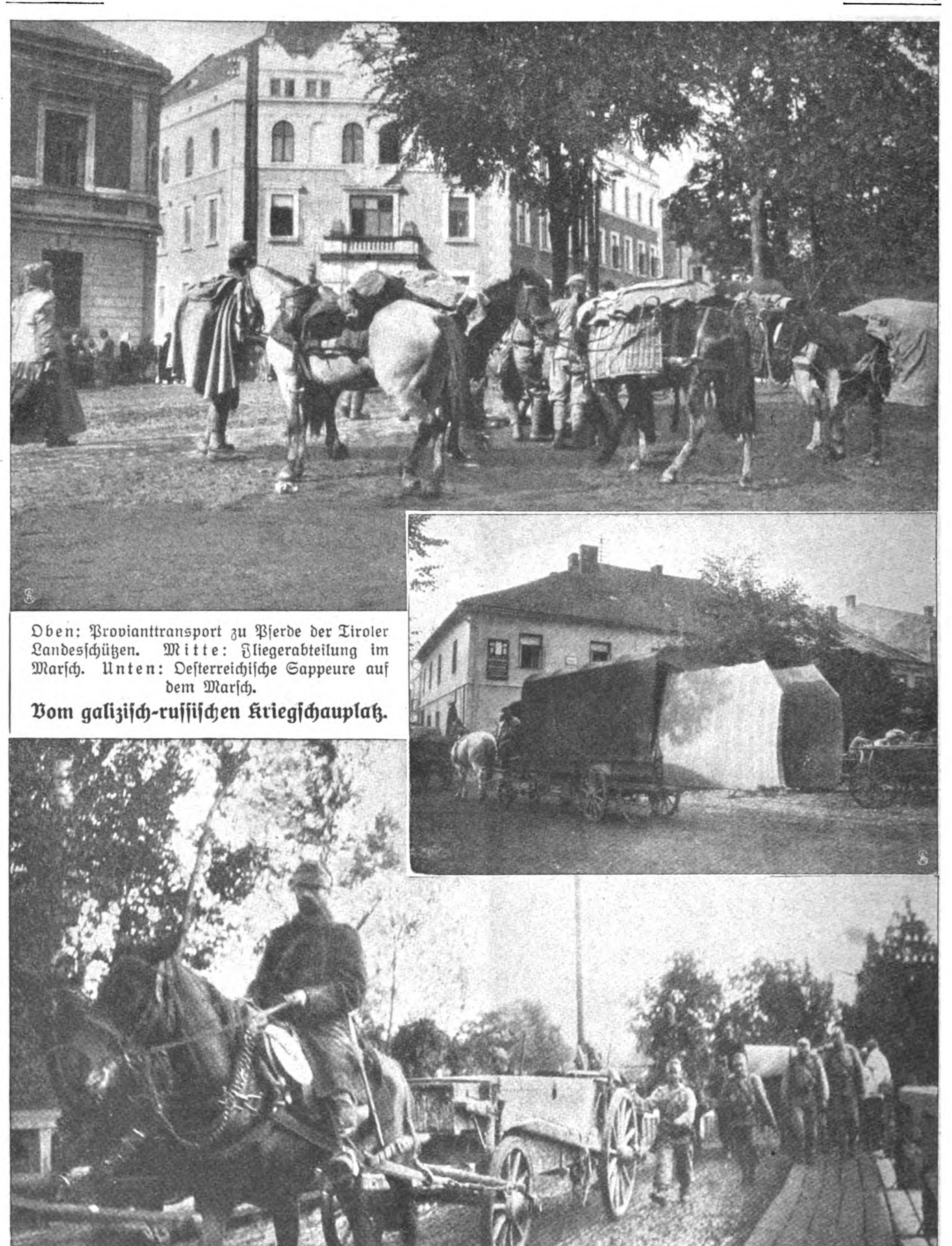
Phot. Benninghoven.



Das Innere der Kathedrale von Mecheln, die von belgischen Granaten getroffen wurde.

Phot. Löhrich.

Aus dem eroberten Mecheln.

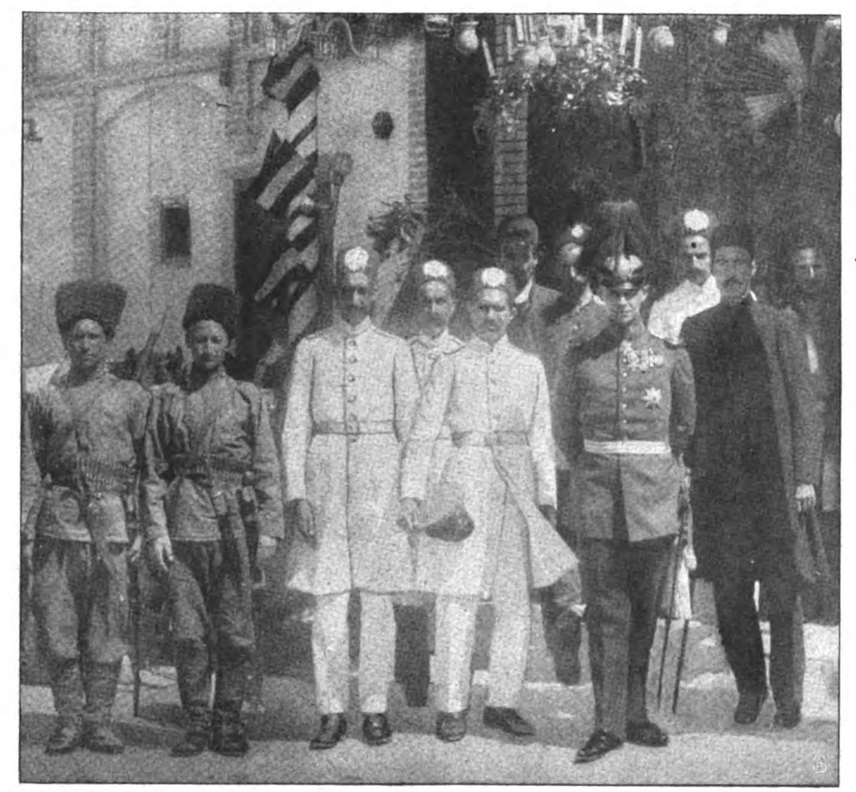


Oben: Proviantransport zu Pferde der Tiroler Landesschützen. Mitte: Fliegerabteilung im Marsch. Unten: Oesterreichische Sappeure auf dem Marsch.

Vom galizisch-russischen Kriegschauplatz.



Kampf um ein Gehöft in Französisch-Lothringen. Nach einem Original unseres Zeichners E. Mattschaß.



Der deutsche Konsul W. Litten vor dem festlich geschmückten Konsulatsgebäude.
Die Feier der Krönung des Schahs von Persien in Täbris.

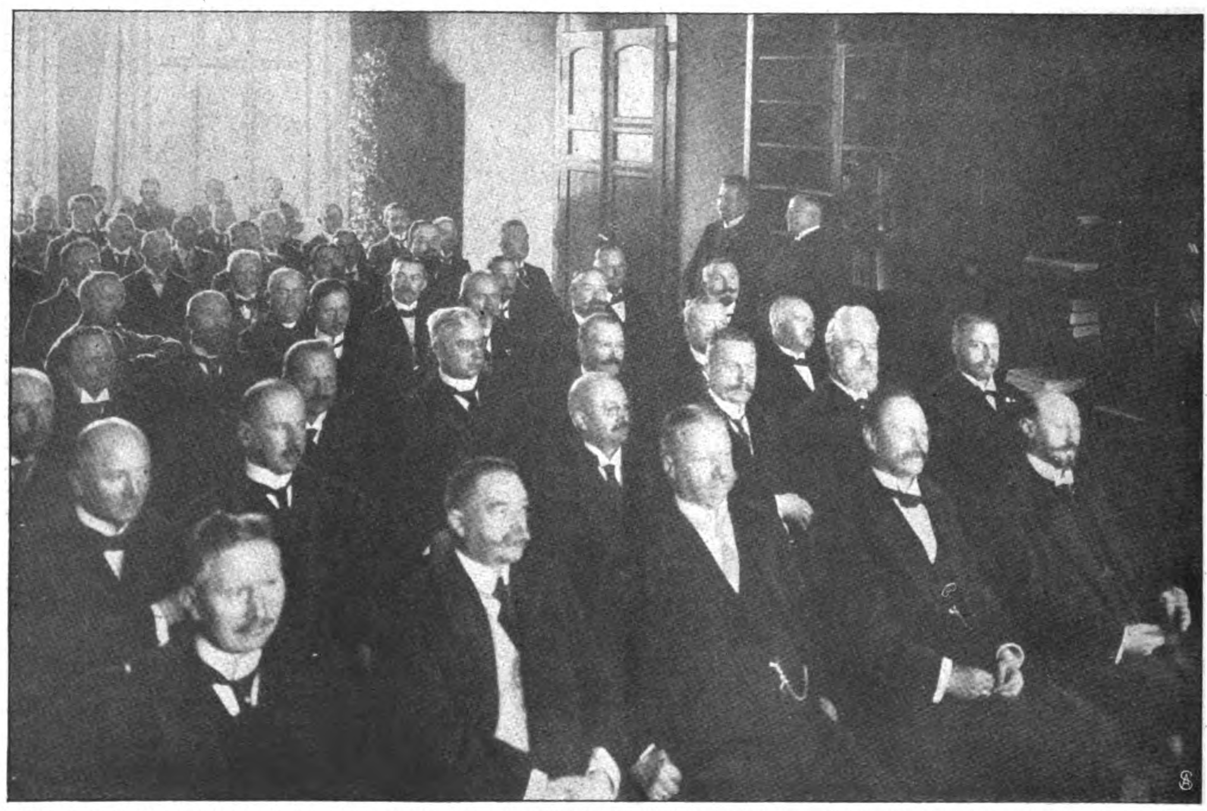


Phot. Gutschmann.

Marchese di San Giuliano †
italienischer Minister des Aeußern.



Wirkl. Geh. Ob.-Finanzrat F. Lewald †
Vortrag. Rat im preuß. Finanzministerium.



Vorderste Reihe von links: Kommerzienrat Haeffner, Wiesbaden; H. Martens, Amsterdam; Otto Hoyer, Präsident des Internationalen Hotelbesitzervereins; Oberbürgermeister Dr. Oehler; Prof. Dr. Herold, Studiendirektor. — Phot. J. Henne.

Eröffnungsfeier des Internationalen Instituts für das Hotelbildungswesen in Düsseldorf.



Geologie und Krieg.

Von R. Potonié.

Nicht lange vor Ausbruch des Krieges veröffentlichte der Hauptmann z. D. W. Kranz in der Kriegstechnischen Zeitschrift eine interessante Abhandlung, in der er zum Ausdruck brachte, wie wertvoll dem aktiven Offizier geologische Kenntnisse sein dürften. Dieser Hinweis wird jetzt die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregen. Sind doch in diesem Kriege schon mehrmals geologische Dinge zur Sprache gekommen. Einmal erfuhren wir, wie die Deutschen in Frankreich einen begonnenen Schützengraben nicht fertigstellen konnten, weil sie in Kalkstein geraten waren, ein andermal wurde es uns zum Glück, daß die Russen ein mooriges Gelände nicht richtig und sachgemäß zu beurteilen wußten.

Schon diese beiden Beispiele zeigen, daß Hauptmann Kranz vielleicht recht hatte, als er in seiner Arbeit schrieb: „Nur ein Gebiet der Naturwissenschaften muß heute noch in den meisten militärischen Dingen als Stiefkind beiseitestehen: Die Geologie."

Daß dies fürderhin nicht so bleiben wird, ist klar. Zwingt doch die furchtbare Wirkung der modernen Waffen den Soldaten mehr denn je zur sorgfältigen Anpassung an das Gelände, und so muß ihm der große Einfluß, den der Boden aus diesem Grunde auf den glücklichen Ausgang eines Gefechts hat, weit klarer als in früheren Zeiten beweisen, daß er der Lehre vom Erdboden, der Geologie, auf keinen Fall gleichgültig gegenüberstehen darf.

Die lange Dauer der großen modernen Schlachten bedingt häufig, daß man jetzt tiefer in den Boden hinabgeht als einstmals. Gewaltige Schützengräben usw. werden angelegt, und so muß denn — wie Kranz ausführt — ein Blick auf den Boden oder wenige Spatenstiche zeigen, welche Formen oder Stärken der Feldbefestigung sich in der verfügbaren Zeit erzielen lassen. Dazu gehört aber ein gewisses Maß Kenntnis vom Bau der Erde.

Wer nun eine geologische Karte zu lesen versteht, kann vielfach schon aus dieser erkennen, welche Befestigungsmöglichkeiten ein Gelände bietet. Ist doch z. B. aus der Karte klar zu ersehen, ob man eine zukünftige Stellung im harten Korallenkalk oder im weichen Mergel einnehmen wird. Die Truppenführung wird so in Voraussicht schwieriger Operationsgebiete für vermehrte Mitführung oder Bereitstellung des entsprechenden Schanzzeuges sorgen können wie für mehr Spaten, schwerere Kreuzhacken, Sandsäcke und dergleichen.

Der Unterführer aber wird fähig sein, in Rechnung zu ziehen, daß zur Herstellung der Deckung in dem vielleicht felsigen Boden fünf- bis zehnmal soviel Zeit erforderlich ist wie in einem weichen Untergrund.

So wird die Sachlage sein, wo man gezwungen ist, eine Feldbefestigung an einer ganz bestimmten Stelle anzulegen. Mehr Nachdenken erfordert es natürlich, wenn man zwischen mehreren Stellen wählen darf und nun den geologisch und taktisch günstigsten Ort herausfinden möchte. Nicht nur die Karte, sondern auch der Augenschein müssen hier helfen.

Das geübte, geschulte Auge wird bisweilen selbst auf felsigem Untergrund Lehmdecken herausfinden, in denen sich Annäherungsgräben leicht und schnell vortreiben lassen; oder aber es erkennt die Mitführung künstlicher Deckungen als unbedingt notwendig. Selbst der Fachmann bedarf oft eingehenderer Vorbereitungen, ehe er die militärisch wichtigen Eigenschaften eines Untergrundes erfaßt. Die notwendigsten Grundlagen bietet ihm jedenfalls die geologische Karte mit ihren Erläuterungen, zu deren Verständnis aber doch ein recht erhebliches Maß von Fachkenntnissen erforderlich ist.

Von wie großer Bedeutung werden geologische Kenntnisse z. B. bei der uns jetzt so alltäglichen Belagerung großer Festungen sein. Müssen die Festungen doch durch mühevolles Heranarbeiten bis auf allernächste Kampfentfernungen erobert werden, und so ist es klar, daß dabei die Arbeiten auf und unter der Erdoberfläche einen um so größeren Einfluß gewinnen werden, je hartnäckiger der Verteidiger das Vorwärtsdrängen des Angreifers zu verhindern trachtet. Frankreich ist zudem von alters her als erstklassiger Baumeister und Verteidiger ständiger Befestigungen bekannt. So wird jetzt vielleicht mancher Leser eine neue Vorstellung von der Hartnäckigkeit des Ringens um solche ständigen Befestigungen bekommen.

Ihre Umgebung muß zum Schauplatz sehr umfangreicher Erdarbeiten werden, und um diese nach Möglichkeit abzukürzen, bedarf es beim Angreifer sorgfältiger Berücksichtigung der Bodenverhältnisse und einer fast bis ins einzelne gehende Zusammensetzung der Belagerungstrains für den Infanterie- und Pionierangriff gegen die verschiedenen Angriffsfronten.

Im Hinblick auf den gegenwärtigen Krieg sei noch eins erwähnt, was Hauptmann Kranz unerwähnt läßt. Wir haben erfahren, daß es der Tapferkeit unserer Truppen und der Umsicht der höheren Führung gelungen ist, einem Teil der in Ostpreußen eingedrungenen Russen den Rückzug abzuschneiden, sie in das schwierige und unwegsame Gelände der masurischen Seen zu werfen und sie dort gefangenzunehmen. Über 90,000 Russen haben sich so den deutschen Siegern ergeben müssen. Leicht kann man sich vorstellen, wie solches Verhängnis über die Russen hereinbrechen konnte. Ist es doch nicht immer leicht, sich über die moorige Beschaffenheit eines Geländes rechtzeitig klar zu werden.

Unter diesen Verhältnissen dürfte es von Interesse sein, daß die Königlich Preußische Geologische Landesanstalt zu Berlin in den letzten Jahren begonnen hat, die ostpreußischen Moorgelände aufs genaueste zu untersuchen und die Resultate dieser Untersuchung der geologischen Karte einzuverleiben. Diese Eintragungen haben zunächst nur ein wissenschaftliches Interesse und sind wohl auch bisher noch nicht weit genug gediehen, um praktisch verwertet werden zu können. Aber vielleicht werden sie früher oder später praktisches Interesse erlangen. Sind doch die verschiedenen Moortypen, die sich nach dem Pflanzenbestand unterscheiden, teils völlig unbegehbar, teils leichten Fußes zu überschreiten. Dazwischen gibt es alle Übergänge vom nassesten bis zum relativ trockenen Gelände.

Wo sich also bisher die Überschreitung eines ausgedehnten Moores mit einer bedeutenderen Menschenmenge ein für allemal verbot, weil man mit den genaueren Verhältnissen dieses Moores nicht Bescheid wußte, da ist die neue geologische Karte imstande, die fehlende Ortskenntnis



vollauf zu vermitteln. Man wird ohne weiteres feststellen können, ob und wie sich ein gegebenes Moor am besten überschreiten läßt.

Kranz betont, daß eine Benutzung von Nichtsoldaten als Militärgeologen nur ein Notbehelf sei, solange es an geeigneten Kräften im Heer selbst mangele. Andererseits könne man diesen Beruf nicht neben einem andern militärischen Dienst ausüben, dazu sei er körperlich und geistig zu anstrengend. Militärgeologie wäre ein Beruf für sich wie jeder andere und erfordere ein besonderes Studium und volle Hingabe der Person an die Sache.

In dem gegenwärtigen Krieg wird es nun aber sicherlich nicht an militärisch geschulten Geologen fehlen. Unter den Reserve- und Landwehroffizieren sind zahlreiche Geologen und Bergleute, die den Pionier- und Verkehrstruppen zur Verfügung stehen und als militärische Berater den Belagerungs-, Verteidigungs- und Feldformationen, Eisenbahnbaukompagnien usw. zugeteilt werden können.

Auch die Geologie hat also in diesen Tagen mitzusprechen. Dieser Krieg ist eben der Krieg des Zeitalters der Naturwissenschaften. Es gibt nur wenige Wissenszweige, die nicht in seinem Dienst stehen.

Die Deutschen in Brüssel.

Hierzu 10 Aufnahmen.

Nach dem Fall der Festungen Lüttich und Namur wälzte sich der Strom des siegreichen deutschen Heeres sofort auf die Hauptstadt Belgiens. Zu einer Zeit, da die verblendeten Behörden dem Volk noch glaubten vorschwindeln zu dürfen, daß der Angriff des Feindes mit ungeheuren Verlusten vor Lüttich zusammengebrochen sei, streiften bereits die ersten Kavalleriepatrouillen in der Nähe Brüssels, und eines schönen Morgens begann für die überraschten und entsetzten Belgier der Einmarsch der „Feldgrauen“.

Die Bevölkerung, die an „Löwen“ dachte, legte sich Zurückhaltung auf, aber der Haß loderte im stillen weiter, und es bedurfte der ganzen deutschen Tatkraft und Umsicht, um das neue Generalgouvernement auf sicheren Boden zu stellen. Dazu war eine starke, stets bereite Garnison notwendig. — Auf Abb. 1 sehen wir einen Park deutscher Maschinengewehre in Schaerbeek bei Brüssel. Bekanntlich gibt es keine zweite Waffe, die so geeignet ist, im Straßenkampf Verwendung zu finden wie gerade das Maschinengewehr. — Kaum war für den nötigen Schutz unserer Behörden vor Angriffen fanatisierter Einwohner gesorgt, so begann man auch, alle öffentlichen Gebäude der herrlichen, leichtlebigen Stadt für den ernsten Zweck des Krieges herzurichten.

Das vom König in hastiger Flucht verlassene Schloß zu Brüssel wurde in ein „Rotes-Kreuz-Lazarett“ verwandelt (Abb. 2), und ein mit Rädern versehenes Pfadfinderkorps, das der der Jugend so wohlwollend gesinnte Generalgouverneur Frhr. von der Goltz besichtigt (Abb. 3), leistet innerhalb der Stadt wertvolle Botendienste.

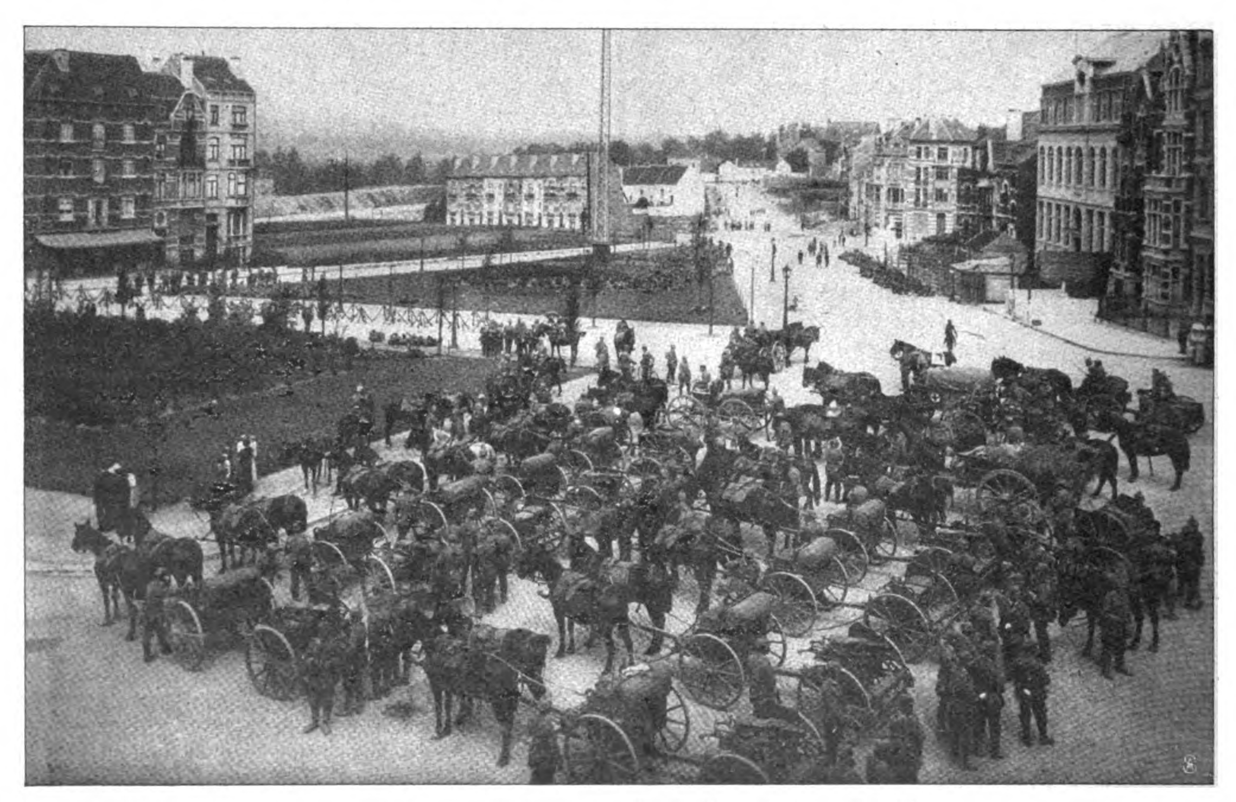
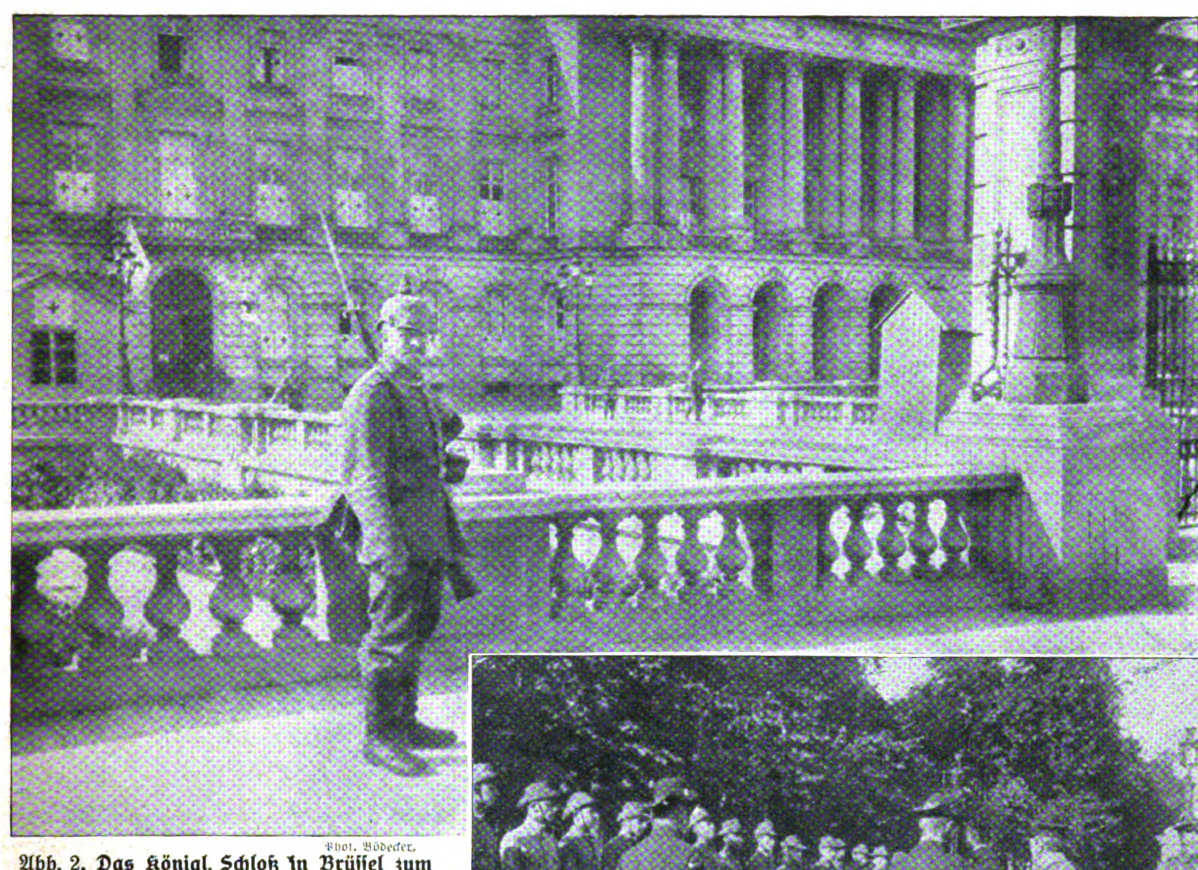


Abb. 1. Deutsche Maschinengewehre in Schaerbeek bei Brüssel.



Phot. Bödecker.

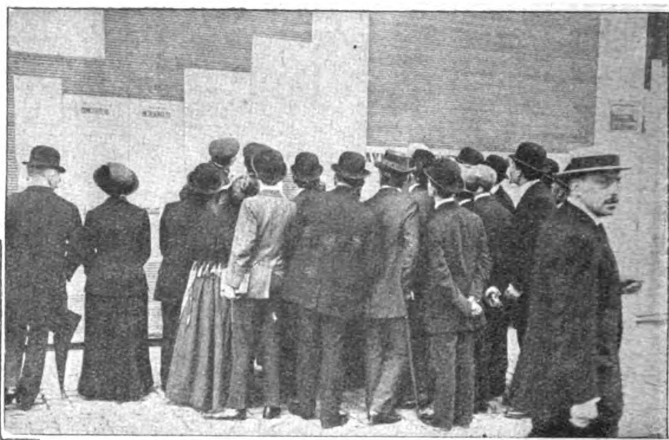
Abb. 2. Das Königl. Schloß in Brüssel zum Roten-Kreuz-Lazarett verwandelt.

Nach manchen Tagen der Entbehrung und Anstrengung bot die Besetzung Brüssels unsern Truppen Gelegenheit, nicht nur den äußeren Menschen wieder „propper“ zu machen, sondern auch dem Magen eine Extrafreude zu bereiten. Die reiche



Abb. 4. Wie unsere Truppen für ihr leibliches Wohl sorgen: Soldaten mit Schlachtvieh in Brüssel.
Mitte: Abb. 3. Gouverneur Frhr. v. d. Goltz besichtigt deutsche Pfadfinder in Brüssel. — Phot. B. J. G.

Stadt war in der Lage, ungeheure Vorräte zu liefern. Auf Abb. 4 sehen wir unsere tapferen Jungen Schlachtvieh requirieren, und der gewaltige Ochse, den der Landwehrmann Müller am Nasenring führt, dürfte bald manchem Kochtopf eine willkommene Gabe liefern. — In Anbetracht der unbestimmten Haltung der Bevölkerung, die immer noch mit französisch-



Phot. B. J. G.

Abb. 6. **Das Publikum vor den offiziellen Bekanntmachungen.**

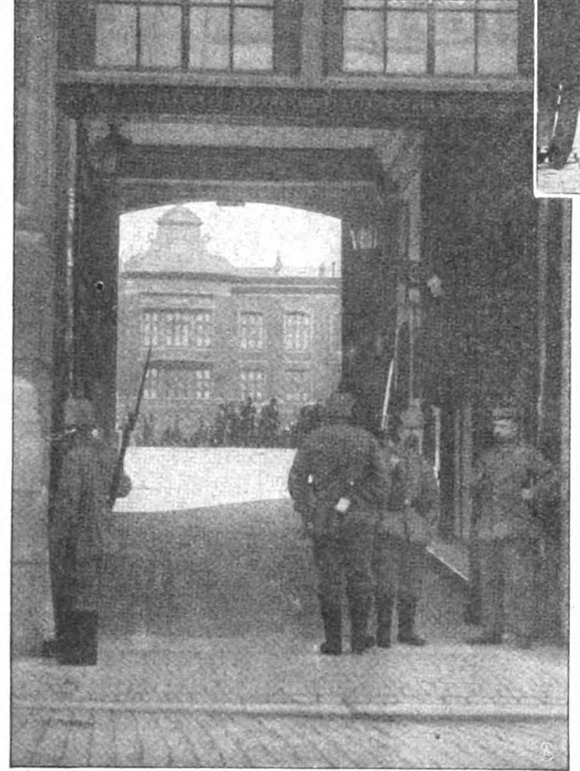
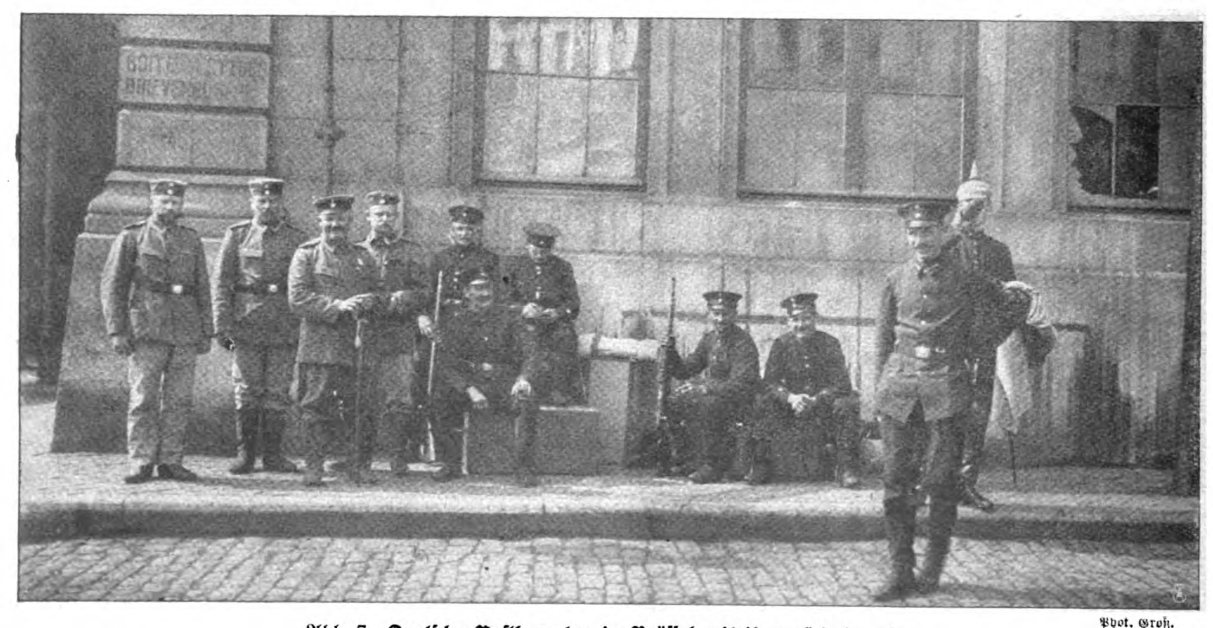


Abb. 5. **Blick in den Hof der Grenadierkaserne.**

englischem Entsatz rechnete und allerhand Luftschlösser baute, hatte man es nach Möglichkeit vermieden, die Truppen einzeln in Bürgerquartieren unterzubringen, sondern die Kasernen in erster Linie belegt. Abb. 5 läßt uns einen Blick in den Hof der Grenadierkaserne tun. —

Eine der ersten Amtshandlungen des Generalgouverneurs war, die Einwohnerschaft durch offizielle Bekanntmachungen mit den neu geschaffenen Verhältnissen vertraut zu machen und auch die nötigen Warnungen zu erteilen. Abbildung 6 zeigt das Publikum vor einer der Anschlagstellen. Eine sehr wichtige Rolle spielt auch die Feldpost, der in Brüssel eine besondere Schutzwache zugeteilt worden ist, damit sie ihre umfangreiche und verantwortungsvolle Aufgabe ungestört lösen kann (Abb. 7). Neben dem Feldleben im eroberten Land kommt aber auch nach deutschem Muster der Paradedrill nicht zu kurz. Ein Vorbeimarsch, den der Generalgouverneur über die Garnison von Brüssel abnahm (Abb. 8 und 9), dient mancherlei Zwecken. Erstens ist es gut, daß einmal wieder die Zügel strammer Zucht und Disziplin ein wenig fester ge-



Phot. Groß.

Abb. 7. **Deutsche Postbeamten in Brüssel mit ihrer Schutzwache.**



wir Soldaten auf der Rast in Schaerbeek bei Brüssel. Nach den Strapazen des Tages kann es sich ein richtiger Kriegsmann überall bequem machen, und der schwere Tornister zeigte sich schon oft — zur Unterlage benutzt — als treuer Freund der müden Soldaten. Im großen ganzen gewinnt man aus allen Bildern den Eindruck, daß es den Deutschen in Brüssel an nichts mangelt! F. N.

nommen werden als Gegengewicht gegenüber den mannigfachen Freiheiten, die der Krieg verleiht. Zweitens aber ist der Eindruck nicht zu unterschätzen, den ein solches militärisches Schauspiel auf die Einwohnerschaft ausübt.

Es ist der äußere Glanz deutscher militärischer Macht, der niemals seine Wirkung auf eine Bevölkerung verfehlt, die noch schwankt, wie sie sich zu den neuen Dingen stellen soll. Eine „Parade in Brüssel" ist also nicht nur militärisch, sondern auch diplomatisch von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Auf Abb. 10 sehen



Phot. B. J. G.

Abb. 8 u. 9. **Parade deutscher Truppen in Brüssel: Vorbeimarsch der Infanterie.**

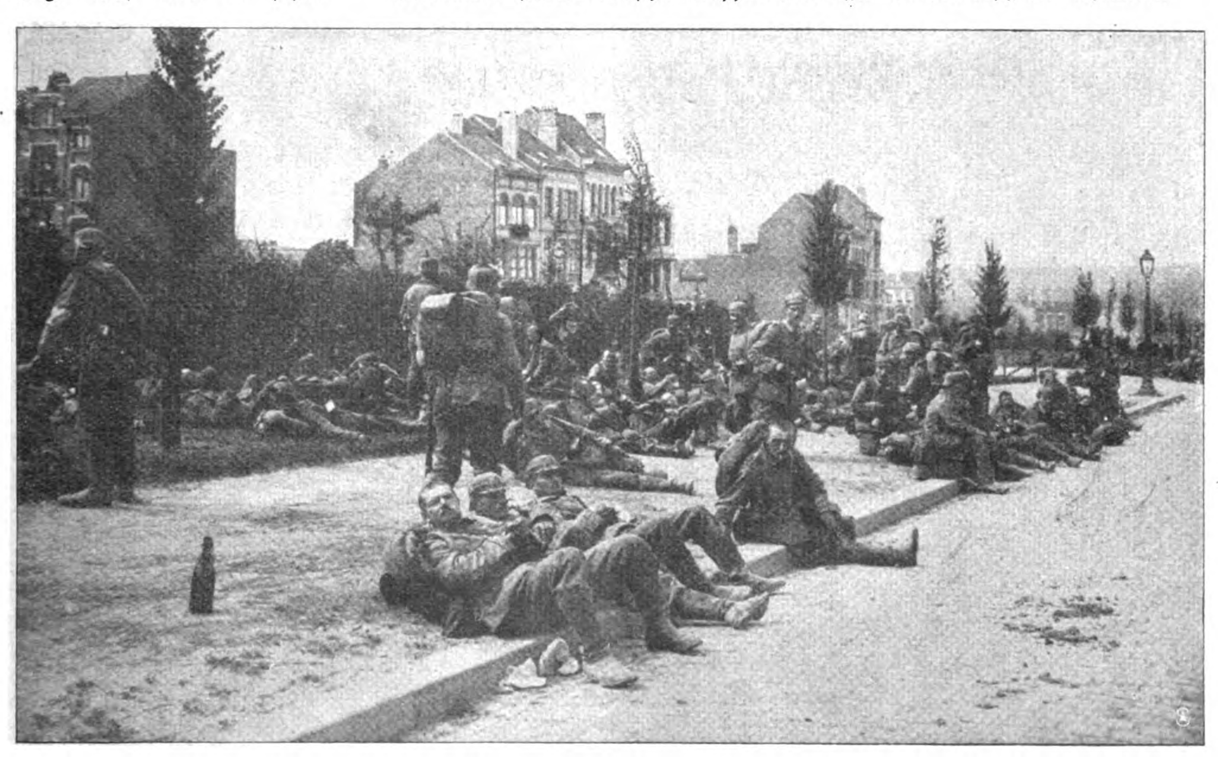
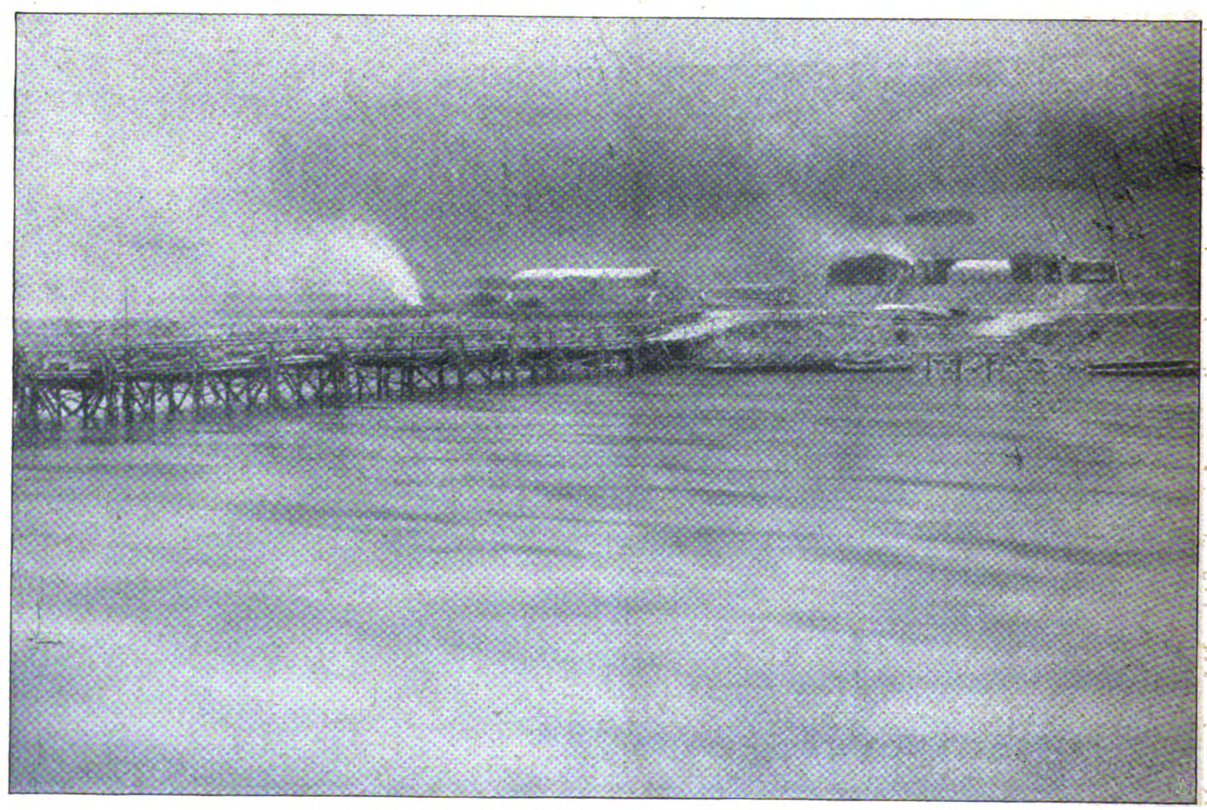


Abb. 10. **Deutsche Soldaten auf der Rast in Schaerbeek bei Brüssel.**



Uebergang über die Maas bei Sassy.



Pionier-Feldwache mit Kolonnenbrücke im Etappengebiet.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



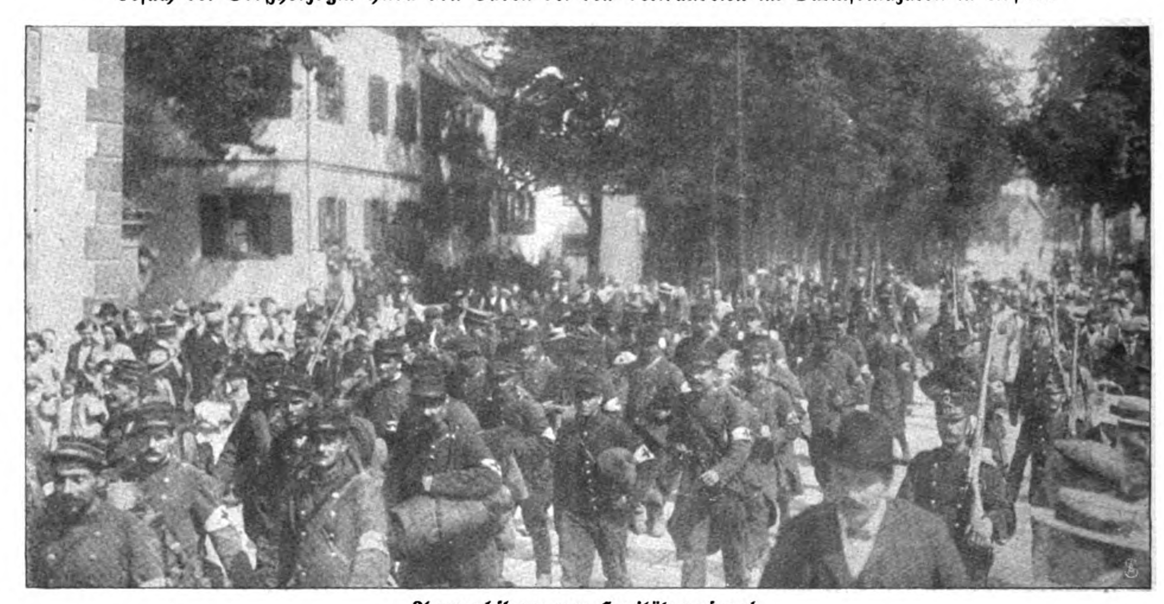
Oben: Transport eines Flugzeuges. Phot. Hohmann. **Mitte:** Erbeutete russische Flugzeuge werden auseinandergenommen und nach Deutschland transportiert. Phot. Löhrich. **Unten:** Flugapparat-Transport in Johannisthal.

Das Flugzeug im Kriege.





Besuch der Großherzogin Hilda von Baden bei den Verwundeten im Garnisonlazarett in Rastatt.



Auswechslung von Sanitätspersonal.

Von den Deutschen gefangene französische Sanitätsoldaten werden von den schweizerischen Truppen durch die Schweiz geleitet, um nach Frankreich zurückzukehren. — Phot. B. J.-G.



1. Erzherzog Eugen. 2. General Baron Pelichy. 3. Admir. St. Arzt Baron Eiselsberg

Hofphot. L. Grillich.

Aerzte und Pflegepersonal des Deutschen Ritterordens in Wien.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy-Ed.

12. Fortsetzung.

Klara sah vor sich das Werk — war nicht alles wie sonst? . . . Die vielen kleinen Sonnen all der elektrischen Lichter standen als heller Kern in ihrer runden Strahlenglorie. Malerisch beschienen wälzte sich der Rauch von der Kokerei her langsam in schräger Lage über und durch all das Eisengestränge der Drahtseilbahnen und Rohrleitungen, ehe er sich in die dunkle Luft hinauf verlor und von der Nacht aufgesogen wurde. Als hellbeleuchtete Säulen erhoben sich unbeschädigt die Schornsteine. Die weit hinaus ragenden eisernen Linien der Ausladebrücke waren klar zu erkennen.

Das ungeheure Geschöpf mechanischen Lebens, der Selbstgreifer, senkte sich von der ersten Brücke hinab in den Bauch eines Dampfers, um ihm Riesenhände voll gepulverter Kohle zu entreißen und oben in die Wagen zu entleeren.

Klara umfaßte im Laufen dies ganze, ihr so vertraute Bild von Lichtern und Feuerscheinen und überhelltem Gewölk, senkrecht und wagerecht von schwarzen Linien und Gebäudesilhouetten durchschnitten. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, aber gewaltiger und viel phantastischer, stand dies Wunder menschlicher Kraft vor dem schwarzen Himmel, inmitten der dunklen Landschaft.

Ein Blick in solcher Angst erfaßt in Sekundenschnelle viel, die nächste Sekunde ändert das Bild.

War dort nicht die Ordnung und das gewohnte Sichüberschneiden der Linien zerstört? Wo war der leiterartige Schrägaufzug, dieser feine, durchsichtige Bau von Eisenstäben, zwischen denen sonst die Förderungen gleich kleinen Lasttieren hinaufkrochen, um oben in das Beschickungsloch der Hochöfen Erze, Kohlen und Kalkstein zu werfen? Starrten da nicht zerbrochene Rippen in die Luft? Aber noch ehe der Blick dies sicher erkennen konnte, geschah etwas Neues — Dampf quoll auf, weißer, dickgeballter Dampf kochte in die Höhe und verhüllte alles.

Schon war die junge Frau am Tor — von Severinshof strömten Menschen heran. Die Männer der abgelösten Belegschaft, die der Knall aus ihrer Ruhe riß — verängstete Frauen. —

Der Torwächter gebot diesen Frauen ein Halt. Aber wie durfte er es der Tochter und Gattin der Herren zurufen.

Klara stürzte vorwärts — sie, die einzige Frau unter den Schwarm von Männern.

Nun sah sie — da am ersten Hochofen sah sie es — in kurzen Sekunden, wenn der weiße Dampf zischend höher trieb, ergoß sich ein Lavastrom aus dem Bauch des Hochofens. Wo kam diese weißglühende, feurige Masse her, die alles Wasser, das gleich einem gläsernen, rinnenden Mantel die Burg der schmelzenden Erze umgab, zum Verdampfen brachte?

Das flüssige Eisen und die kochende Schlacke hatten ihren Panzer durchfressen.

Und indem sie sich, ihren Kerker zersprengend, hinausdrängen wollten, machten sie allen Gasen freie Bahn.

Mit einem Donnerknall war die glühende Luft entwichen, indem sie Steine und Eisen zerbrach — und die Masse geschmolzenen Metalls flutete ihr nach.

Es war ein ungeheuerliches Bild, wie dies Gedärm von fließendem Feuer nun fast ruhevoll herausquoll und sich über den Unterbau, den Herd ergoß.

Und eine unerhörte Aufregung zuckte durch die Menge.

Vor dem Höllenatem der Bruchstelle und ihren Entladungen, vor dem weißkochenden Dampf wich alles weit zurück. Und doch hieß es eingreifen, größerem Unglück vorbeugen, von all den maschinellen Betrieben des Werkes Störungen abhalten, die vorbeiziehenden Bahnen und Rohre vor der Schmelzglut schützen, die fließende Lava aufhalten. Von der Gießhalle her mußte das Stichloch eingestoßen werden, um den Abfluß auf die sandige, schiefe Ebene ihres Bodens zu lenken.

Tapfere Männer, Hände und Arme mit nassen Lappen umwunden, von Schläuchen mit Wasser begossen, drangen mit den Stoßstangen vor, berannten das Stichloch, damit sein Tonverschluß zerbreche.

Einer der Ingenieure, die die Arbeit leiteten, näherte sich Klara. Sie stand leichenblaß, zitternd, erdrückt von der Majestät der Elemente, die sich der Menschenhand entwinden wollten.

„Gnädige Frau", bat der Ingenieur höflich, und es hieß: „Gehen Sie."

„Alle fort — Thürauf — mein Mann", stammelte sie.

„Was zu tun ist, geschieht", sagte er ruhig.

„Nein — ich bleibe." . . . Sie stand ja sicher.

Dampf und Glut umhüllten das Bild und entschleierten es in jähem Wechsel, wie Wind, Hitze und Luftwirbel spielten.

Die hellen Töne der Eisenstange, die die Männer gegen das Stichloch trieben, klangen durch die Wirrnis.

Da ein Schrei und ein furchtbares Aufheulen. —

Im gleichen Augenblick, da das Durchstoßen des Stichloches gelang, sackte von oben im Gehäuse des Ofens die ganze Beschickungsäule, diese schon halb durchschmolzene Masse von Erzen und Kohlen und Kalkstein, nach, hinab in den entstandenen Hohlraum und preßte so auf die herausquellenden Massen, daß sich aus dem Stichloch ein Katarakt, ein Springquell von sprühendem Eisen ergoß und auf den Unterkörper des Vordermannes traf. — —

Das wahnsinnige Aufheulen ließ jeden erbeben, und da war wohl keiner, dem nicht ein Frösteln über die Haut lief und ein Gefühl von Übelkeit emporstieg.

Auch die junge Frau schrie auf, sie drängte sich durch

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

die Männer, sie lief und lief und merkte kaum, daß ein paar Atemlose mit ihr fast Schritt hielten. Zwischen starren Eisenträgern und Mauern vorbei ging der Weg, durch Qualm und gasige Dünste, und da war das kleine Rettungshaus, da war die Tragbahre, in Glasschränken alles, was einem Verunglückten wohltun kann.

Und da war auch schon Doktor Sylvester, der für alle Fälle herbeigeeilt kam, als er über den Knall erschrak.

Und zehn Minuten nachher lag auf der Tragbahre, die mitten auf dem braunblanken Tonstrich des kleinen Raumes stand, der Mann, gefallen auf dem Feld der Arbeit, ein stiller Held, der in ruhigem Mut sich dahinstellte, wo seine Pflicht ihn das Leben kosten konnte.

Sein Jammern erfüllte die Luft und machte der jungen Frau den Herzschlag fliegen.

Sie weinte und wußte nicht einmal, daß ihr die Tränen aus den Augen liefen, und daß sie sie zuweilen mechanisch mit dem Handrücken abwischte, um klarer zu sehen.

Mit raschen, gehorsamen Händen folgte sie den Anweisungen Sylvesters, ihr Frauengefühl, die sanfte Sicherheit ihrer Bewegungen waren gute Dienerinnen. Und Sylvester mit dem Schmiß über die Wange bis zum Mundwinkel hinein sah verächtlicher und grollender aus als je, seine Stirn war gefaltet, seine Finger zart wie die eines schonenden Weibes.

Und sie schnitten dem Verunglückten die Kleider vom Leib, und von dem nackten berußten Körper stieg der furchtbare Geruch verbrannten Fleisches auf. Dann kniete Klara neben der Bahre, und als der Arzt begann, mit lindernden Mitteln, antiseptischen Watten und schleierdünnen Bandagen die Beine und Schenkel zu behandeln, umfaßten die beiden feinen Frauenhände manchmal die krampfhaft geballten schwarzen Arbeiterfäuste.

Das heisere, brüllende Schreien des Mannes wurde matter, er mochte die Wohltat des Verbandes spüren, und vielleicht kam die Schwäche, jene Grenze der äußersten Leiden war erreicht, wo die Nerven schon leise Milderung erlösend empfinden.

Sein Blick, sein furchtbarer Blick voll Zorn und Wildheit, in dem noch die ungebrochene Wut der Schmerzen loderte, traf den Blick der jungen Frau.

Und es war, als sprächen sie zusammen.

Aus den dunklen Augen strahlte ein Mitleiden von himmlischer Kraft.

Und diese junge, weiße Stirn war von einem ungeheuren Schmerz gefurcht.

Tief neigte sie sich zu ihm herab, als wolle sie ihre Seele der seinen nahebringen.

Und ihre Seele wollte der seinen viel sagen.

Aber nicht einmal ihre Gedanken konnten sich zu Worten fassen; in dem Übermaß der durcheinanderflutenden Gefühle tauchten, gleich Bruchstücken, einzelne deutlichere Empfindungen auf.

Ich leide mit dir, sieh, ich habe mich niemals über dich erhoben, hab nie hochgemut den Reichtum genossen, ich bin ein einfacher Mensch wie du, deine Schwester, verzeih mir, verzeih Gott, verzeih dem Leben, verzeih, daß du leidest, du sollst keine Sorgen haben, sei tapfer, bleib mutig . . . ! —

So stammelte ihr Denken. Und sie hob mit aller Kraft ihre gefalteten Hände zum Arzt empor. Ohne Worte flehte, fragte sie: „Er wird leben?"

Und Sylvester verstand diese stumme, glühende Frage. Er sprach fest: „Ich hoffe."

Und sein Blick glitt ab, nicht weil er log, sondern weil die Inbrunst in diesen Augen, weil das heilige Mitleiden auf diesem Angesicht seine männliche Fassung fast zerbrach.

Und wieder neigte Klara sich über dieses düstere, halb verstörte, ächzende Geschöpf. Mit leisen, liebevollsten Händen streichelte sie seine Schläfen, strich ihm das nasse Haar aus der Stirn.

Und wieder sprachen ihre Blicke zueinander, in schrecklicher Klage und in innigem Trost.

Da bückte sich die junge Frau noch tiefer und küßte die berußte, von wilden Schmerzen verzerrte Stirn. . . .

* * *

Am andern Ufer, in der friedlichen kleinen Stadt saßen der Hauptmann von Likowski und sein Oberleutnant und Freund, der Freiherr von Marning, noch spät zusammen. Die Fenster waren geöffnet, und der schwebende Rauch aus des Hauptmanns Zigarre zog um die Lampe und dann in feinen Strichen hinaus ins Dunkel der Nacht.

Marning hatte das schlichte Abendbrot des älteren Kameraden geteilt. Dann saßen sie und nahmen eine strategische Aufgabe durch, die Likowski sich ausgedacht hatte. In der lebhaftesten Meinungsverschiedenheit stritten sie hin und her. Aber nun war es für heute genug. Morgen früh vier Uhr begann eine große Marschübung. Also: gute Nacht.

„Ich danke Ihnen, daß ich heute abend bei Ihnen sein konnte", sagte Marning, während er seinen Säbel umschnallte.

„Na ja, und ich dank Ihnen, daß Sie sich bei mir einluden. Sagen Sie mal, Marning, was ist das, daß wir uns um Vorwände bemühen, Herrn Wynfried Severins Aufforderungen auszuweichen? Und obenein mit Zurhilfenahme von Verschleierungen und Vorspiegelungen. Er muß meinen nach der Art unserer Absage, daß bei mir 'n großer Kommißpekko für Unbeweibte stattfindet. Und wir haben bloß friedlich zu zweien fachgesimpelt, leider Gottes tun wir ja immer nur was Friedliches."

„Ich weiß auch nicht, was es ist", sprach Marning.

„Schade! Ist ja übrigens nicht auf unserer Höhe! Nach Vorgefühlen gehen! Denn was anderes als dies Unbestimmte: ‚Wir mögen ihn nu mal nich', können wir doch nicht vorbringen. Er ist ein liebenswürdiger Wirt. Er soll sich zum fixen Geschäftsmann entwickeln. Wir sehen ihn nur in ritterlicher Art mit Vater und Frau zu verkehren. Daß er acht Jahre lang 'n Lebejüngling war, nu, über so was wächst ja Gras. Und dennoch: nee, ich kann nu mal kein Herz zu ihm fassen, ich trau ihm nich. Er ist mir auch zu schön."

Marning hätte kaum etwas antworten mögen und können. Und ihm wurde auch jede Antwort abgeschnitten. Ein Knall, dunkel und groß, von dem Nachklang krachender Geräusche begleitet, zerriß die Nachtluft in Stücke.

Sie sahen sich an, erschreckt nachhorchend, ein paar Augenblicke.



Was war das? Wo war das gewesen? In der Stuhrschen Fabrik? In welcher andern der vielen industriellen Anlagen hüben und drüben am Fluß? Oder gar auf Severin Lohmann?

Likowski riß die Tür zu seinem nach hinten hinaus gelegenen Schlafzimmer auf und stürzte ans Fenster. Von dort über das Stalldach hinweg konnte er das Hochofenwerk sehen. Stand es nicht wie immer lichtumstrahlt, von beschienenem Gewölk umzogen, als helldunkles Bild wunderbar vor dem schwarzen Nachthimmel?

Nein, nicht wie immer — da stiegen weiße Wolken — kochte Dampf auf.

„Ein Unglück. Rasch, Marning. Den zweiten Zug alarmieren — der dritte soll sich bereithalten" . . .

Der Ruf: „Voller, Voller!" donnerte durch das Haus. Der Bursche polterte aber schon gerade die Holztreppe von seiner Dachkammer herab.

Sie griffen nach ihren Mützen und liefen.

Unten steckte sich ein altes, graues Frauenköpfchen aus der Türspalte, und man sah eine weiß bekleidete Schulter.

Aber da war nun keine Zeit zu neugierigen und erörternden Gesprächen.

„Ich glaube nicht," sagte Marning im Laufen, „daß sie uns drüben brauchen. Die abgelöste Belegschaft tritt da ja ein, wenn wirklich was los ist. Aber immerzu."

„Nun, anbieten müssen wir's."

Sie rannten fast Hornmark um, den der Knall vom Schreibtisch aufgeschreckt hatte, wo er seine Gefühlzweifel in Verse goß und sich mit Edith und Finchen in leidenschaftlichen Reimen auseinandersetzte.

„Sie — Hornmark — den zweiten Zug alarmieren — der dritte soll sich bereithalten — Laufschritt zur Fähre — drüben ebenso nach Severin Lohmann — immer zwei Gruppen auf einmal übersetzen lassen. Die beiden Mann der letzten Rotte hüben und drüben postieren — zum Nachrichtendienst. Wir laufen voraus"...

Likowski und Marning eilten die schräge Straße hinab, die zur Fähre führte. Das Leben, das schon schlafen gegangen war, erwachte wieder. Einzelne Männer erschienen in den Türen. Aber sie sagten, es sei wohl nichts Besonderes. Da war auch der Fährmann, in Pantoffeln und nur in Hosen und dem blauen Hemd.

Aber da half ihm nun nichts. Likowski hätte ihn mitgeschleppt, wäre er selbst noch kümmerlicher bekleidet gewesen. Und Sörensens mürrischer Einwand: „Herrjes — in Büxen?" half ihm nicht.

„Wat — Büxen! Is ja Sommertid — man to — man to —"

Sie standen voll Ungeduld im großen, schweren Kahn, während die eiserne Kette klirrte. Nun warf Sörensen sie hinein, daß es krachte, und fuhr los.

Über den Fluß, der von schwarzblanker Tinte schien, schaukelten sie — der dunkle Himmel der Sommernacht spannte sich in unermeßlicher Weite. Alle Ferne war in Finsternis versunken. Aber die Nähe zeigte ihr Bild in großen Zügen. Das Lichtgeflimmer des Hochofenwerks spiegelte sich in der Flut; vor dem nächtigen Hintergrund quoll weißer Dampf in die Höhe.

Sie schwiegen.

Nun waren sie drüben. Sie hatten schon während der Überfahrt gesehen: weder die „Klara" noch das Motorboot lagen an ihren Bojen. Also das junge Paar war von der Segelpartie noch nicht zurück.

Gottlob! dachte Stephan. So brauchte er der einen nicht zu begegnen, die er mied, wenn er es ohne Aufsehen konnte.

Sie nahmen immer zwei Stufen auf einmal. In den Hainbuchenhecken, die die Treppe begleiteten, raschelte ein wenig Wind. Da, vor ihnen lag nun das Herrenhaus. Ganz wenig Fenster zeigten sich erhellt. Vorbei im Laufschritt. Aber wie denn? Vor dem Gitter, das Park und Vorgarten von der Straße schied, stand der Fahrstuhl. Der alte Herr saß darin, neben ihm stand Leupold Wache.

„Herr Geheimrat!" rief Likowski verdutzt.

Das mächtige Haupt mit den blitzenden Augen wandte sich um und ihm zu. Er hatte in die Richtung gestarrt, wo der Palisadenzaun um Severin Lohmann begann.

„Ja," sagte er vor Zorn fast heiser, „angebunden. Und dieser Kerl weigert sich, mich hinzufahren! Mich zu verlassen! Mir meine Tochter zu holen — und das Schaf — der Georg — der findet sie nicht — —"

Leupold nahm den „Kerl" nicht übel. Er sagte nur kurz: „Wie kann und darf ich Herrn Geheimrat verlassen?"

„Ihre Tochter?" fragte Likowski. „Nicht mitgesegelt?"

„Sie ist drüben. Georg läuft her und hin und kann sie nicht finden."

„Was ist los? Der zweite Zug meiner Kompagnie kann bald zur Hilfe hier sein. Soldaten können Sie haben, so viel da sind"...

„Oh, unnötig!" wehrte der Geheimrat ab. „Ihre Soldaten können uns nichts nutzen — danke — danke — was los ist? Durchbruch! Ein Mann verunglückt. Und Schaden — schwerer Schaden. Produktionsminderung auf zwei, drei Wochen — ich weiß noch nichts Genaues."

Er sah den atemlosen Georg heranrasen — zum drittenmal.

„Welche sagen, die gnädige Frau sei bei dem Verunglückten — da darf ich nicht rein."

„Marning," flehte der alte Herr, „holen Sie mir meine Tochter"...

Stephan salutierte gehorsam. Er konnte nichts sagen. Er ging.

Likowski kam sich ein wenig blamiert vor. Tatkräftig hatte er Retter und Helfer aufgeboten, und nun waren sie nicht einmal gewünscht.

„Darf ich sofort telephonieren? Hornmark rückt sonst mit den Leuten an — vielleicht halt ich sie noch auf."

Der Geheimrat nickte, sah aber dem davonschreitenden Marning nach, während der Hauptmann, diensteifrig, wie immer, von Georg, seinem früheren Burschen, gefolgt, ins Haus ging.

Stephan kam an das große Eingangstor, darüber auf breitem Blechband in schwarzen Buchstaben der wuchtige Name stand.

Er kannte hier alles genau, oft und oft war er hier umhergegangen, allein, mit dem Generaldirektor, mit einem der Ingenieure oder der Chemiker. Sein Interesse war unersättlich. Sein Verständnis ein so rasches, als



habe seine ganze Intelligenz sich von jeher darauf vorbereitet, diesen Stoff aufzunehmen. Wie es vielleicht immer ist, wenn Menschen von ihren überkommenen Bahnen aus plötzlich den Blick gewinnen auf ein Gebiet, dahin sie sich berufen gefühlt haben würden, wenn sie es früher gekannt hätten.

Heute aber war das Bild doch verändert. Nicht all der zischende Wasserdampf zog gleich frei hinauf zur Höhe, viel von diesem weißen Gewölk schlich sich durch die Eisenträger, unter den Bahnen und Rohren, zwischen den Bauten hin. Der starke Feuerschein vom beschädigten Ofen her glänzte unheimlich über das Gelände hin.

Er wußte auch, wo die Rettungstation war. Wenn sie dem Verunglückten beistand, mußte sie dort sein.

Vor der Tür traf er vier Männer. Sie warteten in bedrücktem Schweigen mit finsteren Minen, das Mitleid fraß an ihnen und das Bewußtsein von der Bedrohlichkeit ihrer Arbeit.

„Wir sollen ihn rüberbringen", sagten sie.

In der Kolonie Severinshof gab es doch das kleine Krankenhaus mit den vollkommenen Einrichtungen.

Stephan zauderte, durfte er eintreten? Er fühlte: ja! Nicht nur, weil die Bitte des alten Herrn ihn trieb. Er war Offizier. Es lag ihm im Blut, sich nach einem Gefallenen liebevoll umzutun.

Er öffnete die Tür.

Und er und die finster wartenden Männer sahen es alle, da drinnen kniete eine junge Frau und küßte die berußte schmerzverzerrte Stirn des Verunglückten. . . .

„So," sagte der Doktor Sylvester, „nu faßt an, aber leise, leise, schwebt sozusagen, geht auf Eiern, Schwester Ludmilla hat schon telephoniert, alles bereit drüben."

Der Verunglückte schloß die Augen, sein Wimmern zitterte zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. . . .

Und wie die vier schwertragenden Männer mit ihrer düstern Last davonschritten, stand Klara und lehnte ihre Stirn gegen die zusammengepreßten Hände an der hellen Wand.

Draußen packte der Doktor, ehe er der Tragbahre folgte, den Arm Stephans.

Er raunte: „Ich will Ihnen mal was sagen, es gibt noch edle Frauen! Und den Mann mach ich gesund, wenn Gott uns nicht ganz verläßt, dem Tod aus'm Rachen reiß ich ihn. Ja". . . .

Stephan trat über die Schwelle. Gefaßt und erhoben.

Edle Frau, dachte er, edle Frau.

Sie hörte ein Geräusch, sie hatte gedacht, sie sei nun allein. Sie brauchte ein paar Minuten der Sammlung. Der Schreck, das Entsetzen, das Geheul des armen Menschen und der betäubende Geruch, Jodoform, verbranntes Fleisch, furchtbar. Sie war wie benommen. Von der Nähe des Mannes hatte sie keine Ahnung. Nun schreckte ein Schritt sie auf, der hinter ihr anhielt. Sie löste sich von der Wand, an der sie Halt gesucht. Sie wandte sich um, in einer müden Bewegung.

Und erschrak . . . und erglühte . . .

Sie starrten einander an. Auch er von ihrem Schreck ergriffen.

Sie faßten sich. . . . Mit all ihrer Kraft.

„Gnädige Frau," sprach er sehr förmlich, „Ihr Herr Schwiegervater beauftragte mich, Sie heimzugeleiten."

„Danke," sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, wie eine Zerstreute war sie, die nicht recht bei ihren Worten ist; „danke, ja, Vater."

„Er war in großer Angst um Sie."

„Oh, keine Ursache, gar keine"...

Sie ging auf die Tür zu. Hielt sich am Pfosten. Raffte sich abermals auf und schritt hinaus. Er folgte ihr — draußen waren ein paar Leute — sie wichen ehrerbietig zurück.

Und wie sie so dahinging, mit unsicheren Füßen, schwankend, im beschmutzten weißen Kleid, an dem kein Schmuck, kein Zierat auffiel, das Haar zerzaust — das Gesicht bleich, von der Erregung mit scharfen Linien durchzeichnet — da hätte man sie wohl eher für das Weib des Verunglückten halten können als für die Herrin dieses Werkes.

Und die von den Arbeitern, die sie sahen, fühlten es: der Schlag, der einen von den Ihren hingestreckt, der hatte auch diese junge Frau mitbetroffen. . .

Und deshalb sahen sie sie mit tiefen Blicken an...

„Ich darf Ihnen meinen Arm geben", sprach er. „Sie können ja kaum"...

„Eine Minute", flüsterte Klara.

Nein, so nicht vor den Vater treten — er würde sich entsetzen — Fassung, Haltung...

„Eine Minute", sagte sie noch einmal.

Und an seinem Arm ging sie ein paar Schritte in den Knickweg hinein, der auf die Straße mündete.

Da, zwischen den ragenden Wänden der hohen Büsche, die ineinander verflochten, vom Gerank des Caprifoliums durchwirkt, auf den Erdwällen sich hinzogen — da war Ruhe — die Sommernacht wohnte hier — und die schwarzblaue Höhe droben über allem Irdischen tröstete. Vom Werk her kam ein blasser Schein. Sie konnten einander deutlich erkennen — jeden Zug der Angesichter.

Sie strich sich über die Augen mit schwerer Hand..

Dann hob sie den Blick zu ihm... Sie sahen sich an — lange.

Und langsam kam das Entsetzen über sie.

„Nein", stammelte das junge Weib, „nein ... nein!"

Und sie streckte ihre Hand abwehrend gegen ihn aus...

Nicht wissen, was in der eigenen Seele gleich wahnwitzigem Glück, gleich rasender Verzweiflung aufging. Nicht wissen, nicht hören, was die seine betäubte. . .

Stark daran vorüber!

„Eine Frage," sprach er leise, kaum seiner Stimme mächtig, „eine Frage! Ich gehe von hier, sobald ich kann, aber eine Wahrheit muß ich hören! Sagen Sie es mir, geben Sie mir dies Wissen mit... Warum haben Sie ihn geheiratet?"

Und sie fühlte: er war der einzige Mensch auf der Welt, der diese Frage an sie stellen durfte, er, der einzige, dem sie Antwort geben mußte.

Sie faßte sich.

„Aus Dankbarkeit!" sprach sie klar. „Nicht weil der reiche Mann mir zehn Jahre lang Unterhalt und Bildung gab. Nein. Er hat mehr an uns getan. Er hat meine Mutter geliebt und vor ihrer Würde seine Leidenschaft bezwungen. Mein Vater hat sein Vertrauen verraten, ihn um Hunderttausende geschädigt, sich erschossen. Und er



hat den Schimpf vom Grab meines Vaters und die Schande vom Leben meiner Mutter ferngehalten. . . . Deshalb bin ich seines Sohnes Frau geworden." . . .

Er hörte — und über sein bleiches Gesicht ging eine tiefe Bewegung.

Edle Frau! sagten seine Gedanken wieder, edle Frau — ein halbbewußtes Echo der Worte, die ein anderer gesprochen.

Nun konnte er gehen, hinaus in ein einsames Mannesleben voll Entsagungen.

Aber er nahm ein reines Bild mit.

Dennoch, er war ein Mensch, ein junger Mann — und die starke Liebe, die sein Herz erschütterte, rang um ein wenig Hoffnung.

„Ehen lassen sich lösen."

Vom Werk her kamen die tausend Stimmen der Arbeit. Sie vermengten sich zu einem dumpfen Getön, gedämpft, zuweilen fast sanft.

Die junge Frau horchte, hob ein wenig ihr Haupt, als wolle sie mit allen Sinnen diesen Klang aufnehmen. War es nicht, als sei es eigentlich die Stimme des alten Mannes, der sie liebte und ihr vertraute? Redete er ihr raunend zu? „Verlaß uns nicht mit deinem Herzen! Nicht mich, der dies Werk schuf, nicht deinen Sohn, der es einmal lenken soll." Zitterte in den brausenden Dämpfen ein Ruf mit, der an ihren Mut erging? Klang in all dem Krachen und Stoßen und Rasseln, das vereint und gemildert herüberkam, nicht ein stolzer Rhythmus? Umschmeichelte es sie nicht wie ein tröstliches Lied?

Sie erbebte. Und ihre Seele sagte den mahnenden Stimmen: Ich höre, ich höre.

Da sie schwieg, sprach er es noch einmal aus: „Ehen lassen sich lösen."

„Die meine nicht und nie!" sprach Klara. Und ihre Fassung wollte zerbrechen. . . . „Ich wußte, was ich tat. Liebe vielleicht kann enden. Aber Pflicht nie, wenn sie allein der Inhalt einer Ehe war und ist und immer sein wird. Und ich will eher sterben, als daß ich meinen Vater verließe und mein Kind" . . .

Sie schluchzte auf. . . Sie streckte ihm die Hand hin.

Er begriff, es hieß: Lebe wohl!

Er nahm die Hand und hielt sie lange.

So standen sie im Helldunkel der Sommernacht.

Und sie gaben einander durch diesen festen Händedruck den Mut und die Würde, in Reinheit zu entsagen.

Dann löste sie ihre Hand aus der seinen, schonend, leise. Und er ging.

Einige Minuten später schritt Klara mit müden Füßen langsam die Straße dahin, zurück nach dem Haus.

Der Hauptmann v. Likowski begegnete ihr. Er war erstaunt.

„Da schickt der Herr den Jochen hin", zitierte er. „Wo ist denn Marning, der Sie suchen soll? Und hier bin ich, der Sie und Marning holen soll. Der alte Herr ist was nervös — o je — Na, und Sie, Frau Klara. . ."

Er griff zu. Ihm schien denn doch, als sei sie zu unsicher auf den Füßen und gliche einer Nachtwandlerin.

In seiner väterlich herrischen Art legte er einfach ihren Arm in den seinen. . . . Sie konnte nur schweigen —

„Wir haben den alten Herrn ins Haus gekriegt — ich hab einfach selbst den Stuhl geschoben — Na, wenn er Sie nur erst mit heilen Gliedmaßen wiedersieht — "

Ja, da war er dann auch ruhig — er streichelte Klaras Hand und sah sie an und fand ihr Gesicht blaß und scharf. Aber er schalt nicht. Er dachte sich wohl, was ihr Gemüt erschüttert hatte. Auch ihm, dem Mann, erbebte das Herz, wenn ein Arbeiter erschlagen wurde von der Riesenfaust des Eisens und des Feuers —

„Mein Kind!" sagte er nur zärtlich. „Mein Kind!"

Und dann fragte er noch: „Wird er leben bleiben?"

„Sylvester hofft es."

„Ist es ein Verheirateter von Severinshof?"

Klara wußte es nicht.

Da mischte sich Leupold ein, der mit den Händen am Griff des Fahrstuhls bereitstand, um seinen Herrn in den Lift zu schieben.

„Nein. Georg hat gehört, er heißt Indereit und sei ein wilder Kerl —"

„Möchte er gerettet werden", sprach der alte Herr leise vor sich hin.

Aber nun wollte er zur Ruhe — Was? Gerade schlug die Uhr auf der Diele — Einen Schlag? — Dunkel und volltönig? Halb eins! Wo blieb nur Wynfried.

Likowski verabschiedete sich. Und er sagte, er müsse doch zunächst noch seinen verloren gegangenen Oberleutnant aufgabeln. Und wettete, daß der wieder, vom Werk hypnotisiert, sich nicht trennen könne.

Wie sehnte die junge Frau sich nach Einsamkeit —

Und ganz merkwürdig ging es ihr kurz durch die Gedanken — wie ein Erstaunen: ich bin ja nie allein — Ihr Eigenleben war wie erdrückt und verdrängt von dem Leben um sie herum.

„Gute Nacht, Vater!"

Sie neigte sich zu ihm hin und küßte seine Stirn wie jeden Abend.

In ihrem Zimmer hatte sie noch nicht begonnen, ihr Haar zu lösen, als es klopfte — sie erschrak — Warum? Ihr Mann mußte doch endlich heimkommen — —

„Darf ich dir noch gute Nacht sagen, Klara?"

Und er trat ein.

„Agathe läßt dich vielmals grüßen. Es hat ihr sehr leid getan, daß du nicht mitkamst. Die Fahrt war herrlich. Nur zuletzt starke Flaute — So wurde es spät", sprach er.

„Wie gut, daß ich hier blieb — Weißt du denn nicht?"

Sie beschäftigte sich vertieft mit einer Schatulle, die auf ihrer Kommode stand.

„Fatal. Ja. Wir hörten schon in Travemünde von einem Malheur — Durchbruch — na ja, ziemlich aufregende Geschichte — Und in diesem Moment Produktionsverminderung, wo wir gerade mit Direktor Malzan morgen Lieferungen abzuschließen hofften" —

Wie merkwürdig — das Leben mit all seinem tausendfältigen Inhalt ging weiter — wie jeden Tag. War es denn nicht ein neues und von Grund auf erschüttertes geworden seit jenem letzten Blick und Händedruck — —

Wynfried war unruhig — anders als sonst. Sie begann es zu spüren. Seine Worte liefen so — als flöhen sie am liebsten schnell an dem Schrecken der Dinge vorbei.



Wie begreiflich war es ihr! Ein Menschenleben durch den Dienst auf dem Werk gefährdet. — Aber wie sonderbar — er wußte es doch wohl nicht — er sprach so unnötig lang und breit von dem Schaden, den sie hatten — erwog Zahlen — ging auf und ab in seinem weißseidenen Sportkostüm, daran nichts farbig war als der schwarzweißrote Schlips des Kaiserlichen Jachtklubs.

„Es ist ein Mann sehr schwer verunglückt," sagte sie und schloß den Deckel der Schatulle, darin sie nichts gesucht hatte, „das weißt du wohl noch nicht?"

„Doch, doch," sprach er, „aber es ist zum Glück keiner vom alten Stamm — bloß Indereit — ein Wasserpolack — kenn den Kerl zufällig — war neulich dabei, als er von Thürauf in Person verdonnert wurde — war in wahnsinniger Verliebtheit zu dreist gegen ein Mädel von Severinshof geworden. — Der Vater hatte sich beschwert — der Indereit wollte sie zum Weib — sie will aber nicht. — Ja, die Leute haben auch ihre Romane."

„So leidet er tausendfach", sprach sie.

„Nanu — so schroff?!"

„Verzeih. Ich bin zum Umfallen müde — Und es war so aufregend. . . ."

„Also denn gute Nacht."

Er küßte ihr die Hand — sehr ritterlich — mit Allüren, als sei hier ein Salon, in dem sich eine feierliche Gesellschaft dränge — —

Als die junge Frau sich endlich in ihrem Bett ausstrecken konnte, war es ihr wie eine Beglückung —

Allein — feierliches Dunkel — kühles Leinen um die erschöpften Glieder.

Das tat wohl.

Und denken können — denken! . . .

Aber ihre Gedanken zerrannen —

In eherner Gewißheit stand ihr Schicksal vor ihr.

Aber sie fühlte: es war nicht klein!

Ihr Dasein hingebend, hatte sie große Dankesschuld abtragen dürfen — der herrliche Mann, nun ihr Vater, war beglückt — durch sie, durch seinen Enkel —

Dies Bewußtsein gab Halt und Frieden

Ihrer Ehe fehlte die Liebe. Aber der Bund war ja nicht aus Liebe geschlossen. Sein Inhalt hieß: Sittliche Pflichten, Wahrhaftigkeit, Treue. Dieser Inhalt war unumstößlich! Die Gründe, um derentwillen sie sich mit Wynfried verbunden, bestanden fort — —

Sie dachte an den andern Mann. — Nun wußte sie es — sie hatte ihn immer geliebt. Von jenem ersten Tag an, da sie im Regen und Sturm zusammen übers Wasser fuhren —

All diese dumpfe Bedrängnis ihres Herzens — all diese geheime Angst — es war die Furcht vor dieser Liebe gewesen —

Einen Augenblick wünschte sie: hätte ich nie begriffen — —

Aber nein — nein — lieber leiden und kämpfen, als auf dies Wissen verzichten — —

Sie sah ihn wieder vor sich, im Helldunkel der Sommernacht — Nur seine Augen hatten gesprochen —

Und wie ihm seine Ehre und die ihre heilig war! — Sie fühlte es in beseligender Erschütterung —

Ihr Herz war erhoben in Dank und Glück — —

Wie deutlich erlebte ihr Gedächtnis noch einmal das erste Begegnen.

Da fiel ihr etwas ein — Sie drehte das Licht auf — Sie glitt aus ihrem Bett. — Hinten, tief im Schubfach ihrer Kommode, gab es ein weißes Paketchen — es umschloß eine blaue Mütze und eine beschriebene Karte — Klara wußte nun, weshalb sie diese kleinen, geringen Dinge aufgehoben hatte — — Und weil sie es wußte, durfte sie sie nicht behalten —

Sie holte sie hervor — sie ging an den Kamin und knüllte Papier und die Wollhäkelei zusammen und warf sie auf den Rost — ganz hinten an die Rückwand des Feuerloches —

Da war auch noch die Karte — sein Name — wenige, förmliche Zeilen von seiner Hand.

Klara sah lange diesen teuren Namen an — las ihn — als enthielten diese Buchstaben die Geschichte seines Lebens, ihres Lebens und — ihrer Liebe —

Sie hob das Kärtchen — zauderte ein wenig — und leise, leise hauchte sie einen Kuß auf die Schrift — —

Und zerriß das kleine Blatt —

Und gleich darauf loderte in der Tiefe des Kamins ein kurzes Feuer auf.

Leb wohl! dachte sie. Leb wohl!

Wieder war Dunkelheit um sie, und sie weinte in ihr Kissen hinein — — Weinte um einen ihr Toten, der ihr nicht gelebt hatte; um einen ihr Verlorenen, der ihr nie gehört —

Aber dennoch war sie zugleich erfüllt von einem tröstlichen Wissen —

Auch ein Schmerz, wenn keine Schuld ihn belastet, kann ein Glück sein.

(Fortsetzung folgt.)

Aufbruch zur Schlacht.

Von allen Dingen, die mich schlimm bedrängten,
wie Staub sich an die arme Seele hängten,
bin ich nun frei.
Der Weg liegt da, ich will ihn aufrecht gehen,
der dunkeln Stunde ernst ins Antlitz sehen,
was es auch sei.

Vielleicht, daß ich am Feindesfeuer liege,
die andern jubeln vom erkämpften Siege,
der stolz vollbracht.
Aufflammt das Firmament im Glanz der Sterne,
und Träume, Liebste, wandern in die Ferne
durch Licht und Nacht.

Vielleicht, daß sie mich bald zur Ruhe senken,
Vielleicht, daß wir euch goldnen Frieden schenken,
daß wir es sind.
Dann küß die Kinder, laß ihr Herz nicht weinen,
die Sonne soll auf klare Stirnen scheinen,
wenn wir es sind.

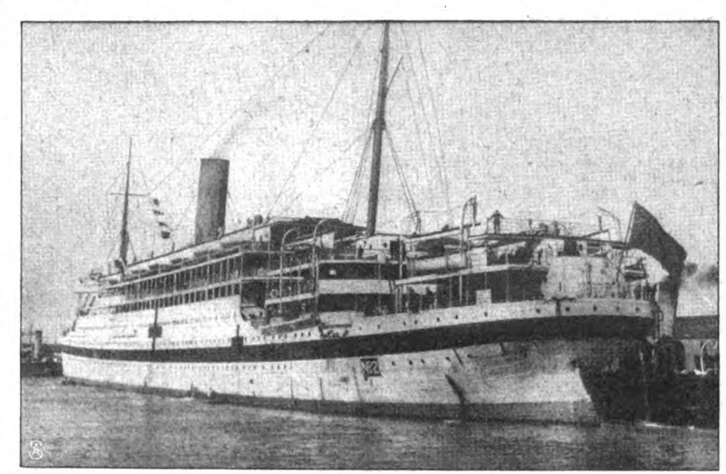
Martin Boelitz



Die Engländer in Belgien.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Der Unheilstifter Großbritannien hat seiner diplomatischen Tätigkeit, die seit Jahren die Völker in den Vernichtungskampf gegen Deutschland zu hetzen suchte, nunmehr die Tat folgen lassen müssen, indem er das versprochene Hilfskorps nach Frankreich bzw. Belgien warf. Tropfenweise und in ganz ungenügender Stärke trafen die Regimenter in dem Hexenkessel des belgisch-französischen Kriegschauplatzes ein und wurden teilweise zermalmt, ehe sie überhaupt dazu gekommen waren, große Taten zu vollbringen. Wie die englische Regierung selbst zugibt, sind die Verluste — ganz besonders an



1. Ein englisches Hospitalschiff.

und denen es ziemlich gleichgültig ist, wo sie fechten und wofür. — Daß das englische Landungskorps gut ausgerüstet wurde, muß selbst von uns anerkannt werden. Das ist auch weiter keine besondere Leistung, da sich unsere edlen Vettern schon seit langer Zeit auf diese Expedition „ins Herz Deutschlands" heimlich vorbereitet haben. Wenn es nun so ganz anders gekommen ist — anstatt des Einzugs in Berlin die Gefangenenlager, die Tom Atkins willkommen hießen — so verdanken wir das der militärischen Ueberlegenheit unserer Führer und der ihnen unterstellten braven Kämpfer. Auf Abb. 9



2. Schottische Garde auf dem Marsch.

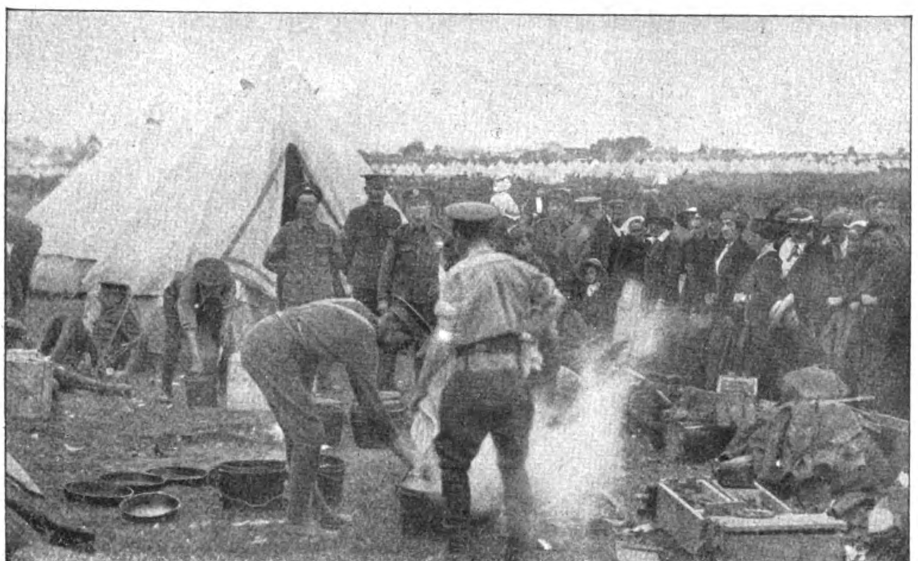
Offizieren — sehr groß, und so viel neue Truppen man in Hast auch ausbilden mag, die Blüte des aktiven englischen Landheeres sank bei St.-Quentin, an der Aisne und bei Antwerpen dahin.

Unsere Bilder zeigen uns die Engländer in den verschiedenen Phasen des Krieges. Abb. 5 zeigt, wie ein englischer Transportdampfer abgeht. Viele Angehörige stehen an der Kaimauer, um den Leuten das Geleit zu geben, die des Soldes-willen Soldat werden,

sehen wir einen englischen Aeroplan, der nach Frankreich verladen wird. Bisher haben die britischen Flieger aber im ganzen herzlich wenig geleistet.

Abweichend von den meisten andern Armeen ist die Unterbringung der Engländer im Felde. Abb. 3 zeigt uns die weiße Zeltstadt eines britischen Biwaks. Die weißen Zelte, die weithin sichtbar sind, mögen einen bequemeren Aufenthalt gewähren als unsere niederen braunen „Hundehütten", aus Zeltbahnen zu-





3. **Englisches Biwak.**

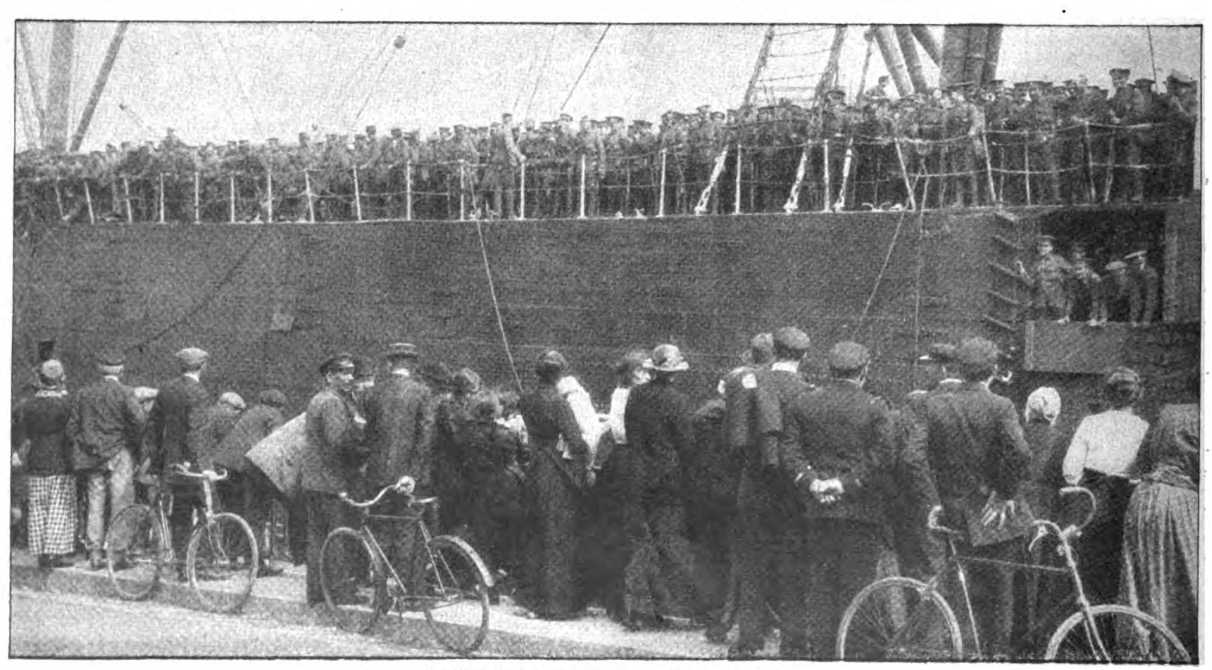
sich teilweise schon lange Jahre im Dienst befinden. Auch an der heimatlichen Musik fehlt es nicht. Die Schottischen Hochländer haben ihre Dudelsackpfeifen mitgebracht, deren Klänge sie auch in Feindesland erfreuen (Abb. 2). Ueber den Wert der englischen Spezialwaffen sind die Ansichten sehr verschieden. Große Heldentaten hat die Artillerie z. B. bisher nicht vollbracht, und in den bisherigen zahlreichen Gefechten und Schlachten zeigten sich unsere Geschütze stets den Briten überlegen.

Ueber die Verpflegung der englischen Bundes-



4. **Kanadische Artillerie mit Feldgeschütz.**

sammengestückt, aber unpraktischer sind sie zweifellos. — Auf Abb. 2 und 8 erblicken wir englische Infanterie auf dem Marsch. Sehen wir von der strengen deutschen Marschdisziplin und der Gleichmäßigkeit in der Haltung unserer Leute ab, so machen diese englischen „Berufsoldaten" einen sehnigen, leistungsfähigen Eindruck. Es sind sportgeübte, widerstandsfähige Gestalten, die



5. **Abfahrt eines Truppentransportes.**





6. Ankunft englischer Soldaten in Boulogne.

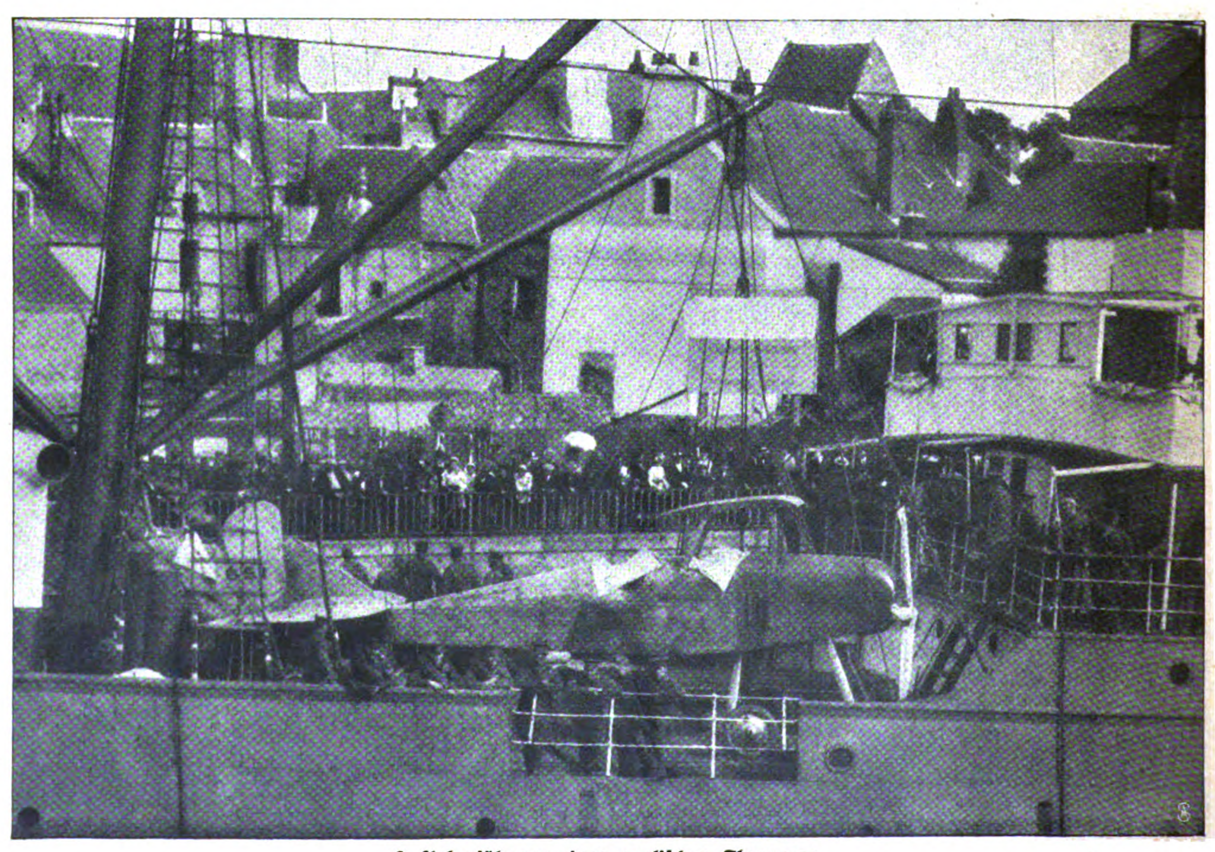


7. Eine Vorratskolonne unterwegs.



8. Englische Infanterie.

genossen sind in Frankreich Wunderdinge erzählt worden. Marmeladen und Kakes wurden angeblich pfundweise vertilgt, wie überhaupt alles sehr reichlich vorhanden war. Jedoch neben vielem Guten auch herzlich viel Ueberflüssiges. Auf Abb. 7 sehen wir eine Gepäckkolonne, die so schwer beladen ist, daß Soldaten in die Speichen greifen müssen. Diesem „Ueberfluß" dürfte der Krieg mit seinem bisherigen Verlauf ein



9. Ueberführung eines englischen Flugzeugs.

rasches Ende bereitet haben, und Tommy wird in den Schützengräben an der Aisne keine Marmeladen und Kakes mehr haben.

Daß die Briten bei aller Siegesgewißheit, die sie beim Ankerlichten beseelte, doch der Kehrseite des Krieges gebührend Rechnung trugen, geht aus Abb. 1 hervor, die uns ein prächtig eingerichtetes großes Hospitalschiff zeigt. Der Dampfer dient dem Zweck, die in Frankreich verwundeten englischen Soldaten nach der Heimat über den Kanal zu bringen. Dieses Schiff hat inzwischen mehr Arbeit bekommen, als sich der pessimistischste Engländer träumen ließ. F. N.

Der junge Leutnant.

Skizze von Ursula von Wedel.

Vom Dach des Rokokoschlößchens weht die Flagge mit dem roten Kreuz. Wie ein achtlos hingeschleudertes, mitten in Schmutz noch strahlendes, kostbar gefaßtes Juwel liegt es in seinen gepflegten Gärten. Ringsum die Verwüstung und Öde, die der dahinfegende Krieg mit Flammen und Tod hinterläßt.

Den kleinen, schlanken Leutnant an der Spitze seiner grauen Reiterschar zieht es unwiderstehlich dort hinein. Er verspürt ein plötzliches körperliches Behagen, als wenn ihm jemand sogleich ein Bad zur Verfügung gestellt hätte. Oder als wenn er zu Hause in seiner mit vollendetem Geschmack ausgestatteten Wohnung eine besonders duftende Zigarette von einem andern — zum Beispiel seinem Burschen — rauchen ließ. Das war seine Erfindung. Er selbst rauchte damals nie.

In der Erinnerung lächelt er, summt eine Melodie, als die Pferde in den Park einbiegen. Die Manen der künstlerischen Spielereien, in denen seine im Frieden brachliegende jugendliche Kraft und Einbildung sich auslebten, sind ihm heilig.

„Man muß die Pietät seiner Dummheiten haben!"

Der Fähnrich, den er mit diesem Ausspruch zu sich herangewinkt hat, nimmt es mit nicht gerade geistreichem Gesicht entgegen. Er versichert den jungen Vorgesetzten jedoch durchaus militärisch seiner unbedingten Zustimmung zu dem Grundsatz. Im übrigen sieht er aus, als erwarte er eine weitere Erklärung. Der Leutnant lacht.

„Wenn man jetzt in so ein Stückchen Frieden hineinschneit wie wir hier," sagt er und schwenkt die Hand, den ganzen Rokokobesitz umfassend, „dann regt sich die Erinnerung an den Frieden, der hinter uns liegt, und an die Dummheiten, mit denen man sich die Zeit vertrieben hat. Dann fühlt man, daß man Gott dankt, weil Krieg ist. Aber dabei wird das Herz ganz warm vor andächtiger Erinnerung und Hoffnung auf das Neue. Mir wenigstens. Gestern sagte mir einer, daß er sich verachtete, wenn er an die Friedenzeit und sich mitten darin dächte. Der arme Kerl hatte die Pietät nicht."

Der langaufgeschossene Fähnrich ist kaum siebzehn Jahre alt. „Es muß wundervoll sein," sagt er, „wenn man so wie Sie erst nach ein paar ganz durchkosteten Friedensjahren hier herauskommt!"

Die schmale Reitergestalt des älteren wendet sich jäh herum. „Mein Junge," sagt er mit einem Lächeln um den Mund, „es gibt zwei schöne Dinge, die jeden, der in den Krieg geht, die wahre todesverachtende Tapferkeit lehren. Das eine ist die abgeklärte Ruhe, das andere die jugendliche Begeisterung. Alte Leute wie ich haben die erste, Jungen wie Sie die zweite. Ich bin gewissermaßen ehrwürdig und Sie . . ." er lacht fröhlich und hell auf, „mehr anbetungswürdig. Aber wissen Sie, wenn ich so hätte von der Schulbank weg in den Krieg gehen können, ich hätte was drum gegeben!"

Nun lächelt auch der lange Fähnrich und meint, während zwei Paar lachende Jungenaugen sich ansehen: „Ich glaube nicht, Herr Leutnant, daß Sie in Ihrem Herzen und Empfinden für den Krieg auch nur einen Tag älter sind als ich."

Und der junge Patrouillenführer gibt fröhlich zurück: „Ja, wir beiden werden's schon machen!" —

Die Patrouille hat den Auftrag, in diesem vom Krieg bereits einmal berührten Gebiet, das sich jetzt zwischen den feindlichen Armeen öde und verlassen ausdehnt, die ersten Vorposten des Feindes auszukundschaften.

Unter den schon zur Gewohnheit gewordenen Vorsichtsmaßregeln gegen Franktireurüberraschungen durchschreitet der junge Führer der kleinen grauen Dragonerschar das Schloßlazarett. Vor dem letzten Zimmer, das sich ihm öffnet, tritt seine Führerin, eine schlanke, grauhaarige Schloßherrin im schwarzen Seidenkleid mit der Binde des Roten Kreuzes um den Arm, zartfühlend zurück. Hier liegen drei Deutsche.

Aus zwei Betten richten sich dem Eintretenden strahlende Blicke entgegen. Zwei Totenkopfhusaren, noch schwer verwundet, aber fieberfrei, liegen da. Wie Verschmachtende nach deutscher Sprache und nach den geringsten Nachrichten vom deutschen Heer sind sie im Fragen unermüdlich. Dann erzählen sie von der aufopfernden Pflege, von der todesverachtenden Ruhe, mit der die Schloßbewohner Verwundete, Freund und Feind, hier unter das rote Kreuz in Sicherheit brachten. Denn nicht nur die Geschosse der kämpfenden Heere bedrohten sie in jenem Augenblick. Als es geschah, hauste ringsum noch wütender Deutschenhaß. Die eingeborenen Samariter waren als Verräter an der heiligen Sache des Vaterlandes an Leben und Eigentum gefährdet, wenn sie dem Feind Hilfe gaben. Aber die deutschen Sanitätskolonnen waren weit. Und der alte Gott hatte wohl im letzten Augenblick eingegriffen, um dies Haus und mit ihm sie so wunderbar zu erhalten. Er hatte schon gesorgt, daß es auch in Frankreich Menschen gab. Und nun auch, daß die Deutschen sie hier fanden.

Der Leutnant fragt nach dem dritten Verwundeten. Der wälzt sich in halber Bewußtlosigkeit auf dem Lager. Die anderen wissen wenig von ihm. Ein Ulan. Erst gestern hier eingebracht. Wohl von einer versprengten Patrouille. Der Arzt habe wenig Hoffnung. Das Fieber, eine unnatürlich gesteigerte Rastlosigkeit nähmen immer zu. Teilnehmend beugt sich der kleine Leutnant über den Bewußtlosen. Er sieht in ein junges, rundes, fast knabenhaftes Antlitz. Wirr stehen die blonden Haare um die Stirn. Ein kurzer Bart sproßt auf Wangen und Kinn. Die wenigen zusammenhanglosen Worte verraten in ihrem Heimatklang den norddeutschen Bauernsohn.

„Armer Kerl!" Der Leutnant legt die schmale gebräunte Hand mit leichtem kühlem Druck auf die Stirn des



Fiebernden. Einen Augenblick scheint's, als würde er ruhiger. Aber plötzlich reißt er die hellen Augen auf und macht eine verzweifelte Bewegung, sich aufzurichten. „Nicht schlafen ... nicht schlafen!“ Voll Angst stößt er die Worte aus.

Der junge Offizier beugt sich hinab. „Doch, doch, Sie müssen schlafen und ganz, ganz ruhig sein. Schön schlafen!“

Seine Hand liegt noch, weich und zart wie die einer Frau, auf der heißen Stirn. Seine Stimme aber hat einen milden Klang ... einen Klang wie daheim — in dem hellen, ein bißchen altmodischen Haus, wo er noch heute ein Kind, „der Junge“ ist. In dem Haus, das hell wird für ihn von den Augen seiner Mutter, aus dem er fortging vor ein paar Wochen mit einer ungestüm zärtlichen Umarmung, einem jungenhaft ungeschickten zarten Trostwort und etwas wie einem feuchten Schimmer in den Augen. Diese Stimme wirkt auf den Verwundeten wie ein Zaubermittel.

Mit übermenschlicher Willensanstrengung scheint er sein Bewußtsein zurückzurufen. „Herr Leutnant?“ stammelt er. „Da ... da“, sein Arm versucht sich zu heben, die zuckenden Finger den Mund zu berühren, „da .. der Befehl ... für den Prinzen ...“

Den Namen fängt das Ohr des Lauschenden noch auf. Dann ein Röcheln. Der Verwundete sinkt zurück.

Die schmalen Finger des jungen Offiziers nehmen aus dem leicht geöffneten Mund des sterbenden Ulanen ein zusammengeknifftes, winziges Stückchen Papier. Darauf haben die zuckenden Finger gewiesen. In das Antlitz des Verwundeten tritt ein Ausdruck erschöpfter seligster Ruhe.

Noch einmal schlägt er voll die ruhig blickenden blauen Augen auf, und während der ganze Körper sich wohlig streckt und dehnt, und die Finger nach der Hand des Offiziers tasten, flüstert er: „Ich ... konnte nicht ... mein Rittmeister ... tot! ... Alle andern ... ich konnte nicht ... verschlucken.... Nun Sie ... Dank ... Herr Leutnant!“ Und wie seine Hand in kurzem Ruck fällt und die Augen brechen, flieht über seine Lippen mit einem glücklichen Aufseufzen ein Wort: „Schlafen!“

Neben dem Bett des Toten entziffert auf dem auseinandergefalteten Brief der Leutnant den schon gehörten Namen. — —

Unten vor dem Schloß eine kurze hastige Besprechung. „Sie nehmen den Befehl hier und reiten zurück, um ihn sofort abzuliefern. Zur Sicherheit können Sie zwei Leute mitnehmen. Melden Sie, daß wir, sobald wir den Feind aufgespürt haben, zurückkommen.“

Flehend sind die Augen des Fähnrichs auf seinen jungen Vorgesetzten gerichtet. Der sieht bei dem Schweigen, das seinem Auftrag folgt, mit einem kurzen Blick auf. Der große Junge vor ihm wird dunkelrot vor Erregung. Aber die Erinnerung an ihr fröhliches Geplauder vorhin macht ihm Mut. „Herr Leutnant“, fast bettelnd klingt es. „Ich hatte mich so auf die Patrouille gefreut. Jetzt sollte es doch erst losgehen. Hinter uns ist doch gar nichts los. Alles ruhig. Und Sie waren doch schon so oft im Feuer.“

Da ist das Lächeln wieder in seinem jungen faltigen Antlitz. „Sie großes Kind“, sagt der kleine Leutnant kopfschüttelnd. Dann mißt er den langen Jungen mit einem gedankenvoll prüfenden Blick. „Ich trau es Ihnen schon zu. Aber geben Sie mir Ihr Wort, daß keine Dummheiten vorkommen. Sobald Sie sie aufgespürt haben, kehren Sie augenblicklich um. Dummheiten und Waghalsigkeiten werden nicht gemacht. Ich werde als Opfer meiner künstlerischen Neigungen, die mir übrigens jetzt, wo sie mich hier hinein und zu dem prächtigen Kerl mit seinem Befehl führten, wie heiligste Vorherbestimmung erscheinen — also ich werde als ihr Opfer den Befehl selbst zurückbringen und Ihnen durch diesen Verzicht beweisen, daß ich Ihrem jugendlichen Ungestüm doch weit überlegen bin. Das ist mein einziger Ehrgeiz dabei.“

Er tritt zu seinem Pferd, winkt zwei Leuten und übergibt die anderen dem Fähnrich. Der hat die Augen voll Tränen und muß heftig schlucken, um seine männliche Würde zu wahren. Dann stieben sie auseinander.

Die Straße entlang sprengen die drei grauen Reiter. Aus einem Dorfhaus knallt ein Schuß. Noch einer. Der Leutnant lächelt. „Wenn er das wüßte!“ Wie rasend greifen die Pferde aus unter dem Feuer, das von ihren Rücken eine dreifache Salve erwidert. Der kleine Leutnant verspürt im Schenkel einen stechenden Schmerz . . .

Weiter geht's. Stundenlang. . . .

Die ersten deutschen Vorposten sind erreicht. Weiter geht der Ritt. Fünf Stunden währt er jetzt. Das Ziel ist erreicht. Als die Pferde plötzlich stehen, als jemand eine Bewegung macht, um den jungen Offizier vom Pferde zu helfen, schaut er erstaunt an sich herab. Das Feldgrau des Beinkleids, die Stiefel sind blutgetränkt. Er fühlt, wie ein Schwindel ihn packt. Wie um den Mund des sterbenden Ulanen zuckt es um seine Lippen. Seine Augen weiten sich in großer Kraftanstrengung. „Nicht schlafen, nicht schlafen!“

Man hebt ihn vom Pferd und so, von allen Seiten gestützt, erstattet er Bericht und liefert das kleine, harte, vielgeknifffte Papier mit den fast unleserlich gewordenen Schriftzügen aus. Eine Sekunde später gleitet er, ohnmächtig vom schweren Blutverlust, aus den Armen der Kameraden zu Boden.

Durch das Lager trabt ein Reiter mit dem Befehl....

Der kleine Leutnant schlägt die Augen auf, weil ihn jemand ansieht. Neben seinem Bett steht der lange Fähnrich. Er hat den Arm in der Binde. Seine blauen Augen leuchten wieder verräterisch feucht. „Na, was ist denn?“ fragt der Verwundete.

„Ich,“ stammelt der Fähnrich, „ich wollte nur nach Ihnen sehen und Ihnen so danken. Wir haben sie ja nicht nur gleich aufgespürt, sondern auch solchen Erfolg gehabt. Eine Menge tot. Sie glaubten, wir wären viel mehr. Natürlich habe ich doch Dummheiten gemacht. Aber glücklicherweise ist keinem von den Leuten etwas passiert. Und jetzt ... jetzt bin ich Leutnant ... Seien Sie mir nicht böse!“

Er schämt sich und spürt ein Würgen im Hals. In dem braunen Gesicht auf dem weißen Kissen erscheint wieder das faltenreiche Lächeln. Die Augen sind fast glanzlos vor Ermattung. Die schmale sehnige Hand, die sich nach dem großen ungelenken Menschen ausstreckt, tastet unsicher. Allein ihr Druck ist so fest, daß der lange Fähnrich ein ganzes Freundschaftsversprechen darin fühlt. Aber als er dann lacht, bricht doch ein unbezwingliches trockenes Schluchzen hervor.

„Junge, Junge,“ hatte die matte, liebenswürdige junge Stimme aus den weißen Kissen gesagt, „gut, daß mein Schuß nicht so schlimm ist. Sonst wären Sie wahrscheinlich Kommandierender General, bis ich wieder auf bin. Und ich Esel wäre schuld!“

Und dabei schließen sich die grauen Augen in einer neuen Ohnmacht.

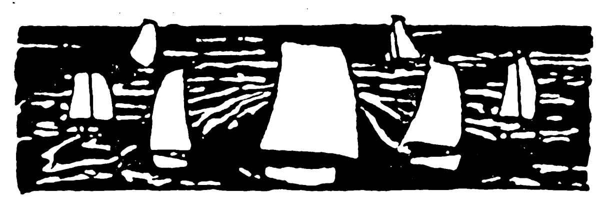
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 44. Berlin, den 31. Oktober 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.



Die sieben Tage der Woche.

21. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß die Kämpfe am Yserkanal und westlich Lille andauern. Die deutschen Truppen gingen bei Lille zur Offensive über.

Der amtliche österreichische Bericht teilt mit, daß auf ungarischem Boden kein Feind mehr ist, nachdem der letzte von den Russen besetzt gewesene Uebergang in den Karpathen, der Jablonica-Paß, genommen worden ist.

Der frühere rumänische Ministerpräsident Sturdza stirbt, 81 Jahre alt.

Staatsminister Graf von Zedlitz und Trützschler stirbt im 77. Lebensjahr.

22. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß die Kämpfe am Yserkanal noch fortdauern; elf englische Kriegschiffe unterstützten die feindliche Artillerie. Oestlich Dixmuiden wurde der Feind zurückgeworfen. Auch in Richtung Ypres drangen unsere Truppen erfolgreich vor. — Heftige Angriffe aus Richtung Toul gegen die Höhen südlich Thiaucourt wurden unter schwersten Verlusten für die Franzosen zurückgeworfen.

Aus Colombo wird gemeldet, daß der Kreuzer „Emden" weitere 4 englische Dampfer sowie einen Bagger versenkt habe.

Aus Galizien meldet der amtliche Bericht, daß die österreichisch-ungarischen Truppen bei Strwiaz und bei Stary Sambor Fortschritte machen. — In Czernowitz sind die Vortruppen eingerückt.

Das preußische Abgeordnetenhaus tritt zu einer Tagung zusammen, in der die Notstandsvorlagen mit einem Kredit von 1½ Milliarden einstimmig zur Annahme gelangen.

Lissabonner Berichte melden eine revolutionäre Erhebung in Portugal. In Braganza und Mafra wurden Erhebungen versucht; ferner wurde der Eisenbahn- und Telegraphenverkehr durch Sabotage gestört.

23. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet weitere Erfolge am Yserkanal und westlich von Lille. — Bei Augustow werden russische Angriffe zurückgeschlagen.

Eine amtliche Meldung von dem österreichisch-polnischen Kriegschauplatz berichtet von einem Sieg der Oesterreicher bei Iwangorod, wo zwei feindliche Divisionen geschlagen werden.

Feldzeugmeister Potiorek meldet, daß die in Ostbosnien eingedrungenen serbischen und montenegrinischen Kräfte zum Rückzug gezwungen wurden.

Der Kreuzer „Karlsruhe" ist, wie aus Las Palmas gemeldet wird, in Teneriffa mit den Besatzungen von 13 englischen Dampfern eingetroffen, die er versenkt hatte. Die Schiffe hatten einen Gesamtinhalt von 60000 Tonnen.

24. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß es gelungen ist, mit erheblichen Kräften im Norden den Yserkanal zu überschreiten. Oestlich Ypres und südöstlich Lille ist weiteres Vordringen zu verzeichnen.

25. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß im Osten unsere Truppen die Offensive gegen Augustow ergriffen haben. — Bei Iwangorod kämpfen die deutschen Truppen mit den österreichisch-ungarischen Schulter an Schulter.

Der österreichisch-ungarische Generalstab meldet, daß die verbündeten Truppen auf dem nordöstlichen Kriegschauplatz in einer fast ununterbrochenen Front, die sich von den Nordabfällen der östlichen Karpathen über Stary Sambor, das östliche Vorgelände der Festung Przemysl, den unteren San und das polnische Weichselland bis in die Gegend von Plozk erstreckt, im Kampf gegen die Hauptmacht der Russen stehen, die auch ihre kaukasischen, sibirischen und turkestanischen Truppen heranführten. — In Mittelgalizien, wo beide Gegner befestigte Stellungen innehaben, steht die Schlacht im allgemeinen.

Deutsche Flugzeuge werfen Bomben auf Warschau, der Angriff wird mit Maschinengewehren von den Kirchtürmen abgewehrt.

26. Oktober.

Das Große Hauptquartier meldet, daß das am Kampf zwischen Nieuport und Dixmuiden sich beteiligende englische Geschwader durch Artilleriefeuer zum Rückzug gezwungen wurde. Drei Schiffe erhielten Volltreffer. Bei Ypres steht der Kampf; westlich Lille machen unsere Truppen Fortschritte. Nördlich Arras wurde ein heftiger französischer Angriff unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen.

Der Generalstabschef für das britische Reich General Sir Charles Douglas stirbt im Alter von 64 Jahren.

27. Oktober.

Die Hafenpräfektur von Konstantinopel kündigt amtlich an, daß das rotierende Leuchtfeuer von Anatol Kavak unweit der Einfahrt in den Bosporus gelöscht sein wird.

Antwerpen.

Von Sven Hedin.

Sie bitten mich, für die „Woche" etwas über meine persönlichen Eindrücke von dieser alten und vornehmen Stadt zu schreiben, deren Geschichte im Dunkel der Vorzeit verschwindet, deren Mauern von den Normannen erstürmt wurden, deren Kunstschätze sie zu einem der Kleinode unter den europäischen Städten machen, deren Handel und Seefahrt ihr einen der vornehmsten Plätze unter den Häfen der Erde verschafften, und von deren Kathedraltürmen jetzt die deutsche Fahne ihre siegreichen Farben wehen läßt. Sie haben mir keine leichte Aufgabe gestellt, zwar habe ich in der ehrwürdigen Stadt fünf Tage zugebracht und eine Menge Eindrücke gesammelt, aber wie soll ich alle diese Eindrücke zu einem Bild von Antwerpen formen, nach den harten Schicksalen, die die Stadt während der jüngsten beiden Wochen erfahren hat. Ich fürchte, daß Sie sich mit einem sehr fragmentarischen Auszug aus meinem Tagebuch werden begnügen müssen. Es steht mir nicht zu, das Vordringen der

deutschen Heere gegen Antwerpen zu schildern, noch weniger, ein Urteil über die Art zu fällen, in der die Stadt von den Belgiern und ihren englischen Verbündeten verteidigt wurde. Alles dieses gehört zu den Feinheiten der taktischen Wissenschaft und wird seinerzeit von Fachmännern beschrieben und geprüft werden. Es genügt, hier zu sagen, daß Antwerpen unter die stärksten Festungen der Erde gezählt wurde, und zwar als die vielleicht stärkste nächst Metz. Von den Verbündeten wurde die Festung für uneinnehmbar gehalten, denn die äußerste Umfassung mit ihren durchaus modernen Forts besitzt einen Umfang von 90 Kilometer und verlangt also ein Belagerungsheer von 120 Kilometer Ausdehnung. Im ganzen besaß Antwerpen 49 Forts und Redouten in seinen beiden Verteidigungslinien. Trotzdem mußte auch diese Festung vor der zerstörenden Gewalt der neuen deutschen Artillerie fallen. Die äußeren Forts im Süden wurden von den Artilleriestellungen aus beschossen, zu denen unter andern die Ortschaft Heyst op den Berg gehörte. Aber um den inneren Verteidigungsgürtel und die Stadt selbst zu erreichen, mußte man den Übergang über die Nethe erkämpfen und die englische Artillerie auf dem nördlichen Ufer der Nethe zum Schweigen bringen; auch dieses gelang. Die Verteidiger der Stadt hatten bedeutende Flächen unter Wasser gesetzt. Als man aus den Zeitungen diese Maßnahmen erfuhr, betrachtete man es als eine hoffnungslose Aufgabe, von einem überschwemmten Territorium aus eine uneinnehmbare Festung zu erobern. Aber tatsächlich gereichte die Überschwemmung den Deutschen zum Vorteil, denn dadurch wurde das Gebiet des deutschen Vordringens begrenzt. Man muß die Wirkung der neuen deutschen Artillerie auf das Fort Ste. Cathérine gesehen haben, um zu erkennen, daß auch die besten Festungen der Gegenwart durch die Einführung dieser Zerstörungswerkzeuge jede Bedeutung verloren haben, die künftigen Kriege werden ihren Charakter ändern. Das ist eine der großen und überraschenden Folgen des jetzigen Krieges. Was nützt es, die größten Panzertürme in Betonbetten zu bauen, wenn ein paar Treffer 70 Prozent der gesamten Besatzung töten und 30 Prozent verwunden.

Jetzt gebe ich dem schwedischen Konsul Herrn Harald Petri das Wort zum Bericht über das, was in Antwerpen während der Beschießung passiert ist. Früh am Mittwoch, 7. Oktober, las man in den Zeitungen eine Proklamation des Kommandierenden Generals, mit der Anzeige, daß die Stadt jeden Augenblick der Beschießung ausgesetzt werden könne. Sofort packten zahlreiche Bürger und Armen der Stadt ihr Teuerstes zusammen und flüchteten aus der Stadt. Ein ununterbrochener Menschenstrom bewegte sich nach Norden, auf die holländische Grenze zu, besonders nach Putte, Bergen op Zoom, Esschen und Rosendaal, die ganze Nacht und am Donnerstag morgen, die meisten gingen zu Fuß. Am Mittwoch abend 11 Uhr begann das Bombardement, und dann verließen während der ganzen Nacht und am Donnerstag Morgen die meisten noch in Antwerpen gebliebenen Einwohner die Stadt. Bereits um 10 Uhr war sie so gut wie geräumt, und die Häuser waren leer. Der Konsul schätzt die Zahl der Dortgebliebenen auf 10,000, der belgische Schutzmann, mit dem ich gesprochen habe, aber nur auf 500, etwa 390,000 sind geflüchtet. Während des ganzen Donnerstags dauerte die Beschießung fort, und an manchen Stellen entstand Feuer. Zum Glück herrschte schönes, ruhiges Wetter, das Feuer konnte deshalb begrenzt werden. Am Abend und nachts boten die brennenden Gebäude einen schauerlich schönen Anblick. Im Laufe der Nacht nahm die Beschießung zu, der Kanonendonner, das Sausen der Granaten durch die Luft, der Krach bei dem Einschlagen der Geschosse, die Explosionen und der Zusammensturz der Mauern waren betäubend. Fast sämtliche Zurückgebliebenen hatten in den Kellern Zuflucht genommen. Unter ihnen befand sich der argentinische Konsul, der jedoch durch ein Projektil getötet wurde, das den Weg durch seine Kellerluke fand. Herr Petri blieb in seinem Konsulat, das nicht getroffen wurde, und verschmähte die unterirdische Zuflucht. Plötzlich am Freitag um 11 Uhr vormittags hörte das Bombardement auf. Der Konsul begab sich durch die leeren und öden Straßen nach dem Rathaus, und als er kurz darauf eine neue Promenade unternahm, begegnete er zu seinem maßlosen Erstaunen deutschen Truppen, die mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel von dem südöstlichen Stadtteil Berchem kamen; er traute kaum seinen Augen, wenige Minuten vorher waren die Granaten noch über die Stadt hinweggesaust; und schon waren die Eroberer auf den Straßen.

An dem Tag, dem 9. Oktober, langte ich von Namur und Waterloo in Brüssel an und suchte den Generalgouverneur Feldmarschall v. der Goltz auf, der mich mit ausgesuchter Gastfreundschaft empfing und mich schon für den nächsten Tag nach Antwerpen einlud. Sonnabend früh ging es im Auto von dannen. Ich hatte die vortrefflichste Eskorte. Drei Oberleutnants, Hütten, Kes und Classen, zwei Chauffeure, vier Karabiner und fünf Revolver. In einer Stadt, die kaum einen Tag sich in den Händen des Eroberers befand, hatte man zum Gefühl der Sicherheit keinen Anlaß.

Als wir mit einer Geschwindigkeit von 80 Kilometer die Stunde aus der Stadt davonsausten und den Weg nach Mecheln einschlugen, lag ein feuchter Nebel auf der Stadt. In Eppeghen beginnt die Verwüstung, die uns dann überall entgegengähnt, wo wir zwischen Reihen zusammengestürzter und ausgebrannter Häuser vorüberfahren; man sitzt in der äußersten Spannung, und eine unendliche Reihe von Kriegsbildern stürmen vorüber. Da sehen wir das Innere eines Hauses, das von einer Granate bloßgelegt ist. Das Bett ist noch da, aber die Bettdecke hängt wie eine zerfetzte Fahne auf die Straße hinaus. Von der Wand aus breitet der gekreuzigte Erlöser seine Arme über das Zimmer aus. Unten auf der Straße liegt ein gefallenes Pferd, kein Mensch ist zu sehen als die deutschen Soldaten, die für Ordnung sorgen oder sich in irgendeiner Richtung auf dem Marsch befinden. Hinter uns verschwindet eine Ruine nach der andern. Zwischen ihnen ziehen die deutschen Heersäulen. Hier kommen die Ulanen in ihren feldgrauen Uniformen auf kecken feurigen Pferden. Hier ein Regiment, die Musik an der Spitze und die Fahne vor jedem Bataillon, hinter ihnen die endlosen Reihen der Train- und Munitionswagen, rasselnd mit ihren schweren Rädern gegen die Straßendämme stoßend; die ganze Straße ist von ihnen bedeckt, nur der rechte Fahrweg ist frei. Auf den Straßen in Frankreich habe ich das gleiche Bild gesehen, den gleichen Völkerzug, den gleichen ununterbrochenen Strom von Soldaten, Pferden und Munitionswagen. Ist Deutschland denn unerschöpflich? Die Truppenmassen, denen wir jetzt begegnen, haben ihre Aufgabe gelöst und sind auf dem Weg nach einem andern Teil der Front. Hier wird marschiert, hier wird biwakiert, hier wird Rast gehalten mit zusammengestellten Gewehren in den Gassen der verwüsteten Dörfer. Seht nur diese kraftvollen Landstürmer, die das 40. Lebensjahr überschritten haben, sie trafen in Brüssel ein nach fünftägiger Eisenbahnfahrt, um sofort in

Laßt sie schmettern, die Trompeten . .

Von Joseph von Lauff.

Laßt sie schmettern, die Trompeten,
Glocken, läutet den Triumph!
Nicht Thëurgen und Propheten,
Taten nur sind heute Trumpf!
In Masuren, fern im Osten,
Steht ein leuchtendes Fanal;
Steht, ein ehern Bild auf Posten,
Hindenburg, der General.

Wunsch und Wille — ein Gedanke!
Wunsch und Wille war die Saat,
Und aus fester Eisenpranke
Wie ein Wetter sprang die Tat.
Hei! Auf deinem Siegestanze
Jubelt alle Welt dir zu!
Unser Degen, unsre Lanze,
Aller Ekkehard bist du.

Gottes Licht auf deinen Bahnen,
Gottes Hauch bei deinem Flug,
Gottes Zorn in deinen Fahnen,
Der die Russen grimmig schlug.
Also auf des Sturmes Schwingen
Führtest du den heil'gen Krieg,
Ließest du die Trommeln klingen,
Und die Trommeln riefen Sieg.

In Masurens dunklen Wäldern,
An Masurens blauen Seen,
Auf Masurens blut'gen Feldern
Gab's für uns ein Auferstehn.
Deutschlands Seele atmet freier,
Und der Regenbogen lacht;
Steppenwolf und Steppengeier
Hat dein Schwert zu Fall gebracht.

Hörst du, wie die Herzen klopfen
Rings in dem befreiten Land?!
Tränen heißen Dankes tropfen
Auf die siegbewährte Hand.
Im Gebet lebst du beim Kinde,
Wenn es deinen Namen spricht,
Und durch dich greift selbst der Blinde
Selig in ein Meer von Licht.

Drum laßt schmettern die Trompeten,
Glocken, läutet den Triumph!
Nicht Thëurgen und Propheten —
„Hindenburg" ist heute Trumpf!
Deutschlands Seele atmet freier
Vor dem Mann aus Erz und Stahl . . .
Ihm, dem Sieger und Befreier,
Drei Hurras dem General!

die Front und die Feuerlinie zu gehen und dort zu fechten, und sie marschieren mit fröhlichem Gesang, die Gewehrläufe mit Blumen geschmückt. Sie ließen Weib und Kind zu Hause, aber wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt, muß der Soldat Heimat und Sehnsucht vergessen.

Seht da ein einsames Grab am Wege! Ein Holzkreuz, ein bekränzter Helm schmücken das Grab. Wer war der Tote, der in seiner letzten Stätte auf das ewige Rasseln von Wagen, Pferden und taktfestmarschierenden Kameraden horcht? Wir fahren in Mecheln ein, das Straßengedränge ist unerhört, es sind immer nur Soldaten, die Zivilbevölkerung ist geflohen. Nur herrenlose Hunde streichen rudelweise unter den Ruinen umher und finden keine andere Nahrung als das Fleisch gefallener Pferde.

Über der Stadt erhebt sich der prächtige Dom, sechs Jahrhunderte hat diese Kirche der Zeit getrotzt, aber jetzt hat der Krieg auch von ihr seinen Tribut verlangt. Ein Teil der farbigen Fenster ist zersplittert. Von einem der Bogen sind gewaltige Steinblöcke heruntergefallen und haben einen Grabstein zerstäubt wie Papier, die Verwüstung ist aber nicht gefährlich. Ohne Schwierigkeit kann die Kathedrale repariert werden, nur drei Löcher gähnen in ihren Bogen und Mauern; im Innern ist kein Kunstwerk beschädigt worden.

Wir sausen an den völlig vernichteten Forts Waelhem und St. Catherine vorbei. Schützengräben, Stacheldrahtzäune und Wolfsgruben zeugen von der Bitterkeit des Kampfes. Ganze Häuserquartiere sind von der Verteidigung niedergerissen worden, um dem Artilleriefeuer nicht im Wege zu stehen. Zu beiden Seiten der Straße sind ziemlich große Flächen überschwemmt. Weiterhin ist die Chaussee mehr von laubreichen Bäumen und üppigen Parken eingefaßt. In ihrem Innern birgt sich manches reiche Schloß. In einem von ihnen sollten wir einen Besuch abstatten. Seit der Kriegssturm über diese Gegend hinweggezogen ist, sind wir der erste Besuch. In einem andern Landsitz aber sind schon andere Besucher eingekehrt, seit der Besitzer aufgebrochen ist. Niemals werde ich die Eindrücke vergessen, die sich bei jedem Schritt durch die leeren Gemächer häuften. Alle Schlafzimmer waren gleichzeitig benutzt worden, die Betten ungemacht, die Waschschüsseln nicht geleert, die Handtücher unordentlich über die Stuhllehnen geworfen. Im Speisezimmer stand eine gedeckte Tafel, die deutliche Spuren eines schleunigen Aufbruches zeigte. Die Champagnerflaschen waren fast geleert, einige Gläser noch gefüllt, die Speisen lagen zur Hälfte verzehrt auf den Tellern; Messer, Gabeln, Brotstücke und Servietten waren unordentlich durcheinander-



geworfen. So wie es in dem Augenblick verlassen worden ist, wo eine Anzahl belgischer, vielleicht auch englischer Offiziere mitten aus der Mahlzeit hinweg in die Feuerlinie gerufen worden ist.

Es ist unmöglich, alles zu berichten, was man an einem solchen Tage sieht und erlebt. Eilen wir deshalb nach der soeben gefallenen Stadt. Die Chaussee de Malines führt uns direkt in ihr Herz, zu ihren großen, schönen Alleen, den Adern der Stadt. Nur hie und da taucht ein Zivilist auf. Desto zahlreicher aber sind die Truppen. Etwas Malerischeres als die Grande-Place ist nicht denkbar; der ganze Platz wimmelt von Soldaten und Pferden, schwere Trainwagen sind reihenweise aufgefahren, und die Feldküche entsendet einen duftenden Dampf von Erbsensuppe und Speck. Um die mit Patina überzogene Bronzegruppe von David und Goliath knäult sich ein Wirrwarr von Menschen und Pferden, hier herrscht ein lärmendes Leben. Kein Übermut, kein frohes Erstaunen über den schnell errungenen Erfolg. Man betrachtet anscheinend die Situation als die einfachste und natürlichste von der Welt. Wie konnte es mit einer solchen Artillerie, einer solchen Ausrüstung und einem solchen Volk anders ausfallen, wo jeder Mann w e i ß, daß es sein Vaterland seine Freiheit gilt, und wo jeder seine Pflicht k e n n t.

Auf den Avenuen ordnen sich die gewaltigen Munitionskolonnen und die schwere Artillerie, die hier nicht mehr nötig ist. Um die Stadt herum fahren Automobile mit Offizieren. Die Autos des Roten Kreuzes und der Kaiserlichen Feldpost fehlen gleichfalls nicht. Wohin man den Blick sendet, sieht man merkwürdige Kriegsbilder, nur Franktireurs findet man nicht. Überhaupt gibt es hier so gut wie keine Einwohner, nur Soldaten bevölkern die übrigens leeren Straßen.

Wir setzen unsere Fahrt um die Stadt fort; man kann ziemlich lange Strecken fahren, ohne etwas zu sehen, was an die Beschießung erinnert. Der ganze nördliche Stadtteil ist unberührt geblieben. Im Süden am meisten gelitten haben die Avenue du Sud, Marché aux Souliers und Rue Van Brée. Der schwedische Konsul schätzt die Zahl der niedergebrannten Häuser auf 100, der von Bomben beschädigten auf 300. Die ersteren bedeuten einen Verlust von etwa 10 Mill. Fr., die letzteren von einigen weiteren Millionen. Der materielle Schaden ist also verhältnismäßig unbedeutend. Braucht man höhere Beträge, dann denke man an die Verluste, die die Stadt durch den Stillstand von Handel und Schiffahrt erlitten hat, in nicht abgesetzten Warenlagern und unbezahlt gebliebenen Guthaben und Zinsen. Das Feuer der deutschen Geschütze war auf die Schonung der architektonischen Kunstwerke eingerichtet, das Rathaus ist nur gestreift worden, und der Kathedrale ist nur ein verirrtes Projektil durch ein Fenster geflogen, ohne nennenswerten Schaden anzurichten. Es ehrt die städtischen Behörden, daß sie rechtzeitig alle kostbaren Gemälde fortschaffen ließen, besonders die von Rubens, van Dyck und van Eyck. Man behauptet, daß sie eine Zuflucht in England gefunden haben, wohin auch die Schätze des Plantin-Museums gebracht sein sollen. Wäre die obenerwähnte Bombe gegen die Kathedrale wirksam gewesen, und hätte sich Rubens unsterbliches Werk „Die Kreuzabnahme“ an seinem gewöhnlichen Platz befunden, dann wäre es der Vernichtung ausgesetzt gewesen; aber das Gemälde war entfernt worden, und die Bombe explodierte nicht in der Kathedrale. Mit einem Gefühl von Behagen wandert man deshalb durch die sieben Schiffe der Kirche, bewundert deren unter hohen, dunklen Bogen verschwindende, ständig wechselnde und malerische Perspektiven. Und wenn man sich später nach St. Paul und St. Jacques begibt, freut man sich an ihrem überschwenglichen Reichtum von kirchlicher Kunst in Ornamentik und Skulptur und bedauert nicht, daß die Rahmen für die Meisterwerke der unsterblichen Künstler leer sind, und bleibt gedankenvoll vor dem Symbol der Barmherzigkeit und Menschenliebe stehen und fühlt eine unendliche Teilnahme vor dem Gekreuzigten; vor ihm, der die Liebe war, und dessen Lehre war: Friede auf Erden. In einem Beichtstuhl kniet ein junges Mädchen. Was hat sie wohl ihrem Beichtvater anzuvertrauen? Fast kann man es sich denken. Es ist eine alte Geschichte. Als ich allein vor die Kathedrale kam, beehrte mich der Kustos kaum mit einem Blick und antwortete hoffärtig, daß die Kathedrale nur den deutschen Offizieren und Soldaten offenstehe. Ich zog meinen „Ausweis“ hervor, und der Mann las. Sein Gesicht wurde lang, und er gähnte, als hätte ein größeres Projektil den Weg in sein Inneres gefunden. Aber sein Erstaunen schmolz allmählich zu einem warmen Lächeln, und er vertraute mir an, daß er in Wisby geboren sei; er heiße Dahlgren und habe der Kathedrale 30 Jahre gedient. Er folgte mir wie ein alter Diener und vernachlässigte vollständig die inzwischen angelangten deutschen Soldaten.

Zuletzt fuhr ich mit meinen deutschen Freunden nach dem Hafen, diesem Riesenhafen mit seinen Kais, Piers, Kranen, Magazinen, Hallen und Docks. Hier waren wir die ersten. Außer ein paar einsamen deutschen Wachtposten und ein paar verdächtigen Eingeborenen, die nach Beute suchten, war kein lebendes Wesen zu sehen. Öde und schweigend wie Gespensterschiffe lagen die Fahrzeuge an den Kais vertäut. Ihre Dampfkessel waren zur Explosion gebracht worden. Wir gingen an Bord der „Tasmania“ und in die Kabinen der Offiziere. Sie hatten beim Verlassen des Schiffes nur die Wertsachen mitgenommen; alles andere lag durcheinander in den Kasten und Kojen. Hier steht das Bildnis einer Frau, dort das Bild einer Gruppe blühender Kinder. Im Speisesaal glänzt auf dem Tisch eine silberne Kaffeekanne, und dort steht eine Kiste Zigarren, in den Gängen und Salons ist es still, keine verschlafene Drohne liegt in ihrer Koje, es ist der fliegende Holländer, ein Märchenschiff, es wird einem unheimlich zumute, und man sehnt sich an Land. Wir sputen uns, von der „Tasmania“ und diesen unsicheren Schlupfwinkeln fortzukommen, die sooft über die Wellen des Ozeans geschaukelt sind.

Im Hafen passieren wir auch Schanzen von Stacheldrahtzäunen und Barrikaden von Eisenblech, als hätten die Verteidiger die Stadt sehr teuer verkaufen wollen. Dabei empfinde ich mit Freuden, daß die große, alte Handelstadt keinen nennenswerten Schaden erlitten hat. Die zerstörten Häuser werden bald wieder aufgebaut sein, einige von ihnen standen noch am Tage der Besetzung in Flammen. Zu den Gegenden, die die Deutschen zu schonen versprochen hatten, gehörte auch der Zoologische Garten. Welchen Sinn hatte es also, vor Anfang des Bombardements einen Befehl zur Tötung der großen Raubtiere zu erlassen. Vier Löwen, fünf Tiger, sämtliche Leoparden, Panther und Bären waren erschossen. Ein Wärter erklärte sichtbar bewegt, man habe befürchtet, daß Bomben die Käfige treffen und daß die Tiere dann ausbrechen und in der Stadt Verwirrung anrichten würden; wurden die Käfige getroffen, dann wären doch sicher auch



die Tiere unschädlich gemacht worden. Aber die indischen Elefanten hatten bereits den Donner der Kanonen, das Sausen der Geschosse und den Krach beim Einschlagen, beim Explodieren und bei dem Zusammensturz eines Hauses vergessen. Meine alten Freunde, die Schimpansen, nahmen das Leben philosophisch und glaubten wohl, daß ein etwas mehr als gewöhnlich kräftiges Gewitter über ihre geheiligte Stätte hinweggezogen sei.

Aber kehren wir noch einmal auf den Marchés aux Souliers zurück. Noch vorgestern, als ich den Platz zuletzt besuchte — und es war später Abend — sah man rote Flammen über den Ruinen flattern wie Elmsfeuer. Es war das Gas aus zerstörten Leitungen, das dort brannte. Man erzählt von dieser engen und sonst mehr als gewöhnlich belebten Straße, daß die Frage nach ihrer Ausdehnung den Gegenstand eines langwierigen Streites gebildet hat. Denn die Straße gehört der Stadt, der Bürgersteig der Gemeinde und die Häuser Privatpersonen; und niemals konnten sie sich über die Ausdehnung dieser Pulsader verständigen. Da kamen die Deutschen mit ihrer schweren Artillerie, schlichteten den Streit und machten die Straße breiter als jemals. Jetzt sind deutsche Ingenieure mit der Herstellung der Gasleitungen beschäftigt, die elektrische Beleuchtung hat keinen Schaden erlitten. Das schlimmste ist der Wassermangel, nachdem die Wasserwerke bei Waelhem zerstört worden sind. Auch sie werden wieder instand gesetzt. Am 18. Oktober hatte die Stadt ein ganz anderes Aussehen als bei meinem ersten Besuch. Massen von Flüchtlingen waren wiedergekommen. Fährt man über die holländische Grenze, begegnet man einem endlosen Zug von Fußgängern, von Gefährten mit Kindern und Frauen mit Bündeln, von Korbwagen und Haustieren. Es wirkt ergreifend und tragisch, diese armen Menschen zu sehen, die draußen in den holländischen Grenzwäldern gelegen und Hunger und Not gelitten haben, und die jetzt zu Armut und Mangel zurückkehren, vielleicht nachdem sie ihr Haus vorher in Asche gesehen haben. Für sie muß es ein Glück im Unglück sein, daß der Gouverneur von Antwerpen, Exzellenz von Huene, nicht nur ein kluger und umsichtiger, sondern auch ein milder und humaner Mann ist, der schon in der ersten Woche seiner Amtsführung zahlreiche Beweise davon gegeben, daß er das Wohl der Bevölkerung will und in jeder Weise die Wiederkehr in ruhigere Verhältnisse zu erleichtern sucht.

Jetzt kann ich nicht mehr. Auch fehlt mir die Zeit, von einem liebenswürdigen Freund, dem General Bailer, und meinen übrigen Freunden von der Festungsartillerie in Antwerpen zu reden. Ich kann nicht mehr von den Märchen der Schwester Martha erzählen noch von den nächtlichen Feuern auf dem Weg nach Antwerpen, von dem ergreifenden Begräbnis eines dieser prächtigen Marinesoldaten, die bei der Eroberung von Antwerpen ihre Waffe in so hohem Maß zu Ehren gebracht haben auf dem Land. Eine Welt öffnet ihre Tore zwischen dem Parademarsch bei dem Einzug des Siegers in die Stadt und dem schweigenden Leichenzug, dem letzten Biwak des gefallenen Helden in fremder Erde. Mir fehlt die Zeit, vom Militärhospital zu sprechen, wo langsame, schmerzerfüllte Stunden über die Soldaten hinweggehen, die vergebens von ehrenreichen Kämpfen und frischen Siegeskämpfen geträumt haben.

Ich will zuletzt nur noch die Leser an das Ufer der Schelde führen, wo sinnreich zusammengefügte Pontonfähren die Deutschen über die trüben Wasser des Flusses unbekannten Schicksalen im Westen entgegenführten. Unmittelbar neben der Fährstelle sieht man die Reste der auf die verankerten Fahrzeuge gelegten provisorischen Brücke, über die die belgischen Truppen unter Führung ihres Königs ihren Rückzug antraten.

Es war am 3. Oktober, als Mr. Churchill im Automobil in Antwerpen anlangte, um mit den Zivil- und Militärbehörden zu beraten und eine Hilfe von 30,000 Mann zu versprechen. Mit einer solchen Verstärkung mußte die Stadt standhalten können. Tatsächlich kamen nur 15,000, aber sie führten schwere Artillerie bei sich und kämpften mit ausgezeichneter Tapferkeit. Am 6. Oktober, nachts um 12 Uhr, bestieg Mr. Churchill wieder sein Automobil und fuhr nach Nordfrankreich, er hatte seine Mission ausgeführt. Wird das belgische Volk jemals Anlaß haben, sich seines Besuches in Dankbarkeit zu erinnern? Wird das englische Volk, das er vor anderen in einen unnötigen, einen blutigen, einen vielleicht für England verhängnisvollen Krieg gehetzt hat, jemals sein Andenken als das eines Helden feiern, der sein Land gerettet hat, als dessen Wohl und Wehe auf dem Spiel stand? Er trägt eine furchtbare Verantwortung. Man kann sich nicht erwehren, Mitleid für diesen unglücklichsten der Menschen zu empfinden.

Ich schreibe dies ausschließlich auf meine eigene Verantwortung. Daheim in Schweden beurteilt man vielleicht die Aufgabe Mr. Churchills anders. Ich verzichte gern auf die Äußerung meiner Gedanken darüber, wie sein Land die Ausfuhr von schwedischem Eisenerz behandelt hat. Aber ich mußte mir das Recht meiner Meinungsäußerung über seine Antwerpener Mission vorbehalten. Das edle belgische Volk ist betrogen worden, aber der Tag wird aufgehen, an dem es das Spiel erkennen wird, das mit seiner Existenz getrieben worden ist. Niemals wäre Belgien in ein solches Unglück gestürzt worden, hätte es beizeiten wirkliche, wahrhafte und zuverlässige Freunde zu wählen verstanden. Dann wäre der Antwerpener Handel niemals in Bann getan worden und seine Verluste niemals auf Milliarden und wieder Milliarden gestiegen.

Da draußen auf den Wegen höre ich immer das Rasseln der deutschen Fuhrwerke und Kolonnen. Es ist Deutschland, das den Kampf der Germanen kämpft. Die Gefallenen würden aus der Tiefe ihrer Gräben am Wegrande rufen, würde Deutschland diesen Kampf nicht zu einem ehrenvollen Ende führen. Aber wir brauchen um die Zukunft keine Sorge zu tragen, wenn ein Volk in den Friedenstagen seine männliche Jugend übt und zum Kriege rüstig und deshalb am Tag der Heimsuchung fertig in Waffen dasteht, wenn es einig wie ein Mann dem Ruf seines obersten Kriegsherrn unter die Fahnen folgt — und jeder auf seinem Posten seine Pflicht erfüllt, wenn es auf dem Boden der Gerechtigkeit und der Wahrheit steht, seine Gefangenen mit Milde behandelt, die Wunden seiner gefangenen Gegner mit der gleichen Sorgfalt pflegt wie die seiner eigenen Leute, und die lügenhaften Anklagen seiner Feinde mit Verachtung aufnimmt, wenn es mit unerschütterlicher Ruhe und eiserner Energie für das eigene Dasein wie für das des Germanentums kämpft, dann helfen keine Panzertürme und Stacheldrahtzäune. Dann werden alle Hindernisse gebrochen. Dann verstummt weder das Rasseln der Kolonnen, noch der Schlachtgesang der Soldaten, bis der Lorbeerkranz des Sieges um die Stirn der Germanen gewunden wird.



Klipp- und Stockfisch, augenblicklich eine wichtige Volksnahrung.

Von Hedwig Heyl.

An den Küsten und auf den Inseln Norwegens spielt sich zur Sommerzeit ein fröhliches, heiteres Leben unter den Fischern ab, welche mit ihren Angehörigen die Inseln und Orte am Küstenstrande beziehen, um aus erster Hand ihre Fangbeute in einen haltbaren Zustand überzuführen. Die nördliche Lage, der frische Seewind, die reine Luft machen den Norden Norwegens ganz besonders geeignet, den reichen Fischfang des freigiebigen Meeres zu trocknen.

Seit alters her kann man die Bedeutung der getrockneten Fische bis ins Mittelalter verfolgen. Der in reiner Luft hart getrocknete Seefisch, welcher einfach aufgeschnitten, ohne Kopf und Eingeweide auf einen Stock gespannt (Stockfisch) und wurde eine Quelle des Wohlstandes der Fischer. Da die Bazillenlosigkeit der Luft das Gelingen dieser Ware allein gewährleistet, ist es in dem südlich gelegenen Inlande nicht so gelungen, diese Art der Trocknung fehlerfrei zu bewirken. Man hat deshalb ein anderes Konservierungsverfahren bevorzugt, nämlich, das frisch breitgeschnittene, flach ausgebreitete Fischfleisch in Salzlake zu legen und erst dann zu trocknen. Diese Art von Fisch heißt „Klippfisch", dessen Hauptmarkt heute wie im Mittelalter Bergen ist, weshalb er auch nach wie vor „Berger Fisch" genannt wird. Natürlich hat er, je nach Art und gelungener Behandlung, verschiedene Handelssorten. Man trocknet Dorsch, Langfisch, Schellfisch, Brosmen und Köhler (Seelachs) u. a. m.

Auch bei uns hat sich das Verständnis im allgemeinen für den wertvollen frischen Seefisch sehr gehoben. Es ist das Verdienst des deutschen Seefischerei-Vereins, welcher mit großer Hingabe daran arbeitete, hat er doch von 1908 bis 1913 62,247 Personen an den Kochkursen für Seefischkochen teilnehmen lassen und außerdem 150,000 Kochbücher, 110,000 Bilderbücher und 26,000 Merkblätter in Deutschland verteilt. Der zunehmende Bedarf an Seefischen hat die Städte in großer Zahl veranlaßt, den Seefischverkauf zu organisieren, und die Hochseefischerei ist der Nachfrage durch Einrichtung von hygienisch eingerichteten Fischeisenbahnwagen nachgekommen, während die Verwaltung der Staatseisenbahnen dem schnellen Transport derselben größtes Entgegenkommen bewies.

In dieser Zeit aber, wo die Fischerei nur mit größter Lebensgefahr zu betreiben ist, werden diese Einrichtungen leider wirkungslos. Inzwischen haben sich in Geestemünde und Cuxhaven große Fischlagereien aufgetan, welche mit steigerndem Erfolge die Schätze des Meeres sofort nach dem Fangen zu verwerten wissen; so ist es auch möglich gewesen, durch besondere vorzügliche technische Einrichtungen den gesalzenen Klippfisch dem echter Norweger gleich herzustellen. Man verwendet dazu deutsches Steinsalz. Aber auch die norwegische Fangmenge an Dorsch hat eine große Fülle guten Salzfisches oder Klippfisches noch im Vorrat. Es ist deshalb ein Verdienst des Seefischereivereins, wenn er in dieser Zeit einem anerkannt wertvollen, eiweißhaltigen Nahrungsmittel die Wege zu größerem Verbrauch ebnet. Die angestellten Kostproben haben ein bemerkenswert gutes Ergebnis geliefert. — Es bedeutet der von Cuxhaven und Geestemünde zu liefernde Klippfisch eine zeitgemäße Bereicherung ersten Ranges. Das Fischgericht von Klippfisch unterscheidet sich von dem des Stockfisches, daß es durch den gesalzenen Fisch bereits gesalzen ist und also keiner Salzzugabe bedarf. Für den Fischhandel wird es wichtig sein, den Klippfisch vorbereitet, d. h. in Wasser aufgeweicht, in den Handel zu bringen und in kleinen Mengen abzugeben. Mit 100 Gramm Fisch kann man ein nahrhaft sättigendes Gericht in Verbindung mit 50 Gramm Reis oder 50 Gramm Makkaroni, 1 Pfd. Kartoffeln, 65 Gramm Hülsenfrüchten, 200 Gramm Sauerkohl, 75 Gramm Rotkohl, 70 Gramm Weinkraut mit Mischung von 30 Gramm Fett und 30 Gramm Zwiebeln herstellen. Der Fisch wird langsam in Wasser erhitzt — je nach Menge — 20 bis 30 Minuten steht er in kochendem Wasser und wird dann dem fertigen Gericht in Stücken untergemischt. Selbstverständlich läßt er sich auch für die feine Küche als wertvoller Bestandteil vieler Gerichte gut verwenden. — Ein Gemisch von gekochtem Fisch und Beschamellkartoffeln, als Frikassee zum Sauerkohl; angebraten, als Mischung mit Gemüse, wie Sellerie, Schoten, sind gute Gerichte.

Hervorragend dürfte er den beliebten Thunfischsalat ersetzen, indem man die gekochten Fischstückchen mit Öl, Zitronensaft, Kräutern, einigen Olivenstreifen, Senf und Würze mischt.

Eine Fischpastete mit Fischstückchen, Klößchen und Pilzen mit Sauce von Zwiebeln mit Sahne im Blätterteigrand wird verwöhnte Gaumen befriedigen.

In dem von jedem Seemann bekannten Labskaus vereint sich die Wertschätzung aller Gesellschaftsschichten, weshalb auch zuerst der Versuch gemacht werden soll, es in den großen Notstandsküchen einzuführen.

Es ist das ein Gemisch von Kartoffeln, Salzfisch, in Fett geschwitzten Zwiebeln zu einem nahrhaften Brei, den man noch mit zerkleinerten Kräutern, Majoran, Thymian, Petersilie, geriebenen Mohrrüben und sauren Gurkenstückchen verschönern kann. Heute, wo magerer Speck einen Leckerbissen darstellt, ist man auf gute Pflanzenbutter oder Schmalz als Fett angewiesen, sonst erhöht angebratener magerer Speck den Geschmack.

Wenn wir nun auch nicht wie die Seeleute den Salzfisch als eisernen Bestand der Ernährung anzusehen brauchen, so dürfte er doch ein Ersparer als eiweißhaltiges Nahrungsmittel sehr in Betracht zu ziehen und von Wichtigkeit sein. — Sein Preis wird im Detailverkauf für das Kilo 40 Pfennig kochfertig nicht übersteigen, so daß sich die Zutaten zu einer Portion Labskaus auf etwa 13 Pfennig stellen dürfte.

* *

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Die letzten verzweifelten Versuche der Belgier, unter Führung ihres Königs die Lage zu wenden, können höchstens unser Mitleid über die nutzlosen Opfer erregen, wirkliche militärische Bedeutung haben sie nicht mehr. Die Reste des Heeres, stark zusammengeschmolzen und moralisch herabgekommen, bemühten sich, den Yser-Kanal zu halten, der im nördlichen Belgien einen hoch bedeutsamen strategischen Abschnitt bildet. Nur dadurch, daß Franzosen und Engländer starke Truppenmassen nach dem Kriegschauplatz zwischen Lille und Nieuport schoben, erhielten die Kämpfe hier hohe Bedeutung.

Ganz allmählich, mit dem Fortschreiten der Operationen hat sich der Schwerpunkt, der noch vor vier Wochen etwa bei Reims oder Albert lag, immer mehr nach Norden verschoben, und seitdem Antwerpen unter







Obermaschinist Richard Luickhard und **Hornist Gustav Hauffe**
erhielten das Eiserne Kreuz I. u. II. Klasse.

unserem Granatfeuer zusammenbrach, gilt als Zielpunkt des gewaltigen Völkerringens: das Meer! Mit Schaudern sehen die Engländer, wie ihr Verhängnis sich mehr und mehr erfüllt. Schon griff die eiserne deutsche Faust nach Ostende; Dünkirchen ist bedroht, und wie lange kann es dauern, dann stehen wir vor Calais Auge in Auge dem Volk gegenüber, das uns am schmählichsten verriet! Aus diesem Grunde verfolgen wir auch die Kämpfe auf unserem äußersten rechten Flügel mit ganz besonderem Interesse. Die ganze letzte Woche stand unter dem Zeichen unaufhaltsamen Vordringens, und auf der neuen gewaltigen Schlachtfront von Armentières bei Lille über Ypres, Dixmuiden nach Nieuport wehen überall die deutschen Fahnen siegreich. —



Heimkehr der geflüchteten Antwerpener: Der neutrale Zug, der zwischen Holland und Belgien verkehrt.



Heimkehr der Antwerpener: Die letzte Kontrolle vor der Stadt.

Dieser Kampf steht in direktem Gegensatz zu der ganzen übrigen Front, wo man einen langwierigen Stellungskrieg führt. — Unsere Strategen wissen, daß der Sieg im Norden, die Gewinnung der französischen Meeresküste und das Zurückwerfen des linken feindlichen Flügels vielleicht für den ganzen Feldzug, auf jeden Fall aber für die Aisne-Schlacht entscheidend sein wird.

Und dieser Erkenntnis entzieht man sich bei unseren Feinden keineswegs, die in letzter Zeit hellhöriger geworden sind! Der Donner der Kanonen, die englische Schiffe beschossen, klingt den verantwortlichen Machthabern in Paris und London gell in den Ohren. Nicht einmal in den Lügennachrichten wagt man mehr, die Lage als „günstig“ hinzustellen, im Gegenteil waltet das Bestreben vor, die harrenden Völker auf unangenehme Überraschungen vorzubereiten.

So kann man wohl sagen, daß der letzte Abschnitt des Krieges uns bisher mit vielen wertvollen Erfolgen beschenkt hat. Bewährte sich im Stellungskrieg die Zähigkeit unserer grauen Jungen, so zeigte sich in Flandern der frische Draufgängergeist der Truppen, denen sich zahlreiche Jungmannschaften zugesellten, auf so glänzende Art, daß selbst der hartnäckig verteidigte Ypres-Kanal nicht gehalten werden konnte. Eine ganz besondere Betrachtung müssen wir heute noch den Engländern widmen.

In dem Augenblick, als unsere Soldaten strahlenden Auges das Meer begrüßten, trat der Kampf in ein ganz neues Stadium ein. Die englische Flotte, die bisher ängstlich im Kanal gesessen hatte, und der es trotz ihrer numerischen Überlegenheit nicht einmal möglich war, Deutschlands Handel zu blockieren, glaubte nun, eingreifen zu müssen, um den ans Meer gelehnten Flügel der Deutschen zu belästigen. Zuerst beschoß man in sinnloser Wut Ostende, ohne das Geringste zu erreichen, dann versuchte ein Geschwader mit unseren schweren Batterien anzubinden.

Den Mißerfolgen auf dem Lande, wo mehrere Dutzend Offiziere und 1000 Mann in unsere Hände fielen, reihte sich die Niederlage zur See würdig an.

Die Schiffe des meerbeherrschenden England bekamen allein drei Volltreffer schweren Kalibers zugesandt, und die Flotte verschwand alsbald am Horizont.

Frankreich ersieht immer wieder, was es mit diesem zweifelhaften Bundesgenossen für eine Bewandtnis hat.

Bei der Erbitterung, mit der überall gefochten wird, und dem unwiderstehlichen Drang der Deutschen nach Vorwärts kann demnächst mit einer größeren Entscheidung im Nordwestzipfel Belgiens gerechnet werden, die vermutlich ihre Wirkung bald auf die ganze Schlachtfront ausdehnt.

Wir täten aber unsern Kämpfern im Osten unrecht, wenn wir ihnen, abgelenkt durch die Ereignisse am Kanal, weniger Interesse schenkten.

Unser schneidiges Vorgehen auf Augustow beweist, daß die Angriffskraft der Russen nach Tannenberg wohl hin und wieder einmal aufflackerte, wenn frische Truppen eintrafen, die Hauptstoßkraft aber zusammengebrochen ist. Das ist für uns ein sehr erfreuliches und — beruhigendes Moment.

Große Entscheidungen aber stehen dafür in Polen bevor, Entscheidungen, die sich den in Belgien ebenbürtig an die Seite stellen können.

Deutsche und Österreicher, Schulter an Schulter, stemmen sich hier den russischen Millionenheeren entgegen.

Die Verteidigung von Przemysl bildet ein Ruhmesblatt in der österreichischen Kriegsgeschichte. Sie bereitete den stürmenden Russen einen Verlust von fast zwei Armeekorps.

In gewaltiger Front ziehen sich von den Karpathen bis in die Nähe von Warschau die Linien der beiden Verbündeten hin, und die Meldungen über Einzelschlachten von diesem Kriegsschauplatz lauten sehr günstig.

Es wäre verfrüht und entspräche unserer peinlichen Gewissenhaftigkeit nicht, jetzt schon das Fell des russischen Bären in Polen zu verteilen, aber das können wir mit gutem Gewissen sagen, daß es bereits tüchtig zerzaust worden ist, und wir alle Veranlassung haben, den Schlachten am San und an der Weichsel mit unerschütterlichem Vertrauen entgegenzusehen. F. N.

Nummer 44.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Der Kronprinz im Gespräch mit dem Chef des Generalstabs v. Moltke.

Von unserm Spezialzeichner Professor G. Schöbel.



Die Deutschen an der Nordseeküste: Patrouille am Meeresstrand.

Vom belgischen Kriegschauplatz: Deutsche Soldaten vor dem mit der deutschen Fahne geschmückten Rathaus in Gent.



1. Hauptmann d. Ref. Schmidt, Kommandeur der Korpsfernsprechabt. III. Ref.-A.-K. 2. Feldintendanturrat Schultz. 3. Feldpostmeister Rohde. 4. Oberlt. d. Ref. Jonas, Adj. d. Kommandeurs d. Munitionskolonnen u. Trains. 5. Generalarzt Dr. Körte, beratender Chirurg beim III. Ref.-A.-K. 6. Se. Exz. der Kommandierende General, General d. Inf. von Beseler, der Eroberer Antwerpens, der mit dem Orden „Pour le Mérite" ausgezeichnet wurde. 7. Oberst Kabisch, Chef d. Generalstabes. 8. Hauptmann d. L. und Ordonnanzoffizier Hofrichter. 9. Rittmeister d. Ref. im Ul.-Rgt. 3 von Stünzner-Karbe, Kommandant des Korpshauptquartiers. 10. Leutnant im Drag.-Rgt. 2 von Gadow Kommandeur der Stabswache III. Ref.-A.-K. 11. Feuerwerkshauptmann Fuchs. 12. Hauptmann im Inf.-Rgt. 24 Winter, 3. Adjutant. 13. Major im Leib-Gren.-Rgt. 8 von Poncet, 1. Adjutant. 14. Oberarzt Dr. Helmholtz. 15. Zahlmeister Sonnenschmidt. 16. Kriegsgerichtsrat Meyer. 17. Oberlt. d. Landwehrkav. Henning, Führer der Feldgendarmerie. 18. Oberstleutnant von Tschischwitz, 1. Generalstabsoffizier. 19. Hauptmann v. Bogen, 3. Generalstabsoffizier. 20. Hauptmann Muff, 4. Generalstabsoffizier. 21. Korpsarzt Generaloberarzt Dr. Richter. 22. Stabsarzt Dr. Bindseil. 23. Hauptmann Thiermann, Kommandeur d. 2. Brand. Pion.-Bat. 3. 24. Oberarzt Dr. Wildegans. 25. Leutnant Zeisig, Adj. d. 2. Pion.-Bat. 3. 26. Leutnant Lange, Funkenstation. 27. Oberveterinär Hanisch. 28. Feldapotheker Dr. Matthaei. 29. Hauptmann v. Heeringen, 2. Generalstabsoffizier. 30. Feldintendant Dr. Jakobs. 31. Hauptmann von Richter (F.-A.-Rgt. 54), 2. Adjutant. 32. Leutnant im Huf.-Rgt. 16 und Ordonnanzoffizier Wickel. — Es fehlen Ordonnanzoffizier Rittmeister d. Ref. im Drag.-Rgt. 2 Graf von der Schulenburg-Bodendorf und Hauptmann d. Ref. von Maltitz, Mitglied des Kaiserl. Freiwilligen Autokorps, die in besonderem Auftrag nach Ostende geschickt waren; Herr Liegheim, Mitglied des Kaiserl. Freiwilligen Antokorps, der mit besonderem Auftrag nach Berlin geschickt war und General Burandt sowie Oberstleutnant Dietz von Bayer, Kommandeur und Stabsoffizier der Munitionskolonnen und Trains, in dienstlicher Angelegenheit abwesend.

General der Infanterie von Beseler mit seinem Stabe vor dem Gouvernementsgebäude in Brügge.



Deutsche Soldaten in Russisch-Polen:
Ein Idyll im Quartier.



Phot. Groß.
Polnischer Feuerwehrmann und deutscher Soldat
vor einem Anschlag der Polnischen Legion in Czenstochau.



Phot. Groß.

Ein Markttag in Czenstochau: Jüdischer Seifenverkäufer bietet seine Ware an.

Die Deutschen in Russisch-Polen.



Der deutsche Einmarsch in Russisch-Polen: Auf der Landstraße von Kielce.

Phot. Lichte.



Ausmarsch Polnischer Legionäre aus Czenstochau.

Phot. A. Groß.





Reiterei auf dem Marsch.

Phot. Argus.



Schießübungen.

Phot. Rembrandt.

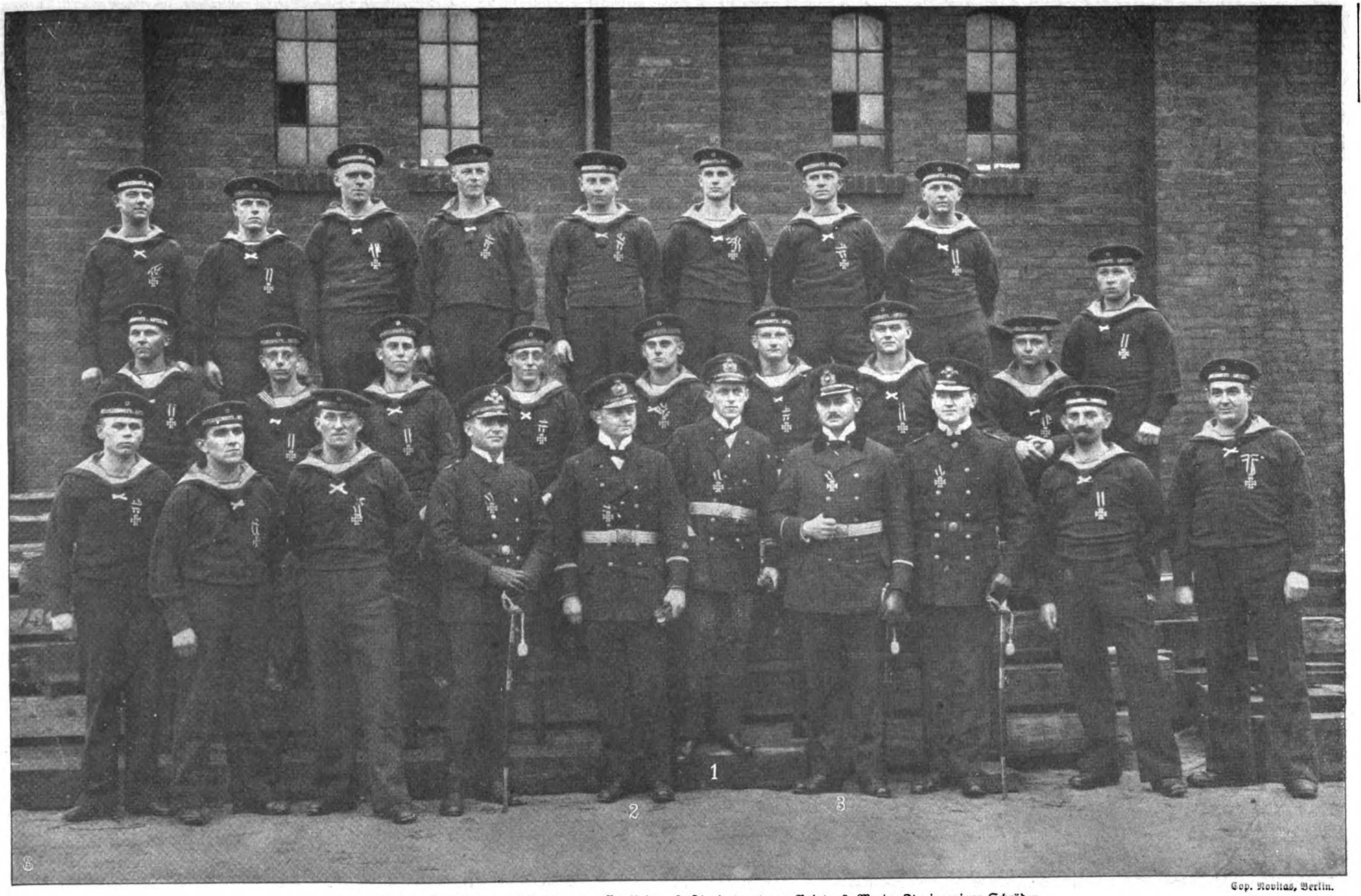


Beschaffung von Ziegen für die Ernährung der Truppen.

Phot. Argus.

Die indischen Hilfstruppen der Engländer in Frankreich.





Cop. Novitas, Berlin.

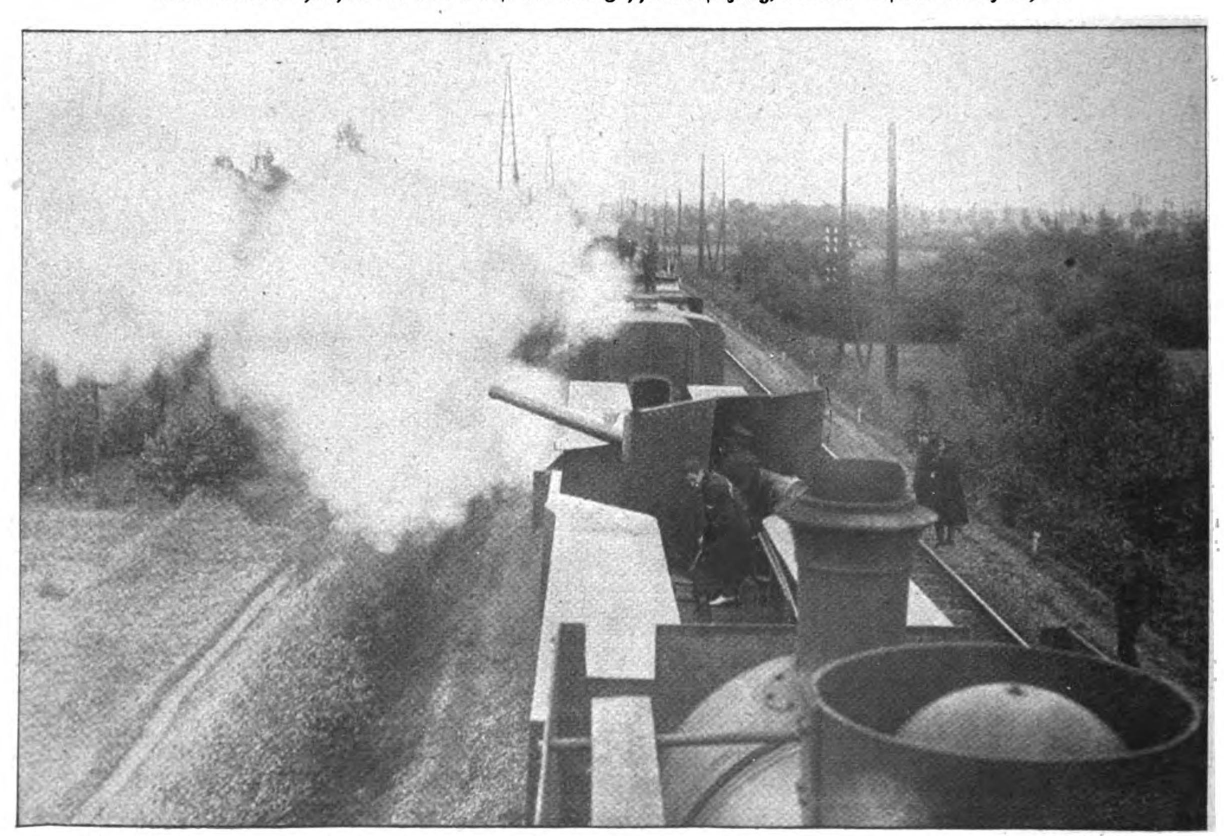
1. Kommandant Kapitänleutnant Freiherr von Berckheim. 2. Oberleutnant von Voigt. 3. Marine-Oberingenieur Schröder.

Die Besatzung des „U 26“ mit dem Eisernen Kreuz.



Von links: Untere Reihe (liegend): Steuermann Dirschauer; Maschinist Gefr. Lwowski. Mittlere Reihe: Ltn. Scherzer; Hptm. v. Quast; Hptm. Gerile; Fahringenieur Hinz. Obere Reihe: Maschinist Jockers; Vollmann; Obersteuermann Galle; Maschinist Thiele; Klewer.

Kommandant Hauptmann von Quast mit der Zeppelinbesatzung, die das Eiserne Kreuz erhielt.



Vom belgischen Kriegschauplatz: Ein englischer Panzerzug. Phot. Rembrandt.

Galizien und seine Hauptstadt.

Von Bodo Wildberg. — Hierzu 3 photogr. Aufnahmen.

In dem schönen halbmondförmigen Lande, das sich zwischen Weichsel und Dnjestr, zwischen Bukowina und Schlesien, zwischen dem nahen Orient und Deutschland dem hohen Bogen des Karpathengebirges anschmiegt, kämpft jetzt Österreich-Ungarn seinen größten Heldenkampf, und in langem, zähem und siegesgewissem Ringen wird dort die letzte große Tatarenschlacht zu Ende geschlagen, die nordasiatischem Ansturm hoffentlich auf alle Zeiten eine Grenze setzen wird.

Nicht ohne Bedacht nannten wir dies Galizien ein schönes Land, obwohl es in der Vorstellung sehr vieler Deutscher als eine Art Sumpf-, Sand- und Waldwüste leben mag, in der Bären und Wölfe um unsaubere Städte und hölzerne Dörfer brummen und heulen. Von der tiefen Fruchtbarkeit insbesondere des Ostens und Südostens, den märchenhaften Bergschätzen des fichtendunklen Gebirges, der reizenden Lage Lembergs, der unvergleichlichen Romantik Krakaus wissen nur jene zu sagen, die das Geschick einmal nach dem „Königreich Galizien samt Lodomerien" verschlagen hat.

Dieses österreichische Kronland ist im Jahre 1773 aus den sogenannten Vorgebirgsherzogtümern der alten polnischen Republik gebildet und dem Kaiserstaate einverleibt worden. Der Name Galizien ist von der Stadt Halicz oder Galitsch abgeleitet, die ehedem der Mittelpunkt eines der mächtigsten Herzogtümer des Rotreußenlandes war, und die Benennung „Lodomerien" für das westliche Landgebiet ist eine Latinisierung des Namens Wladimir, der im angrenzenden russischen Gouvernement noch erhalten ist. Die Hauptbestandteile des Landes sind — außer dem vormaligen Freistaat Krakau, der eine Verlegenheitsschöpfung des Wiener Kongresses war, später aber auch von Österreich besetzt wurde — die Herzogtümer Auschwitz und Zator (die, obgleich von Lemberg aus verwaltet, zum alten Deutschen Bunde gerechnet wurden); Teile der Woiwodschaften Sandomir und Belcz, die Woiwodschaft „Rotrußland", das Land Halicz und das westliche Podolien.

Die angrenzende Bukowina, die seit 1775 österreichisch ist und gleich Galizien und dem Königreich Polen der Schauplatz jener entscheidenden Kämpfe des engeren Europa gegen das Moskowitertum bildet, kann in diese Darstellung nicht mehr einbezogen werden.

Galizien hat eigentlich — so überraschend diese Behauptung klingen mag — den Charakter eines Hochlandes. Es ist eine riesige Landwelle, die an der Karpathenmauer hinanflutet. Dadurch erklärt sich auch die merkwürdige Erscheinung, daß man die im Süden hinschreitenden gewaltigen Berge so wenig wahrnimmt. Galizien breitet sich nicht sanft am Fuß der Bergkette aus, wie etwa die oberbayerische Landschaft vor den Alpen. Es steigt mählich aufwärts. Der schroffe Abfall des Gebirges ist auf der ungarischen Seite. Nur im Westen, an der Weichsel, löst sich das Bergland in liebliche Hügelketten auf, und auch im Osten dringen höhere Gipfel hinaus in die Ebene. Das Mittelland ist sandig und verfließt zuletzt in den melancholischen Flächen des Nordens.

Durch das Gebiet fluten, außer den obengenannten großen Strömen, der Dunajetz, der aus Ungarn kommt, samt seinem bedeutenden Nebenflusse Popper oder Poprad, dem Kindheitsnachbarn der Theiß; die Wisloka, dann der in den Kämpfen unserer Tage besonders häufig erwähnte San sowie der Bug; sie alle mehren die Kraft der Weichsel. In den Dnjestr gehen der Stry und der Podhorze, in die Donau der Pruth.

Die Bewohner Galiziens sind Polen und Ruthenen, in den Städten und einigen Dörfern wohnen sehr viele Deutsche; dazu kommen noch Armenier und Zigeuner. Der Westen ist vorwiegend polnisch, hier siedeln Masuren, im Gebirge jedoch Goralen (Bergbewohner). In Ostgalizien besteht der Kern der Landbevölkerung aus Ruthenen oder Rusniaken, die zum Stamm der Kleinrussen (Ukrainer) gehören, deren nördliche Hälfte seit dem Zusammenbruch ihrer einst unter polnischem Schutz errichteten Republik in großrussischer Knechtschaft lebt. Sie gehören zumeist dem mit Rom „unierten" Zweige der griechisch-katholischen Kirche an.

In diesem ruthenischen Gebiet, dem alten „Rotreußen", liegt Lemberg, die Hauptstadt Galiziens. Ihr Name bedeutet in allen Sprachen Löwenberg oder Löwenburg, und auf dem Sandberg, der eine so prächtige Aussicht auf die Hauptstadt bietet, stand einst die Burg eines Fürsten Leo, des Taufpaten und vermutlichen Gründers von Lemberg. Früher war es befestigt, und die Zitadelle auf grasigem Kegel weiß noch heute davon zu erzählen. Die Tataren berannten es vergebens. Lemberg war die letzte Hochburg westlicher Kultur, viele Jahrhunderte lang.

Ich sprach schon von Lembergs reizender Lage. (Abbild. 1.) Die Löwenstadt liegt in der trocken gewordenen Mulde eines stattlichen Sees. Ein deutscher Reisender sagte vor vielen Jahren, Lemberg sitze wie eine Henne auf dem Grund eines flachen Korbes. Und er rühmt das Ankommen daselbst, das allmähliche Hineingleiten in die weiträumige, gartenreiche Stadt. Jetzt freilich greifen ihre Vororte schon über den Rand der Mulde hinaus. Ein bescheidenes Wässerlein, der Poltiew, fließt durch diese Mulde. „Prag ohne die Moldau", meldet der Reisende aus der Biedermeierzeit. Doch solche Vergleiche haben stets ihr Mißliches.

Der Mittelpunkt der Stadt ist — wie in allen größeren Städten des polnischen und deutschen Ostens — der Ring oder Ringplatz mit dem Rathause. Zum Aufbau der mittelalterlichen Stadt Lemberg haben deutsche Ansiedler das meiste beigetragen. Die Bürger hatten magdeburgische Rechtsprechung. Doch das gotische Gepräge Lembergs haben die Flammen längst vernichtet. Die Häuser um den Ring haben Barockcharakter, wie denn die Leopolis überhaupt in ihrem baulichen Bilde einen südlichen, fast italienischen Einschlag aufweist. Das Rathaus ist ein viereckiger Koloß mit schönem Neptunsbrunnen vor den drei offenen Fronten. Der Dom war ursprünglich das Werk deutscher Baumeister aus Breslau. Diese Beziehungen zu Schlesien ahnt man noch heute an mehreren Orten der Stadt. Die merkwürdige Bernhardinerkirche erbauten ein welscher und ein Schweizer Meister. Von den vielen Kirchen und Klöstern Lembergs drängt sich uns die walachische, d. h. griechische Kirche besonders in die Augen. Sie besitzt einen Kampanile, den „Korniaktschen



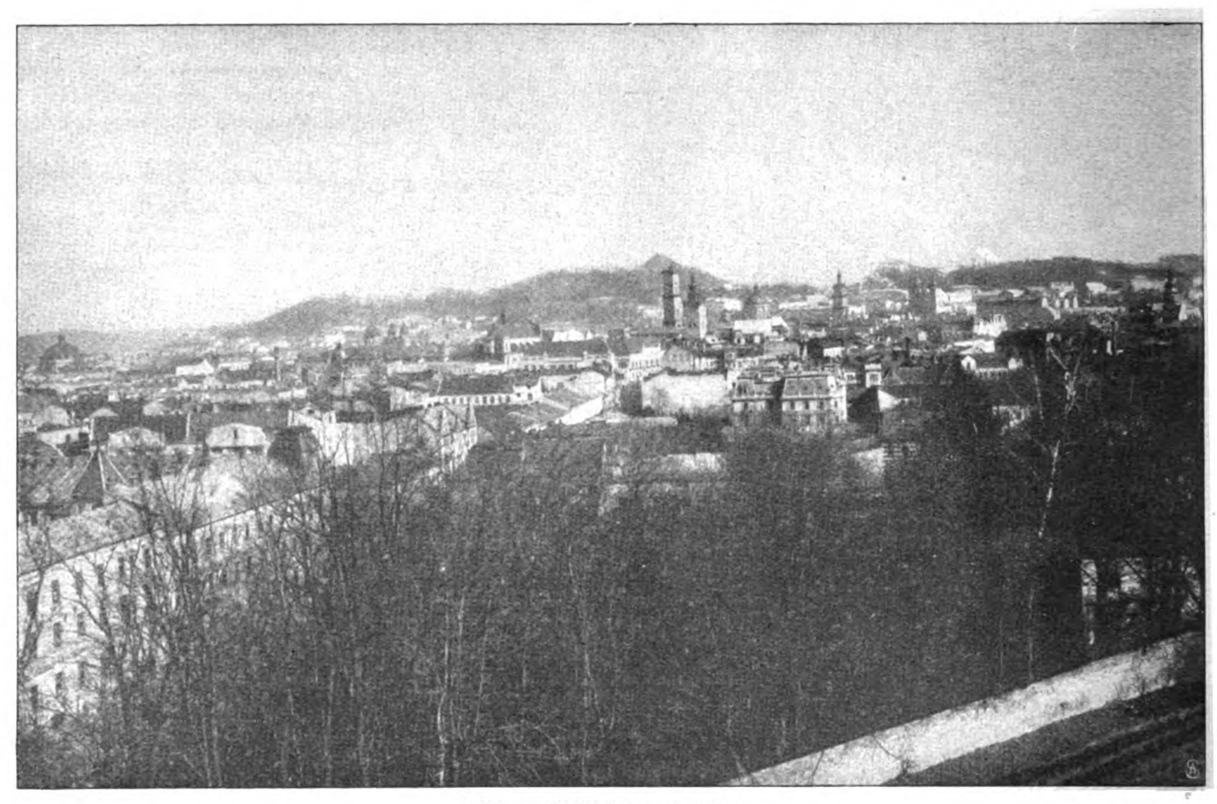


Abb. 1. **Ansicht von Lemberg.**

Turm", der in gemessener Gotik über alle Dächer der Gubernialstadt hinwegschaut. Noch möchte ich die armenische Kirche erwähnen, die wieder einen deutschen Baumeister hat, die wundervolle Georgskathedrale mit ihrer luftigen Kuppel sowie das ehemalige Getto, in dem besonders uralte Synagogen die Aufmerksamkeit erregen.



Abb. 3. **Fahne der Polnischen Legion.**

Lemberg hat natürlich auch seine modernen Viertel, zu denen der vornehme Marienplatz und die breite Karl-Ludwig-Straße — die „Linden" Lembergs — den Übergang machen. Vom Schloßberg aus blicken wir noch einmal auf die Stadt Sobieskis hernieder, die in Grün gebettet als „äußerste Stadt des Königreichs" — so nannte sie Sigismund III. — dicht vor der kieferndunklen podolischen Ebene noch einmal die Schönheiten Westeuropas in ihrem Bild zusammenfaßt.



Abb. 2. **FML. Kusmanek,** Verteidiger von Przemysl.

Die Landeshauptstadt Galiziens hat unsere Aufmerksamkeit so lange in Anspruch genommen, daß wir die vielen anderen merkwürdigen Städte wie Bochnia und Wieliczka, Tarnow am Dunajetz, Rzeszow, Landhut Grodek, Stanislau, kaum noch mit Namen erwähnen können. Aber eine ist darunter, der die Gegenwart den leuchtendsten Glorienschein um die Stirn gewoben: Przemysl am San, das Bollwerk des Westens, vor dessen Ausdauer der Anprall des moskowitischen Asiens erst vor wenigen Tagen zunichte wurde.

Die Deutschen in Montmédy.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Nicht nur der Vormarsch durch Belgien, sondern auch das Ueberschreiten der französischen Grenze hat uns beim Bezwingen der starken feindlichen Waffenplätze harte Nüsse zu knacken aufgegeben. — Mit Staunen hat die Welt gesehen, wie es den Deutschen gelang, alle Festungen, die sich ihrem Vormarsch entgegenstemmten, entweder mit stürmender Hand zu nehmen oder so zusammenzuschießen, daß nur Trümmerhaufen jene Stätten bezeichneten, wo noch kurz zuvor riesige Betoneindeckungen und starke Stahlgewölbe uneinnehmbare, „unzerstörbare“ Werke darstellten.

Auch die Festung Montmédy, wohin uns heute unsere Bilder führen, mußte daran glauben wie die übrigen. So sehr sie sich auch bemühte, die

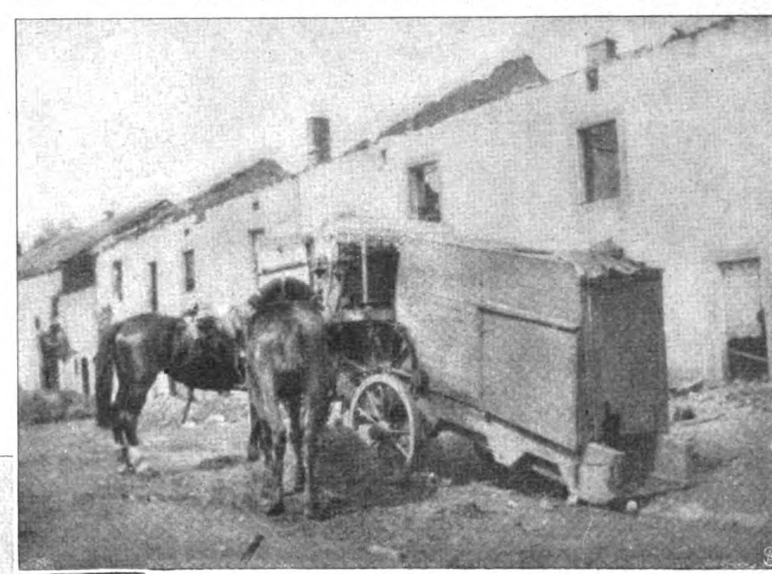


2. Nach der Schlacht: Infanterie-Sanitätswagen.

eiserne Umarmung zu sprengen, schließlich ergab sie sich doch den deutschen Truppen.

Die Abbildungen 6 u. 7 zeigen uns die Anlagen, die teilweise zwar älteren Datums sind, aber auch an manchen wichtigen Punkten modern ausgebaut wurden. Geradezu vernichtend ist die Wirkung, die eine deutsche Granate in der Festung ausübte (Abb. 5).

In sehr anschaulicher Weise zeigt sich uns das alte ehrwürdige Montmédy auf den Abbildungen 9 u. 10. In der Kasematte sehen wir auf dem Boden viele Hunderte von Sandsäcken nebeneinander aufgestapelt, die zum Ausfüllen von geschossenen Breschen und zum Eindecken gegen Splitterwirkung dienen sollen.

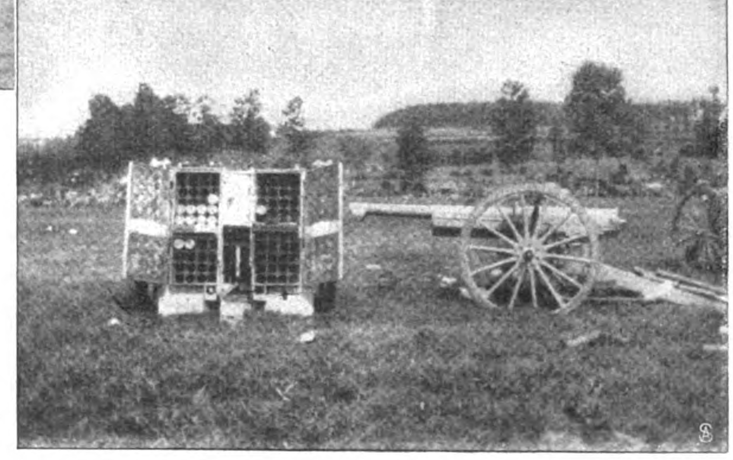


1. Zerschossener Transportwagen.

Auch bei der Zitadelle liegen ganze Berge dieser Säcke, die aber allem Anschein nach gar nicht mehr zur Verwendung gelangen konnten.

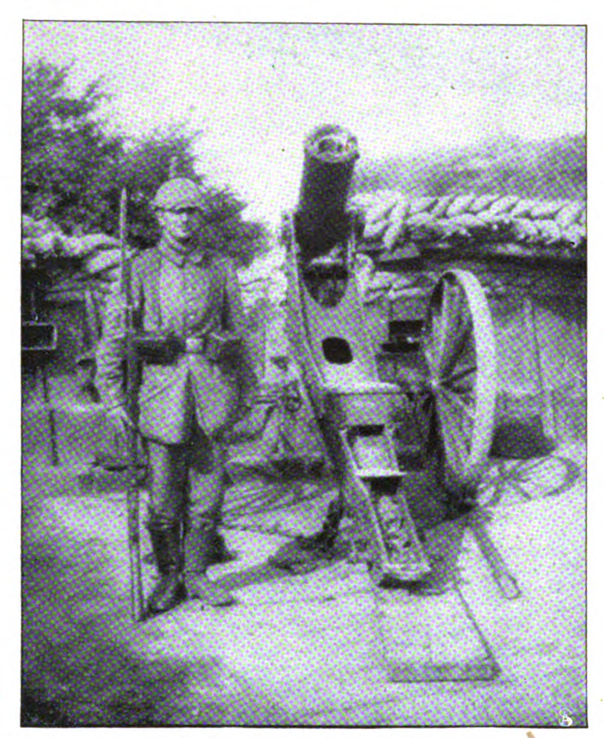
Wie ein Sturmwind kamen die deutschen Belagerer über das romantische Montmédy, und ehe noch die Verteidiger daran denken konnten, die primitiven Sandsäcke zu benutzen, hatte sich das Schicksal der Stadt schon entschieden.

Mit der Uebergabe Montmédys fiel sehr beträchtliche Beute in unsere Hände. Unter ihr zahlreiche Geschütze, die auch zum Teil in freiem Feld dem Gegner abgenommen wurden. Auf Abb. 3 sehen wir im Vordergrund ein Feldgeschütz mit zugehörigem Munitionswagen, das von uns neben vielen anderen

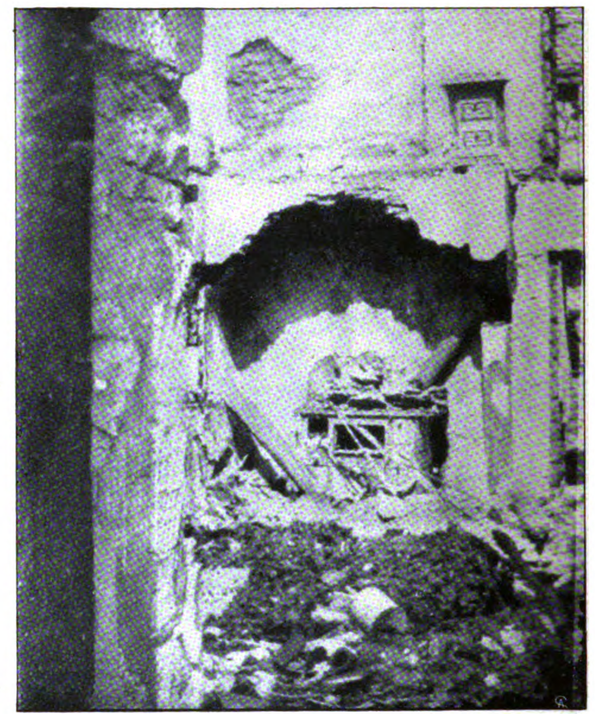


3. Französisches Geschütz mit Munitionswagen.





4. Erobertes schweres Geschütz.



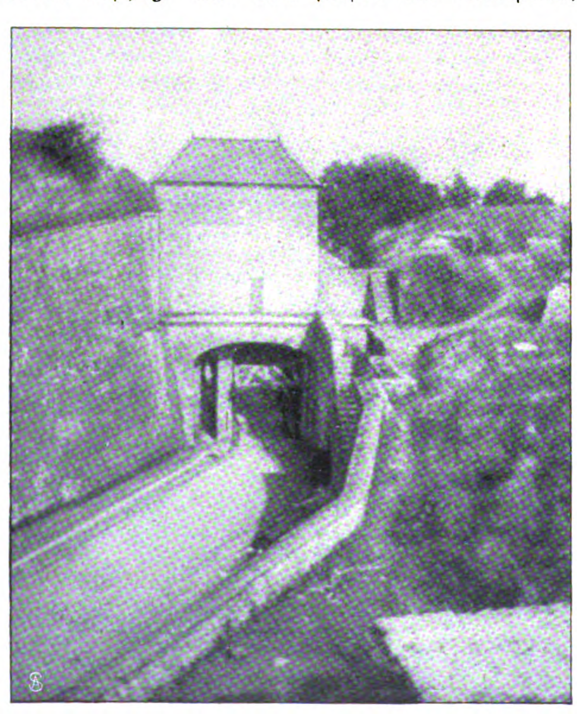
5. Wirkung eines Granatschusses.

Geschützen in der Feuerstellung genommen wurde. Das Bild lehrt ferner, daß der Feind flüchtete, ehe er alle seine Munition einsetzte, denn im Munitionswagen sehen wir noch eine ganze Anzahl Geschosse.

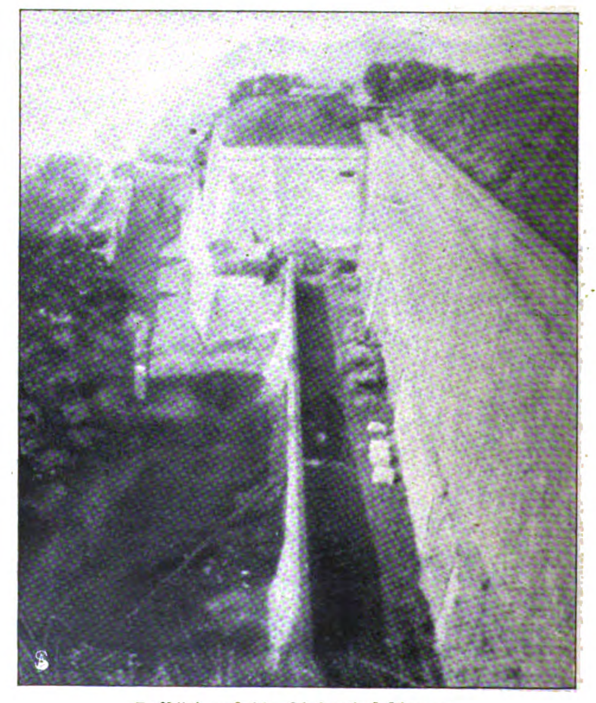
Besonders wohl gelungen ist obenstehende Abbildung 4. Da zeigt sich uns ein braver Kämpfer von Montmédy als Wache an einem in der Festung selbst eroberten Geschütz. Das dicke Polster aus Sandsäcken, das wir im Hintergrund neben der Kanone sehen, hat den Fall der Festung nicht aufzuhalten vermocht.

Wie blutig die Schlacht in und um Montmédy tobte, ersehen wir aus den Abbildungen 1 u. 2.

Der Transportwagen ist scheinbar gerade in den Granathagel geraten und hat seine Hinterräder eingebüßt. Ein Bild kläglicher Hilflosigkeit liegt er auf der Straße, fast wie eine stumme Anklage gegen den



6. Zugang zur Festung Montmédy.



7. Blick auf die Außenbefestigung.

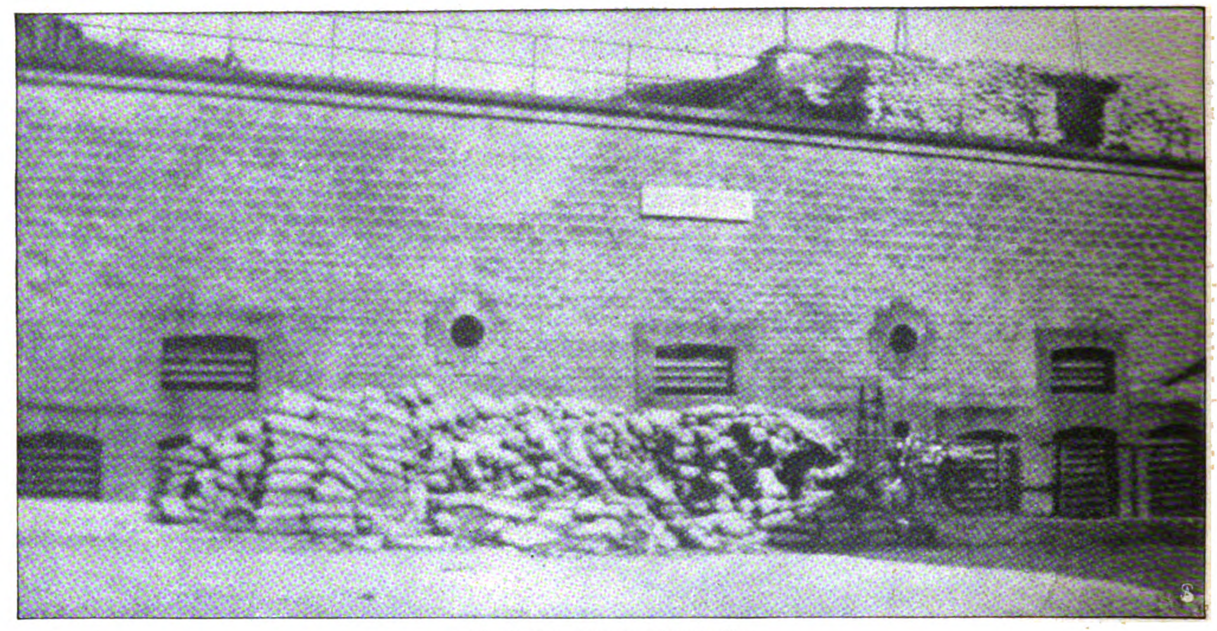


8. Einmarsch unserer Infanterie in Montmedy.

alles zerstörenden Krieg. Auf Abb. 2 sehen wir die stets opferbereiten Sanitätsmannschaften am Werk. Ein Sanitätswagen wird gerade beladen, und im Hintergrund erwarten Verwundete den Abtransport. Unsere Sanitätskompagnien haben bisher Außerordentliches geleistet. Und da sie im Gegensatz zu den kämpfenden Truppen in ihrer segenreichen Tätigkeit auf lauten Ruhm verzichten müssen, so erscheint es angebracht,



9. Die Zitadelle von Montmédy.



10. Kasematten in Montmédy.

hier einmal das Lob der Männer zu singen, deren Leistungen in nichts hinter denen zurückstehen, die mit der Waffe in der Hand für das Vaterland fechten.

Nachdem die schwere Arbeit der Bekämpfung der Werke von Montmédy getan war, konnten die siegreichen Truppen in die Festung einziehen.

Abb. 8 führt uns in eine der Straßen von Montmédy, die stark durch die Beschießung gelitten hat. Fast alle Dächer sind durch das Granatfeuer abgehoben, und in den „leeren Fensterhöhlen wohnt das Grauen“. Um so mehr muß uns freuen, daß unsere Soldaten nach Ueberwindung so schwerer Strapazen einen so vorzüglich frischen Eindruck machen.

In gut geschlossener Ordnung, die Führer voran, marschieren sie ein, gerade als ob sie in die Garnison soeben von einer Friedensübung zurückkehrten.

Dieser frische, unverwüstliche Geist unserer Mannschaften ist es auch, der uns alle Erfolge verbürgt, der uns die feindlichen Festungen überwinden und die Heere in offener Feldschlacht schlagen läßt. F. N.



1. Fürstin Isabelle v. Metternich-Winneburg. 2. Frau Marie von Bechler-Traskawitz, Präsidentin des Frauenhilfsvereins vom Roten Kreuz in Marienbad. 3. Gräfin del Puerto, Schwester der Fürstin Metternich.

Lazarett des Vereinsreservespitals des Roten Kreuzes für das Königreich Böhmen in Marienbad.



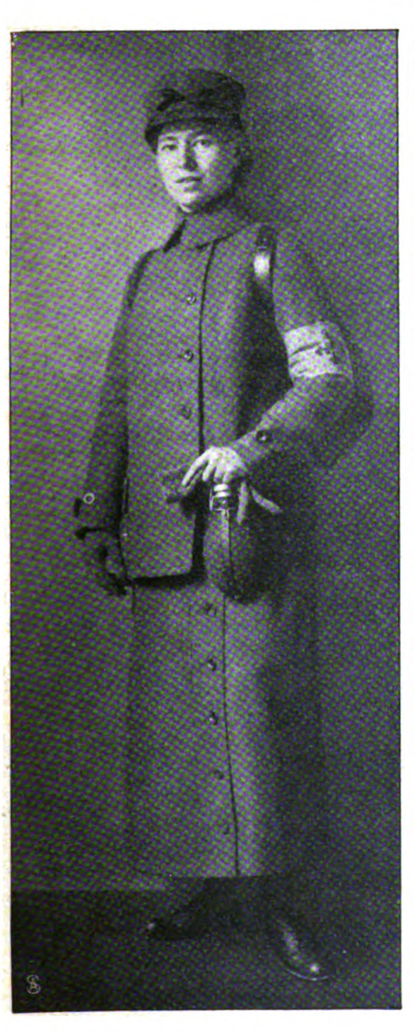


Ein Gutshof als Hauptverbandplatz.

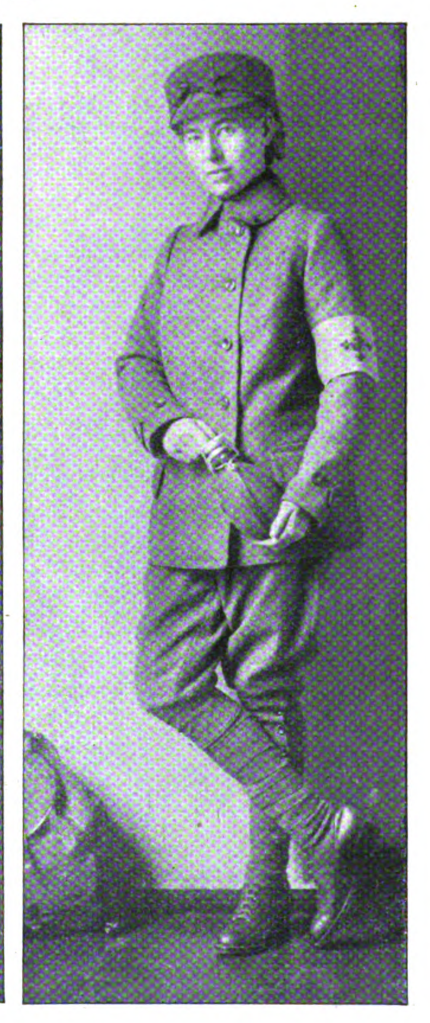


Verwundete Turkos und Zuaven.

Deutsche Sanitätshilfe in Frankreich.



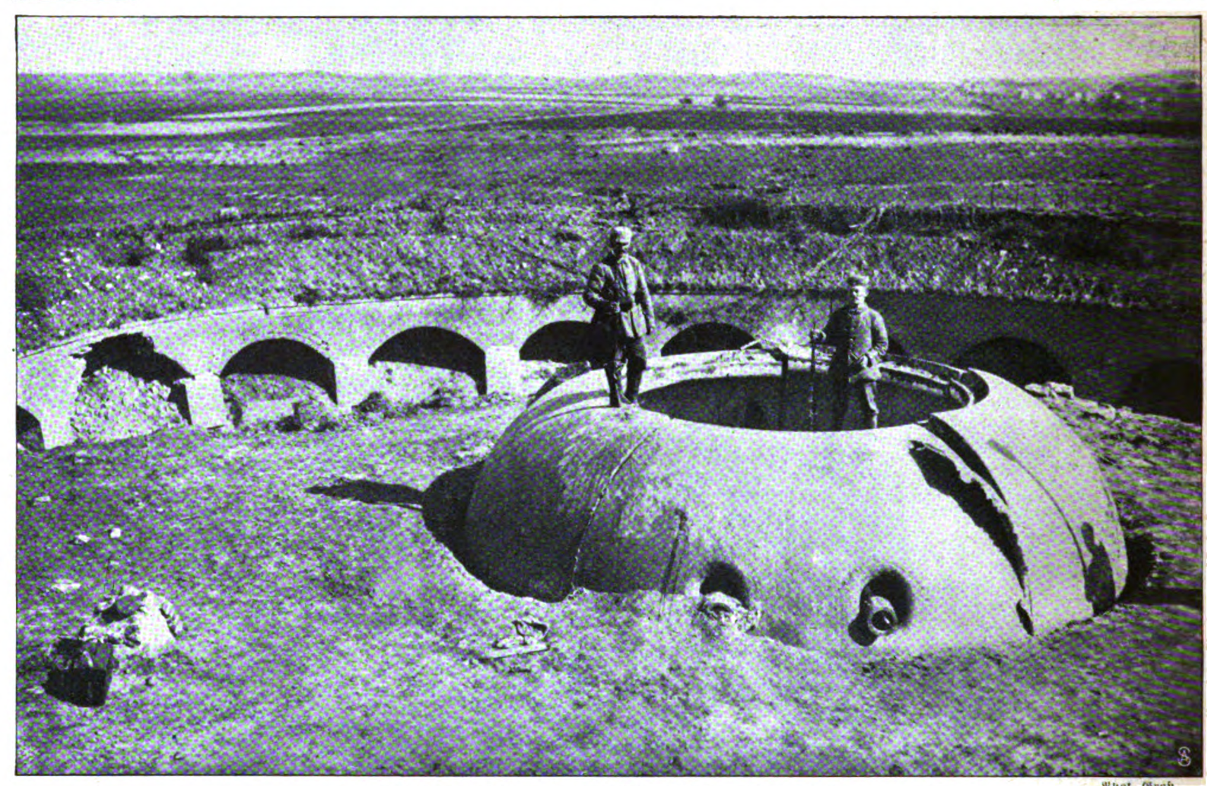




Zweckmäßige Schwesternausrüstung.

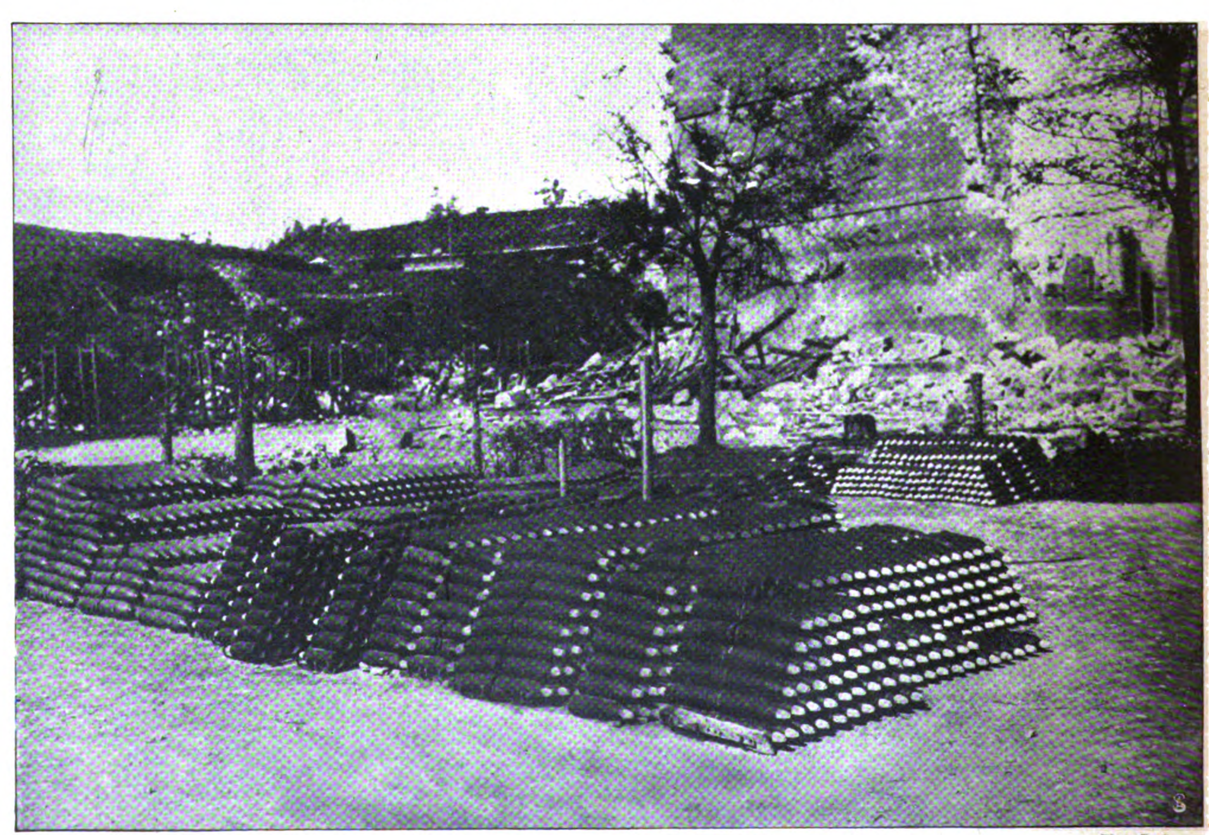
Die übliche Frauenkleidung der Schwestern für Kriegzwecke in praktischer Weise abzuändern, ist der Zweck eines Versuchs, dem die Vorsitzende der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands ihre Unterstützung leiht. Frau Ottilie von Hansemann hat auf ihre Kosten 10 Schwestern in zweckdienlicher Weise ausgerüstet. Sie hat einen feldgrauen Lodenanzug geschaffen, der den Unbilden des Wetters Trotz bietet und gleichzeitig die Weiblichkeit durchaus wahrt, wovon die beigefügten Bilder Zeugnis ablegen.





Zerschossener Panzerturm in der Festung Maubeuge.

Phot. Groß.



Von den Franzosen zurückgelassener Munitionsvorrat in der Festung Longwy.

Phot. Groß.

Vom Festungskampf in Frankreich.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy=Ed.

13. Fortsetzung.

Der Major im Stab, der den beiden Kompagnien zur Führung beigegeben war, hatte in sehr dringlichen Familienangelegenheiten zu ungewöhnlicher Zeit kurzen Urlaub erbitten müssen, und nun stand dem Hauptmann von Likowski als dem Rangältesten die Herrschaft zu über dies Bruchstückchen der gewaltigen Armee.

Es war Montag, und von Travemünde aus hatten die Jachten ihre Wettfahrt nach Travemünde angetreten. Hafen und Meeresbucht lagen verlassen. Das rauschende Leben vom Sonntag, wo ein internationales Publikum sich in Travemünde gedrängt, schien verhallt. Auch Likowski hatte mit einem Kreis von Bekannten teilgenommen; nach einem am Strand und bei der Kurmusik verbummelten Nachmittag war auf der Kurhausterrasse ausführlich soupiert und getrunken worden. Lübecker Rotweine. Famos! Aber zwei Sorten Sekt, deutschen und französischen, vom Übel. Denn das konnte Likowski merkwürdigerweise nie vertragen. Seine Magennerven wollten: Entweder — oder!

Erst auf dem Marsch zur Felddienstübung wurde ihm wieder lichtvoller unterm Schädel.

Ein Gewitter war gegen Morgen am Himmel entlanggezogen. Aber das kam noch wieder. „Datt kann nich över Water", sagte der Fährmann Sörensen. Nach Westen nicht über die Nordsee und nach Osten nicht über die Ostsee. Sörensen stellte es sich so vor, als irre Gewittergewölk pendelnd über Holstein zwischen zwei Meeren so lange hin und her, bis es sich irgendwie zur Höhe verkrümelte. Jedenfalls: Kühlung war nicht eingetreten.

Schwer troffen Busch und Gräser von Perlen in kristallenem Glanz. Auf der Landstraße war jede flache Furche ein Kanälchen, jede kleine Vertiefung eine Lache geworden. Von kräuterigen und moosigen Dünsten war die feuchte Luft gesättigt, und im gebadeten Wald schien sie unbeweglich zu stehen. Am blauen Himmel trieben da und dort träge und schwere, dicke Wolken umher, weiße und graue.

„Helm ab!" wurde kommandiert, als die Soldaten unter den Wipfeln der Hohenweiler Tannen hinstampften. Sie sangen. Munter klang das Marschlied. Nun lag die Felddienstübung schon hinter ihnen. Ehe die ermüdende Luft von der Mittagsonne durchschwelt wurde, würde man unter Dach und Fach sein.

Likowski, in Generalfeldmarschallhaltung, ritt gelassen vorn. Neben ihm der Oberleutnant, der heute auf dem Heimweg auch beritten war. Denn Likowski wollte seinen zweiten Gaul, eine Neuerwerbung, gern beobachten. Es war ein Stichelrappe, und er schien schon durch diese seine Eigenschaft durchaus unkleidsam für einen Kompagniechef. Bei den sonstigen vorzüglichen Qualitäten des Pferdes wollte nun Likowski einmal sehen, wie er wirke, ob es gehe, ob er ihn lieber gleich weiter verkaufen müsse.

Leutnant Hornmark marschierte, den Säbel in der mit braunen Glacéhandschuhen bekleideten Hand, neben der Kompagnie. Mechanisch, denn nun, da die Übung vorbei war, kamen seine geheimen Liebessorgen auf das dringlichste zurück. Und diese entnervende Gewitterluft im verregneten Wald machte es ihm zur Gewißheit, daß er an seiner Doppelliebe scheitern und weder Edith noch Finchen erringen werde! Aber das Drama würde durch höhere Gewalt bald ein Ende finden! Es gab Krieg! Diesmal sagte es nicht nur der Hauptmann, sondern ganz Deutschland fürchtete es. Er hoffte dann wenigstens das eine, daß beide Mädchen zusammen um ihn weinen und sich im Andenken an seinen Heldentod versöhnen würden.

„Ja," sprach Likowski zu dem neben ihm Reitenden, „selbst der Geheimrat sagt, es wäre für die Industrie und den Handel zwar furchtbar, aber der ewige Druck wär' auch schädigend. Und dann besser endlich mal die Entscheidung. Nun, wir sind bereit! Wie der Kaiser befiehlt und das Volk will! Ich sage nicht: Siegen oder sterben. Ich sag nur: Siegen! Merken Sie wohl, wie mit einem Mal das Volk wieder sich näher an uns ran fühlt? Wie es uns interessierter nachsieht? Wie alles vibriert? Man spürt's an dem Landvolk hier herum. Gestern in der Menge war's zu merken. Auf den Dampfern sind die Leute wie toll gewesen: ‚Deutschland, Deutschland über alles' haben sie gesungen, als die Schiffe um die „Hohenzollern" kreisten. Ein Jubel zum Kaiser empor! Er soll ganz erschüttert und blaß gewesen sein."

„Es ist wohl kein Zweifel mehr", gab Marning zu.

„Daß wir es nun endlich erleben!" sagte der Hauptmann bewegt. „Seit ich denken kann, hab ich davon geträumt. Meine Mutter hat mir's, ihrem Jüngsten, eingeimpft: ‚Werd ein Held! Deines Vaters, meiner Ahnen würdig'. Mein Vater hatte das Eiserne Erster, starb an den Folgen seiner Verwundung, hat aber doch noch nach dem Krieg, trotz Schmerzen und Beschwerden, zehn Jahre weiter dienen können. Dann ging's nicht mehr, und er siechte langsam hin. Meine Mutter hat ihren Vater und drei ältere Brüder verloren siebzig, sie war 'ne ganz junge Frau, ihr erster Junge war unterwegs. Ja, wir wissen's, das kostet unser Blut! Nun, wir sind Soldaten!"

Und ein ruhiger Stolz verschönte sein Gesicht.

„Was werden Sie sagen, Likowski, wenn ich nachher mich dienstlich bei Ihnen melde mit dem Wunsch, daß um meine Versetzung eingekommen werde", sprach Stephan langsam. Er hatte Sonnabend und Sonntag hindurch diese Frage begrübelt.

Er wußte es, las es, wie jedermann es wußte und las: Eine ungeheure Spannung lag über Europa und die

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Völker standen Gewehr bei Fuß. In einem solchen Augenblick werden Versetzungen nicht nachgesucht, nicht leicht bewilligt — aber es mußte sein. . . .

Likowski war starr. . . .

„Wa—as.“ . . .

„Ja, ich will dringlich um meine Versetzung bitten“, sprach Marning. Er war sehr entfärbt, förmlich graublaß flog ein Schein über sein bräunliches, verbranntes Gesicht.

„Ich versteh immer: Versetzung!“ sprach der Hauptmann.

„Bitte, Likowski, verzeihen Sie mir.“

„Mensch! Kam'rad! Marning! Freund! Nee — das ist doch Unsinn — verset — — Aber nee. — Wieso denn, warum denn? In dieser Zeit noch obendrein!“

„Es wird mir schwer, Sie zu verlassen, unsere Kompagnie, dies gesammelte Leben in Dienst und Natur und das gewaltige Werk und den bedeutenden alten Mann da drüben. Verzeihen Sie mir. Es muß sein. Ich will einen sofort anzutretenden Urlaub nachsuchen und würde dann, wenn inzwischen meine Versetzung genehmigt wurde, nicht erst hierher zurückkommen.“ Seine Stimme klang gedämpft. Sie war von einer solchen Festigkeit durchgeistigt, daß der Hauptmann wohl spürte: es war Ernst. Aber so rasch wollte er sich nicht ergeben. Er hatte seinen Oberleutnant noch über das Kameradschaftliche hinaus liebgewonnen.

„Sehen Sie mal, Marning,“ begann er, „alles Persönliche muß doch in solcher Zeit hintanstehen. Bedenken Sie: jeden Tag kann der Befehl zur Mobilmachung kommen.“

„Ich glaube nicht, daß es vor dem September was wird. — Sie meinten es doch neulich auch: in der Marine heiße es: im Herbst läge es günstiger für uns. Aber wenn auch: es ist doch für einen Soldaten gleich, wo und wann ihn der Ruf trifft — er hat zu folgen.“

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

Diese Dringlichkeit, wegzukommen, nicht mal die Versetzung abwarten, gleich auf und davon in Urlaub. Was war denn los? Aber er fragte nicht. Er sprach nur: „Nee, hören Sie mal, das kann ich nich so gleich fassen. Und denn: Ihr Regiment verlassen! Ihr liebes Regiment, in das Sie als junges Küken eingetreten sind. — Nee — Marning“ — —

„Das läßt sich vielleicht vermeiden. Ich möchte nur die Garnison wechseln.“

„Sie waren so gern hier. Sind erst seit anderthalb Jahren — knapp! — Wann war's doch? Mai vorm Jahr! — Und nu wieder weg! Auch ohne die gespannte Lage und die Aussicht, daß es bald losgeht: Sehn Sie mal, hier mit uns wird sich ja doch bald alles ändern. Die Einheit der Bataillone soll ja nicht mehr zerrissen sein — wir sind noch von den wenigen, die auf zwei Garnisonen verteilt stehen. Da hängen wichtige Änderungen in der Luft. Entweder kommen die zwei Kompagnien aus Dassow zu uns, oder wir werden dorthin verlegt.“

„Es muß sein!“ sprach Marning mit schwerem Ernst.

Nun schwieg der Hauptmann erst einmal und dachte nach. Es war zu natürlich, daß er seine Gedanken nach irgendwelchen begreiflichen Gründen umherjagen ließ. Aber er fand nichts. Ein paar Minuten erwog er wohl: flieht er vor den zärtlichen, werbenden Blicken der molligen Baronin? Nein, vor so 'ner gurrenden Taube läuft doch ein Mann nicht weg! Auch fürs Abwinken findet ein zartfühlender Mann noch ritterliche Formen. Ganz abgesehen noch davon, daß Agathe, wie er manchmal gemerkt hatte, in der letzten Zeit recht dringlich mit Wynfried Severin kokettierte — offener, als es einem verheirateten Mann gegenüber schicklich schien.

Er mußte sich sagen: wenn also Stephan Marning einen solchen Entschluß gefaßt hatte und die Gründe dazu verschwieg, so lag Ernsteres vor.

Vielleicht kamen da Dinge ins Spiel, die nichts mit den hiesigen Menschen und Verhältnissen zu tun hatten.

Also, wenn Marning schwieg, so hieß es für den Kameraden: diskrete Haltung! Achtung vor seinem Entschluß, der vielleicht ein schwerer war; keine zudringlichen Fragen.

„Was es auch ist, das Sie von hier forttreibt oder von anderswo her ruft: Sie sagen: es muß sein — da darf ich nur noch schweigen“, sprach er bekümmert.

Ihre Pferde schritten mit nickenden Köpfen ruhevoll. Munter klang hinter ihnen der Marschgesang der Soldaten. Der durchfeuchtete Wald stand regungslos in der schwülen Luft.

Stephan rang mit sich. Der kriegerische Mann an seiner Seite war ihm teuer geworden. Er wußte ja, der litt. Heldenblut kochte ungestüm in seinen Pulsen. Und er durfte nichts sein als ein stiller Vorbereiter, ein unermüdlicher Erzieher. Sollte er ihm nicht ein andeutendes Wort sagen, daß er sich in der Lage befände, Tapferkeit durch Flucht zu beweisen, ja, es gibt auch solche Lagen, und auch sie fordern stillen Heldenmut. Stephan fühlte, es war unmöglich! Jede, die fernste Andeutung mußte Likowski die Wahrheit erraten lassen. Unmöglich! Mit sachlichen und ruhigen Reden erwogen sie, ob wohl Aussicht sei, daß das Kabinett jetzt ein derartiges Gesuch genehmige.

Nun zogen die Kompagnien auf der Landstraße dahin, die als durchnäßtes Band zwischen begrasten Rainen und regelmäßig angepflanzten Bäumen dalag.

Zuweilen spritzte das Wasser unter den Pferdehufen auf. Und mit einem Mal stockte das munter gelassene Marschieren der langen Schlange von Soldaten. Vorn das Pferd des Hauptmanns? Hatte eine Versenkung es verschlungen? Was war geschehen?

Die Landstraße schien ja stellenweise wie mit Spiegelscherben beworfen, so stark gleißten die stechenden Sonnenstrahlen auf den Wasserlachen und gefüllten Furchen. Und eine von diesen seichten, breiten Lachen hatte unter ihrer blinkenden Fläche ein vertracktes tiefes Loch verborgen gehalten. Da trat der Gaul hinein, es war ein ganz ungeahntes Niederbrechen, ein Sturz, wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Und es riß den Reiter mit. Über den Kopf des Pferdes weg wurde er geschleudert. Im Husch des Geschehens hatte er noch seine Füße aus den Steigbügeln lösen wollen, nur dem linken war es gelungen.

Nun lag er in einer ganz verbogenen, unglückseligen Verschiebung der Gliedmaßen da.



Das war in der Zeitdauer von ein paar Herzschlägen geschehen. Schon stürzte alles herzu. Stephan schwang sich vom Pferde, kniete neben dem Hauptmann, wollte ihm aufhelfen. Hornmark griff zu, von der zweiten Kompagnie kamen im Laufschritt die Offiziere, kräftige Fäuste brachten das Pferd in die Höhe, es war unbeschädigt.

Aber da lag Likowski, und sein frisches Gesicht war weiß, seine Lippen blau, als er sich rühren wollte, seinen Körper den helfenden Händen entgegenbietend, da brach kalter Schweiß aus seinen Poren, und in einer kurzen Ohnmachsanwandlung sank er zurück, die singenden Töne in seinen Ohren verstummten aber rasch wieder, er wußte, wo er war, was mit ihm war.

„Gebrochen!" stöhnte er. „Verflucht, schändlich." . . . Und er biß die Zähne zusammen.

Ja, da war kein Zweifel, der Hauptmann hatte einen Bruch des Unterschenkels davongetragen.

Mit zornigem Mut ließ er das gleich feststellen. Seine Lebensgeister waren alsbald in vollster Energie wach. Er übersah seine Lage.

„Und jetzt," sagte er, „gerade jetzt!"

Ein solcher seelischer Jammer bebte in seiner Stimme, daß es die Kameraden ergriff. Und Hornmark, der noch eben über seinen eigenen Heldentod vorweg gerührt gewesen war und schon zwei weinende Mädchen im Geist untröstlich gesehen, erlaubte sich zu beschwichtigen: „Ach, es geht schließlich doch nicht los!" Wofür er vom Hauptmann einen flammenden Blick des Zornes erhielt.

„Vorsichtig, Kinder!" ermahnte er dann. „Faßt mich klug an, ich mein: egal, wie weh es tut — ich mein: vorsichtig, daß die Einschienung nicht gefährdet wird."

Und dann richtete er sich an Marning: „Mir ist so: das kann kein komplizierter Bruch sein. Und wenn's ein simpler ist, was? Der heilt schnell?"

„In vier Wochen", sagte Hornmark in nicht umzubringender Naseweisheit, geradezu mütterlich.

Stephan fertigte eine Ordonnanz ab, sie sprengte auf dem zweiten Pferd Likowskis davon, die Kompagnien setzten ihren Marsch fort. Aber sie sangen nicht mehr. Bald war nur noch eine kleine Gruppe auf der Landstraße: der Hauptmann, mit einem zusammengelegten Soldatenrock als Kissen unterm Haupt, Stephan als Wache und Pfleger, ein paar Soldaten, davon der eine in Hemdsärmeln. Und die Soldaten schwärmten aus, um von der Waldgrenze große Zweige zu holen, mit denen sie über dem Gestürzten ein kleines Kopfdach improvisieren wollten. Denn die Sonne brannte durch die feuchte Schwüle, und es war gerade, als ob die schweren Wolken am Himmel vorsichtig vermieden, die grelle Scheibe zu bedecken.

„Hier lieg ich nun als die Karikatur eines Helden, die ganze Szene Karikatur, sieht 'n bißchen nach Schlachtfeldgrenze aus, ist bloß 'ne Albernheit."

Stephan hatte als Fahnenjunker einmal den linken Schulterknochen gebrochen, und er wußte: es tut verflucht weh! Auch ein Mann kann da wohl die Zähne zusammenbeißen. Aber er sah wohl, nach der allerersten kurzen Anwandlung, die ihn überrascht hatte, bei Likowski waren die Wut und der Hohn größer als aller Schmerz.

„Wissen Sie," fuhr er aufgeregt fort, „wenn's losgeht, und ich lieg da — ich schieß mir — bei Gott — ich schieß mir 'ne Kugel durch den Kopf!"

„Aber bitte! Lieber Likowski! Wenn es wirklich bald zur Mobilmachung kommt, dann folgen Sie uns in einigen Wochen nach."

„In einigen Wochen?! In vierzehn Tagen will ich wieder zu Pferde sitzen. Und wenn ihr mich raufheben und anschnallen müßt. Die besten Chirurgen her, Sylvester von drüben und unser Kommißäskulap, das ist mir nicht genug, in Lübeck soll's ja so 'n großen Professor geben, her mit ihm."

„Ich habe der Ordonnanz schon aus eigener Machtvollkommenheit Befehl gegeben, nach Lübeck zu telephonieren," sagte Stephan, „beruhigen Sie sich doch, bitte!"

„Ja, ja, ich will ruhig sein. Das ist vernünftiger! Aber wenn ich nicht in vierzehn Tagen wieder zu Pferde steigen kann, erklär ich alle Ärzte als Scharlatane."

Stephan sah wohl: der Schmerz, der bezwungen werden sollte, setzte sich in Aufregung um. Es hieß beschwichtigen.

„Man leistet ja heute Fabelhaftes! Ich bin sicher, Sie können in vierzehn Tagen reiten, wenn vielleicht auch noch nicht allein aufsitzen."

„Nicht wahr? Man leistet Fabelhaftes! Aber Marning, Ihre Versetzung . . . . Ihr Urlaub . . . . Sie müssen nun doch die Kompagnie führen — bis ich selbst wieder so weit bin!" —

„Es versteht sich von selbst," sprach Stephan mit fester Stimme, „daß ich keine Schritte tue, bevor Sie wieder dienstfähig sind."

Sein Gesicht war verschlossen, sein Blick in die Ferne gerichtet, ernst und fest.

Der hat was Schweres, was Großes, dachte Likowski, und macht es still mit sich ab.

Wie schwer wohl! Wenn's nicht mal einer treuen Kameradenseele anvertraut werden durfte. . . .

Da er eine unwillkürliche Bewegung machte, zerriß ein aufzuckender Schmerz seine Gedanken.

„Donnerwetter", fluchte er. „Wo bleibt denn die Bande!"

„Es ist einfach unmöglich, daß schon Hilfe hier sein kann."

„Und ich wälze mich im Dreck der Landstraße." . . .

Die vier Soldaten versuchten vergebens, mit den belaubten Zweigen, die sie herbeigeschleppt hatten, einen Baldachin zu bauen. Die Landstraße war nur obenauf feucht, ihr festgestampfter Bau nicht erweicht, und man konnte unmöglich diese schwankenden, schief abgebrochenen Äste in den Boden stecken.

Nun versuchten die Leute dem Daliegenden mit den Zweigen die Fliegen ab und Kühlung zuzuwedeln.

„Nee, nee, Kinder, das nu nich, hier is nich Finale erster Akt Lohengrin, setzt euch da hin, man immer mitten rin ins patschnasse Gras, vielleicht sind eure Sitzböden wasserdicht. So — nu — Donnerwetter." . . .

Die Soldaten grienten und hockten sich am diesseitigen Rand des Chausseegrabens nieder. Stephan setzte sich auf den Meilenstein, der gerade dicht neben der Unglücksstelle stand. So warteten sie.



Aber Likowski war in dieser Lage nicht der Mann, still zu warten.

Er riß sich mit der Rechten das Taschentuch herab, das Stephan ihm über Kopf und Stirn gelegt, zum Schutz vor Sonne und Fliegen.

Wenn es doch nicht in vierzehn Tagen heilte! Und wenn noch in dieser Woche, in der nächsten vielleicht, die Mobilmachung begönne! Das machte ihn toll.

„Auf eins bin ich gespannt: Wird es eine Männerschlacht oder eine Maschinenschlacht werden“, sagte er.

„Ich glaube,“ meinte Stephan, „daß man große Überraschungen erleben wird, und daß im letzten Grund jeder Krieg eine Männerschlacht sein muß und wird. Die Seele wird irgendwie ihr Recht behalten, Mut, Tapferkeit, Besonnenheit, der Furor teutonicus, ja mein Gott, ist ein Krieg denkbar, ohne daß all das aufflammt? Wir stehen vor Rätseln, ich will selbst zugeben, vor scheinbar unlöslichen. Und dennoch, im letzten Ende wird es nicht auf die Maschinen, sondern auf den Mann ankommen, auf Disziplin, Opfermut und wahnwitzige Courage. Und es wird daran nicht fehlen.“

„Gott segne Sie, Kamerad, für diese Ansicht! Es sind auch meine Gedanken, die geben den zähen Mut zur Arbeit.“

„Herr Hauptmann!“ schrie einer von den vieren am Grabenrand. Und die andern drei schrien aufspringend dazu: „Sie kommen.“

In der Perspektive der Chaussee raste was heran. Der Lazarettwagen, der „Kommißäskulap“ auf Likowskis Stichelrappen.

„Na, gottlob!“ seufzte der Hauptmann. Und eigentlich erschien ihm dieser Augenblick schon als Beginn der Heilung.

In der Tat fingen ja jetzt erst die Schwierigkeiten an. Die provisorische Einschienung, der Rücktransport, das kostete Mühe und Zeit. Likowski bestand darauf, in seiner eigenen Wohnung zu liegen. Da war die alte Frau Doktor Lamprecht und klagte, emsig treppan und treppauf, und lief unnütz herum und brachte doch Herzlichkeit und Fürsorge mit sich. Und Likowski war ja an ihre Wieselart gewöhnt und kannte ihr ergebenes Altfrauengemüt.

Und dann kam der Professor aus Lübeck und nannte den Bruch bildschön und geradezu ideal, und Likowski lächelte bloß, wenn auch recht grimmig, zu den unvermeidlichen Schmerzen. Chloroform verbat er sich schroff. Endlich lag er dann geradezu hübsch anzusehen da, großartig eingeschient, getragen von dem Glauben, daß seine Knochen flink und glatt wieder zusammenwachsen würden. Frisch, als sei überhaupt gar nichts passiert.

Und er neckte die strahlende, kleine, graue Alte.

„Nu mal aus Ihrem Mädchenherzen keine Mördergrube gemacht, Lamprächtige! Na, was? So ganz tief inwendig freuen Sie sich doch, mich hier fest zu haben. So als Ihr kleines Kind! Aber das sage ich Ihnen gleich: es wird 'ne kurze Freude. Ich stelze Ihnen, im Notfall — Sie wissen in was für einem! — ganz einfach die Treppen runter und weg, so wie ich da bin! Das Wasserglas hält wie Eisen.“

Die Alte lächelte selig verlegen und wehrte den schändlichen Verdacht, als freue sie sich, mit vielen Worten ab.

Stephan sah: er konnte nun gehen. Er kam erst gegen zwei Uhr zu seinem Essen. Seit dem Morgengrauen hatte er nichts genossen. Aber darauf muß ein Soldatenmagen eingerichtet sein. Nervös überhungert? Das gab's doch nicht. . . . Und dennoch — er schob, vielleicht aus solcher Empfindung heraus, den Teller bald von sich. Er saß und starrte auf das Tischtuch nieder.

Ja, nun wurde alles anders. . . .

Sein Gemüt war schwer — —

Er konnte nicht fortgehen — wie er es sich und einer heißgeliebten Frau schuldig war. . . .

Und sie würde es hören! Sie würde sofort den Grund begreifen, und daß seine Pflicht ihn hier noch hielt. Aber er wußte von selbst: sie hatte das Vertrauen, daß er es doch verstehen werde, sie zu meiden!

Sie kannten sich ganz genau — ohne Worte. Ihre Seelen sprachen zueinander, ein geheimnisvolles Begreifen war zwischen ihnen, übertrug sich von einem zum andern.

Sie waren füreinander bestimmt gewesen.

Aber sie war nicht frei! Also fort aus ihren Wegen!

Dem Schicksal als Mann von Ehre begegnen — —

Und die Frau ehren, die er liebte! Sie stand so hoch, daß nicht einmal eine Versuchung sie beunruhigen durfte.

Fort aus ihrem Weg!

Er betete sie an in seinen schmerzlichen, heißen Gedanken, weil sie ihn fortgewiesen.

Ihr ängstliches, verzweifeltes „Nein — nein“, womit sie seinen Blicken abwehrte, hallte immer in ihm nach.

Wunderliches Erleben, das aus einem „Nein“ mehr Segen und Beglückung strahlen ließ als aus jedem hingebenden Wort. . . .

Sie hatte gesagt, ihre Ehe sei unlöslich. Zwei lange Nächte voll Qual und Not grübelte er darüber nach.

Er mußte ihr recht geben.

Keine Übereilung, kein Liebeswahn hatte sie in die Ehe hineingelockt.

Mit klarem Bewußtsein suchte sie in ihrer Ehe kein zärtliches Glück, sie gab ihr als Ersatz einen würdigen Inhalt in sittlichem Pflichtgefühl.

Gerade diese Ehe, so geschlossen, mußte unzerbrechlich sein.

Und nichts durfte der teuren Frau die Erfüllung ihrer Pflichten erschweren! Seine Liebe durfte ihr keinen Kampf und keine Beunruhigung bringen. Er konnte sie ihr am größten dadurch beweisen, daß er still beiseitеging und fern und einsam litt.

Fort aus ihren Wegen. . . .

Er stand auf. Ging nach seiner Wohnung. Er merkte unterwegs: es tropfte, jene großen, schweren Tropfen begannen herabzuspielen, die einen prasselnden Gewitterregen einzuleiten pflegen. Und da fuhr auch ein Blitz nieder. Der jähe Schein strich ihm förmlich über die Augen. Ein Schlag polterte nach, und dann stürzte der dicke Regen hinterdrein, daß die Luft wie von Kristallperlen durchsät war. Und nach fünf Minuten war auch das vorbei. Wie ein ganz merkwürdiges kurzes Aufpochen all der droben auf der Lauer liegenden Gewalten war das gewesen. . . .

In Stephans Zimmer brütete dumpfe Hitze. Voß



hatte die Fenster geschlossen gehalten. Luft! Fenster aufgestoßen! Mit der Litewka her! Eine halbe Stunde Ruhe. Um vier Uhr wieder Dienst. — —

Voß meldete: da liege ein Brief.

Stephan hatte ihn nicht bemerkt zwischen all den Büchern und Papieren auf dem Schreibtisch. Seine Gedanken waren nicht wie die jener Menschen, die große Korrespondenz haben, zuerst auf den Posteingang gerichtet, wenn er heimkam. Voß sagte: Georg, des Herrn Hauptmann früherer Bursche, hätte ihn gebracht.

Stephan sah schon, das waren die Schriftzüge des Geheimrats.

Sofort überfiel ihn Unruhe. Die bloße Ankunft eines Briefes von drüben bewies ja, daß die Fäden sich schwer zerreißen ließen, ja, daß sie gar nicht zerrissen werden konnten, ohne daß Aufsehen entstehe.

Er besah die Aufschrift. Schon in diesen großen, steilen Buchstaben spürte man die Herrscherhand, die sie hingesetzt.

„Stephan Freiherrn von Marning, Oberleutnant im Infanterieregiment 210 (Großherzog Paul)."

Und als er las, wuchs seine Unruhe.

„Lieber Marning! Ich möchte mit Ihnen sprechen. Für Sie vielleicht Wichtiges. Besuchen Sie mich heute gegen Abend. Wenn Sie zum Essen bleiben können, freut es uns, welcher Plural aber nicht meinen Sohn miteinschließt. Er ist verreist. Telephonieren Sie, ob ich Sie erwarten darf. Freundschaftlich der Ihre Severin Lohmann."

Es war ihm sogleich klar, daß er dieser geforderten Unterredung nicht aus dem Weg gehen könne. Und ebenso gewiß wußte er, daß es ihm unmöglich sein würde, mit diesen beiden Menschen im engsten Kreis traulich zusammen am Abendtisch zu sitzen. Sich bezwingen in Blick und Wort, steif und fremd tun — vor den durchdringenden Augen dieses Mannes! Das holde, sanfte Glück genießen, die geliebte Frau in ihrer töchterlichen Fürsorge um den Vater zu sehen. Ihr Wesen war heiterer, offener, bezaubernder, wenn ihr Gatte nicht neben ihr stand, wenn all ihr Dasein nur dem hilfsbedürftigen alten Mann zu dienen schien. Und sie! Würde sie das ertragen, ihm noch an ihrem Tisch zu begegnen? — Nein!

Er ging hastig auf und ab und dachte nach. Sein Dienst — der verunglückte Kamerad — dieser Ruf nach drüben.

Voß wartete und stand in seinem weißgrauen Leinenanzug stramm.

Er war kein Genie im Telephonieren. Er hatte schon die fabelhaftesten Bestellungen und Auskünfte in die Welt hinausgesprochen.

Wie nun sein Oberleutnant still stand und ihn ansah, verhedderten sich seine Gedanken schon vorweg, und er ahnte Trübes.

Aber in der Tat sah Stephan ihn gar nicht, er hatte diesen vertieften Blick, der in die Dinge sich hineinzubohren scheint, während er sie gar nicht bemerkt. —

Plötzlich wußte er, wie er alles einrichten konnte. Mit rascher Hand ließ er den Bleistift über einen Zettel gleiten, und um jedem Irrtum vorzubeugen, mußte Voß den Inhalt laut vorlesen. Er tat es mit seiner nasalen, breiten, niedersächsischen Aussprache. Es berührte Stephan eigen, daß unfreiwillig humoristisch laut durchs Zimmer klang, was für ihn voll geheimer Aufregungen war.

„Leupold ans Telephon fordern. Bestellen: Oberleutnant v. Marning ließe vielmals danken. Er würde sich erlauben, um sechs zu kommen. Zum Abendessen könnte er nicht bleiben. Es wäre dem Herrn Hauptmann ein Unfall zugestoßen, und der Oberleutnant wollte den Abend bei ihm verbringen."

Voß machte kehrt und marschierte zur Tür, als schwenke er in Reih und Glied im Zug ab.

Lange noch stand Stephan in schwerem Nachdenken. Aber er war doch voll Ruhe.

Er wußte es: sie würde es verstehen, ihn nicht zu treffen, wenn er ihr Haus betrat.

Jede Begegnung wäre quälender Schmerz und eine Verhöhnung des Abschieds, den sie in schweigendem Verstehen voneinander genommen.

Und dann mit einem Mal kam die Frage: was will der alte Herr mit mir? Wichtiges? Die Unsicherheit regte ihn doch auf.

* * *

Um die Zeit etwa, als der Hauptmann an sich erfuhr, daß auch der beste Reiter stürzen kann, besuchte Klara ihren Schwiegervater. Er saß, bei offenen Fenstern, im Erker, und um seinen mächtigen Ledersessel herum waren die mechanischen Tische mit Schriftstücken bedeckt. Gerade ging der Sekretär Lebus mit den Stenogrammen, um sie auszuarbeiten. Ehe er noch die Tür erreichte, rief ihm der Geheimrat nach: „Und Georg soll sofort meinen Brief hinübertragen. — Ach — Klara! Mein Kind — ich hab schon gewartet — wo du bleibst!"

Sie küßte ihm die Stirn.

„Guten Morgen, Vater — ich wagte nicht zu stören. Du weißt, jetzt geht der Verunglückte sogar dir vor. Als ich von Severinshof zurückkam, hattest du schon den Generaldirektor bei dir. Ich hörte eure Stimmen, als ich eintreten wollte. Und dann weiß ich ja — halb elf kommt Lebus."

„Ja. Thürauf kam sofort aus dem Auto zu mir herauf. Hatte den Nachtzug von Rotterdam nach Hamburg benutzt, wo ja gleich Anschluß ist. Kannst dir denken, wie bekümmert und ärgerlich er war! Durchbruch! Produktionstörung. Ein Mann verunglückt! Wie geht's ihm denn?"

„Sylvester hatte heute mehr Hoffnung als gestern. Die Nacht war gut. Und ich bin bei dem Mädchen gewesen, das der Mann liebt. Ich habe mit ihr gesprochen. Sie war verlegen und mitleidig. Sie will ihn besuchen und ihm verzeihen."

Der Geheimrat lächelte.

„Du bringst sie noch zusammen."

„Oh nein," sagte Klara, „nein — wie sollte ich das wagen — wenn sie ihn nicht liebt" . . .

Er hörte die heftige Abwehr in ihren Worten. Sie fühlte selbst: sie hatte es zu leidenschaftlich gesagt.

Eine kurze Stille, schwer von Inhalt, legte sich über beide. Klara wollte diese Befangenheit zerstören.



„Ich denke," sagte sie, „man wollte Thürauf nichts von dem Vorfall depeschieren? Es hätte ja auch keinen Zweck gehabt. Aber er kam sofort zu dir herauf? Das sieht doch aus, als wußte er schon? . . . Ah — vom Chauffeur" . . .

„Nicht der Chauffeur — denk dir — von Wynfried!"

„Von Wynfried?" wiederholte sie in großem Erstaunen; „der ist doch heute früh mit der ‚Klara' nach Warnemünde gesegelt — begleitet als Outsider die Wettfahrt — wollte doch an Bord übernachten?"

Er hatte sich den Sonnabend, trotz des schweren Vorfalls auf dem Werk, in einer so fröhlichen Stimmung gezeigt, wie weder sein Vater noch seine Frau ihn je gesehen. Am späteren Nachmittag war er mit dem Motorboot nach Travemünde gefahren, wo ja zurzeit auch die „Klara" lag. Er wollte den Bierabend des Jachtklubs mitmachen, der unter dem Vorsitz des Kaisers stattfand. Vater und Frau fanden es selbstverständlich. Am Sonntag vormittag, so war der Plan, sollte die „Klara" dann die Wettfahrt in der Lübecker Bucht begleiten, später dachte Wynfried am Klubessen im Kurhaus teilzunehmen und am Montag früh mit nach Warnemünde zu kreuzen. Es erschien als das Bequemste, von Sonnabend an Wohnung an Bord zu nehmen, um so mehr, als nun Klara an den Vergnügungen des Sonntags nicht teilnehmen wollte. Auf Wynfrieds Wunsch war sie dazu entschlossen gewesen; er hatte sich sogar vor einigen Tagen das Kleid zeigen lassen, in dem sie bei dem Festdiner erscheinen sollte. Ihr Hang zur Einfachheit war ihm immer beunruhigend.

Aber nun konnte sie nicht — alles in ihr wehrte sich gegen Fest und Lärm und Frohsinn. Würden nicht die Augen des Verunglückten ihr immer zusehen? Diese Augen voll Qual?

Und die Erschütterungen, die durch ihr geheimstes Seelenleben gegangen?

„Verzeih," bat sie, „daß ich dich nicht begleite. Wenn du den armen Judereit in seinem ersten grauenvollen Schmerz gesehen hättest, möchtest du auch nicht. Und ich habe ihm versprochen, ihn dreimal am Tage zu besuchen."

„Du bist sentimental," antwortete Wynfried scherzend, „das hätt ich nicht vermutet. Aber wie wird es nun? Ich hatte deine Freundin Agathe nebst Duenna eingeladen, uns Sonntag vormittag zu begleiten?"

„Aber Agathe soll sich doch durch mein Fernbleiben nicht stören lassen. Und Fräulein von Gerwald ist doch dabei."

„Ja, die wahrt immerzu das Dekorum. Das ist ihre Mission, ihr Beruf, ihr Schicksal", lachte Wynfried.

Wie dankbar war Klara, daß er keine Verstimmung zeigte! Und sie rühmte sein liebenswürdiges Wesen vor seinem Vater.

So nahm er für mehrere Tage Abschied und stellte es als wahrscheinlich hin, daß er von Warnemünde aus noch nach Rügen oder vielleicht nach den dänischen Inseln hinübersegeln würde.

Und nun hatte der Generaldirektor ihn in Lübeck getroffen, auf dem Bahnsteig der Hamburger Züge? Der Vater erzählte, was Thürauf berichtet: Wynfried habe doch vorgezogen, im Hotel zu übernachten und nach einer etwas allzu späten Sitzung mit Klubfreunden dann die Zeit verschlafen. Das Gewitter sei dazu gekommen, er habe den schweren Seegang gefürchtet, etwas verkatert, wie er sei, und die „Klara" allein lossegeln lassen, um sie nun in Warnemünde wiederzutreffen, wohin er mit der Bahn fahre.

Klara lächelte und meinte: das wirke nicht sehr sportmäßig. . . .

Der Geheimrat lächelte nicht. Er hatte in Thüraufs kühlen, klugen Augen einen besonderen Ausdruck gesehen. Eine ferne, leise Unruhe wollte aufsteigen: war es vielleicht dem Generaldirektor aus irgendeinem Grund zweifelhaft, daß Wynfried auch wirklich nach Warnemünde fuhr? Es gibt so lächerlich kleine Umstände und Zufälle, die verräterisch sind. Ein Billett, das aus der Hand fällt, der Fahrplan, der aussagt, daß um diese Zeit gar kein Zug nach dem angegebenen Ziel fährt. . . Aber nein — was für törichte Mißtrauensgedanken! Wozu brauchte Wynfried Heimlichkeiten? Er konnte kommen und gehen, wann und wohin er wollte. Keine Tyrannei, keine Fragen belästigten ihn.

Und er bat in seinen beschämten Gedanken dem Sohn ab, daß er immer noch nicht felsenfest im Glauben an ihn sei.

„Ich habe uns zu heute abend einen Gast eingeladen", sagte der Geheimrat nun.

Und auf Klaras fragenden Blick fügte er hinzu: „Ja — Marning."

Sie erschrak. Aber auf dergleichen hatte sie vorbereitet sein müssen, war es auch, denn sie wußte ja, daß er seinen Posten nicht sofort verlassen könne, da waren Formalitäten zu erfüllen, ein Offizier ist kein freier Mann. Sie wußte auch sofort, wie sie ihm ausweichen könne.

Denn es schien ihr wie Entweihung, ihn noch einmal zu sehen.

An das feierliche Lebewohl durfte sich nicht das Nachspiel alltäglicher Begegnungen voll Heuchelei hängen.

Sie sprach, ein wenig stockend: „Und ich wollte dich gerade um Entschuldigung bitten, ich war so lange nicht bei Agathe, ich wollte sie heute am späteren Nachmittag besuchen, wenn sie mich dann zum Abendbrot" —

„Aber, Kind! Warum so verstört, weil du mal einen kleinen, eigenen Plan hast! Wenn dich die Gewitterluft nicht stört, ich fürchte, es gibt noch was, wie sticht die Sonne! Im Grunde ist es vielleicht ganz gut, daß ich Marning allein habe. Möchte viel mit ihm reden. — Wichtiges."

„Du?!" fragte sie. „Du — mit ihm?"

Sie saß ganz befangen und verwirrt auf ihrem Stuhl da, die Hände um ihr Knie gefaltet, vorgebeugt und dachte immer: Es ist doch schwer — das muß ich lernen — gleichgültig von ihm sprechen.

„Ja, mein Kind, was wirst du sagen: ich will ihn auffordern, ganz zu uns zu kommen!"

Sie fuhr in die Höhe, stand leichenblaß da — ein Laut brach von ihren Lippen — fast ein leiser Schrei. —

Das kam zu jäh — darauf hatte sich ihr Herz nicht rüsten, sich nicht vorweg mit Haltung umpanzern können.



Und der alte Mann sah sie an — in einem tiefen Erstaunen — das in eine langsam heraufdämmernde Angst überging.

Was war das? . . . .

Und nun sagte die junge Frau mit fliegendem Atem und befehlend — ja, befehlend: „Das wirst du nicht tun!"

Sie, die Bescheidene, stand da wie eine Herrscherin. Und was flammte denn in ihren Augen?

Der Alte fühlte sein Herz klopfen. Aber er vermochte doch mit leidlicher Ruhe zu fragen: „Und warum nicht?"

Sie antwortete nicht gleich. Sie konnte sich nicht in seine Arme werfen und sagen: „Weil ich ihn liebe — weil ich es nicht ertragen könnte, ihn immer, immer sehen zu müssen." . . .

Sie ging mit schnellen, hastigen Schritten im Zimmer hin und her. — (Fortsetzung folgt.)

Die Kriegsfürsorge in Frankfurt a. M.

Von Margot Isbert. — Hierzu 7 photogr. Aufnahmen von O. Neithold.

Vor nicht langer Zeit bekam ich von einem jungen Leutnant, der seit Wochen in der Front draußen im feindlichen Feuer steht, einen Brief; ein mit Bleistift bekritzeltes Stück Papier, in einer Scheune in kurzer Gefechtspause geschrieben. Nur wenige Worte, aber hinter diesen paar Worten die ganze unerbittliche und eisenharte Wirklichkeit. — Dann aber kam ein Satz, ein kurzer Satz, der irgendwie eine Brücke baute von uns hier zu denen draußen; bei dem mirs warm ums Herz wurde, als ich ihn las. Denn der kleine Leutnant, den ich in der Erinnerung hatte mit einem lachenden, leichtsinnigen Knabengesicht, der schrieb: „Wir sind stolz auf unsere Frauen daheim! Wir haben einen Mordsrespekt vor Euch allen gekriegt in diesen drei Monaten, und wir wissen, auch das ist etwas, was wir vor den anderen voraushaben. Denn was Ihr getan habt in den paar Wochen und wie Ihr's getan habt, das macht Euch so schnell kein anderes Land nach . . ."



Verwundete im Privatlazarett „Schloß Rödelheim".

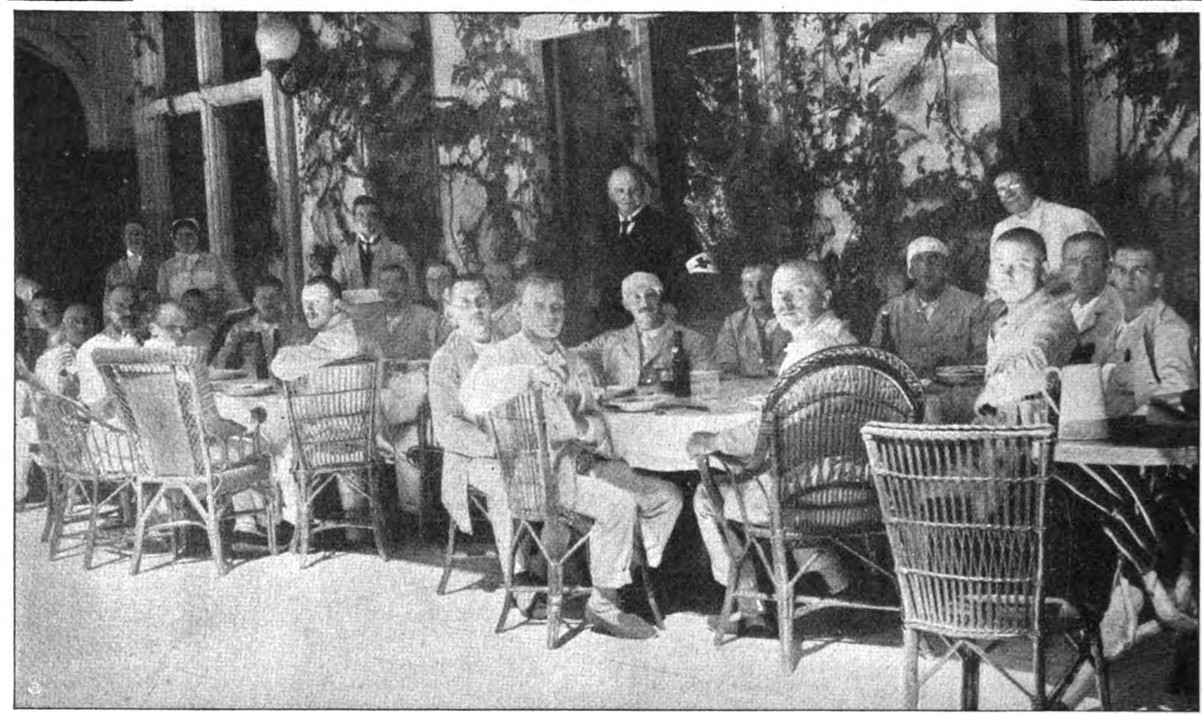
Ich hab's gelesen und mich daran gefreut; denn es ist gut, wenn die da draußen wissen, daß wir auf unserem Posten stehen. Es gibt uns die Gemeinsamkeit, die wir brauchen. Ich weiß nicht, ob es in anderen Ländern, ob es bei unseren Feinden jetzt anders ist. Aber ich glaube wohl, daß auch dort die Frau, jede Frau, stillschweigend ihre Pflicht tut, und in diese harte Zeit so viel Güte bringt, wie sie nur irgend kann. Tun sie das nicht, da drüben in England, in Frankreich und Rußland, dann ist es ihre eigene Sache und wir haben kein Recht, uns drum zu kümmern. Es muß jeder sehen, wie er sich abfindet mit diesem Krieg; und es muß jeder ganz allein seinen Weg gehen und suchen, daß er mit Würde trägt, was ihm zu tragen auferlegt ist. Wie die Frauen Deutschlands sich damit abgefunden haben, davon sprechen diese Bilder, und davon will ich auch jetzt sprechen.

Ich habe neulich in einem von unseren Privatlazaretten eine junge Frau gesehen, deren Mann vor ein paar Monaten irgendwo da draußen gefallen war. Sie ging in ihrer großen Schürze und der weißen Schwesternhaube durch eine lange Reihe weißgedeckter Betten hin, sie sprach mit jedem, und jedem stand die helle Freude auf dem Gesicht, wenn sie kam. Vielleicht wußte von den armen, weidwundgeschossenen Gesellen kaum einer, was für Leid die jungen Schultern trugen. Nur das fühlten sie vielleicht, daß ihre Güte tiefer und reicher geworden war.

Ich habe es bis vor kurzem nicht gewußt und nicht geglaubt, daß in einer Stadt wie Frankfurt, wo man das reiche, bunte Leben so sehr liebt und all die tausend Freuden des Tages so ganz, so erschöpfend zu genießen pflegte, eine so emsige und ernst erfaßte Tätigkeit sich entfalten könnte.

Fast vor jeder der großen Villen auf der Forsthausstraße und Bockenheimer Landstraße flattert die weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Und überall sieht man hinter





Verwundete beim Mittagtisch im Privatlazarett von Frau Carl von Weinberg.

schmiedeeisernen Parkgittern, auf Wegen, zu deren Seiten noch die letzten leuchtend bunten Astern blühen, unsere Feldgrauen, die jetzt in blauweißgestreiften Krankenkitteln stecken und auf der Straße draußen das fremde, bewegte Leben der großen Stadt vorüberfluten sehen.

Ganz still und fern von allem Getriebe liegt Haus Buchenrode draußen (Abb. S. 1817). Ein Haus, das schon viel Tanz und bunte Freude sah, und dessen großer Saal nun mit seiner Doppelreihe weißer Betten ganz in schöner, beschaulicher Ruhe liegt. Hier und dort noch ein dunkler Kopf in den Kissen; braun die Haut von Sonne und Wetter, die Hände, die schon so viel Tod und Verderben in die Welt brachten, ruhen still auf der Decke. Ganz still. So, als hätten sie nie einen Hahn abgedrückt, nie einen stahlblanken Gewehrlauf auf warmes Menschenleben gerichtet. Jetzt hat bei ihm selbst die kalte Kugel ange-



Erfrischungsstation für Durchgangstruppen auf dem Hauptbahnhof.

klopft und dem pochenden, roten Lebenssaft ein klaffendes Türlein gerissen. Seine Pflicht hat er getan; tapfer und redlich wie alle andern. Und liegt nun hier und lauscht in die summende Stille hinein. Irgendwo, irgendwann war einmal Geschützdonner und das heimtückische Pfeifen der Geschosse. Blitzschnell kamen sie an; wühlten ihre Splitter in zuckende Menschenleiber hinein. Stöhnen war da . . . und Kommandoworte und immer das ferne, dumpfe Brüllen der feindlichen Geschütze und das nahe Donnern der eigenen. Davon spricht er zuweilen und besinnt sich. Langsam kommt ein Bild nach dem anderen zurück. Der Hauptmann, der plötzlich so seltsam leer in



Privatlazarett der Frau Baronin von Oheimb.



Lazarett von Frau Dr. von Weinberg in Haus Buchenrode.

die Luft griff und dann vornüberfiel. . . . Weit liegt das alles zurück, so weit . . . Hier ist's still und gut.

Draußen, auf der großen Terrasse sitzen die andern. Genesende schon, von denen manch einer schon wieder zurückverlangt in die Schlacht. Denn sie wissen alle: es ist noch viel redliche Arbeit zu schaffen da draußen. Es braucht immer noch mehr warme, starke Menschenleiber, um die gewaltige, lebendige Mauer noch fester zu bauen, die sich langsam und unerbittlich, unwiderstehlich dem Feind entgegenwälzt. Aber hier ist alles Ruhe. Einer spielt auf der Gitarre und singt dazu. Irgendein Soldatenlied; frisch und voller Humor. Hinter den Säulen



der Terrasse sieht man in den herbstlichen Park hinaus. Da stehen die alten, hohen Bäume, die jahraus, jahrein ihr breites Geäst bis über das Dach von Haus Buchenrode hinaufstecken, in lachendem Gelb und Rot und lassen ein Blatt nach dem anderen auf die grauen Kieswege herabrieseln. Vielleicht, wenn sie in neuen Knospen stehen, wenn die Weidenhecke drüben goldbestaubte Kätzchen im Wind wehen läßt, daß dann unsere Truppen heimkehren, Blumen am Helm und Blumen um den Schaft ihrer siegreichen Fahnen, Primeln und Veilchen und Schneeglöckchen. Wer kann es sagen? Wir müssen warten und Vertrauen haben, wir alle.

der zweifelnd auf sie und ihre Postkarten niedersah. — „Schreibe Sie nur! Ihne Ihr Frau muß doch wisse, daß Sie gesund in Frankfurt ankomme sind!" Das klang überzeugend, und ich sah den Herrn Landsturmmann, dem das Schreiben wohl nicht eben eine gewohnte und geliebte Beschäftigung war, den Bleistift bedächtig zum Munde führen und anfeuchten. . . . Und eine Karte hab' ich in der Hand gehalten, die hat mir Spaß gemacht! Das war ehrlichste Anerkennung, und kein Ministerlob kann uns Frankfurter Frauen stolzer machen. Darauf stand groß und schief und deutlich: „Libe Lina. Du machst Dir keinen Versch, was mir hier zu essen kriechen. Es grüßt Dein Jean!"

Schlafsaal im Privatlazarett der Freifrau Ph. Schey von Koromla u. von Rothschild.

Oberes Bild: **Schloß Philippsruhe bei Hanau, das als Lazarett eingerichtet wurde.** — Phot. Klement, Frankfurt a. M.

Denn noch ziehen immer neue Truppen hinaus. Landsturm jetzt, zur Besetzung der eroberten Festungen. Bärtige, breite Männer, die da tagaus, tagein in Massen über die Bahnsteige unseres Hauptbahnhofes hinfluten (Abb. S. 1816). Da ist ein großmächtiger Tisch aufgeschlagen, Ruhebänke stehen rings umher, und junge Mädchen in weißen Schürzen bringen den Reisemüden große Becher voll Kaffee und Limonade, Brot und Wurst und Postkarten, um den Lieben daheim den ersten Gruß von unterwegs zu senden. Manch einer weiß nicht recht, ob er sich zum Schreiben entschließen soll. Aber zureden hilft, und ich habe da manch drollige Szene beobachtet, sah unter anderen ein schmales Dingelchen von fünfzehn Jahren — Hängezöpfe trug sie noch — vor einem Riesenkerl stehen,

Am Südbahnhof, in dem Erfrischungsraum für Leichtverwundete, hört man manches brummige Wort. Da schimpft ein Bayer, dem sie die linke Hand arg zerschossen haben: „Wegen so an Dreck, so an saudummen! Als ob ich nit mit der Rechten allein abdrucken könnt. Tun's eim heimschicken, die . . . !" — Ob er's denn so eilig hat, wieder rauszukommen, frag' ich ihn. Er sieht mich von der Seite her an, immer noch halb in Ärger und Gebrumm. Ja, freilich hat er's eilig! Aber dann geht ein Ruck durch seine Schulter. Drüben tragen sie einen Leutnant vom Zuge her. Blaß liegt er da, die Stirn im Schmerz zusammengezogen, die Lippen fest und trotzig aufeinander. Ich denk' minutenlang: was der schon erlebt hat; was dem schon Großes und Schreckliches begegnet

ist — und ist kaum älter als ich selbst! Ein junger Mensch, den das Leben schon in seine verschlossenen Tiefen hat blicken lassen. — Viel trotzige, junge Gesichter sieht man hier. Gesichter, die einem bei aller Not, die in ihnen geschrieben steht, einen Begriff geben von dem, was unser Volk leiden und tragen kann, weil's sein muß und weil's einmal zum guten Ende kommen muß mit unserer guten Sache, die wir gegen eine Welt von Feinden vertreten.

Die Bilder hier sind nur ein kleiner Ausschnitt der großen und allgemeinen Liebestätigkeit in unserer Stadt. Es wird viel getan hier und viel Leid tapfer getragen; hier wie anderswo. Und daß es so ist, daß es mit dieser schönen und sicheren Selbstverständlichkeit geschieht, darauf sind wir stolz, weil es denen da draußen in der Front die Zuversicht gibt, die sie haben müssen; weil es eine feine, stille Gemeinsamkeit ist zwischen uns und ihnen, daß einer vom andern weiß: er tut seine Pflicht, und wird stärker und besser in dieser Zeit, was sie auch bringen mag.

Wie Peter Pein den Engländern entwischte.

Skizze von Kurt Küchler.

Dori Dimmi! Krieg? Deutschland im Krieg mit den Russen und den Franzosen?

Peter Pein, Stiefelputzer im Hotel Blackpool in der 23. Avenue in Neuyork, warf die Schuhe Mr. Trecleys aus Manchester mit mächtigem Schwung in die Ecke des Lichthofes und fegte die Wichsbürste heftig hinterdrein, als der Zeitungsjunge draußen auf der Straße die gewaltige Neuigkeit ausbrüllte.

Nun hielt er die Zeitung in der Hand. Verdammt, da stand es schwarz und fett: Deutschland erklärt den Krieg an Rußland! Deutschland erklärt den Krieg an Frankreich! Mit roten Backen und heißer Stirn, hinter der es hart arbeitete, saß Peter Pein im Winkel des düsteren Hofes. Krieg, Krieg, Krieg . . . und er hockte in der Ecke, fern von der Heimat, ein kräftiger, achtzehnjähriger Bursch, vor zwei Jahren aus der Lehre in Hamburg nach Amerika durchgebrannt, weil er seinem Meister aus Zorn über eine zu Unrecht empfangene Ohrfeige eine leere Bierflasche in die Magengegend gepfeffert hatte. Als Schiffsjunge war er auf einem klapprigen dänischen Tankdampfer, der zufällig im Hamburger Hafen gelegen hatte, übers große Wasser gekommen. Aber an all das zu denken, war jetzt keine Zeit — Krieg war in Deutschland!

Ohne recht zu wissen, was er tat, holte er sich Mr. Trecleys Stiefel aus der Ecke, spuckte auf das schwarze Leder und fuhr mit der Bürste fast eine halbe Stunde lang darüber hin. Krieg in Deutschland! Und mit Frankreich und Rußland zugleich! Herrgott, gab's da Arbeit zu schaffen! Und er dachte an die vielen Kameraden von der Volkschule her. Die standen wohl jetzt alle beim Militär . . . bei den 76ern in Hamburg oder bei den blanken Kürassieren in Pasewalk und mußten mit ins Feld . . . und er, Peter Pein, pfui Teufel, er saß im düstern Hof des Hotels Blackpool in der 23. Avenue in Neuyork und putzte einem Engelsmann die Stiefel!

Zwei Tage später, ungefähr zur selben Stunde, saß Peter Pein wieder über Mr. Trecleys Schuhen. Und wieder brüllte draußen der Zeitungsjunge: „England erklärt Deutschland den Krieg!"

Peter Pein sprang hoch. Was? Auch der Engelsmann? Krieg mit England? Kaum zu glauben! Er war vollkommen bestürzt, als hätte ihn irgendwer mit der geballten Faust vor den Kopf geschlagen.

Da hörte er ein kurzes Lachen über sich. Mr. Trecley stand am offenen Fenster des ersten Stockwerks, hatte ein Zeitungsblatt in der Hand und las, die kurze Shagpfeife in einen Winkel des grinsenden Mundes geschoben, die Kriegsnachrichten. Ein brennender Haß stieg in der Seele des jungen Burschen hoch. Ihm war, als stünde ganz England da oben im Fensterrahmen, infam grinsend, mit spitzen, kalten Augen, mit langen, knochigen Fingern. Er wußte nichts von Politik, nichts von Weltgeschichte, wußte nicht, weshalb Rußland und Frankreich und England mit einem Mal wie ein Rudel Wölfe über Deutschland hergefallen waren . . . aber den Haß spürte er, den grimmigen, noch ohnmächtigen Haß gegen den Kerl, der da oben am offenen Fenster grinsend die Zeitung las, und er spuckte im Haß auf den Stiefel Mr. Trecleys, den er noch über die linke Hand gestülpt hatte, und schleuderte ihn dann ingrimmig in die Ecke.

Eine Stunde später schob sich Peter Pein mit Tausenden und Zehntausenden durch die Straßen der Neuyorker City. Über dem Kopfgewirr der Menschenmassen tobten die weißen Blitze der Lichtreklamen durcheinander wie die Zuckungen eines ungeheuren Brandes. Dumpf und die eigene Stimme zermalmend, schwoll der Lärm der Massen zwischen den Straßenschächten Neuyorks hinauf zum glühenden Himmel. Mit riesigen schwarzen Lettern schrieben die Scheinwerfer der großen Zeitungen die Telegramme aus Europa auf ungeheure weiße Leinwandflächen: „Die europäische Katastrophe!" . . . „Deutschland vor der Zertrümmerung!" . . . „Der kommende Weltkrieg!" Und nach jedem Telegramm ging ein wahnsinniger Sturm der Erregung durch die Menschenmassen. Vor diesem unerhörten Zusammenbruch der Diplomatenpolitik der Alten Welt erbebten die Mauern der Neuen. Die Telegramme rasten über den Ozean wie unheilbringende Lavaströme eines ungeheuer tobenden Vulkans über weithin erzitterndes Flachland.

Mit einem Mal stand Peter Pein, ganz aufgelöst in einer hitzigen Erregung, vor der hell erleuchteten Office der Holland-Amerika-Linie. Dutzendweise standen junge Deutsche vor den Schaltern. Wehrpflichtige, dacht Peter Pein. Und mit einem Mal fiel es brennend in ihn hinein: Los! Auf ein Schiff! Nach Deutschland! Sich freiwillig melden! Mit in den Krieg wie die vielen, die sich in der Office an die Schalter drängen! Herrgott ja!

Und wie besessen rannte er nach Hause. Da lagen, in der kleinen verschlossenen Kiste unterm Bett, zweiundzwanzig sauer ersparte Dollar. Achtzehn Dollar kostete die Fahrt im Zwischendeck von Neuyork nach Rotterdam! Nach Deutschland! Nach Deutschland!

Drei Tage später saß Peter Pein mit vielen deutschen Kameraden auf dem Achterdeck der „Elspeet" von der Holland-Amerika-Linie. Die stolz ragende Statue der Freiheit und das Land von Sandy Hook waren längst in Dunst und Nebel versunken, rastlos wühlten die Schrauben der schlanken „Elspeet" das Wasser des Atlan-



tischen Ozeans auf und jagten das Schiff vorwärts, Meile um Meile, Meile um Meile. Deutschland, wir kommen! 350 tapfere, junge deutsche Kerls sind wir hier an Bord, wollen eine Flinte und ein Seitengewehr und wollen ran an den Feind! Deutschland, wir kommen! Und Peter Peins junge Seele sang und glühte und flog dem eiligen Schiff voraus, rascher als ein Vogel.

„Jungens, wenn uns die Engländer kitschen?"

„Unsinn! Wir sind auf einem holländischen Schiff!"

„Töw man! Da kümmert sich der Engelsmann nix um!"

Scilly Islands vorbei. Weiß gischtet der Rand des Atlantischen Ozeans das felsige Ufer hinauf.

Lizard Head vorbei. Da liegt die englische Küste. Ein Sprung an Land, eine deutsche Faust unter ein glattrasiertes englisches Kinn, ein Sprung zurück an Bord . . . ha, wenn das ginge!

Falmouth in Sicht. Nur noch wenig mehr als eine Tagereise nach Rotterdam! Deutschland, wir kommen!

Wie? Zwei englische Kreuzer? Sie kommen heran? Sie wollen uns kitschen?

Peter Pein beugte sich weit über die Reeling. Mit Volldampf, dicke, schwarze Rauchwolken aus kurzen Schornsteinen herauswerfend, kamen sie heran, die beiden englischen Kreuzer, immer rascher, immer näher, brennend überschüttet vom Licht der Sonne. Blendend weiß schäumte das aufgewühlte Wasser am Bug. Flaggensignale auf der Kommandobrücke. . . . Mit einem Mal, steuerbord, jäh aufwölkender Dampf . . . ein langer Schuß rollt über das Meer . . . verdammt, verdammt . . . die „Elspeet", die liebe, brave „Elspeet", die zehn Tage lang unermüdlich mit ihren Schrauben den Ozean gepeitscht hatte, dreht bei . . . stoppt ab . . . steht still. Von dem vordersten der beiden Kreuzer löst sich eine Schaluppe ab . . . Mannschaften und Offiziere darin . . . jetzt ist sie da . . . jetzt steigen drei englische Offiziere an Bord . . . jetzt sind sie alle verloren . . . dreihundertundfünfzig junge, kräftige Burschen, jeder einzelne wert, ein deutsches Schwert zu führen, ruhmlos gefangengenommen von den schlimmsten Feinden des Vaterlandes.

Wie zerschlagen kauerte Peter Pein hinter einer mächtigen Rolle braunen Tauwerks. Weg mit dem Heldentum. Über Bord das Heldentum. Ein kläglicher, trauriger Kriegsgefangener! Da standen die englischen Matrosen, Gewehr unterm Arm, vor jedem Kabinengang, an jeder Treppe, Wache an Wache.

Langsam nahm die „Elspeet" die Fahrt wieder auf. Aber nicht mit Kurs auf Rotterdam, sondern den schönen, schlanken Bug auf den Hafen von Falmouth gerichtet. Drohend, wie dunkle Gewitterwolken aus Stahl und Eisen, zogen die beiden Kreuzer hinterdrein. Und während der Fahrt ging der Befehl von Mund zu Mund: Morgen früh sechs Uhr alle Mann an Bord . . . Deutsche und Österreicher. . . .

Wie Peter Pein in der Nacht, die nun kam, an den englischen Matrosen vorbei in den Kohlenraum neben den Maschinen gekommen war, das weiß er heute nicht mehr. Er hatte den unablässigen Wunsch gehabt, sich irgendwo zu verkriechen, in der dumpfen Hoffnung, den Häschern zu entgehen. Mit einem Mal stand er im Kohlenraum, der durch eine elektrische Birne matt erhellt war. Herrgott, wenn man sich hier verstecken könnte! Kein Mensch würde ihn finden! Wenn man nur Luft zum Atmen hätte . . . mitten unter den Kohlen! Und eine Tasche voll Brot. Und da, jählings, war der rettende Gedanke in ihm aufgesprungen.

Der Heizer, dem er sich in fliegender Hast anvertraute, riß Augen und Mund auf. Dann lachte er, wies den Dollar, den Peter Pein ihm glühend aufdrängen wollte, heftig zurück und machte sich ans Werk. Himmelherrgott, wie flogen die Kohlen, von der Schaufel aufgewühlt, zur Seite, wie dehnte sich das dunkle Loch. Ein Faßdeckel als Unterlage . . . mit einem Sprung saß Peter Pein darauf. Zwei Bretter als schräges Dach, zwei Bretter als Vorderwand davorgenagelt, und dann krachten die Kohlen, häuften sich vor der Höhle auf, bollerten über das Dach, rieben sich knirschend aneinander und drückten sich fest und löschten alles Licht. Immer dumpfer klang das Aufschütten, immer ferner . . . und dann war mit einem Mal alles still. Peter Pein saß in seiner schwarzen Höhle, durch die ein ganz feiner Lufthauch strich. Wer wollte ihn finden?

Es dehnten sich die Minuten zu Stunden und die Stunden zu Ewigkeiten. Eine drückende Schwüle lag um ihn wie ein feuchter, warmer Mantel. Merkwürdige Geräusche kamen manchmal aus der Ferne. Er hörte die Stimme des Heizers . . . tief, tief aus dem Schoß der Erde schien sie zu kommen. Er hörte das Knirschen rutschender Kohlen . . . es war, als würde Sand zwischen schweren Steinen zermahlen. Und immer drückender wurde die Schwüle, aus allen Poren brach ihm der Schweiß. Dumpf pochte das Blut hinter seiner Stirn. In der Brust hämmerte das Herz mit harten, fast zersprengenden Schlägen. Aber Peter Pein biß die Zähne zusammen, und unermüdlich flüsterte er mit trockenen, fiebernden Lippen in die schreckliche Dunkelheit hinein: Er findet mich nicht, der verdammte Engelsmann, er findet mich nicht!

Aber die Hitze . . . die furchtbar zermalmende Hitze. Da . . . was war das? Rauschte es nicht wie fernes Wasser? Tropfte es nicht kühl von oben herab? Kühl . . . wundervoll kühl! Ein Regen rieselte über ihn hin, ein kühler, erlösender Regen. Und laute Stimmen drangen durch die Poren der Kohle. Rief ihn jemand? Kamen die Engländer? O, wie schön kam das rieselnde Wasser . . . sanft glitt es über Kopf und Hals und Hände . . . schlafen . . . schlafen . . . wie in einem weichen, kühlen Bett. . . .

Als Peter Pein wach wurde, lag er in einer Hängematte im Heizerlogis. Und über ihn beugte sich ein lachendes, von Kohlenstaub schwarzes Gesicht. Und die Maschinen der „Elspeet" stampften und arbeiteten. Und unterm Kiel gurgelte das Wasser.

„Na, Junge, die Engländer haben dich verdammt fleißig gesucht! Und wenn ich nicht zum Schluß Wasser über die Kohlen gespritzt hätte, die Kerls hätten mir den ganzen Bunker durcheinandergewühlt. Sie hatten die Schiffsliste in der Hand und gingen nicht eher weg, bis der Kapitän sagte, du wärst aus lauter Angst wohl über Bord gegangen!"

Mit einem Freudenschrei richtete sich Peter Pein auf.

„Jung, bleib liegen! 36 Stunden hast du unter den Kohlen gesessen. Dann haben wir dich herausgezogen. Schwarz warst du wie ein Zulukaffer. Die 349 andern haben sie mit von Bord genommen. Und jetzt kriegst du ein Bad. In einer halben Stunde sind wir in Rotterdam. Morgen früh bist du in Hamburg."

Da konnte Peter Pein sich nicht mehr halten. Er sprang aus der Hängematte, raste wie verrückt im kleinen Heizerlogis hin und her und brüllte Hurra, als hätte Deutschland die größte Schlacht gewonnen.

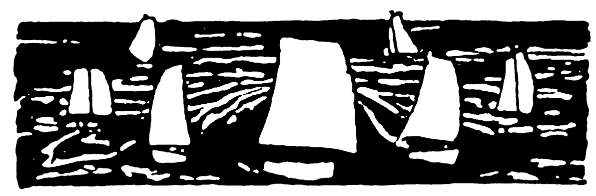
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 45. Berlin, den 7. November 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.



Die sieben Tage der Woche.

28. Oktober.

Der deutsche Kreuzer „Emden" zerstört auf der Reede von Pulo Penang (Hinterindien) den russischen Kreuzer „Jemtschug" und den französischen Torpedojäger „Mousquet".

In Polen müssen die deutsch-österreichischen Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Iwangorod—Warschau und Nowogeorgiewsk vorgingen, ausweichen; die Loslösung vom Feind geschieht ohne Schwierigkeit.

Der Aufstand der Buren gegen die Engländer in Südafrika greift weiter um sich, da neben Beyers auch Christian de Wet die Buren unter die Waffen ruft.

Im Sarajewoer Hochverratsprozeß wird das Urteil gefällt, das bei 7 Angeklagten auf Tod durch den Strang, bei einem auf lebenslängliche schwere Kerkerhaft, bei 10 andern auf schweren Kerker (3—20 Jahre) lautet.

29. Oktober.

Südwestlich Verdun wird ein heftiger französischer Angriff zurückgeschlagen. Im Gegenangriff stoßen unsere Truppen bis in die feindliche Hauptstellung durch.

Da die russische Flotte im Schwarzen Meer sich dem Eingang zum Bosporus nähert, um ihn durch Minen zu sperren, greift die türkische Flotte die russische an und zersprengt sie. Das russische Minenschiff „Prut" wird in den Grund gebohrt, ferner das Torpedoboot „Kubanez" zum Sinken gebracht. Die türkische Flotte erleidet keinen Schaden.

Ein türkischer Kreuzer bombardiert Theodosia.

30. Oktober.

Aus Tokio wird amtlich gemeldet, daß der allgemeine Angriff auf Tsingtau begonnen hat.

Der Erste Seelord der britischen Admiralität, Prinz Ludwig von Battenberg, tritt infolge der Angriffe wegen seiner früheren deutschen Nationalität von seinem Posten zurück (Portr. S. 1830).

31. Oktober.

In Belgien besetzt die deutsche Armee Ramscapelle und Bixschote. Der Angriff auf Ypres schreitet ebenfalls vor.

Oestlich Soissons wird Vailly erobert und der Feind unter schweren Verlusten über die Aisne geworfen.

Im Argonnerwald sowie westlich von Verdun und südlich von Toul werden heftige Angriffe der Franzosen blutig zurückgewiesen.

Die mehrtägige Schlacht zwischen den österreichisch-ungarischen und den russischen Truppen im Raum nordöstlich Turka und südöstlich Stary-Sambor führt zum vollständigen Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen.

Der von Dünkirchen zurückkehrende englische Kreuzer „Hermes" wird im englischen Kanal von einem deutschen Unterseeboot zum Sinken gebracht.

Im Angriff gegen die Serben dringen die über die Save und Drina vorgegangenen österreichisch-ungarischen Truppen in breiter Front vor und nehmen die Orte Crnabara, Banovopolje, Radenkovic, Glusci und Tabanovic.

Türkische Kriegsschiffe bombardieren Sewastopol und Odessa.

Eine englisch-französische Flotte dringt in den Golf von Tschesme in Kleinasien. Der Kommandant des türkischen Kanonenboots „Burck Reiß" versenkt den türkischen Dampfer „Kinali Aga" und sprengt sein Kanonenboot in die Luft.

Als Nachfolger des Prinzen von Battenberg wird Admiral Lord Fisher zum Ersten Seelord ernannt (Portr. S. 1830).

Das italienische Ministerium tritt zurück, da wegen der Deckung der militärischen Ausgaben Unstimmigkeiten entstanden waren.

1. November.

In Belgien werden die Operationen durch Ueberschwemmungen erschwert, die am Ypreskanal durch Zerstörung der Schleusen von Nieuport herbeigeführt sind. Bei Ypres und westlich Lille sind unsere Truppen vorwärts gekommen.

2. November.

An der russisch-türkischen Grenze in Kleinasien finden Kämpfe zwischen russischen und türkischen Truppen statt. — Türkische Truppen marschieren in Aegypten ein.

Ein russischer Durchbruchsversuch bei Szittkehmen wird zurückgewiesen.

Freiwilliger Verzicht.

Von Gabriele Reuter.

Es ist schon manches geschrieben worden über den falsch gerichteten Sparsamkeitsrausch, der unsere Frauen in diesen Kriegstagen befallen hat.

Indessen scheint mit einigen praktischen Ratschlägen dem Übel nicht abgeholfen. Er hat doch seine sehr ernsthaften Gründe, dieser Sparsamkeitsrausch. Auch die wohlhabende Frau sieht sich in den ihr sonst zur Verfügung stehenden Mitteln beschränkt und blickt der Zukunft mit Unruhe entgegen. Alles, was fest stand, ist ins Wanken geraten, auch sicher begründeter Reichtum kann heute plötzlich stark vermindert oder ganz verschwunden sein. Es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn eine Familienmutter unter diesen Verhältnissen auch einmal den klaren Überblick verliert, wenn wie ein Schwindel die Angst vor drohendem Mangel sie überfällt, wenn das Gespenst der Armut sie mit kühlem Hauch anbläst, daß das Herz ihr in der Brust erstarren will. Gegen solche Sorgen scheint es denn zunächst kein anderes vernünftiges Mittel zu geben als eben „Sparsamkeit". Sparsamkeit besteht darin, das Überflüssige zu meiden, sich bei jeder Ausgabe nicht nur zu fragen: brauche ich das wirklich, sondern sich die andere Frage vorzulegen: könnte ich nicht auch ohne diesen Gegenstand, diese Hilfe, diese Bequemlichkeit auskommen? Bei solcher Erwägung erkennen wir, wie in der Tat unser Dasein mit zahllosen unnötigen Dingen, Beziehungen und Verpflichtungen belastet ist. Es erhebt sich nun in uns der Wille, in der Zeit der Not einmal reinen Tisch zu machen, einmal wieder neu anzufangen

mit einem schlichteren, arbeitsreicheren, herberen Leben für uns und unsere Kinder. Opfer wird es kosten. Recken unsere Krieger im Feld ihren Willen ins Kolossale aus — ist unser ganzes Volk von einem ungeheuren Willen zum letzten Opfer bereit, werden wir doch wohl auch Opfer bringen können! Es wäre uns ja gar nicht mehr möglich, von unseren Nebenmenschen die Augen noch aufzuschlagen, wollten wir keine Opfer bringen! Ja — seien wir ehrlich — es ist uns nicht unangenehm, wenn sie es sehen, daß wir unsere opferfreudige Gesinnung betätigen, um auch unsere Gaben auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu können. Man will sich doch nicht ausschließen! Man will sich eins fühlen mit dem ganzen Volk in dieser seligen Opferlust, die heute ein göttliches Band um alle Stände schlingt. So wird denn auch in durchaus wohlhabenden Kreisen umgeschaut, was man entbehren könnte? Wo beginnen? Es gibt einen Weg, der fordert viel Aufmerksamkeit, viel freundliche Energie. Er besteht darin, nicht nur sich selbst, sondern alle Hausangestellte und die Kinder zu größerer Bescheidenheit in allen Bedürfnissen zu erziehen, in Kleidung, Beköstigung, Beleuchtung, in Geschenken, Gastlichkeit — kurz in zahllosen Kleinigkeiten, die zusammen ein Viel ausmachen. Aber es ist mühevoll, undankbar, Untergebene zu erziehen. Darum wählt man gar zu oft den kürzeren Ausweg: über Bord mit allen Menschen, die jetzt als Last empfunden werden. Zuerst das Dienstmädchen . . . Über Bord damit — schwimme sie, falls sie kann, sonst — gehe sie eben unter. Die alte Flickerin hinterher — zwar ist sie alt, langsam, leistete schon lange nicht mehr viel — so sehr behende im Schwimmen durch die wilden Wogen des sozialen Lebenskampfes ist sie sicher nicht — was geht es uns an? Schneiderin, Scheuerfrau, Kinderfräulein — alles wird rücksichtslos abgestoßen. Mag der Haushalt auch etwas drunter und drüber gehen, die Wäsche, die Kleider zerreißen, die Kinder verwildern — es sind eben Kriegzeiten. Fünf, sechs Menschen werden brotlos durch den Sparsamkeitsrappel einer einzigen Frau. Armen Verwandten wird mitgeteilt, daß man sie bei diesen schweren Zeiten leider nicht mehr unterstützen kann — sie würden das wohl selbst einsehen, und es würde ja auch von anderer Seite so viel für sie getan. Wir müssen unser Schiff über Wasser halten! Und eigentlich wissen wir uns auch gar nicht vorzustellen, wie es ist, wenn ein Mensch „ertrinkt" — mit der Todesangst ringt — „untergeht" . . . Ebensowenig wie wir es mit dem lebendigen Gefühl erfassen können, daß Hunger, den wir doch nur als angenehm reizende Empfindung vor den Mahlzeiten kennen, sich zu wilden Schmerzen, zu verzweifelter wilder Gier nach Speise, nach der armseligsten, ekelsten Speise steigern kann. — Arbeitslosigkeit . . . Das Wort gleitet, während wir die Zeitungen durchfliegen, hundertmal an unseren Augen vorüber — und bleibt uns ein Wort, ein bedeutungsloser Begriff. Oder auch: wir diskutieren darüber, wir beklagen den Schaden — wir seufzen mitleidig und haben in demselben Augenblick schon vergessen, worüber wir seufzen. Wie viele Frauen haben es sich einmal deutlich vorgestellt, wie es ihnen, nicht Fremden, sondern ihnen selbst zumute sein würde, wenn sie gezwungen wären, tagelang, wochenlang die Anzeigenteile der Zeitungen zu durchstöbern, mit aufflackernder Hoffnung hierhin zu laufen, dorthin zu rennen, treppauf, treppab, durch zahllose Bureaus, zu zahllosen Herrschaften, Vereinen, Arbeitsnachweisen — um überall den Bescheid zu erhalten: „bedaure" — „schon reichlich versorgt" — „bei jetzigen Zeiten richtet man sich ein" — „habe schon ehrenamtliche Hilfe" . . ., oder vertröstet zu werden: „Nächsten Monat vielleicht — melden Sie sich später wieder" . . . Die letzten Mittel sind aufgezehrt. Aus der bescheidenen Existenz einer fleißigen, selbständigen Arbeiterin sinken wir unaufhaltsam ins Proletariat, ins Bettlertum hinab — werden wir hinausgestoßen in Gegenden, wo das moralische Gefühl durch die Not verwischt wird, wo die persönliche Ehre aufhört — in jene namenlosen Dunkelheiten, aus denen eine Erhebung später kaum noch möglich ist und selten genug geschieht. — Wie viele Frauen lassen ihre Phantasie einmal in dieser Richtung arbeiten, die einzig zu einer wahren Nächstenliebe führt?

Aber waren wir denn nicht entschlossen, Opfer zu bringen? Die schwersten Opfer? Und wie — wenn es nun unsere Pflicht wäre, gerade an dieser Stelle Opfer zu bringen? Wir wissen ganz gut: Nicht nur Geld gilt es zu geben, wir wollen doch auch mitarbeiten am allgemeinen Wohl. Wir melden uns zu ehrenamtlicher Tätigkeit. Alle die Vereinigungen, die sich zur Hilfe gegen die soziale Not gebildet haben, sind ja auf ehrenamtliche Tätigkeit der wohlhabenden Frauen aus der Gesellschaft angewiesen. Und sie arbeiten wirklich, daß man ihren Eifer, ihre Tüchtigkeit bewundern muß. Auch unsere Töchter opfern sich auf. Die jüngsten Salonschönheiten bilden sich in der Krankenpflege aus und sind beleidigt, wenn man sie nicht nach sechswöchigem Kursus sofort zur Pflege Schwerverwundeter zuläßt.

Sind wir ehrlich gegen uns selbst, so müssen wir gestehen, daß, wie bei allen menschlichen Angelegenheiten, so auch bei diesem Helfedrang, reine Gefühle der Begeisterung sich mit vielen trüberen der Eitelkeit, der Sensationsbegierde, der Abenteuerlust, der Freude am Herrschen in der Brust der jungen wie der älteren Helferinnen vermischen. Jedenfalls versichern alle leitenden Stellen bei den verschiedenen Hilfsanstalten, daß der Zudrang der ungeschulten, ungeübten Helferinnen schon eine Plage sei. Würde der Krieg in wenigen Wochen zu Ende geführt, so wäre diese Plage leicht zu ertragen. Aber damit ist ja leider nicht zu rechnen. Wir müssen uns mit allen Veranstaltungen, in aller Gegenwehr gegen seine Gefahren und seine Elendsfolgen auf eine lange Zeitdauer einrichten.

Aus diesem Grunde ist jetzt der Augenblick gekommen, da man laut und ernst verlangen muß: Fort mit dem Dilettantismus aus der Volkswohlfahrtspflege wie aus den Lazaretten. Ein energischer Ruf sei an alle ehrenamtlich arbeitenden Frauen gerichtet: Prüft euch gewissenhaft, ob eure Tätigkeit so ausgezeichnet, so vollkommen ist, daß sie nicht durch eine bezahlte Kraft, die länger vorgebildet, mehr geübt ist, besser besorgt werden könnte? Und dann leistet freiwilligen Verzicht und laßt die Mädchen, die Frauen und Männer, die in Not und Angst um ihr eigenes und ihrer Kinder Brot arbeiten müssen, an eure Stelle treten.

Nicht eindringlich genug kann man immer wieder den Vorständen zurufen: Lehnt alle Mitarbeiter ab, die euch nur durch gesellschaftliche Rücksichten empfohlen sind. Verwendet regelmäßig einen Teil der einlaufenden Gelder dafür, bezahlte Arbeitskräfte einzustellen. Nur auf diesem Wege wird der soziale Körper unseres Volkslebens vor schwerem Siechtum bewahrt.

Man mißverstehe mich nicht — als ob ich ehrenamtliche Tätigkeit an sich verdammte. Das sei fern von mir. Es gibt eine Menge Stellen, an denen sie gar nicht entbehrt werden kann. Je weiter sich das Netz der organisierten



Hilfe über unser Land ausdehnt, desto weniger wird man auf sie verzichten dürfen. Unter den ehrenamtlich in der sozialen Arbeit stehenden Männern und Frauen befinden sich ganz hervorragende Organisationstalente. Wer sich auf diesem Gebiet umgesehen hat, wird bewundernd anerkennen müssen, was glühende Herzen, kluge Köpfe, offene und unermüdlich fleißige Hände hier geschaffen haben. Dazu kommt, daß diesen bereits jahrelang in der sozialen Arbeit stehenden Persönlichkeiten auch eine Erfahrung zu eigen ist, die eben nur durch lange, intime Kenntnis des Volkes und seiner Bedürfnisse erworben wird. Wir wollen uns freuen, daß wir sie haben, daß sie ihre wertvolle Kraft dem Vaterlande frei zur Verfügung stellen. Doch gebe man ihnen für Bureaudienste bezahlte und geübte Leute zur Hilfe, nicht völlig ahnungslose junge Frauen und Mädchen, die erst mit viel Geduld angelernt werden müssen. Zahllose kaufmännisch gewandte Kontoristinnen, Buchhalterinnen, Stenographinnen haben durch den Krieg ihre Stellungen verloren und suchen verzweifelt nach Verdienst. Von ihnen hängen oft wieder alte Mütter, jüngere Geschwister ab. Ihr freiwilligen Helferinnen, verzichtet für eure Person, sucht so ein bedauernswertes Mädchen — bittet, daß man sie an eurer Stelle mit einem kleinen Gehalt einstellt — und ihr seid zu wirklichen Helferinnen geworden!

Übersetzer und Übersetzerinnen sind heute beschäftigungslos, denn niemand verlangt mehr nach der Belletristik der Feinde. In den Bureaus, wo Arbeit für sie vorhanden wäre, weist man sie ab, weil plötzlich eine Fülle von Kräften auftauchen, die alles umsonst erledigen. Sie werden auch von Behörden vorgezogen. Das ist eine falsche Sparsamkeit der Behörden. Denn die brotlos gewordenen beruflichen Übersetzer und Übersetzerinnen darf man doch nicht einfach verhungern lassen. Man muß an einer anderen Stelle das für sie ausgeben, was man hier erspart. Nur werden sie dadurch zu Almosenempfängern herabgesetzt oder zu Arbeiten gezwungen, in denen sie weniger tüchtig sind als in den ihnen gewohnten. Freiwilliger Verzicht aller derer, die es nicht nötig haben, die sich nur anboten, um dem Vaterlande zu dienen! Helft dem Vaterlande, indem ihr ihm schätzbare Bürger und Bürgerinnen gesund und tatkräftig erhaltet, indem ihr ihnen die ihnen zukommende Arbeit nicht stehlt! Es wird heut viel gestohlen, im treuherzigen Glauben, ein gutes Werk zu verrichten.

Die ausgezeichnete Organisation des Roten Kreuzes, der wir alle zu tiefstem Dank verpflichtet sind, erfordert in dieser Hinsicht einige besondere Worte. Den Stamm ihrer Pflegerinnen bilden die Johanniterinnen und die Schwestern vom Roten Kreuz, die schon in Friedenzeiten sorgfältig für die Kriegspflege vorbereitet sind. Natürlich reicht dieser geschulte Stamm für den Bedarf während des menschenmörderischen Weltkriegs bei weitem nicht aus, und es drängen sich denn auch Frauen aller Stände und jeden Alters zu der Verwundetenpflege. Nur eine Klasse läßt man abseits stehen: das sind die freien Pflegerinnen, deren es mehrere Tausende in Deutschland gibt. Auch sie sind heute, wo die meisten Krankenhäuser zu Lazaretten eingerichtet sind, fast alle verdienst- und beschäftigungslos. Würden sie, die in der Behandlung von Kranken, in Nachtwachen, Patientenbeobachtung usw. geübt sind, nach einer kurzen Belehrung nicht bessere Verwundetenpflegerinnen geben als die jungen Damen, die viel guten Willen, aber keinerlei Erfahrung mitbringen? Und ist das Beste nicht gerade gut genug für unsere braven, todesmutigen Jungen? Wohl weisen die vom Zentralausschuß des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz und der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums vereinbarten Richtlinien bezüglich Pflegerinnen und Helferinnen in Vereinslazaretten darauf hin, daß in erster Linie solche Helferinnen beschäftigt werden sollen, die ihre Ausbildnug in Friedenzeiten erhalten und durch Einberufung zu ein- oder mehrmaligen Übungen erweitert haben. Von diesen Helferinnen heißt es weiter, daß sie unentgeltlich beschäftigt werden. Ist es somit Prinzip beim Roten Kreuz, nur freiwillige und keine bezahlten Kräfte einzustellen — wohlan, so ändere man das Prinzip. Statuten müssen vor Notwendigkeiten weichen. Ich habe die Überzeugung, daß eine Bewegung, die diese Änderung hervorbringen könnte, am besten aus den Reihen der vornehmen Pflegerinnen selbst hervorgehen müßte. Wirklicher Opfermut ist vorhanden, reine Gesinnung nicht anzuzweifeln. Betätige sich beides in dem Verzicht auf die geliebte Arbeit zugunsten der geübten und geschulten Krankenpflegerinnen.

Freiwillige vor! — Es ist sehr schwer, sich zuzugestehen, daß andere eine Arbeit, die man gern mit Begeisterung tut, besser machen. Es ist vielleicht die größte Selbstüberwindung, die man damit übt. Deutsche Frauen werden auch dieses stille Heldentum lernen.

Es bleibt so viel hilfreiches Wirken im engeren Kreise für sie übrig, das heute bitter notwendig geworden ist.

Um jeden behäbig oder großartig geführten Haushalt bildet sich in normalen Zeiten nach und nach ein Ring von Menschen, die von ihm abhängig sind, an ihm verdienen, von seinem Überschuß mehr oder weniger leben. An diesen ersten Ring reihen sich wieder andere bedürftigere Menschen, die von jenen verdienen oder auf die Verwendung ihrer Abfälle angewiesen sind. Diese ineinandergreifenden Ringe schließen sich zusammen zu der sozialen Kette, die uns alle umspannt, die nicht an einer einzigen Stelle zerrissen werden darf, ohne daß es weithin verhängnisvolle Störungen zu spüren gibt.

Es wird den meisten weiblichen Gehirnen augenscheinlich viel schwerer als den männlichen, soziale Zusammenhänge zu begreifen. Die meisten Frauen fühlen sich und ihr kleines Heimgewese als eine Einzigart, darin sie nach ihrem Gutdünken schalten und walten dürfen. Die frauenhafte Enge des Interesses ist von jeher die Mauer gewesen, an der großzügige Sozialreformatoren sich die Köpfe eingerannt haben. In dieser gewaltigen Zeit, ihr deutschen Frauen, lernt doch endlich, daß aus eurer Enge tausend Ströme in die Allgemeinheit fließen und aus der Allgemeinheit befruchtend in euer Heim zurückwogen — daß der Zustand der Allgemeinheit auch euer kleines Einzelschicksal bestimmt — es hütet oder verdirbt. Wollt ihr das jetzt nicht einsehen, wo es die Weltgeschichte euch mit Feuerbuchstaben vormalt, wann wollt ihr es dann begreifen?

Nicht, indem ihr hinauslauft auf die Straße, in die Vereine und Lazarette, verbindet ihr euch dem großen Gefühl der Allgemeinheit — ihr könnt dort mitten im Wirbel der Geschehnisse so vereinzelt in persönlicher Selbstsucht bleiben wie in der ödesten Einsamkeit. Nein — indem ihr den von Gott euch zugewiesenen Lebenskreis in großem Sinn hütet, betreut und pflegt, verbindet ihr euch in schönster Weise mit dem Volksganzen. Ist dies getan, so gut und so reichlich, wie es euren Mitteln entspricht — dann sehet zu, ob ihr nicht an persönlichem Luxus noch manches Opfer bringen könnt, das dem Vaterlande zugute kommen soll.



Die Lügenmauer.

Welch gewaltige Waffe die organisierte, mittels eines weitverzweigten Kabelnetzes über die ganze Erde verbreitete, klug geleitete und konsequent durchgeführte Lüge in der Hand eines in der Wahl seiner Mittel durchaus skrupellosen Volkes wie die Engländer bedeutet, hat Deutschland zu seinem Schaden im Lauf der letzten Jahre erfahren müssen. In dem geschlossenen und konsequenten Niederlügen der Wahrheit liegt eine Kraft, der harmlosere und in bezug auf Publizität weniger gut organisierte Völker vollkommen wehrlos gegenüberstehen, wie es schon zur Zeit des Burenkrieges zu beobachten war. Tell a lie and stick to it, ist ein uraltes englisches Sprichwort. Neu ist an Englands Lügen- und Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland höchstens die Intensität, die dieser Feldzug in den letzten Jahren erreicht hat. Das englische Übelwollen gegen uns reicht um viele, viele Jahre zurück. Schon Friedrich der Große fand häufig genug Grund, über die englische Doppelzüngigkeit zu klagen. Die systematische Verkleinerung der Blücherschen Verdienste um Waterloo begann schon — wenige Tage nach der Schlacht, und nach den Befreiungskriegen bildete die auf dem Wiener Kongreß zutage tretende englische Mißgunst den hauptsächlichen Anlaß für die Verringerung des Siegesanteils Preußens. Früher, bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein, äußerte die englische Feindseligkeit gegen Deutschland sich hauptsächlich in dumpfer Abneigung und allgemeiner Geringschätzung. Seit der Auferstehung des Reiches nahm sie stets zu, wenn auch in den ersten Jahrzehnten nach dem großen Krieg noch gemäßigt durch den Wunsch und die Aussicht, Deutschland im Austragen der britischen Rankünen und Reklamationen zwischen Frankreich und England noch gebührend auszunützen. Seitdem indessen die Politik Eduards VII. es verstanden hat, im Schweißofen des Deutschenhasses all die widerstrebenden Interessen unserer Widersacher zu einem an Macht und Festigkeit stetig zunehmenden Bunde zusammenzuschmelzen, wurde die Waffe des Semper aliquid haeret mit einer Intensität und Beharrlichkeit gegen uns in Tätigkeit gesetzt, die alles in dieser Richtung bisher Dagewesene weit in den Schatten stellte. Und zwar wurden nicht allein sämtliche Geschehnisse der Gegenwart in unerhörter Weise verdreht und entstellt, sondern auch eine gründliche Fälschung unserer ganzen neueren Geschichte ins Werk gesetzt. So gibt es heute in den Englisch sprechenden Ländern niemand mehr, der nicht an die ihm seit Jahren eingeimpfte Legende glaubt, daß Bismarck im Jahr 1870 nach Fälschung einer offiziellen französischen Depesche den Krieg an Frankreich erklärt und dadurch den lang geplanten Überfall Frankreichs durch Deutschland heraufbeschworen habe, in dessen Verlauf von den Deutschen die größten Unmenschlichkeiten in der kaltherzigsten Weise verübt wurden. Schon in den achtziger Jahren fing die englische Presse an, ganz systematisch den im Einschlafen begriffenen Revanchedurst der Franzosen wieder hochzupeitschen. Alle „Magazines" (illustrierten Wochenschriften) brachten rührselige Geschichten aus dem Deutsch-Französischen Krieg, in dem regelmäßig französische Frauen deutsche Zudringlichkeiten stolz zurückweisen oder kleine Häuflein französischer Helden von ungeheurer deutscher Übermacht erdrückt und unerhörte Grausamkeiten begangen wurden. Für die, die geschriebene Sprache nicht verstanden, war die Einwirkung der Bildersprache berechnet, der aufreizenden und deutschfeindlichen Bilder, von denen die englischen Hetzartikel der neunziger Jahre begleitet waren. Wer erinnert sich nicht der Massenillustrationen aus jener Zeit, die die deutschen Soldaten von 1870 als abschreckend aussehende brutale Barbaren darstellten, die den edelmütigen, aber wehrlosen Franzosen gegenüber vor keiner Schändlichkeit zurückschreckten. Es lag ein durchdachtes und weit ausholendes System in diesen Machwerken, die auf die Länge ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Die ganze heutige Generation der Engländer nicht nur, sondern auch in den Vereinigten Staaten ist durch diese Schundliteratur vergiftet und der französische Chauvinismus durch sie neu belebt worden. Zahllose Übersetzungen fanden später ihren Weg in die spanischen, italienischen, skandinavischen und slawischen Ländern, und Hand in Hand damit ging in der Tagespresse eine tägliche Verdrehung, Entstellung und Verdächtigung der deutschen Politik, des deutschen Nationalcharakters, kurz alles Deutschen. Nur durch ein Wunder hätte die öffentliche Meinung der gesitteten Welt sich dieser raffinierten und systematischen Beeinflussung entziehen können, und dieses Wunder konnte um so weniger geschehen, als man von deutscher Seite dem gewissenlosen Treiben mit geringschätziger Gleichgültigkeit zusah und in seinen Folgen unterschätzte. — Als die Machenschaften Eduards VII., der den französischen Chauvinismus seinen Zwecken mit der gleichen Meisterschaft dienstbar machte wie die Kriegslust der russischen Großfürsten, anfingen, ihre Früchte zu tragen, erstand in dem Preßklüngel des Dreiverbandes ein weiterer Massenvergiftungsapparat, der an Verlogenheit, leider aber auch an Wirksamkeit alles übertraf, was bis dahin in dem Lügenkonzert gegen Deutschland geleistet worden war. Wer die geheimen Regisseure dieses Preßverbandes waren, woher das Geld kam, das ist bis heute noch nicht genügend aufgeklärt. Man vergegenwärtige sich aber die Wirkung, die in der ganzen Welt erzeugt werden mußte, wenn die einflußreichsten Blätter dreier großer Reiche, ohne irgendwelchen Widerspruch befürchten zu müssen, täglich und stündlich mit den gewissenlosesten Entstellungen und Verleumdungen Fangball spielten, sich die sinnlosesten Verdächtigungen Deutschlands gegenseitig zuschleuderten und in ihrer Übertreibung untereinander wetteiferten. Es konnte nichts mehr auf der Welt geschehen, was nicht durch irgendeinen scheußlichen Hintergedanken Deutschlands veranlaßt worden war, nichts, was nicht nach Rache schrie gegen den Staat, der alles unterjochen, alles an sich reißen wollte. Wir sahen das alles mit Staunen, fragten uns wohl gelegentlich, ob denn gar nichts gegen dieses schamlose Lügengetriebe geschehen werde, aber sei es, daß die Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten es verschmähte, die Wege zu betreten, auf denen man dieser Kampagne hätte gegenübertreten können, sei es, daß die Mittel dazu fehlten — kurz, es geschah nichts.

Und so konnte es denn kommen, daß heute unser rechtschaffenes und durchaus friedlich gesinntes Volk, dessen einziges Verbrechen darin besteht, durch seine Betriebsamkeit und seinen Erwerbsinn, allerdings wohl auch durch sein beispiellos rasches Vorwärtskommen den Neid anderer Völker erregt zu haben, auf dem gesamten Erdenrund als ruchloser Friedenstörer dasteht. Wir sind in eine derart gefälschte und vergiftete Atmosphäre gedrängt worden, daß es auf dem gesamten Erdenrund kaum noch



ein Volk gibt, das nicht etwa in Frankreich, in England oder Rußland, die sämtlich seit Jahrzehnten per fas aut nefas unablässig ihren Besitz vermehren, sondern in Deutschland die Gefahr und die Wurzel alles Übels in aller politischen Unruhe in der Welt sieht.

Mit richtiger Erkenntnis der Leichtigkeit, mit der die gedankenlosen Massen für geschickt gewählte Schlagworte zu haben sind, wurde für Deutschland seit der unglücklichen Zabern-Affäre, die gegen uns in der schamlosesten Weise im Ausland ausgeschlachtet worden ist, der Ausdruck „Militarismus“ geprägt, der allerdings leider in der deutschen Presse zuallererst erschienen ist. Es ist der deutsche „Militarismus“, an dem die Welt krankt, und deshalb muß er ausgerottet werden, nicht etwa Englands „Maritimismus“, der tatsächlich seit einem Jahrhundert die gesamte Welt unter seinem Joch hält — so lautet heute die Losung bei drei Viertel der gesitteten Völker. Daß Frankreich und Rußland ebensosehr als Militärstaat organisiert sind wie wir, wird dabei nicht erwähnt.

Die Mauer des Hasses und des Übelwollens, die unsere Widersacher um uns her zu errichten verstanden haben, werden die siegreichen Waffen unseres unvergleichlichen Heeres schließlich niederwerfen, aber — darauf müssen wir vorbereitet sein — ein großer Teil der herrschenden Lügen wird selbst unsere Siege überleben. Nur in unserm Land wird die Weltgeschichte so gelehrt, wie sie sich wirklich ereignet hat, frei von Fälschung und Beschönigung, während es kaum ein anderes Land gibt, in dem nicht nationale Schönfärberei getrieben wird. Dagegen können wir nur wenig tun. Es bleibt aber zu hoffen, daß der Nimbus des Sieges einen Teil der schwarzen Lügengeister zu bannen imstande sein wird, mit denen das Bild unseres Volkes in der Weltgeschichte verdunkelt werden soll, und daß die Wahrheit schließlich der Nachwelt überliefert werden wird, daß Deutschland diesen entsetzlichen Krieg nicht gewollt, ihn aber, nachdem er uns aufgedrungen war, mit der größten Menschlichkeit und Ritterlichkeit geführt hat.

P. R. K.



Feldpredigt.

Sechs Tag' und Nächte schon lag die Brigade
In Schützengräben wie im heißen Bade.
Und troff der Regen kalt von jeder Litze,
Feindliches Feuer sorgte schnell für Hitze
Und schuf zum Fegefeuer den Morast.
„Und käm der Deibel, Jungens! Aufgepaßt!“

Ein Bataillon steht wartend in Reserve . . .
„Marsch!“ Und den Schauder schon in jedem Nerve
Vor Höllenspuk und Schlaf im Schützengraben
Die Leute wortlos ihres Weges traben.
Es sieht's der Kommandeur. Hell schallt sein „Halt!“
„Mir ist, weiß Gott, so sonntäglich im Wald?“ . . .

Man rechnet nach; erst träge, dann behender . . .
Es bleibt dabei, daß Sonntag im Kalender,
Feldpred'ger nicht zur Hand. Die Herzen pochen.
„Wie wohl tät ein Wort Gottes in den Knochen.“
Braun tritt der Führer eines Zuges vor.
„Was sind Sie?“ – „Heut Soldat“ – „und sonst?“ – „Pastor.“

Und ohne viel Besinnen schnallt der Rasche
Den Säbel ab und die Revolvertasche
— Mit Waffen wirbt man nicht um Gottes Spenden. —
Ein Griff zum Brustlatz, und er hält in Händen
Ein kleines Buch, geschmückt mit goldnem Stern.
„Helm ab. Und Aug' in Aug' mit Gott dem Herrn.“

„Hört, was Gott spricht zu allen, die ihn nennen:
‚Wer mich bekennt, den will ich auch bekennen‘.
Denkt nach, Kameraden, denkt und werdet weiser,
Das heißt: Steht ihr auf Erden fest zum Kaiser,
Der eures Leibes Seele bis zum Tod,
Macht Gott euch hieb- und stichfest in der Not.

„Denn was Gott fordert, das ist Mannestreue!
Und was ihm Ekel schafft, ist feige Reue!
Und was ihn freut: jed' Ding zu Ende führen!
Es Russen, Briten, Welschen einzurühren!
So sprecht mit Gott ihr wie ein frommer Christ.
Nun gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“

Er tritt zurück, nur Führer noch vom Zuge,
Schnallt Säbel und Revolver um im Fluge,
„Marsch!“ Zu den Gräben! Selig Sonntagswandern . . .
Und leise spricht im Glied ein Mann zum andern:
„Verdammt, der kann's und ist nur ein Pastor.
Nun laßt mal erst uns Grenadiere vor!“

In den Schützengräben bei Moronvilliers.

Rudolf Herzog.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Das heiße, erbitterte Ringen der letzten Tage läßt sich am besten unter dem Namen zusammenfassen: „Der Kampf um die flandrische Küste!“

Selten hat die Weltgeschichte eine Schlacht gesehen, in der alle Mittel modernster Kriegführung so einhellig zusammenwirkten. — Mit beispiellosem Mut trotzen unsere Truppen dem zähen Gegner schrittweise Boden ab. Die täglichen Berichte unserer obersten Heeresleitung wissen dauernd davon zu melden, daß überall Erfolge errungen werden und wir langsam, aber stetig dem großen Endergebnis entgegengehen. Es gibt im lieben deutschen Vaterland immer noch zahlreiche Leute, denen es in Flandern „nicht schnell genug geht“. Wer aber das schwierige, von Kanälen durchzogene Gelände dort kennt, wer in Rechnung stellt, daß selbst große Überschwemmungsgebiete unseren Vormarsch hindern, der weiß auch, daß die Kämpfenden dort oben am Meer täglich, stündlich Heldentaten vollbringen, von denen nur die allerwenigsten in der Heimat zur Kenntnis und genügenden Würdigung gelangen. Aber wenn sich auch Erde, Himmel und Wasser gegen uns verschworen zu haben scheinen, so ringen wir doch die Widerstände nieder.

Es ist uns in den letzten Tagen gelungen, die Eisenbahnlinien unmittelbar hinter der Front zum Gebrauch



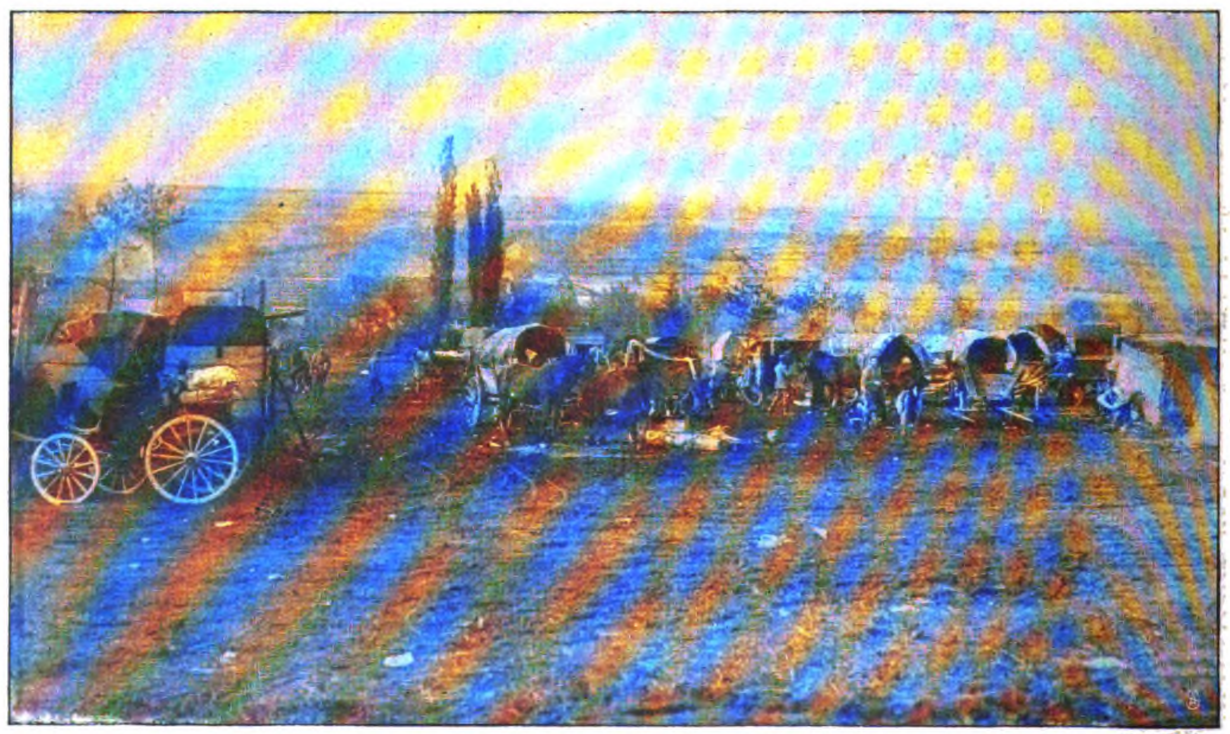


Phot. Sennecke.

Hinter einem Artillerieverhau in der Aisnefront, links der Eingang zur „Höhlenwohnung".

wiederherzustellen, so daß nicht nur der Abtransport der Verwundeten, sondern auch das Nachschaffen von Munition und Lebensmiteln wesentlich schneller vor sich gehen kann.

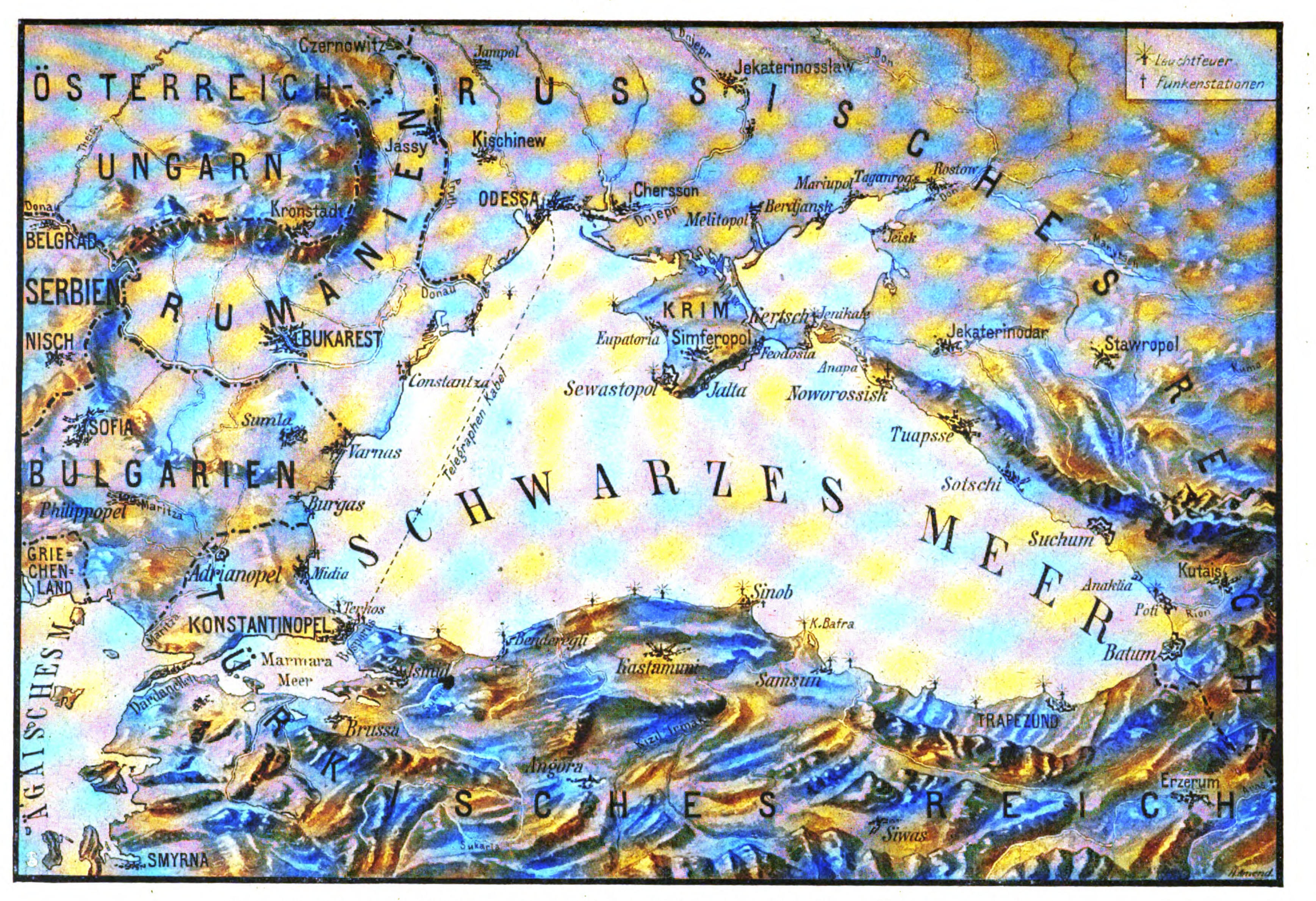
Von ganz besonderer Wichtigkeit ist für uns die Erstürmung der festen Punkte Schloß Hollebeke und Wambeke gewesen, die mit verzweifeltem Mut von Engländern und Belgiern verteidigt wurden. — Was wir aber einmal mit teurem Blut erkauften, werden wir auch nicht wieder aus den Händen lassen! — Grauenvoll soll der Kampf um Bixschote gewesen sein, wo unsere Braven mit dem Bajonett den Kampfplatz behaupteten. Mit



Phot. Löhrich.

Deutsches Feldlager vor der oft genannten Côte Lorraine.





Der türkisch-russische Kriegsschauplatz, aus der Vogelschau gesehen.

der Erstürmung von Bailly, wo wir 1500 Gefangene machten, erreichten unsere bedeutenden Teilerfolge auf dem „belgisch-französischen Kriegschauplatz" einstweilen ihren Höhepunkt.

Indessen war man auch auf dem übrigen Teil der Riesenfront nicht untätig. — Besonders bei Verdun machten die Franzosen erneute Versuche, durchzubrechen, die aber alle kläglich scheiterten. Südlich Verdun gelang es uns sogar, erfolgreich nachzustoßen und die feindliche Hauptstellung zu besetzen. Ein nicht zu unterschätzender Erfolg! — Man darf annehmen, daß die Zermürbung der französischen Linien ständig voranschreitet.

Interessant war für uns zu hören, daß die Indier in die Kampffront eingerückt sind. Wie unsere Heeresleitung meldet, fochten die braunen Herrschaften aber nicht in geschlossenen Verbänden, sondern man verteilte sie auf die ganze englische Front. Es ist dies ein Zeichen, daß French den beturbanten Bundesbrüdern taktisch herzlich wenig zutraut. Man kann mit den armen Teufeln, die aus ihrer warmen, sonnigen Heimat in den rauhen Herbst und Winter hinein verschleppt wurden, höchstens Mitleid haben. Fürchten tun wir diese Kämpfer für britische Kultur ebenso wenig wie die ganze ehrenwerte Gesellschaft unserer Feinde.

Während so der Kampf am Meer tobte, hat auf dem Kanal selbst eine neue Schiffstragödie die Engländer mit Schrecken erfüllt. Der Kreuzer „Hermes", der augenscheinlich zu der Flotte gehörte, die unseren rechten Flügel beschoß, wurde durch ein Unterseeboot zum Sinken gebracht. Und zwar bei Dover, wo die Engländer sozusagen „zu Hause" sind. — Man sieht daraus, daß unsere famose Flotte mit dem Landheer wetteifert, Lorbeeren zu pflücken. —

Betrachtet man die Gesamtergebnisse auf dem westlichen Kriegschauplatz, so zeigen sie überall Erfolge auf unserer Seite und eine ständig zunehmende Kleinmütigkeit bei unseren Gegnern, was besonders in der Presse zum Ausdruck kommt.

Im Nordosten versuchen die Russen immer wieder, an irgendeiner unbewachten Stelle über die Grenze zu brechen, aber überall warf man sie mit blutigen Köpfen zurück. Im Südosten fiel noch keine Entscheidung. Vor starken überlegenen Kräften mußte der linke deutsche Flügel ein wenig zurückgenommen werden, um eine günstigere Stellung auswählen zu können.

Diese strategisch wichtige Maßnahme vollzog sich mit der uns eigenen Genauigkeit und Exaktheit, so daß die Loslösung vom Feinde ohne Opfer vor sich ging. — In diesem Augenblick findet eine Neugruppierung unserer Kräfte statt, so daß wir wohl bald wieder etwas aus diesem Teil Russisch-Polens hören werden.

Wo die Österreicher ins Gefecht mit den Russen kamen, waren sie überall siegreich, und die letzte Kriegswoche brachte wieder erkleckliche Scharen Kriegsgefangener. —

Größer aber als alle Ereignisse im Osten und Westen erscheint in seiner Bedeutung der Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und Rußland, der gleichbedeutend ist mit der Eröffnung der Feindseligkeiten auch gegen Frankreich und England. Bis aufs Blut ist das Osmanenreich vom Dreibund gereizt worden, bis die dreiste, herausfordernde Haltung der Minen legenden russischen Schwarzmeerflotte zum Kampf führte.

Das türkische Geschwader errang einen vollständigen Sieg! Es versenkte russische Kriegsschiffe, zerstörte russische Handelsdampfer und beschoß mit bestem Erfolg Odessa und Sewastopol. Durch die ganze mohammedanische Welt zuckt der Funke des Verständnisses, daß in diesem Augenblick ein neuer Zeitraum anbricht.

Der Padischah, das geistliche Oberhaupt aller Mohammedaner der Erde, hat durch den Donner der türkischen Geschütze gesprochen, und der Widerhall dieser Sprache wird sich bald in Ägypten, Indien, Marokko bemerkbar machen. Die ganze Tragweite des türkischen Kriegsbeginns ist zurzeit noch nicht abzuschätzen; daß aber das neugekräftigte Osmanische Reich an der Seite der beiden Verbündeten eine mächtige moralische Unterstützung bildet, steht zweifellos fest und wird sogar in London, Paris und Petersburg mit sauren Mienen anerkannt. Vermutlich wird man zuerst am Kaukasus das Ergebnis des türkischen Vorgehens spüren.

Während diese Zeilen in Druck gegeben werden, kommt die Nachricht, daß der Entscheidungskampf im fernsten Osten um unser tapferes Kiautschou von neuem mit ganzer Heftigkeit entbrannt ist. Japaner, Engländer und Indier berennen die deutsche Kolonie mit zehnfach überlegenen Streitkräften, und unsere Herzen schlagen mit Stolz und Mitgefühl den Streitern entgegen, die dort den letzten Blutstropfen um Deutschlands Ehre willen verspritzen. Tatenlos müssen wir zuschauen und können ihnen nicht helfen, aber rächen werden wir die Brüder in Ostasien, und jeden versenkten englischen Kreuzer, jede gefangengenommene oder vernichtete englische Truppe sehen wir als Denkmal an, errichtet zu Ehren des kleinen, heldenmütigen Tsingtau! F. N.

Die Frau Kronprinzessin bei den Verwundeten im Osten.

Seit einigen Wochen weilt Kronprinzessin Cecilie in Zoppot und nahm während dieser Zeit wiederholt Gelegenheit, die einzelnen Kriegslazarette in Danzig und Zoppot zu besuchen und den Verwundeten Trost zuzusprechen. In ihrer herzgewinnend liebenswürdigen Art, die allen, die zugegen sein durften, zu einem starken Erlebnis wurde, widmete sich die Kronprinzessin den verwundeten Kriegern. Mit freundlichen, tröstenden Worten erkundigte sie sich teilnahmsvoll bei jedem Krieger nach der Art seiner Verwundung sowie nach seinen Familienverhältnissen, reichte jedem Verwundeten die Hand und übergab jedem Blumen und eine Karte mit ihrem Bild. Die Anwesenheit der hohen Frau war allen Verwundeten ein Lichtblick in ihrem Lazarettleben. Unser, von F. Arndt, Danzig-Langfuhr, aufgenommenes Bild gibt den Besuch im Hilfslazarett der Danziger Neuesten Nachrichten in Danzig wieder.

Wiesbaden und die Kriegspflege.

Wie überall in deutschen Landen, so hat man sich gerade auch in der Kurstadt Wiesbaden unserer Krieger im Felde und namentlich der Verwundeten angenommen. In allen zur Verfügung stehenden Hotels und Sanatorien sind Lazarette für Schwer- und Leichtverwundete eingerichtet. Unsere Bilder (Seite 1843) zeigen, wie den tapferen Soldaten in dem berühmten Kochbrunnen ein naturwarmer Gesundheitstrank kredenzt wird, und führen uns die schon auf dem Wege der Besserung befindlichen Soldaten in verschiedenen Teillazaretten vor. Sie befinden sich dort in bester, sachverständiger ärztlicher Behandlung und werden von den Maria-Bethanien-Schwestern aufs sorgsamste gepflegt. Eine weitere Aufnahme zeigt Damen der amerikanischen Gesellschaft Wiesbadens, wie sie für Verwundete Näharbeiten verrichten. Es ist besonders erfreulich, daß sich auch die in der Weltkurstadt ansässigen neutralen Ausländer gleich den Deutschen für unsere Helden bemühen.



Hofphot. E. Bieber.

Enver-Pascha,

Oberstkommandierender des türkischen Heeres und der türkischen Flotte.



Mahmud Muchtar-Pascha,
türkischer Botschafter in Berlin.



Phot. Phebus.

Prinz Said Halim-Pascha,
türkischer Großwesir.



Marschall Liman von Sanders,
Generalinspekteur der ottomanischen Armee.



Muhammed V., Kaiser der Osmanen.



Hofphot. E. Bieber.

Prinz Yussuf Izzeddin-Effendi, türkischer Thronfolger.



Prinz Ludwig v. Battenberg,
Erster britischer Seelord, trat zurück.



Phot. Fr. Müller.

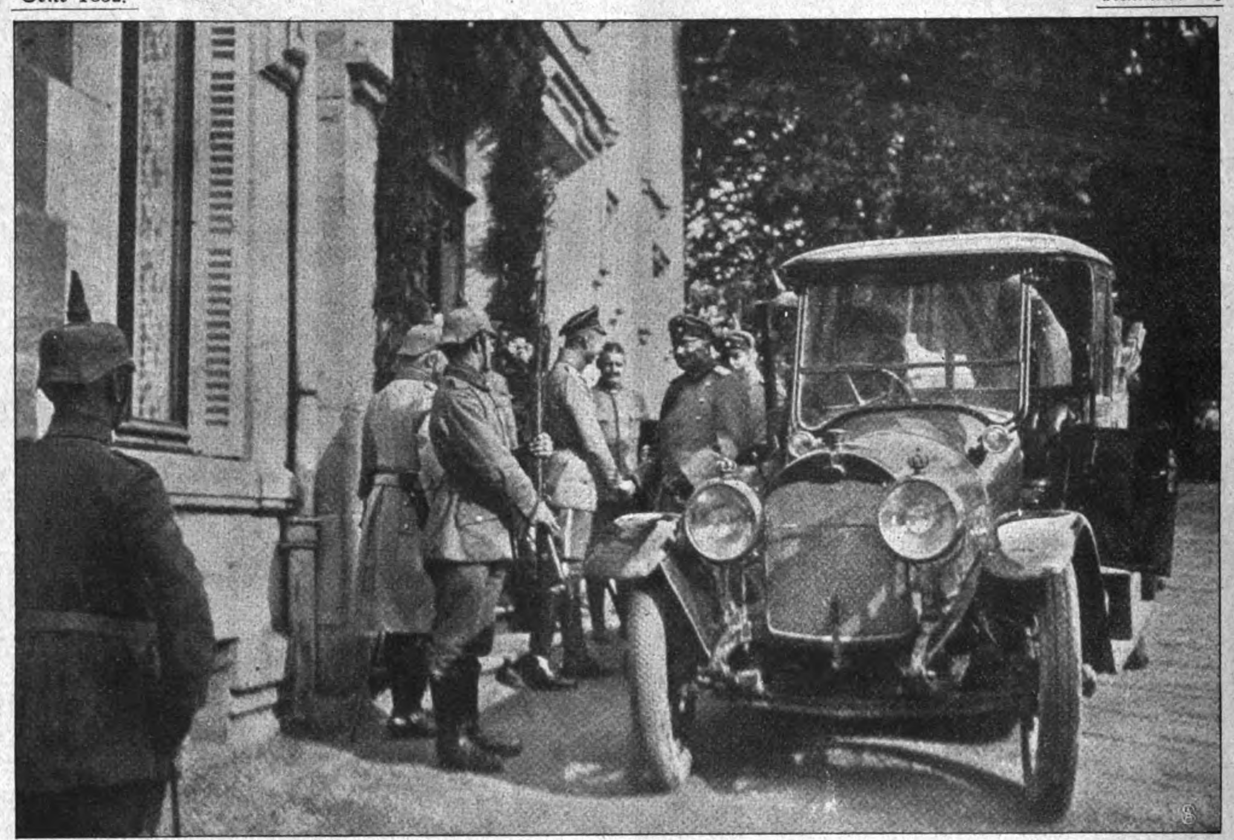
Erzherzogin Adelgunde von Modena †
Schwester des verstorbenen Prinzregenten Luitpold von Bayern.



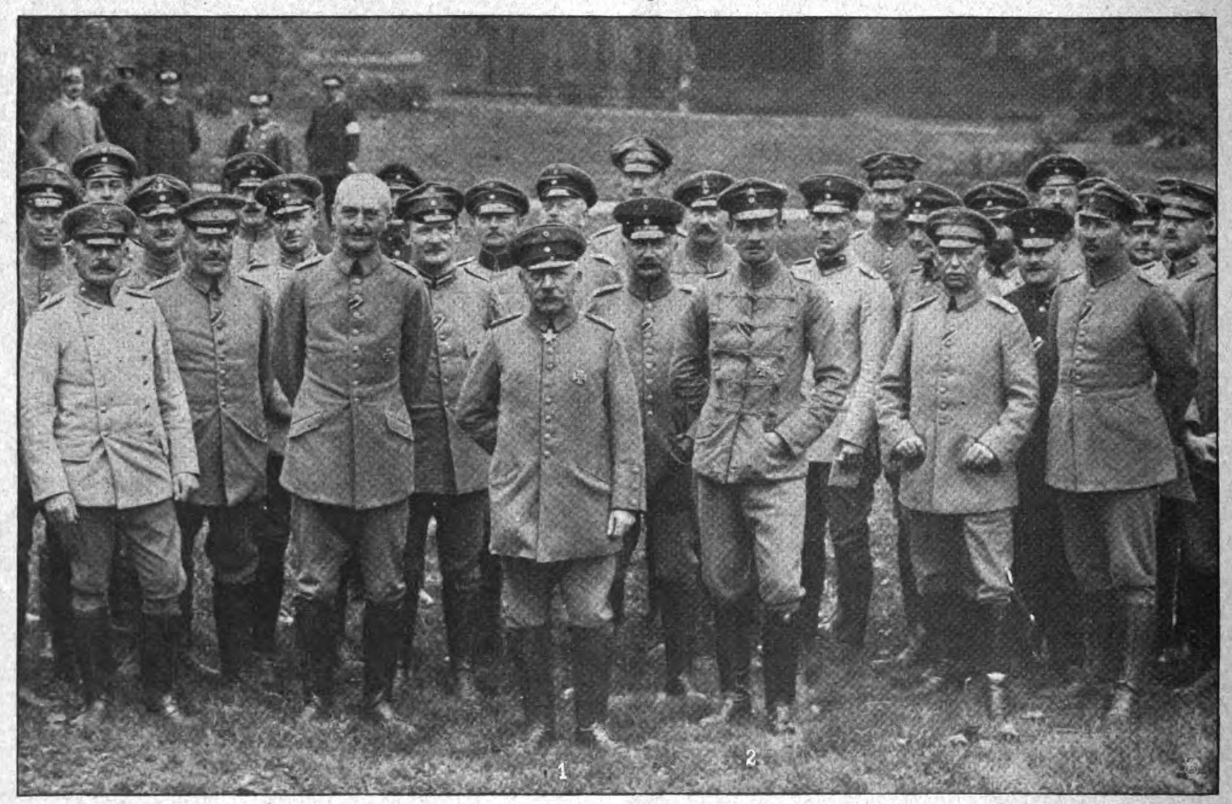
Admiral Fisher,
der neue Erste britische Seelord.



Die Kronprinzessin bei den Verwundeten im Osten.



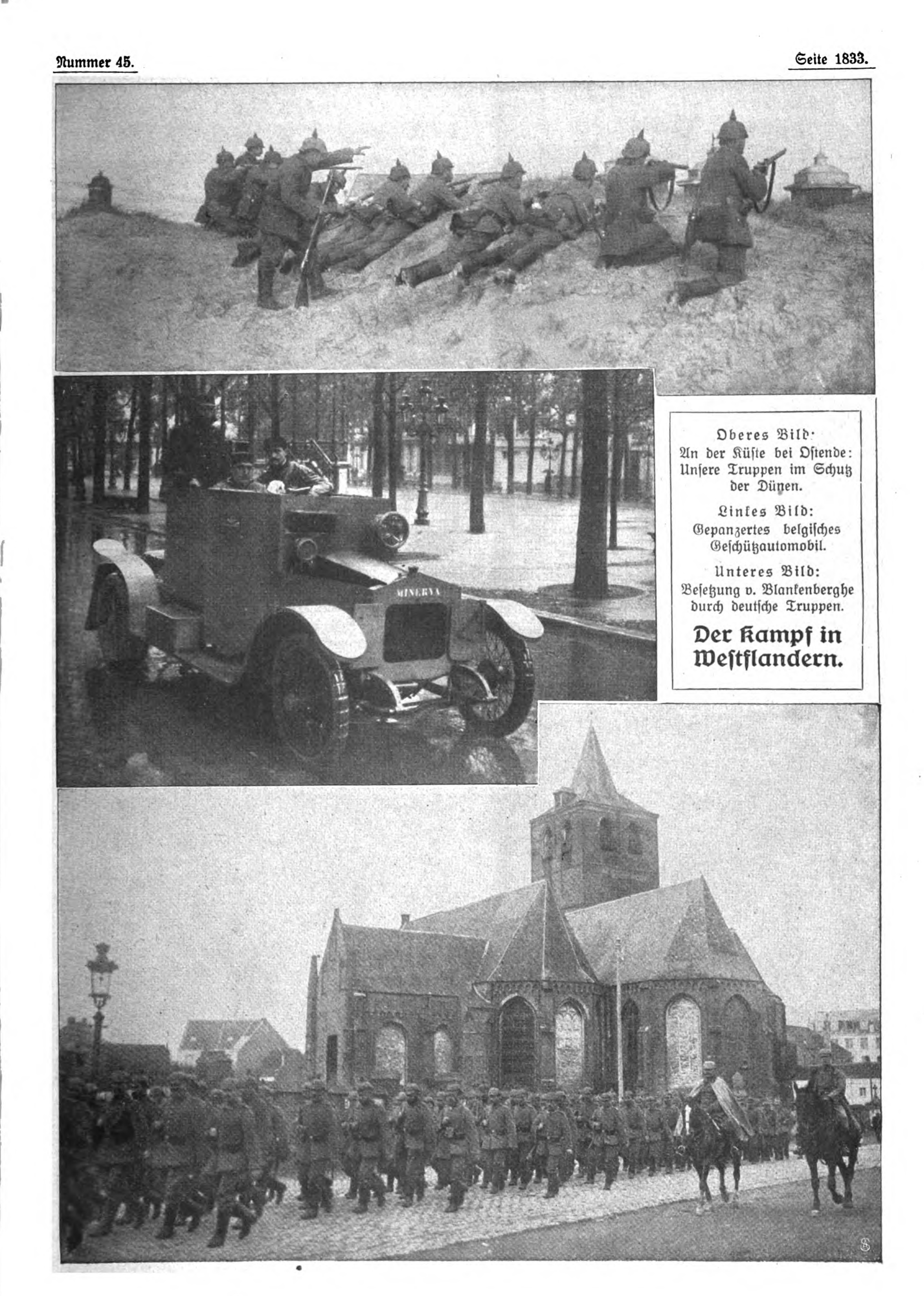
Der König von Sachsen an der Front im Westen: Begrüßung durch den Kronprinzen.
Aufnahme von Kriegsmaler Obst.



Phot. Sennecke.

General von Emmich (1), mit dem ihm vom Kaiser für die Erstürmung Lüttichs verliehenen Orden „Pour le Mérite" und dem Eisernen Kreuz I. Klasse geschmückt. Rechts neben ihm der Herzog von Braunschweig (2) mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse.

General von Emmich im Kreise seiner Offiziere.



Oberes Bild: An der Küste bei Ostende: Unsere Truppen im Schutz der Dünen.

Linkes Bild: Gepanzertes belgisches Geschützautomobil.

Unteres Bild: Besetzung v. Blankenberghe durch deutsche Truppen.

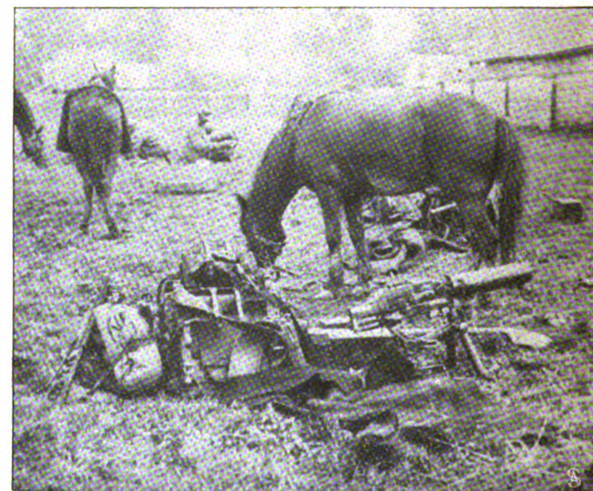
Der Kampf in Westflandern.



Oesterreichische Feldbahn mit deutschen Truppen. Kilophot.



Berittene Tiroler Landesschützen durchziehen ein galizisches Dorf. Welt-Presse-Büro.



Ein Maschinengewehr der Tiroler Landesschützen im Felde.

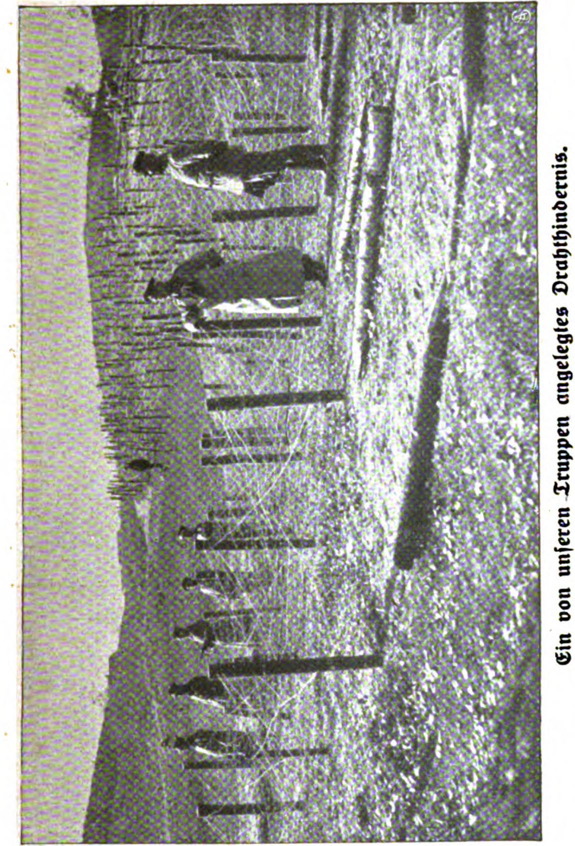


Rast österreichischer Infanterie in einer bosnischen Ortschaft. Kilophot.

Von den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Truppen.



Vom östlichen Kriegsschauplatz.



Ein von unseren Truppen angelegtes Drahthindernis.



Russische Schützengräben am Waldrand.

Geschütz beim Abfeuern. (Das Rohr ist ganz zurückgeschnellt.)

Eroberte Erdhöhlen der sibirischen Truppen.



Die deutsche Garnison gibt einem seinen Wunden erlegenen belgischen Kapitän-Kommandant das Ehrengeleit.
Militärische Ehrung des Feindes.



Kaptlt. Brunner, Komdt. v. S. 90 das den jap. Kreuzer „Takashito" versenkte.



Leutnant d. R. Rudolf Küster, erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse.

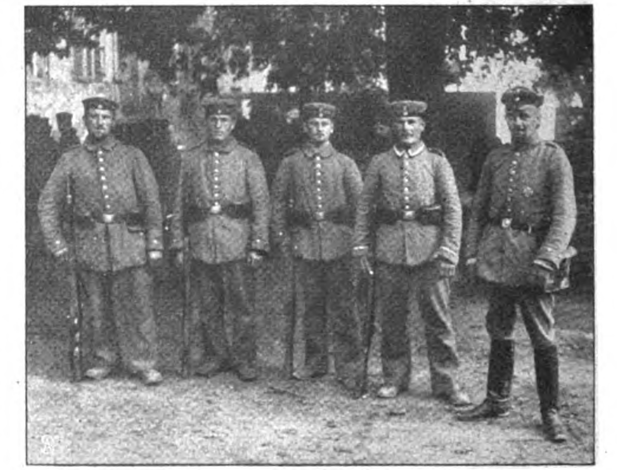




Oberst Graeser und sein Sohn Leutnant Graeser, erhielten beide das Eiserne Kreuz I. Klasse.

Von links nach rechts: (obere Reihe): Maschinist Ungefroren, Maschinist Luickardt, Sergeant Scholtz, Steuermann Haack, Obermaschinist Frick. Mittlere Reihe: Maschinist Matthes, Obersteuermann Bohne, Hauptmann Kunckel v. Loewenstern, Hauptmann u. Kommandant von Wobeser, Ingen. Nordhorst, Obersteuermann Stahl. Sitzend: Maschinist Forelle, Maschinist Schüler.

Besatzung eines Schütte-Lanz-Luftschiffes,
die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde.





Patrouille,
die bei Verdun die Bahn an 8 Stellen zerstörte und zweimal unter schwierigen Umständen die Maas durchschwamm.
Die Patrouille erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse; ihr Führer, Leutnant Curt Nobiling, wurde mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet.

Arbeitslosenfürsorge während des Krieges.

Von Hans Ostwald.

In der langen Friedenzeit von vierundvierzig Jahren haben wir uns nicht nur eine mächtige Waffenrüstung geschmiedet, sondern auch auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und der sozialen Fürsorge mustergültige Einrichtungen geschaffen, aus denen wir die Kraft zum entscheidenden Kampf für unsere geschichtliche Sendung und unseres Vaterlandes Machtstellung schöpfen konnten. Überall erwachte das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Verantwortung. Alle Vereine, die dem Allgemeinwohl dienen, rafften sich auf zu höchsten Anstrengungen. Nicht nur für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer, auch für die Arbeitslosen wurde gesorgt. Besonders waren es die Städte und die Landesversicherungsanstalten, die mit ihren großzügigen Maßnahmen dem drohenden Elend sofort die giftige Spitze abbrachen. Der Staat sorgte für Arbeit in großem Sinn. Und so sehen wir die Arbeitslosigkeit beträchtlich zusammenschrumpfen.

Auch viele Städte erblicken in der Arbeitsbeschaffung das Endziel jeder Arbeitslosenfürsorge. Sie lassen Straßen, Kanäle und andere Bauprojekte, die erst für spätere Zeit geplant waren, schon jetzt in Angriff nehmen. Einzelne gehen auch noch ein Stück weiter und lassen Gemüsekulturen vornehmen. Überall beginnt sich der Gedanke Bahn zu brechen: Gebt den Menschen Arbeit!

Gerade in solchen ernsten Zeiten müssen die Menschen sich rühren, sich betätigen. Niemals haben wir alle den Segen der Arbeit so empfunden wie jetzt. Wer nicht seine ganze Kraft der Arbeit widmen konnte, fühlt sich unglücklich, überflüssig. Auf irgendeine Weise wollen wir jetzt alle im Dienst des Vaterlandes stehen. Selbst solche Gruppen der Bevölkerung, die sonst immer für die Drohnen der Menschheit gehalten wurden, bleiben jetzt nicht zurück. Wer sonst nur Feste über Feste feierte, greift jetzt ernsthaft zu, wird auch sein Teil beitragen zum Gelingen des großen Werkes.

Und da dürfen wir die brotlos Gewordenen nicht nur mit Almosen über Wasser halten. Wir dürfen nicht ihre Seele gefährden. Wir dürfen sie auch nicht mit den bekannten Notstandsarbeiten beschäftigen, mit dem Hin- und Herfegen von Sand oder dem Hin- und Herschippen von Erdhaufen. An solche Verlegenheitsarbeiten darf jetzt nicht gedacht werden. Wirkliche Arbeit muß gegeben, angemessener Lohn gewährt werden. Jeder muß seine Beschäftigung ernst nehmen. Jeder muß soviel verdienen, nicht aber geschenkt bekommen, daß er bei wirklicher Bescheidenheit und mit Vertrauen sich durchschlagen kann.

Wegebauten, Bahnbauten, Kanäle müssen in größerem Stil vergeben werden. Und dann ist das Roden, das Urbarmachen nicht zu vergessen. Wer nicht an solche Arbeit gewöhnt ist, muß systematisch angelernt werden. Es gibt auch bei solcher Beschäftigung leichtere Arbeiten. Andere müssen täglich erst wenige Stunden arbeiten und nach und nach an schwere Arbeit gewöhnt werden.

Unsere Arbeiterschaft ist so national, daß sie gewiß gern umlernt. Wer bisher nur den Hobel in der Hand gehabt hat, wird jetzt mit Stolz zum Spaten greifen, weil er weiß, er sichert damit die Ernährung seines geliebten Vaterlandes. Und der Bureaumensch, der bisher nur die Feder führte, wird sich Mühe geben, das Grabscheit richtig zu führen, weil er überzeugt ist, auch diese Arbeit ist nötig zum Sieg — ebenso nötig wie das richtige Hand haben der Gewehre und der Kanonen in den Schlachten. Auch wird es keinem gesunden Kopfarbeiter schaden, wenn er einmal einige Zeit die dumpfe Schreibstube verläßt und im Freien arbeitet. Wird aber solche Kulturarbeit im großen aufgenommen, so bietet sich auch Bureauarbeit für viele. Der Verein für soziale Kolonisation gab, wenn er 300 Arbeiter auf seinen Kulturstätten hatte, auch zehn Buchhaltern, Schreibmaschinistinnen und Registratoren Arbeit.

Fast alle Arbeiter sind zu solcher Tätigkeit geeignet. Sehen wir uns doch nur die Laubenkolonien bei allen Städten an! Da sehen wir ja die Lust zur Arbeit an der Scholle. Zu den Schanzarbeiten gingen ja Tausende und aber Tausende hinaus aus den Städten! Und der oben genannte Verein beschäftigte ja auch auf seinen Kulturstätten die verschiedensten Berufe. Da waren Ungelernte, dann viele Bau-, Holz- und Metallarbeiter. Ja selbst Kaufleute fanden sich zur Landarbeit bereit. Und ihre Leistungen waren nicht die schlechtesten. Sie mußten sich eben in Ruhe an die schwere Landarbeit gewöhnen können. Auch das Alter der Kulturarbeiter war durchaus günstig. Von 650 Großberlinern, die 1914 beschäftigt wurden, waren 400 unter 50 Jahre alt. Selbst die Entfernung spielte keine Rolle. Trotzdem die Arbeitstellen zwei bis drei Stunden Bahnfahrt von Berlin entfernt waren, kamen doch 458 Verheiratete hinaus, die ab und zu Sonnabends zu ihrer Familie fuhren. Ferner zeigte sich ein wichtiges Nebenergebnis: 134 der Arbeiter gingen wieder in feste Arbeit. Sie kamen oft für immer aus der Armenpflege heraus. Und mehr als die Hälfte dieser blieben in der Provinz — alles Elemente, die nicht für die Großstadt geeignet waren, und die sonst Jahre und Jahrzehnte der Stadt zur Last gelegen hätten. In den Arbeitstellen in der Provinz Hannover ergab sich eine ähnliche Wirkung.

Die Hauptsache aber ist doch die Vergrößerung der Anbauflächen und damit die bessere Versorgung mit Nahrungsmitteln. In diesem Jahr kommen wir dank der glänzenden Ernte und bei weiser Einteilung durch. Für das nächste Jahr aber müssen wir vorsorgen, müssen uns unabhängig machen vom Ausland. Das feindliche Ausland rechnet ja damit, uns durch uns selbst, durch unseren Mehrbedarf an Nahrungsmitteln und durch unsere Arbeitslosigkeit zu besiegen. Durch unüberlegtes unproduktives Geben von Almosen könnten wir dahin kommen. Die Arbeitslosigkeit hat zwar augenblicklich nachgelassen. Durch Mangel an Rohstoffen aber wird sie in den nächsten Monaten wieder fühlbarer werden. Eisen, Kupfer, Wolle, Baumwolle und noch manch anderes werden rar werden.

Aber ein Stoff fehlt uns nicht: die Mutter Erde, der Boden, auf dem wir stehen!

Von diesem Urstoff haben wir in Deutschland noch eine ausreichende Masse. Wir brauchen keine künstlichen Notstandsarbeiten. In Pommern sind über 100 000 Morgen durch Eindeichung und Entwässerung für intensivere Kultur vorbereitet. Überall sind die notwendigen Vorarbeiten fertig. Im Jahre 1912 waren in Preußen schon Meliorationsentwürfe in Arbeit für nahezu 700 000 Hektar.



Die Wirtschaftlichkeit der Moorkultivierung ist schon längst erwiesen. Unser Kaiser hat mit großem Erfolg nasse Moore auf seinem Gut Cadinen trocken legen lassen. Laut Mitteilung des Landwirtschaftsministeriums beträgt der Jahreserlös aus einem Hektar kultivierter Moorwiese 211 Mark, aus Weide 160—220 Mark. In Bayern, wo noch größere Moorflächen im Umfang von 140 000 Hektar liegen, wurden 1912 für Kultivierungzwecke ungefähr 2½ Millionen Mark verausgabt. Sie erbrachten eine Wertsteigerung auf 6¾ Millionen Mark. Nach Professor Tacke, dem Vorsteher der Moorversuchsanstalt in Bremen, nahm Weidevieh zu um 163 kg auf Hochmoor, während das Vieh auf bestem Marschboden auch nur 150 kg zunahm. Wir haben nun in Deutschland 2½ Millionen Hektar kultivierbares Moor. Dort ließen sich acht Millionen Doppelzentner Fleisch züchten und dazu viele andere Nahrungsmittel. Vor allem könnten im ersten Jahr nach der Kultivierung Kartoffel ausgelegt werden, so daß viele andere Kulturböden für Körnerfrüchte frei würden! Auch die vielen trockenen Heidestrecken der Norddeutschen Ebene könnten in Roggenfelder, Kartoffeläcker und Gemüsebeete umgewandelt werden. Wieviel Geflügelfarmen, deren wir in Deutschland noch unzählige zur Erzeugung von Eiern bedürfen, könnten auf den leichten Böden angesiedelt werden!

Überhaupt ließe sich durch planmäßige Kleinsiedlung viel erreichen. Die Ansiedler des Vereins für soziale Kolonisation halten sich alle jährlich zwei Schweine, mehrere Ziegen, 10—20 Hühner, Gänse und Enten. So erzeugen sie, die vorher nur verbrauchten, jetzt selbst nicht nur ihren Selbstbedarf an Fleisch, Eiern, Milch usw., sondern sie bringen noch manches auf den Markt.

Fast alle deutschen Städte hätten eine Gelegenheit, eine solche Kleinsiedlung sich anzugliedern. Berlin hat z. B. dicht vor den Toren das Havelländische Luch. 200 000 Morgen guten Landes liegen dort brach. Der bekannte Ökonomierat Schurig hat dort große Erfolge mit Gemüsezucht erzielt. Die Vorflutkanäle sind fertig. Jetzt brauchen nur noch Stichgräben gezogen werden, unebene Stellen müssen planiert, das Gelände rigolt, mit Wegen durchzogen, mit Pflanzen versehen, angesät werden und Berlin hat einen prachtvollen Gemüsegarten geschaffen! Zum Frühjahr könnte dort Spinat, zum Herbst die unersetzlichen Hülsenfrüchte geerntet werden. Zehntausend Männer und mehrere tausend Frauen könnten dort ein halbes Jahr lang lohnende Arbeit finden. Und später könnten immer viele Hunderttausende auf den Gemüsefarmen beschäftigt werden. Dung für eine große Strecke lagert schon draußen. 150 000 Waggons Hausmüll, der sich zum Düngen des Moores vorzüglich eignet, lagert schon im Luch. Täglich könnten noch 150 Waggons dazu herangefahren werden. Diesen Dung könnten weibliche Arbeitskräfte ausstreuen.

Im Frieden könnte dann das gewonnene Land besiedelt werden. Auch könnte es verkauft oder verpachtet oder den jetzigen Eigentümern zur Pflicht gemacht werden, Gemüse nach Berlin zu liefern. Jetzt aber handelt es sich nur darum, die Ernährung unseres Volkes sicherzustellen. Auch der berühmte Professor Woltmann (Halle a. S.) tritt dafür ein, neues Moor- und Ödland rechtzeitig für den Kartoffelbau mit ins Auge zu fassen. Und zwar sollte die Arbeit im ausgedehntesten Umfang und spätestens im November begonnen werden.

Bei der Kultivierung müßten unnütze Ausgaben vermieden werden. Die Arbeiter müßten im benachbarten Ort in Bürgerquartieren untergebracht werden, um unnütze Einrichtungskosten zu sparen. Wo alle Mannschaften im Felde stehen, sind ja genug Betten frei. Da es Kriegzeit ist, dürfen die Arbeiter keine besonderen Ansprüche wegen Kost und Unterkunft machen, sondern müssen mit Einfachstem zufrieden sein.

Ödlandskulturen erfordern das geringste Anlagekapital. 80 bis 90 Prozent der notwendigen Mittel können als Arbeitslohn ausgezahlt werden. Und nochmals: wir brauchen dafür nichts anderes als den Urstoff, den Boden, auf dem wir stehen.

Nichts würde jetzt erhebender auf unser Volk wirken, als wenn mit größter Energie an die Verwirklichung dieser von so vielen schon vorgeschlagenen Arbeit gegangen würde. Auch Professor Sering, der bekannte Volkswirt und Siedlungsfachmann, rät dringend, schnell und entschlossen zu handeln. Das ganze Volk wird Mut daraus schöpfen, wenn es fühlt, daß auch seine Ernährungsfrage mit gleicher Großherzigkeit überblickt und geleitet wird wie die Verteidigung des heimischen Herdes. Wo die Privatbesitzer zu ängstlich sind, muß der Staat die Arbeit selbst in die Hand nehmen. Der gewöhnliche Instanzenweg, der Jahre erfordert, müßte durch eine neue staatliche Initiative abgelöst werden, die erhöhte Beihilfen und ein vereinfachtes Enteignungsverfahren zur Grundlage hat.

Nun kommt allerdings Handarbeit ungefähr dreimal so teuer wie die Arbeit mit Motorpflügen. Wir haben aber nicht genug Motorpflüge, um die Fläche, die wir zum Anbau brauchen, rasch zu kultivieren. Da müssen die Kriegsgefangenen und die Arbeitslosen heran. Erhalten müssen wir sie alle. Da sollten sie auch was dafür leisten. Wenn die Städte, die Landesversicherungsanstalten, die Gewerkschaften, die Vereine und die Privatpersonen alles das zusammennehmen, was sie an Unterstützung zahlen, kommt fast schon ein Tagelohn heraus. Die Kosten aber werden durch Wertzuwachs ausgeglichen. Wenn auch nicht überall ganz, so doch immerhin so weit, daß ein beträchtlicher Teil des sonst verschenkten Geldes produktiv gemacht würde. Jetzt wird es unproduktiv ausgegeben. Jetzt wird es nur verbraucht. Jedes ständige Schenken erniedrigt. Die Beschenkten werden faul, kriecherisch, bettlerhaft. Sie neigen zum Lügen, ihr Charakter leidet unter dem Almosennehmen. Arbeit, Arbeit! Nutzbringende Arbeit! Nährende und straffhaltende Arbeit brauchen sie. Die Menschen müssen aus ihren dumpfen Stuben heraus, müssen aber auch von der Straße fort. Sie müssen Gelegenheit haben, den Glauben an ihre eigene Kraft zu stärken. Selbstvertrauen zu gewinnen. Arbeit tut ihnen mehr not als jede gutgemeinte Wohltätigkeit.

Gewiß, die Liebestätigkeit ist groß und herrlich. Es ist recht, jedem wohlzutun, jedem mitzuteilen. Vielen ist ja auch nur durch Freigebigkeit und durch ein offenes Herz zu helfen.

So nötig das Unterstützen ist, so wundervoll es sich auch betätigt, es darf nicht hindern, auch da anzufassen, wo es am nötigsten ist: Arbeit zu schaffen. Ja, in dieser Organisation wird sich ja auch viel Liebestätigkeit fleißig nützlich machen müssen. Aber es gilt eben nicht nur materielle Güter, auch ethische Güter von ungeheurem Wert sind zu wahren. Vor allem der opferfreudige, starke Sinn unseres Volkes. Der Charakter dieses herrlichen Volkes, das die Übermacht der Feinde bisher so wunderbar in solch überwältigender Gemeinsamkeit niedergerungen hat.





1. Auszug aus Antwerpen mit Geschützen nach der belgischen Küste.

Deutsche Marinetruppen in Antwerpen.

Hierzu 9 Abbildungen.

Das kameradschaftliche Einvernehmen zwischen Heer und Marine ist stets ein vortreffliches gewesen. — Man braucht nur einmal in Kiel längere Zeit zu weilen, um zu beobachten, wie sich „Landratten“ und Matrosen eins fühlen in dem hohen Beruf, der Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes zu dienen. Nun hat der große Weltkrieg bald Gelegenheit geboten, daß sich Land- und Seemacht nebeneinander stellten und wetteiferten, große Taten zu vollbringen. In dem Ruhm, Antwerpen dem Feind entrissen zu haben, teilen sich die Truppen des Heeres und die 8000 Mann starke Matrosendivision, die geradezu Hervorragendes leistete.

Unsere Bilder führen uns heute nach Antwerpen und zeigen uns, wie die „blauen Jungen“ sich überall



2. Feldpostdienst der Marine in Antwerpen.



3. Wachtposten auf der Straße.

nützlich machten und vollwertig neben den „Feldgrauen“ deutsche Waffenehre hochhielten. Die Szenen sind durchweg friedlicher Natur, und wenn man die gutmütigen frischen Gesichter der Marinesoldaten sieht, sollte man gar nicht annehmen, daß die gleichen Leute noch wenige Tage vorher der Schrecken der verteidigenden Engländer und Belgier waren und alles über den Haufen warfen, was sich ihnen entgegenstemmte.

Berühmt ist der Antwerpener „Zoo“ wegen seiner Schönheit. Als die Beschießung begann, tötete man die Raubtiere und Schlangen, um beim Ausbrechen dieser Tiere eine Panik zu verhindern. Abbildung 5 und 7 führt uns in die Anlagen des „Zoo“, und die nämlichen Männer, die das Gewehr führten oder schwere Geschütze bedienten, füttern jetzt die zierlichen Antilopen. Man sieht, daß das blutige Kriegshandwerk den Deutschen mit seiner tiefen Gemütsveranlagung nicht verroht. Uebrigens verdanken die Hirsche und Gazellen des Antwerpener „Zoo“ ihr Leben indirekt den deutschen 42-cm-Geschützen. Denn hätten diese nicht so prompte Arbeit geleistet, so daß Antwerpen bald fiel, hätten wohl bei einer langen Belagerung auch diese Verwandten unseres jagdbaren Wildes ihr Dasein in einem Kochkessel beschlossen. Vor diesem ruhmlosen Ende bewahrten sie also unsere Marinetruppen. Die Vielseitigkeit der Matrosen zeigt sich auf den Abb. 2, 3 u. 6 besonders klar. Sie sind sogar auf dem Zweirad zuhause und tun Dienst als Wachtposten, als Feldpostbriefträger, Wagenlenker und gar als Offizierkutscher!

Mehr kann man wirklich nicht verlangen! Nach Einnahme der Festung war es von besonderer Wichtigkeit, daß die wertvollen Bahnstrecken erhalten blieben. Auch hier wirkten die Matrosen mit.

Auf Abbildung 9 sehen wir eine Offizierpatrouille, die die Strecke abgeht, um ihre Sicherheit zu kontrollieren. Lange indessen war es der Matrosendivision nicht vergönnt, die Früchte des Sieges in Antwerpen

4. Die Matrosen-Proviantkolonne verläßt Antwerpen.

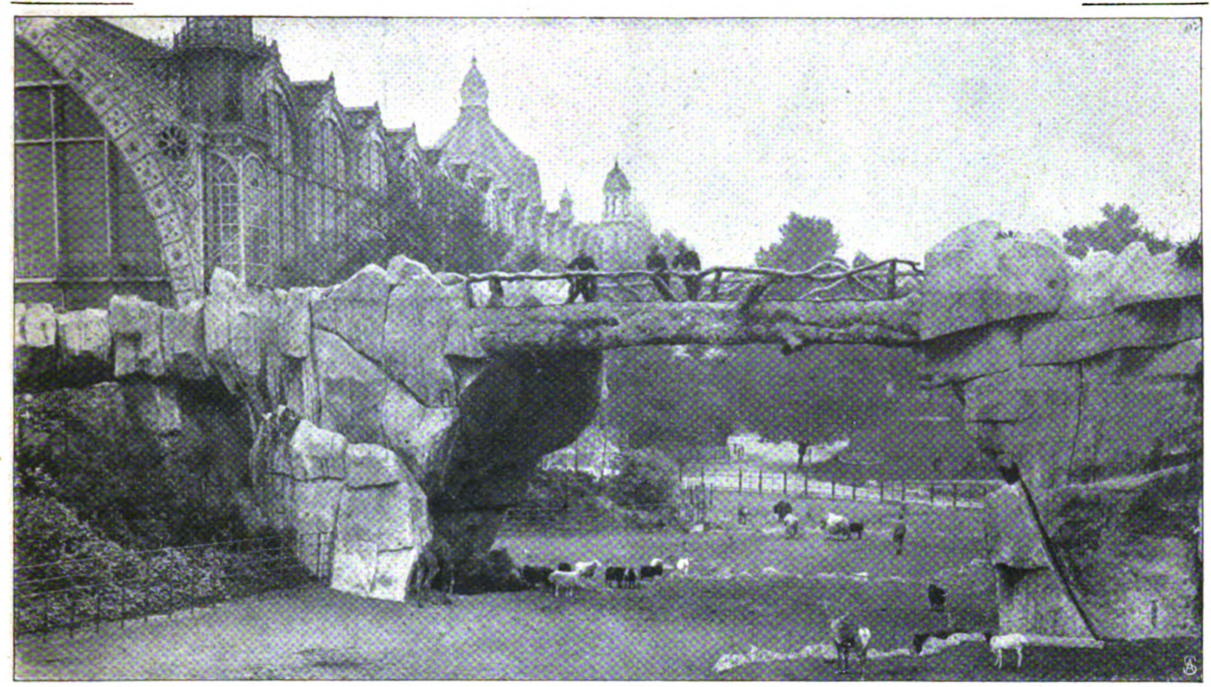


5. Unsere Marine im Antwerpener „Zoo“.



6. Marine-Landwehrmann als Offizierkutscher.





7. Im Zoologischen Garten in Antwerpen.



8. Unsere Marine zieht mit Musik, die Fahne voran, aus Antwerpen zu neuen Taten.



9. Abpatrouillieren der Bahnstrecke durch eine Marineabteilung.

greifen schwerer Maschinengeschütze gewesen ist.

Ganz am Schluß verließ die Matrosen-Proviantkolonne die Stadt, und an die Erstürmung der zweitgrößten Festung der Welt schloß sich nun das heiße Ringen im Nordwesten Flanderns an.

Während der ganzen ausgedehnten Kämpfe hat die Matrosendivision Zeugnis abgelegt von der sorgfältigen, vielseitigen Ausbildung, die sie genoß, und von dem trefflichen Geist, der sie beherrschte, und der sie selbst unter den schwersten Verhältnissen keinen Augenblick im Stich ließ.

Ueberall, wo man die Kunde vernahm, daß Matrosen mit dem Landheer zusammengehalten hatten, freute man sich dieser Waffenbrüderschaft, die sich so glänzend bewährte und überall so herzlich hervortrat.

Heer und Marine stehen sich ebenbürtig zur Seite, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo England beide sich unmittelbar gegenübersehen wird. F. N.

zu genießen und etwas der Ruhe zu pflegen. Zu neuen Taten rief sie gar bald der Oberste Kriegsherr.

„Der Soldat hat auf Erden kein bleibend Quartier!" Abbildung 1 u. 8 zeigt uns die Matrosen bereits wieder im Abmarsch begriffen. Die kleine Kapelle voran, dann folgt die Fahne, und hinaus geht es aus den prächtigen Antwerpener Straßen, den belgisch-französischen Grenzen und damit neuen Kämpfen entgegen.

Inzwischen hat die Kriegsgeschichte bereits gelehrt, wie wertvoll uns auf diesem Kriegschauplatz das Ein-

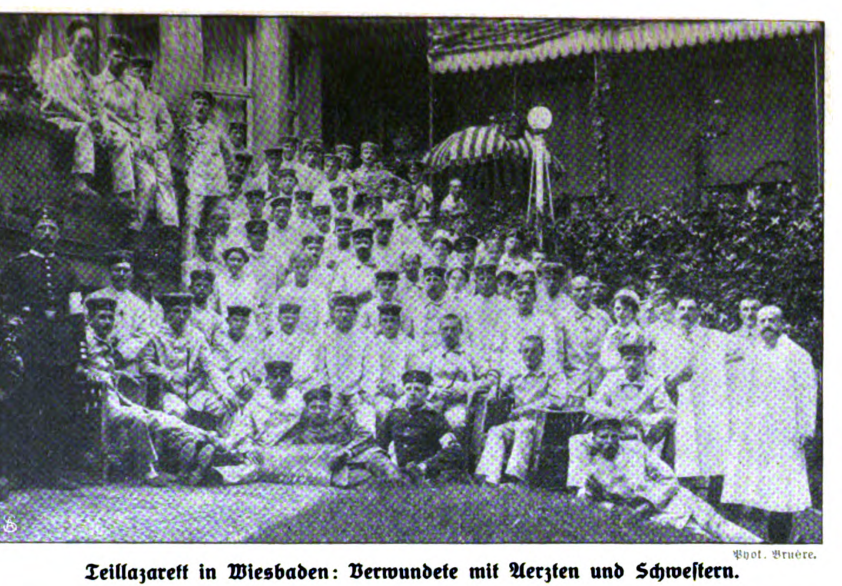


Phot. G. Gunteritz.

Von links sitzend: Hofarzt Dr. Bialka, Fürst Liechtenstein, Graf von Hardegg, Dr. Erich von Schötter.

Fürst Liechtenstein mit seinem Stab vom Großpriorat von Böhmen u. Oesterreich des Souveränen Malteser-Ritterordens.

Aufnahme auf der Kriegsverpflegungstation Berlin-Moabit.


Phot. Bruère.

Teillazarett in Wiesbaden: Verwundete mit Aerzten und Schwestern.


Phot. Kipp.

Verwundete Krieger im Teillazarett.


Phot. Rembrandt.

Verwundete Krieger am Kochbrunnen.


Phot. Rembrandt.

Amerikanischer Hilfsausschuß.

Verwundetenfürsorge in Wiesbaden.



Phot. Koecke.

Kolberger Landsturm in Feuerstellung am Strand.



Das von unseren Geschossen verschont gebliebene Museum von Mecheln.



Stille Helden.

Roman von

Ida Boy=Ed.

14. Fortsetzung.

Plötzlich dachte Klara: Meine Mutter hat das gleiche getragen!

Wie ein Segen kam der Gedanke über sie — —

Es gelang ihr, sich zu fassen. Sie fühlte: mit der Schwere der Prüfung mußte und würde ihre Tapferkeit wachsen. — Sie begriff, nun hieß es: lügen!

Hätte sie sich nicht schon verraten? Die Wahrheit nur zu ahnen, würde schon eine zu schwere Last für das Gemüt des alten Mannes werden — nein, die konnte und sollte er nicht tragen. Sie auf ihn wälzen, hieße, ihre Tat des Dankes auslöschen.

Woher eine Lüge nehmen?

Lügen müssen glaubhaft sein, sonst sind sie noch schlimmer als harte Wahrheiten.

„Wenn ich sagte: Wynfried wird eifersüchtig werden, wenn man einen solchen Mann zu seinem Mitarbeiter ausbilden will."

Vielleicht war es nicht einmal eine Lüge. Klara kannte ja ihren Gatten gar nicht. Sie kannte einen schönen, immer verbindlichen, liebenswürdig freundlichen Mann von angenehmsten Formen und vornehmen Lebensgewohnheiten, der in den ersten Monaten ihrer Ehe auch in zärtlichen Aufwallungen sich als Liebender gebärdet hatte. An dem urteilsfähige Beobachter eine rasch bewegliche kaufmännische Begabung festgestellt hatten.

Von dem, was an Möglichkeiten im Grunde seines Wesens schlummerte, wußte sie nichts.

So blitzschnell das alles durch sie hinging — sie fühlte doch: dies große, forschende Auge ruhte wartend auf ihr. Und sie sagte, was ihr eingefallen war.

„Weil Wynfried eifersüchtig werden könnte, wenn du einen andern heranziehst, der sich möglicherweise zu einem Rivalen heraufarbeiten kann."

„Keine Sorge", sprach der Geheimrat. „Ich habe Wynfried von meinem Einfall gesagt, er ist mir nicht von gestern auf heut gekommen. Und Wynfried ist sehr einverstanden. Der ist froh über jeden Mitarbeiter, der ihn entlastet. Und wenn Marning nach ein paar Jahren sich so eingearbeitet hätte, daß man ihn an eine leitende Stelle setzen kann, wäre niemand zufriedener als Wynfried. Ich muß es einmal aussprechen: sein Interesse am Werk ist das des Geldmannes. Es ist nicht diese umspannende, ideale Empfindung, die das Volkswirtschaftliche, Wissenschaftliche, das Kulturelle in unserer Tätigkeit fast noch über den Gewinn stellt. . . . In Marning habe ich ein merkwürdiges Verständnis, ja eine Begabung für all dies erkannt, denke doch auch die Aussichten für ihn, der so arm ist." . . .

Sie fühlte, daß die großen Augen eine besondere Wachsamkeit behielten — fühlte sich belauert und nahm sich noch fester in die Hand.

„Nun — dann!" sagte sie. Und sie dachte: Wie dürfte ich ihm zerstören, was ihn in freiere, größere Verhältnisse bringen kann!

Mochte er entscheiden, nach seinem Willen und Wunsch.

Wir werden stark bleiben, dachte sie. Und es war wie ein Schwur!

Aber die forschenden Augen mußten ja getäuscht werden.

„Wie du immerfort vorausforgst, Vater", sagte sie; „manchmal denk ich, du bist wie ein Forstmann, der die Setzlinge pflanzt, die erst späteren Generationen als große Bäume Schatten geben können. Wenn wir alle mal nicht mehr sind, wird dein Enkel als Greis noch sagen: das hat mein Großvater begonnen."

„Ich weiß nicht, Klara. Vielleicht ist alles Vorausdenken Kurzsichtigkeit — vielleicht sind wir bei unserer Arbeit von Schranken umgeben, die wir nicht einmal ahnen, weil uns noch die Möglichkeit fehlt, sie zu erkennen. Dein Sohn vielleicht wird sie spüren und zersprengen. Wer will denn heute sagen, unter welchen Bedingungen mein Enkel einmal das Eisen aus den Erzen schmilzt! Vielleicht wirft die Wissenschaft uns bald unsere braven Winderhitzer um und macht die Gebläsemaschinen unnötig, mit denen wir dem Koks im Hochofen die heiße atmosphärische Luft zublasen, damit er rascher brennt. Wir wissen ja schon, daß wir dabei als Ballast all den Stickstoff in der Luft mitschleppen. Vielleicht glückt es schon bald, daß wir reinen Sauerstoff verwenden können. Versuche sind schon im Gange. Sie haben ergeben, daß die Leistungsfähigkeit der Hochöfen bei geringerem Koksverbrauch erheblich gesteigert würde. Und der abfallende Stickstoff ließe sich dann wieder zu Salpetersäure und Kalkstickstoff zu landwirtschaftlichen Zwecken verwerten."

Er seufzte.

„Sieh, mein Kind," schloß er melancholisch, „wenn ich an all diese Entwicklungen denke. . . . Schwer ist es, sich zu sagen: du mußt davon. Man möchte wissen, wie es weiter wird — welche Wunder noch zu Selbstverständlichkeiten werden. In dieser Begierde, zu wissen, die vielleicht jedem Menschen eingeboren ist, der etwas Phantasie hat, liegt das Geheimnis des Erfolgs von Büchern, die uns die Zukunft vormalen. Man scheint beim Lesen in ihr mitzuleben. Merkwürdig schwer — sich vorzustellen: ich bin einmal nicht mehr dabei. Es muß doch wohl so ein Stück Unsterblichkeitsrecht in uns stecken."

Nun dachte Klara: er ist abgelenkt — er sucht nicht mehr, weshalb ich so erschrak. . . .

Er aber dachte: Noch schwerer wäre es, fortzumüssen,

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



wenn Zerstörungen drohen. Weshalb entsetzte sie sich so? Was will da an mein Haus herankommen? . . .

Bald nach drei Uhr, als eben der rasch verprasselnde Gewitterregen mit einem Blitz und Donnerkrach vorbeigezogen war, kam Leupold mit einer Bestellung. Marnings Bursche hatte diesmal genau telephoniert.

Klara hörte mit ruhigem Gesicht zu und sprach: „Also kein Gast zum Abend. — Sagen Sie meinem Schwiegervater, daß ich nur einen kurzen Besuch nach Lammen machen würde und ihm beim Abendessen jedenfalls Gesellschaft leiste. — Ach — ja — und fragen Sie doch nachher einmal bei Frau Doktor Lamprecht an, was für ein Unfall das ist, den Herr von Likowski hatte." . . .

Der Himmel verdüsterte sich und wurde hell. Dies launische Wetterleben da oben verhieß nichts Gutes. Der besorgte alte Herr ließ durch Leupold noch besonders darauf aufmerksam machen. Aber Klara blieb eigensinnig dabei, sie habe es sich nun einmal vorgenommen.

Sie wollte nicht im Hause sein, wenn Stephan es betrat — gerade heute nicht. Eine zufällige Begegnung war möglich, ein Ruf des alten Herrn konnte sie herbeizwingen. Und heute, wo eine so große Frage an ihn herankam, sollte kein Blick von ihr, kein Beben ihrer Stimme zu einem Einfluß werden.

Halb sechs fingen die Wolken an, ihren Inhalt herabzuschütten. Und als der alte Herr trotzdem unter seinem Fenster den hellen Warnruf des Gabrielshorns hörte, hinter dem gleich die Hupe ihren dunklen Laut ertönen ließ, da wußte er: Klara fuhr davon!

Seine Stirn runzelte sich. Er dachte wieder an den angstvoll ausgestoßenen Befehl — sah wieder ihren Schreck und das, was aus ihren Augen flammte.

Und er fragte sich kaum noch — er fühlte: sie flieht vor diesem Mann!

Sein Ausdruck wurde gramvoll.

Und Klara fuhr im Regen. Er sprühte herein und sprengte Tropfen auf ihr hellgraues Kleid. Sie beachtete es nicht. Sie hätte die schwüle Luft im geschlossenen Wagen nicht ertragen.

Zum erstenmal empfand sie die Schnelligkeit des Fahrens als Wohltat für die Nerven.

Über die Hochbrücke glitt mit dumpfem Schüttern das Auto. Blitzschnell huschte das Bild des Flusses am Auge vorbei, und eine Sekunde haftete es, das blaugraue Band, auf dem eine Schlange dahinkroch, deren Kopf rauchte — ein Schleppdampfer mit mehreren langen, bedeckten Lastkähnen hinter sich drein, und der Regen, der sich darauf herniederstürzte.

Die Landschaft flog vorüber. Und diese Flucht der Dinge nötigte der Seele Ruhe auf.

Klaras Auto bog von der Landstraße ab und in die noch junge Allee hinein, die zwischen jetzt tropfenden Ebereschen bis an das Portal von Lammen führte.

Aber als man vor diesem stattlichen Portal hielt, öffnete es sich nicht. Niemand eilte dienstbeflissen herzu. Klara saß und wartete, ihr Chauffeur ließ die Hupe wiederholt rufen.

Endlich zeigte sich im Fenster einer der sonst Blausilbernen in gestreifter Leinenjacke. Als er erkannte, wer im Auto saß, kam er herausgerannt.

Frau Baronin würden gewiß sehr bedauern — die Damen seien heute vormittag abgereist.

Klara sagte: „Abgereist?"

Das klang fragend und erstaunt — während sie nur dachte, nun komme ich zu früh zurück.

Der Diener meinte, nähere Auskunft geben zu müssen. Förmlich vertröstend setzte er hinzu: „Wahrscheinlich nur auf einige Tage. Ich habe nicht genau verstanden, ob nach Hamburg oder nach Hannover."

„Nun, ich spreche ein andermal wieder vor."

Sie hatte sich entschlossen, sie wollte noch nach Pankow. Das dicke Ehepaar würde sich vielleicht wundern. Gleichgültig. Und so brauste denn das Auto weiter ins Land hinaus, vom Regen begossen, mit dem kleinen Schweif von Rauch hinter sich. — —

In seinem Riesensessel thronend, erwartete unterdessen der alte Herr seinen Besuch. Nicht mit dem freien, wohlwollenden Gefühl des väterlichen Freundes, der einem ihm sympathischen und von ihm hochgeachteten jungen Mann eine Lebenswendung zum Unabhängigen anbieten will. In dieser Stimmung hatte er ihn herberufen. Sie war zerstört. Unruhe und Wachsamkeit war an ihre Stelle getreten. Voller Spannung, von nervöser Ungeduld durchzittert, fragte er sich: „Wird Marning ebenso erschrecken wie Klara?"

Und wenn das geschah, dann mußte er die Gründe erfahren — er mußte!

Das Herrische in ihm verband sich mit der heißen Liebe zu seiner Tochter.

Er ertrug keine Unklarheiten vor ihrem Bild.

Mit der Pünktlichkeit, die der Geheimrat erwartet hatte, wurde ihm der Freiherr von Marning gemeldet.

Wie farblos und wie ernst er aussieht, dachte er.

Aber da war ja erst allerlei anderes zu besprechen; der Geheimrat wußte schon: Likowski hatte den linken Unterschenkel gebrochen. Und er sprach lebhaft davon, wie dem Mann zumute sein müsse, in einem Augenblick so jämmerlich als Opfer eines schikanösen Unfalls festgebunden zu liegen, wo die Kriegstimmung durch Deutschland fieberte.

Und zwischendurch sah er unruhig nach dem Fenster, denn der Regen nahm den heftigsten Charakter an und strich schräg und dicht hernieder. Und er sagte, daß es seiner Tochter beigekommen sei, in diesem Wetter auszufahren. Ihm entging nicht das Aufblitzen in dem Auge des jungen Mannes.

Stephan dachte: ich habe es gewußt!

Und dann erlaubte er sich daran zu erinnern, daß er in wichtiger Sache hergerufen sei.

Der alte Herr legte seine Hände auf die breiten Armlehnen und richtete seinen Kopf gerade auf. Wenn er in dieser Herrscherhaltung zu den tiefer vor ihm Sitzenden herabsprach und sah, hatte er immer etwas von einem Richter und Regenten, dessen Willen schwer zu entrinnen sei.

Auch Stephan wurde von dem Gefühl bedrückt, daß jetzt ein Reiferer und Größerer ihn gleichsam in die Hand nehmen wolle — um mit ihm nach Befund und Gefallen zu verfahren. Und daß diese Augen bis auf den Grund seines Herzens sehen würden. . . .



„Ich meine, lieber Marning, es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß ich herzlich teil an Ihnen nehme."

Stephan verneigte sich im Sitzen.

„Es ist mir nicht entgangen, Herr Geheimrat", sprach er. „Schon bei den gelegentlichen Begegnungen im Haus meiner Verwandten fühlte ich mich durch die Aufmerksamkeit geehrt, die Sie mir schenkten. Und die gütige Aufnahme, die ich hier gefunden habe, empfinde ich mit Stolz und Dank."

„Wollen Sie mir gestatten, als väterlicher Freund allerlei Fragen an Sie zu richten?"

„Wem sollte ich lieber dies Recht einräumen. Ich werde mit Wahrheiten antworten."

„Sie sind mit Ihrem Beruf zufrieden?"

„Vollkommen, Herr Geheimrat."

„Wir, mein Mitarbeiter und Freund Thürauf und ich, glauben beobachtet zu haben, daß Sie auch für eine Tätigkeit, wie die unsere ist, ein Verständnis haben, aus dem man auf Berufung schließen kann. Denn ein gewisser Grad von Verständnis und Interesse läßt mit Sicherheit auf Begabung schließen — nicht nur von den Künsten, sondern auch von wissenschaftlichen und praktischen Berufen darf man das behaupten. Was meinen Sie?"

„Gewiß, Herr Geheimrat," sprach Stephan offen, „ich fühle mich auf das stärkste, ja leidenschaftlich zu all den wunderbar großen Dingen hingezogen, wie ich sie auf Severin Lohmann kennen lernen durfte. Wie sich da Wissenschaft, Wagemut, praktischer Erfindergeist vereinen, um die Elemente in den Dienst der Kultur zu zwingen, das ist herrlich. Und all die volkswirtschaftlichen Bedingtheiten eines solchen Werkes regen mich unablässig zum Nachdenken an. Man fühlt immerfort: alles ist lebendige Kraft. Und wie ungeheuer die Verantwortung, die Summe all dieser Kraft stets in rechtem Gleichgewicht der Bewegung zu erhalten!"

„Sie hätten keine Lust, von der Armee zur Industrie überzugehen?"

„Wenn ich in meinen Knabentagen, in der Zeit, wo man anfängt, über den Beruf nachzudenken, Gelegenheit gehabt hätte, in diese Welt der Kohle und des Eisens hineinzusehen, so würde ich vielleicht meine Eltern gebeten haben: laßt mich Hüttenchemie studieren."

Er setzte mit einem Lächeln voll Ergebenheit und Verzicht hinzu: „Aber ich bin im Kadettenhaus auferzogen, weil es das billigste war; ich habe gar keine Gelegenheit gehabt, nachzudenken über Berufswahl, weil ich nie was anderes gewußt habe, als Offizier werden. Und meine Eltern hätten mich auch gar nicht studieren lassen können."

„Und jetzt?"

„Jetzt würde es schwer sein, den Rock auszuziehen, den ich liebe! Wenn es denn endlich losgeht, möchte ich nicht zu Haus bleiben."

„Beides läßt sich verbinden. Sie brauchen keineswegs zur Landwehr überzutreten, sondern könnten, wenn Sie alljährlich eine längere Übung machen, als Reserveoffizier Ihrem Regiment im Frieden wie im Krieg angehörig bleiben."

„Das weiß ich wohl, Herr Geheimrat. Aber ich weiß auch, daß die großen Unternehmer schwerlich ihre unteren Angestellten alljährlich so lange beurlauben. Und ich könnte doch vorderhand nur immer ein untergeordneter Angestellter werden, ohne Vorbildung, wie ich bin — wenn ich mir's auch zutraue, in die Aufgaben hineinzuwachsen."

Der Geheimrat sah ihn nachdenklich an und erwog: wie gehe ich weiter? Denn er spürte, daß Marning gar nicht daran dachte, es handle sich um Severin Lohmann.

„Nun," sprach er, „die Unternehmer denken verschieden. Und warum nicht gleich mit der nötigen Vorbildung hineinkommen? Ein Jahr auf der Hochschule in Charlottenburg Hüttenchemie studieren — sich dann noch ein halbes Jahr praktisch umtun — das wäre schon Vorbildung, die Sie natürlich nicht sofort für eine direktoriale Stellung reif machte, aber doch, bei Ihrer Intelligenz und Ihrem Pflichtgefühl, Ihrem Ehrgeiz, Sie von vornherein in die obere Laufbahn brächte."

„Herr Geheimrat," sagte Stephan mit ernstem, entschlossenem Ton, „ich habe mich durch ähnliche Erwägungen schon manchmal in Versuchung gefühlt. Ich muß aber darauf verzichten, den verlockenden Weg zu beschreiten. Es wäre bei meiner überaus bescheidenen Vermögenslage ein Wagnis, das ich nicht unternehmen darf. Wenn ich für das Studium und eine kurze Volontärzeit von meinem sehr kleinen Erbteil das Erforderliche opfere, und ich finde nachher keine Stellung, so gerate ich in eine schwere Lage. Ich habe keine Beziehungen zum Haus Krupp oder andern Häusern. Und wenn mir auch diese Unterredung den mutvollen Gedanken geben darf, daß ich auf Ihre Empfehlung würde rechnen können — eine Sicherheit wäre mir damit nicht gegeben. Und so muß ich verzichten."

Ganz langsam fragte der alte Herr und sah ihm grade in die Augen: „Wieviel Zulage haben Sie?"

Und mit freiem Blick, stolz und einfach antwortete Stephan: „Sechzig Mark, Herr Geheimrat."

„Schulden?"

„Nein, Herr Geheimrat. Auch keine Kleiderschulden. Ich habe von Anfang an beim Offiziersverein immer bar bezahlt und 12 Prozent bekommen."

Rührung zog durch das Gemüt des Alten und machte es weich. Und ein Hochgefühl wallte in ihm auf.

Ja, so es gibt Tausende — Tausende mit einer knappen Zulage. Großer Gott: zwei Mark für jeden Tag — mit dem schmalen Sold vom Reich, schlagen sie sich durch. Entbehrung ist ihr Los. Aber sie zu ertragen, ist ihr Stolz.

Arm! Mutig! Voll heiterer Kraft!

Das ist der deutsche Offizier im stillen Heldentum, das der Friede fordert.

Und es war Gefahr, daß das Volk diese reine, straffe, aufrechte Gestalt nicht mehr richtig würdigte. . . .

Weil die Zeit nicht von ihr forderte, daß das Schwert erhoben wurde.

Lastende Zeit. . . .

Das ging so durch ihn hin. . . . Der junge Offizier fühlte die Güte des Blicks, der auf ihm ruhte — er ahnte, daß dies Schweigen erfüllt war von Achtung und Verstehen. Und er wurde weich — sehr weich. Er hätte am liebsten in kindlicher Verehrung des Alten Hand geküßt.



Nun aber fuhr der aus seiner Rührung und seinen Gedanken auf.

Der Augenblick war da. Die Frage mußte getan werden.

„Ich bin wie alle alten Leute," sprach er mit einem mühsamem Lächeln, „ich mache lange Vorreden. Ganz klipp und klar hätte ich gleich sagen sollen: wollen Sie, nach den nötigen Vorbereitungen, bei Severin Lohmann eintreten?"

Stephan sprang auf. Er erblaßte so sehr, daß dem alten Mann, der ihn mit fast gieriger Wachsamkeit beobachtet hatte, das Herz rasend zu klopfen begann.

„Hier?" sprach er sofort — ließ keine, gar keine Pause aufkommen, „hier? — auf Severin Lohmann sein? Hier? Jeden Tag — immer? — Nein! — Nein! Ich — ich — danke gehorsamst, Herr Geheimrat. Ich muß ablehnen."

Bei den letzten Worten spürte man es: er hatte sich gefaßt. Und er setzte sogleich hinzu: „So wie Likowski wieder Dienst tun kann, komme ich um Versetzung ein. Nur sein Unfall hat mich verhindert, es schon heute zu tun. Ich danke gehorsamst."

Das mächtige Haupt neigte sich ein wenig, als sei es müde. Unter den starken, grauen Brauen her kamen die tiefen Blicke und schienen in die Stürme und Leiden des jungen Menschen hineinsehen zu wollen.

„Können Sie mir den Grund sagen, weshalb Sie nicht bei uns bleiben wollen, weder als Mitarbeiter, noch in Ihrer Garnison? Wollen Sie es nicht einem alten Mann sagen, der Sie liebhat, und der — der auch — ein — Mensch ist — der gelitten hat."

Diese zitternde Stimme — zum erstenmal klang sie ihm greisenhaft — erschütterte Stephan.

Und doch sprach er leise und fest: „Nein!"

Nichts als dies kurze, jede weitere Frage ablehnende: Nein!

Der gramvoll forschende Blick aber ergriff ihn. Er tat, wozu es ihn schon vor Minuten hatte hinreißen wollen — er neigte sich tief und küßte die Hand des alten Herrn.

Fast wollte seine Fassung zerbrechen — ein Übermaß von Empfindungen stürmte durch ihn hin — als bäte er mit diesem Handkuß: verzeih mir, daß ich deines Sohnes Frau liebe — als schwöre er: zwischen dieser edlen Frau und mir steht nicht der Schatten einer Schuld — als flehe er: versteh doch, daß ich gehen muß.

Dann richtete er sich auf — stand voll Haltung.

Er griff nach seiner Mütze und hielt sie in der Hand.

Noch ein paar Herzschläge lang sahen sie einander fest in die Augen! Höher hob Stephan den Kopf, und sein Blick schien zu leuchten, im Bewußtsein, daß er ihn so frei erheben könne.

Dann grüßte er militärisch und ging.

Als müsse dieses leise „Nein" das letzte Wort zwischen ihnen bleiben.

Und wenn tausend gesprochen worden wären, sie hätten dem alten Herrn nicht mehr offenbaren können als dies eine.

Nun hatte er keine Zweifel mehr.

Erschöpft legte er sich zurück und schloß die Augen.

Wie sich alles wiederholt! dachte der Greis.

Hatte das Schicksal so wenig Erfindungsgeist?

Warum mußte es diesen beiden herrlichen jungen Menschen die gleichen Leiden aufbürden, die er und eine heilige Tote einst getragen?

Aber war denn an diesem Leid wirklich nur jene unbekannte Macht schuld, die man so unbestimmt und sich selbst entlastend gern „das Schicksal" nennt?

Waren es nicht vielmehr seine eigenen Hände gewesen, die alles so geschoben hatten? In herrischster Selbstsucht!

Voll harter Aufrichtigkeit gegen sich gestand er sich das ein!

Den Sohn hatte er retten wollen, sich selbst die holdeste Tochter gewinnen.

Er täuschte sich nur zu rasch und freudig vor, daß sie für seinen Sohn Neigung habe.

Er genoß es als Glück, ihr Sorglosigkeit und ansehnliche Stellung darbringen zu können.

Er glaubte der Geliebten, noch über das Grab hinaus, Treue zu beweisen, indem er ihre Tochter in sein Haus zwang.

Und nun wußte er: Klara konnte seinen Sohn nie geliebt haben — denn sie war nicht veränderlichen und leicht entflammten Herzens.

Er erkannte längst: von äußerem Glanz war sie so unabhängig, wie es ihre Mutter gewesen.

Und er fühlte, daß die teure Tote weinen würde über das Geschick der Tochter.

Gut machen! Das war seine Pflicht! Aber wie denn? Noch einmal Schicksal spielen?

Klara sagen: wenn du einen andern Mann liebst — sei frei!

Aber das war ganz unmöglich!

Er dachte an seinen Sohn — an den andern Mann.

Die bittern Vergleiche taten ihm nicht wohl! Er wußte klar: sein Sohn war von der Art seiner Mutter. Begabt, schön, beweglichen Verstandes — ohne Tiefe des Herzens und ohne Zuverlässigkeit — genußfreudig.

Und er sah den andern stolzen Mann vor sich, der still und aufrecht seinen entsagungsvollen Weg ging.

Ja — dieser wäre Klaras würdiger gewesen.

Und wie verschwiegen und tapfer und schuldlos sie litten!

Wie er selbst einst gelitten.

Seine heiße Liebe, die so ganz und gar mit der Liebe zu einer Toten verwoben war, daß sein Herz oft erzitterte wie in Furcht vor seltsamen Geheimnissen — diese heiße, selbstsüchtige und dennoch zugleich über jedes Mannesgefühl hinaus in das rein Menschliche erhobene Liebe, sie wallte stürmisch auf. Sie wehrte sich dagegen, ohnmächtig zuzusehen, daß Klara sich in heimlichem Gram verzehre.

Aber tat sie denn das? — Was wußte er von ihr? Von ihrem Herzen? Warum hatte sie seinen Sohn denn geheiratet? Er hatte es ihr doch damals ernst und stark geschrieben: nicht das Geringe, was ich sorglich für dich tat, darf dich bestimmen? Und von all den schweren, häßlichen Dingen, die den Tod ihres Vaters umspielten, wußte sie doch nichts.

Was sollte er tun?



Ganz gewiß war sein Sohn nicht der ebenbürtige Gatte dieses jungen Weibes.

Aber er, der eigene Vater, konnte ihm doch nicht die von der Seite fortreißen, die seine Helferin, sein edelster Besitz war? Wahrscheinlich hatte er keine volle Erkenntnis von dem Adel und der Würde seiner jungen Frau. Dennoch aber — das hoffte der Vater so sehr von ganzem Herzen, daß er daran glaubte — dennoch stand sie ihm hoch, und er fühlte dankbar, wie ihre Reinheit und ihre Klugheit ihn aus dem elenden Lebensüberdruß herausgerettet, dem er verfallen gewesen.

Ihm war, als höre er ihn sagen: „Meine famose, großartige Frau!"

Das klang immer so flach, so äußerlich — es hatte ihn schon oft verletzt.

In diesem Augenblick, als das so in sein Ohr zurückkam, fühlte er: von Wynfried war es ehrlich gemeint und eine starke Anerkennung.

Und dieses Gefühl war vielleicht das Beste, was je in des Sohnes Herzen gelebt hatte.

Und der eigene Vater sollte ihm das zerstören?

Unmöglich.

Und das kleine Kind? Ihr und seines Sohnes Kind? Die Zukunft des Hauses! Sein Enkel — sein Stolz und Glück!

Unmöglich!

Das junge Weib — das Kind — das Werk — alles eine Zukunft — zusammengeschmiedet. Unzertrennlich.

Wie sollte sich das alles lösen?

Still lag sein Haupt gegen die Lehne gedrückt.

Zum erstenmal fühlte er sich müde — sein herrischer Wille — sein Zorn — sein Schmerz entglitt ihm gleichsam.

Ein leises Ahnen beschlich ihn, daß auch für die stärkste Lebensgier eines Tages die Wirrnisse des Daseins zu mühselig werden können.

Und draußen surrte der Regen emsig gießend, in unermüdlicher Betriebsamkeit, als wolle er alle Leidenschaft und alles Unglück nüchtern wegwaschen.

* * *

Mit der objektiven Bewunderung des vorbildlich glatten Schenkelbruchs hatte der Professor seinen Patienten nur bändigen wollen. Aber als der ungeduldige Likowski nach vierzehn Tagen einsah, daß die Sache keineswegs so einfach sei, daß die Heilung noch Wochen in Anspruch nehmen werde, verfiel er in einen schlimmen Gemützustand. Da man ihn zuerst wohlmeinend getäuscht hatte, glaubte er nun auch der Versicherung nicht, daß alles wieder völlig gut werden würde und seine Dienstfähigkeit gewiß nicht in Gefahr sei.

Er sah sich schon lahmend und a. D.!

Was ihm bei diesem Gedanken befiel, war kein Gram mehr — es war Wut.

Monate der ungeheuerlichsten Anstrengungen und Leiden in einem Feldzug würde er wahrscheinlich kaum gespürt haben, im Hochgefühl kriegerischer Pflichterfüllung. Aber hier so still liegen und sich gefaßt erweisen, dazu war er nicht der Mann.

Er erklärte das für Frauenzimmersache. Weiber, die hätten's in den Nerven, daß sie zäh und ergeben dulden könnten — deren Nerven seien eben dehnbarer eingerichtet, Männernerven rissen gleich.

Und die Welt, die nächste um ihn wie die große, weite draußen, war nicht in Zuständen, die ihn hätten angenehm zerstreuen können.

Das Wort „Krieg" zitterte durch Deutschland. Jetzt endlich glaubte man es ganz gewiß. Die nächste Zeit würde die Völker gegeneinander werfen. Es schien kein Zweifel mehr.

Jedermann nahm sich in acht, zu Likowski davon zu sprechen.

Aber er las ja Zeitungen — immer mehr — und Zeitungen aller Parteien. Und er spürte, wie der Glaube an den Krieg da als Hoffnung, dort als Furcht durch die Druckzeilen bebte. Wie aber alle in heißer Opferfreudigkeit erglühten. Das sah er mit glückseligem Stolz. Und es war ihm das brennendste Bedürfnis, davon zu sprechen. Und wenn seine Besucher nicht davon anfingen, war es sogleich sein Gespräch, seine Frage.

Thürauf kam. Er mußte bestätigen, daß das Ausland sich mit Bestellungen zurückhielt, daß wiederum einige Industrien des Inlandes überhetzt Rohmaterial brauchten. Die geschäftliche Lage war trübe und besonders von der Ungewißheit geschädigt. In industriellen Kreisen sagten die einen: ginge es doch los, damit wir dann frei Bahn und neuen Aufschwung erleben, wenn's überstanden ist. Die andern sagten: alles ist nun in schönster Blüte, die Kinderjahre unserer Industrie sind überwunden, wir überflügeln die anderen Völker; und nun soll ein Krieg alles zerstören?

Herr von Pankow kam, und seine joviale Behäbigkeit erschien umflort von gedrückten Stimmungen. Was aus der Ernte werden sollte, wußte Gott allein bei diesem ewigen Regen. Und gerade jetzt war das schnelle und gute Hereinkommen der Ernte so dringlich nötig! Wußte man denn, ob einem nicht morgen die Pferde weggeholt wurden? Er war ja ganz damit zufrieden, obschon sein einziger als blauer Husar mitmußte — stand in Wandsbek, Regiment Königin der Niederlande — bloß erst die Ernte rein — dann war man hinterher auch leistungsfähiger.

Und Doktor Sylvester kam, und sein Mundwinkel, in dem der Schmiß von der Wange her endete, zog sich ganz besonders schief. Er sagte, daß er seit seinen Quartanertagen darauf gewartet habe mitzugehen. Er war Stabsarzt der Reserve und hatte schon an einen alten Verwandten geschrieben, der sich grade aus der Praxis zurückgezogen habe, aber bereit sei, ihn in Severinshof als Hüttenarzt zu ersetzen. Womit der Geheimrat sich einverstanden erklärte.

Und Edith Stuhr kam und saß frech und neugierig und vergnügt an seinem Bett — was die alte Frau Doktor Lamprecht unerhört fand — und erzählte, daß ihr Papa jammere: wenn Bedarf an Schwertern sei, frage man nicht nach Sensen.

Und die Kameraden kamen.

Diese jeden Tag. Und wenn sie nicht sprachen von dem einen, so sagte es Blick und Händedruck. . . .

Und der Hauptmann schwor wieder: „Ich schieße mich tot, wenn's los geht, und ich bin ein Krüppel!"



Und das allermerkwürdigste war, daß diese ganze Spannung — dies ungeheure Warten auf das gewaltige Wort in einem Hochsommer sich fiebrisch wacherhielt, dessen Glut und dessen Sonne von endlosem Regen aus der Luft gewaschen wurde. Die Natur überhitzte die Nerven gewiß nicht. Der graue Tageshimmel schüttete vom Morgen bis zum Abend, das schwarze Nachtgewölbe vom Abend bis zur Frühe den Wolkeninhalt hernieder. Gelassen und grau, von keinem Lichtstrahl kristallen durchblitzt, sank der Regen herab.

Likowski verbohrte sich in den Wunsch: wenn bloß endlich mal schön Wetter würde.

Als sei damit dann viel geklärt.

Aber es wurde kein schön Wetter.

Die gute, flinke Alte hatte ihre Not mit ihrem Pflegling, und ihre ermahnenden Reden flossen ohne Unterlaß.

„Gerade wie der Regen", sagte Likowski einmal.

Aber sie steckte oft ihr graues Köpfchen mit dem spiegelglatten Flachskopf des Burschen zusammen, und sie kam mit Voller, in höchst unmilitärischer Verwischung aller Subordinationsgrenzen, überein, daß man Herrn Hauptmann jetzt nie etwas übelnehmen müsse.

Sehr beleidigt war Likowski, daß von „drüben" — womit ein für allemal die Bewohner des Herrenhauses gemeint waren — niemand kam.

Der Geheimrat natürlich konnte nicht. Er schickte seinen Leupold mit erlesenen Früchten und köstlichen Bissen. Und hatte auch in einem eigenhändigen Brief sein Mitgefühl ausgedrückt.

Die Frau Doktor erinnerte daran, daß doch Herr Wynfried Severin schon einigemal vorgesprochen habe. Aber ihr Pflegling schien diese Besuche nicht zu rechnen. Er mochte nun mal den Mann nicht.... Er schalt: wo bliebe denn Frau Klara? Sie schickte Blumen. Aber sie kam nicht. Hatte er das um sie verdient? War er nicht ihr guter Freund gewesen, als sie noch Klara Hildebrandt und eine arme Lehrerin war? Hatte er sie nicht schon damals geachtet und verehrt, so daß er beinah — aber natürlich nur „beinah" — erwogen hätte. . . . Und wußte sie denn nicht, daß sie keinen ritterlicheren Freund hatte als ihn? Man erzählte, wie rührend sie sich des verbrannten Judereit annehme; Sylvester sprach sozusagen mit Andacht davon. Und ihn, ihren alten Freund und Hausgenossen, ließ sie ungetröstet daliegen? Als ob es nicht auch für ihn Wohltat wäre, ihr ernstes, edles Gesicht zu sehen und ihre sanfte Frauenwürde einmal an seinem Lager zu spüren.

Die alte Lamprecht war ganz hilflos und konnte wenig erwidern. Sie wunderte sich ja selbst. Sie nahm es auch für ihre Person etwas übel. Denn nun, da sie nicht mehr nach drüben zu ihren regelmäßigen Teebesuchen fahren konnte, mußte doch Klara einmal das Verlangen haben, ihre Pflegemutter wiederzusehen. . . .

Sogar Agathe Hegemeister besuchte den Hauptmann.

Der Besuch machte ihm anfangs Spaß. Die Baronin fuhr, natürlich mit ihrer Gerwald, im Auto vor. Das Geräusch des Regens war in der Luft, und von der Traufe neben dem Fenster rann ein Wasserstrahl und pladderte in gleichmäßiger Eile hinab auf das Straßenpflaster. Das einfache Zimmer, voll Karten an den Wänden und voll Zeitungshaufen und Schriftstücken auf dem Tisch, mit dem etwas schräg vornüber gebeugten Spiegel über dem Waschtisch, gegenüber dem Fußende des Bettes — das war kein Schauplatz für die Eleganz, die hereinkam.

Agathe hatte draußen ihren Regenmantel abgenommen und in Vollers große Hände gelegt, die aber erst einmal den seidigen, gleitenden Gummistoff fallen ließen, was die Damen in Heiterkeit versetzte.

Likowski hatte gerade ein kleines Heftchen in der Hand und las „Die Perser" von Aischylos, sich an der glühenden Vaterlandsliebe des alten Volkes erhebend. Das legte er nun hin.

„Wie kommt der Glanz in meine Hütte!" sagte er und hatte sein Wohlgefallen an dem hellblauen, die üppige blonde Frau knapp umspannenden Schneiderkleid.

Trotzdem er ein fröhliches Gesicht in diesem Augenblick zeigte, war Agathe doch tief gerührt. Sie konnte nun einmal keinen Menschen leiden sehen, es tat ihr zu weh!

Die Damen nahmen Platz. Und Likowski unterhielt sich in guter Laune mit ihnen.

„Wie haben Sie es angefangen, liebste Baronin? Sie sind noch schöner geworden. Und ein wenig schlanker — ganz wenig — aber grade sehr vorteilhaft so." Ja, und auch Fräulein von Gerwald strahlte? „Den Damen bekommt der Sommer mit all dem Regen besser als mir — im Grunde verdank ich dem verfluchten Regen mein Pech. Verehrte Freundin, wenn Sie morgen lesen: der Krieg ist erklärt, so kaufen sie gleich einen Trauerkranz für einen, der es nicht überleben wird, zu Haus bleiben zu müssen."

„Ach," sagte Agathe, „Wynfried meint, es wird nichts draus."

Wynfried? Schlankweg Wynfried? Aber Likowski stutzte nur eine Sekunde — Agathe war eng befreundet mit Klara; warum sollte ihr der Name von Klaras Gatten nicht so vertraut und leicht auf den Lippen liegen. Es gab überhaupt in ihrem geselligen Kreis viele, die aus Gewohnheit sagten: „Der Geheimrat" und „Wynfried Severin", um Vater und Sohn bequem zu unterscheiden, und den Namen Lohmann wegließen.

„Wie geht's denn Ihrer Freudin? Sie läßt sich bei mir nicht sehen. Sagen Sie ihr, daß es mich kränkt und schmerzt."

„Oh, es geht ihr gut, höre ich."

„Hören Sie? So was sieht man doch."

„Ja, denken Sie," sagte Agathe, und ein leichtes Rot breitete sich über ihr Gesicht, „das ist schon einfach komisch! Seit Wochen verfehlen wir uns, mit tödlicher Sicherheit."

„Das nennt man Pech!" gab Likowski zu.

Und ganz eilig und unaufgefordert versicherte die Gerwald: „Es tut Frau Baronin wirklich sehr leid."

Grade hörte man auf der Straße ein dumpfes Dröhnen, und das hielt vor dem Haus an.

„Mehr Besuch!" sagte Agathe. „Gewiß Stuhr."

Aber es war nicht Ediths nervöser und sorgenvoller Vater, sondern Wynfried Severin kam herein. Schön, heiter, ein Mann von Lebensfreude wie umglänzt.

(Fortsetzung folgt.)



Feldküche und Feldbäckerei.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

„Mit leerem Magen gewinnt man keine Schlachten!" Ein alter militärischer Lehrsatz — der abgedroschen erscheint und doch ewig neu bleibt! — Der heldenmütigste Geist muß erlahmen, die größte Opferfreudigkeit muß zugrunde gehen, wenn der Hunger in den Schützengräben, in den ausgesogenen Ortschaften und bei den Märschen ständiger Gast ist! Manche Schlacht und mancher Feldzug ist durch den Mangel an kräftiger Verpflegung zuschanden gemacht und endete mit dem Sieg des Gegners, der vielleicht weniger gut geführt wurde, aber dafür eine bessere Nahrung erhielt. —

Die deutsche Heeresverwaltung in ihrer treu sorgenden Gründlichkeit hat auch diese weisen Lehren in keiner Weise vergessen.

So schufen wir nicht nur die 42-cm-„Brummer", um Festungen in Trümmer zu legen, sondern auch die „Gulaschkanone", deren Lob heute neben der Feldbäckerei gesungen werden soll. Ihre Wirkung ist von größter Bedeutung, und oft hat sie mittelbar zur Vernichtung des Feindes beigetragen, indem sie neue Widerstandskraft in die zum Teil erschlafften Glieder unserer tapferen und braven Kämpfer leitete.

Die „Gulaschkanone"! Der Soldatenwitz taufte so die neue fahrbare Feldküche, und mancher alte Kämpe von Anno 70, der solche Dinge noch nicht kannte, dürfte jetzt neidisch sagen: „Ja, ja, die Jungen, haben's gut!"

Unsere Bilder führen uns heute weitab vom Getümmel der Schlacht, in jene Gegenden, wo der Geist „Lukulls" umgeht. Und wir glauben, daß der alte Schlemmer aus Roms Glanzzeit seine helle Freude haben würde an den Wohlgerüchen, die der „Gulaschkanone" alltäglich mehrere Male entströmen!

Einfach, aber kräftig und schmackhaft! So lautet die Parole bei den Herrschaften der Feldküche.

Abbild. 5 zeigt uns die Feldküche auf der Fahrt in Feindesland. Das Rollen der



Phot. Sparkuhl.

1. Lager der Feldbäckerei.



Phot. Gebr. Haeckel.

2. Fortschaffen der fertigen Kommißbrote.



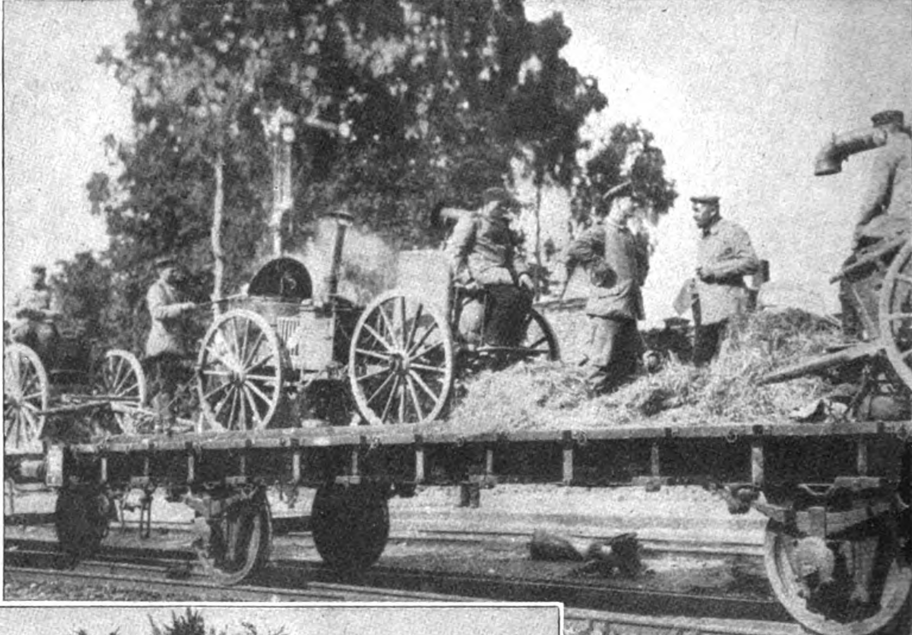
Leipziger Presse-Büro.
3. Aufgefahrene Feldküche.

Räder stört sie nicht, sie raucht und dampft sogar unterwegs und läßt sich durch nichts stören. Auf Abb. 4 sehen wir die „Gulaschkanone" auf einer passenden Stelle schußbereit.

Wie wichtig sie unmittelbar nach anstrengender Schlacht ist, lehrt uns Abb. 3. Die Feldküche fährt bis unmittelbar hinter die Front, so daß den erschöpften Mannschaften das frühere mühselige und zeitraubende Abkochen vollständig erspart wird.

Wie wohl tut das, wenn man nur den Kochgeschirrdeckel hinzuhalten braucht, um sogleich „Erbsen mit Speck" zu „fassen"!

Selbst in dem reichen Brüssel trat die Feldküche erfolgreich in Tätigkeit (Abb. 7), ein Zeichen, daß die gütige Spenderin selbst da unentbehrlich ist, wo alles zum Kochen Erforderliche ohne große Mühe zu beschaffen wäre!



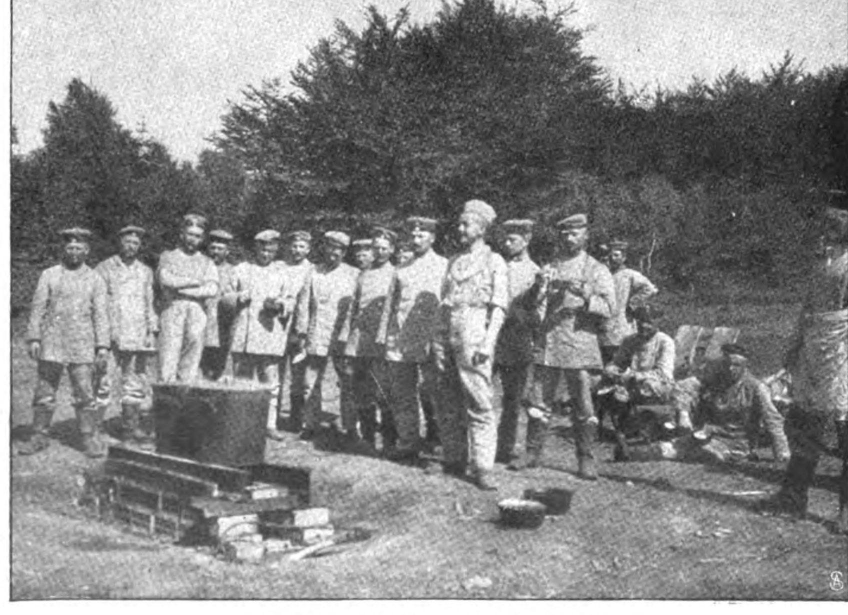
Phot. O. Koch.
5. Feldküche auf der Fahrt.

Der Feldküche reihen sich als gute Schwestern die Feldbäckerei und Feldschlächterei an.

Wer möchte wohl zum Gulasch ein gutes Stück Brot missen. Und frisch muß es sein, nicht so, als ob es sich um Gebäck aus den Befreiungskriegen handele.

Abb. 1 u. 6 zeigen uns die „Mehlwürmer" in eifriger Tätigkeit. Ganz besonders lieblich erscheint uns Abb. 2, die zeigt, wie man fertige „huzzelbraune" Brote zum „alsbaldigen Gebrauch" fortträgt.

Alle Zurückgebliebenen muß es von Herzen freuen, zu sehen, wie treulich für unsere Vaterlandsverteidiger gesorgt wird.



4. Die „Gulaschkanone" schußbereit!



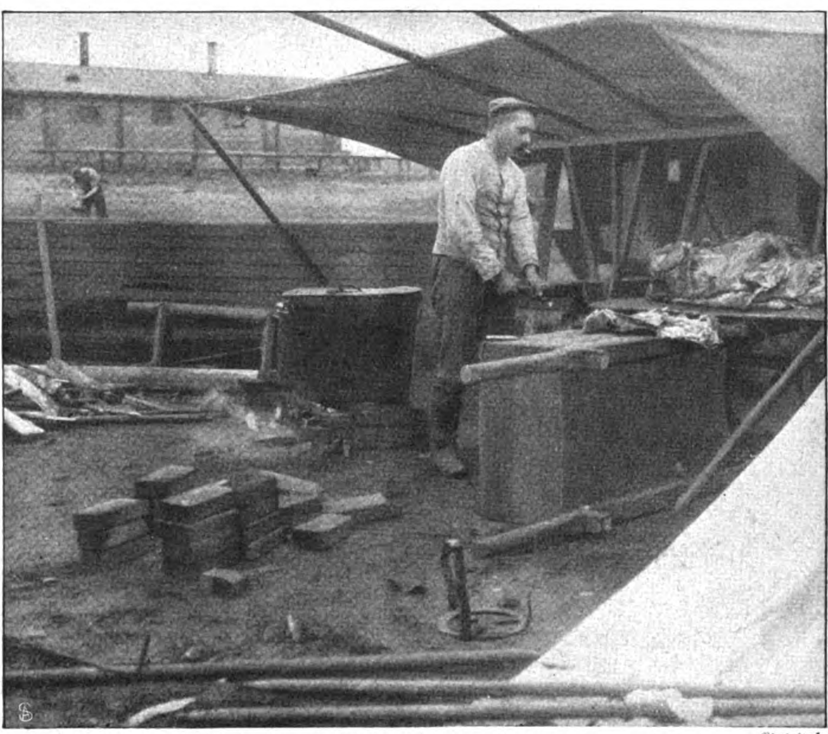


6. Eine deutsche Feldbäckerei. Phot. Benſemann.



7. Deutsche Feldküchen auf dem „Grande-Place“ in Brüssel.

Zum Schluß noch eine Abbildung (8), die den Feldschlächter vorführt. Er liefert nichts Fertiges, er bereitet nur vor! Was wäre die „Gulaschkanone“ ohne Munition! Zu den Bohnen gehört Hammelfleisch, zu den Erbsen Speck! Für alle diese guten Sachen sorgt der Feldschlächter, der große Freund der hungrigen Soldaten und der Schrecken der requirierten Ochsen und Schweine. Er paßt auf und achtet auch darauf, daß das Fleisch nicht zu frisch in die Kochtöpfe kommt und eine sachgemäße Behandlung stattfindet.



8. Der Feldschlächter bei der Arbeit. Phototyek.

Feldküche, Feldbäckerei und Feldschlächterei arbeiten ständig Hand in Hand, und in diesem Zusammenwirken, das gar oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, ist das Geheimnis begründet, daß unsere Heere all die großen und ungewohnten Strapazen des Krieges ertragen und bei guter Gesundheit im Westen bis vor Paris und im Osten in die Nähe von Warschau marschierten. Auch sie nehmen teil am Erfolg und verbürgen uns den Sieg, weil nur gut genährte Truppen, denen es draußen vor dem Feind auch auf fremder Erde an nichts fehlt, den gewaltigen Mühen und Anstrengungen eines modernen Feldzuges gewachsen sind! F. N.

Verheißung.

Der letzte Schuß verhallt — die Schlacht ist aus . .
Rundum nun endlich nachtumfriedet Schweigen . .
Die Felder wüst und leer; kein Dorf, kein Haus,
Ein Baum nur steht noch mit entlaubten Zweigen
Und wiegt wie eines holden Traumes Rest
Ein kleines, winzig kleines Vogelnest . .

Und feierlich wölbt sich der Sternendom,
Den hochgereckt der mächtge Tod durchreitet,
Bis sich vor ihm des stillen Morgens Strom
Zum uferlosen, blutgen Meere weitet,
Darüber einsam sich ein Vogel schwingt,
Der scheu sein altes Frühlingsliedchen singt . .

Leonhard Schrickel.

Das Wehleidle.

Eine Kriegsnovelle von Hellmuth Unger.

Wie die junge, blonde Anna-Marie zu dem Namen „das Wehleidle“ gekommen war, wußte eigentlich niemand in dem Städtchen recht. Irgendeiner mochte sie einmal so benannt haben, und das Wort war geblieben. Unauslöschbar.

Es war in den Tagen aufgetaucht, als die Frau Gilzinger mit ihrem damals sechzehnjährigen Töchterlein in die kleine Stadt gezogen war und sich in einer der stillsten Straßen eine bescheidene Wohnung gemietet hatte.

Sie kam drunten vom Bodensee her und ging noch in junger Trauer um den Mann.

So hatte man die Anna-Maria zum erstenmal in einem schwarzen Kreppkleid und einem schwarzen Haubenhütchen gesehen, als sie Einkäufe besorgte. Wo nun die Neugierde einmal lebendig ist, wie in den kleinen Städten, war man um Fragen und Antworten nimmer verlegen. Wer ischt's denn? fragten sich die Schüler des Gymnasiums, an deren Horizont damals die Anna-Marie gleich einem Stern erster Ordnung aufging.

Und wer ischt's denn? fragten sich die Töchter der Stadt, denen sie begegnete.

Tatsächlich, sie bildeten das Tagesgespräch, die beiden Gilzinger, nach deren Woher und Wohin sich jeder erkundigte, aber sie kümmerten sich wenig darum.

Kurz, das schmucke, hübsche Mädchen in seiner schlichten Trauer hatte aber bei diesen Fragen ihren Namen „das Wehleidle“ wegbekommen, der ausdrücken sollte, daß sie

an irgendeinem Weh Leid in ihrem jungen Herzen trug.

Die Hoffnung der jungen Mädchen, in der Anna-Marie bald eine gute Freundin zu finden, die sich in den festen Kreis kleinstädtischen Lebens einfügte, ging ebensowenig in Erfüllung wie der Traum manches Primaners, der sie von weitem anzuschwärmen begann und ihr seine Verehrung nur durch einen tiefen Gruß mit der violetten Samtmütze kundtun konnte. Dabei blieb es. Und das Wehleidle kümmerte sich um niemand. Eine feine Scheu hielt sie von allen zurück. Es mochte da an dem stärksten Bindemittel fehlen, das auch junge Menschenkinder schon verkettet, das frohe Glück gemeinsamer Kinderjahre. Die Brücke fehlte.

Sie wird schon einmal kommen, wenn sie uns brauchen wird, dachten immer noch einige. Laßt sie nur erst einmal das Trauerjahr überwunden haben.

Doch anders wurde es nicht, auch als später das Wehleidle wieder in weißen Kleidern ging und einen bunten Blumenhut auf dem sonnigen Köpfchen trug.

Wie schön sie war!

Den Jungen schoß das Blut heiß in die Backen, wenn sie vorüberging, und manch einer, der schon Zukunftspläne für einen eigenen Herd spinnen konnte, blickte ihr nach.

Da kam die wild pulsende Zeit drohender politischer Wirrnisse über das Land und warf auch über das Treiben der Kleinstadt seine vorauseilenden Schatten.

Da gingen schleichend die kummerbelasteten Tage erster Kriegsfurcht ungesehen neben den Menschen in allen Straßen einher. Extrablätter klebten an allen Ecken und fachten Bangnis und Erregung an.

Die Stadt hatte keine Garnison, doch mußten Tausende mit, wenn wirklich ein Krieg entbrannte.

Schreckliche, entscheidungschwere Stunden, bis eines Abends die Kriegserklärung kam. Das Unfaßliche war Wahrheit geworden.

Ein Weltenbrand entfacht, der Millionen Schicksale in seine Flammenarme nahm, und der seine Furchtbarkeit hier in tausend Einzelschicksalen widerspiegelte.

Die Geschehnisse jagten sich. Deutschland hatte dem schlachtbereiten Rußland den Krieg erklären müssen. Was würde Frankreich tun? Was England?

Auch hier bald eine Entscheidung. Deutschland marschierte . . . marschierte gegen Frankreich, gegen Belgien, gegen England.

Aufruf nach Aufruf klang durch die kleine Stadt.

Die Söhne, Väter, die Geliebten standen unter Waffen, rückten ins Feld. Die Kanonen läuteten in tiefen Bässen die erste Feldschlacht ein.

Alle mußten sie jetzt ihr Letztes daransetzen, um zu siegen und nicht unterzugehen. Auch die Frauen. Wer die Waffe nicht führen konnte, im Zeichen der Liebe als Samariter mochte er Not und Krankheit lindern.

Da standen sie denn in dem Säulengang des Rathauses am Markt und ließen sich einschreiben in die Listen der Krankenschwestern, Töchter der Armen und Reichen. Helfen! Helfen! Mitwirken an der großen Tat, auch einen Anteil haben an dem Großen, Herrlichen, das sie erleben durften.

Und da war plötzlich auch das Wehleidle gekommen. Mitten im Schwarm der andern stand es und wartete, bis die Reihe an sie kam.

Der Schreiber notierte die Personalien. Er bekam schnellen und sichern Bescheid. Jawohl, ihr Vater sei tot, sagte die Anna-Marie.

Was er gewesen sei?

Hauptmann sei er gewesen.

Das Wehleidle gab ihre Geburtsdaten, ihren Geburtsort an.

„Haben Sie noch Geschwister?" fragte schließlich der Schreiber.

Da stockte das junge Mädchen.

„Ja . . . jawohl! Einen Bruder."

„Der ist im Felde?"

Und die Mädchen um sie herum lauschten.

„Nein, er ist in der Fremdenlegion."

Und das Wehleidle war um einen Schein blasser, als sie wieder zurücktrat. —

Vier Wochen lang waren die für tauglich befundenen Krankenpflegerinnen in ihrem Beruf ausgebildet. Die Lazarette brauchten dringend neue Hilfskräfte, sie konnten die Arbeit mit den zur Verfügung stehenden Diakonissen nicht mehr bewältigen.

Als eine der ersten kam das Wehleidle mit heraus, aber nicht, wie sie geglaubt hatte, ins Operationsgebiet in Feindesland, sondern in ein großes Reservelazarett im Innern des Landes, das als Endstation des langen Etappengebietes die transportfähigen und genesenden Verwundeten aufzunehmen hatte.

Die großen, luftigen Pferdeställe und die Baracken eines Truppenübungsplatzes waren zu Krankensälen sorgfältig hergerichtet.

Und hier begann nun das Wehleidle in treuer Pflichterfüllung seine Arbeit. Sie mußte oft die Zähne zusammenbeißen, um den Anblick allen Elends ertragen zu können, die stillen Stunden mancher Nachtwache machten ihre jungen Züge müde und die Wangen blaß.

Keine Hand aber konnte lindernder über fieberheiße Stirnen streichen, keine konnte so schonungsvoll um zerschmetterte Glieder schützende Verbände legen. Jeder suchte ihre Hilfe und ihren Zuspruch. Und das Wehleidle, das jetzt seinen Namen mit vollem Recht zu tragen schien, nahm den stummen Dank seiner Kranken mit frommer und inniger Freude hin.

An einem Tag versammelte der Chefarzt seine Pflegerinnen um sich.

Er sagte: „Ich bin Ihnen allen dankbar für die aufopfernde Liebe, mit der Sie Ihre Verwundeten pflegen, und glaube es gern, daß keine von Ihnen jetzt ihren Posten aufgeben möchte. Und doch brauche ich zwei oder drei von Ihnen zu einer ganz besonderen Arbeit, zu der ich keine befehlen möchte. Unter unseren Eingängen sind leider auch einige Typhusfälle, die in einer besonderen Baracke untergebracht und gepflegt werden müssen. Es ist wohl unnötig, darauf hinzuweisen, daß Sie sich selbst in die Gefahr der Ansteckung begeben. Das kann keiner verhüten. Und darum möchte ich, daß sich einige freiwillig meldeten. Eine Verantwortung kann ich ja nicht tragen."

Die Pflegerinnen standen stumm. Da trat das Wehleidle vor. „Ich bin dazu bereit, Herr Oberstabsarzt!"

Und dann noch eine.

Der Arzt reichte ihnen die Hand. „Ich danke Ihnen, Sie können Ihre Tätigkeit gleich beginnen. Doch lassen Sie sich vorher genau über alles unterrichten. Gott schütze Sie!"

Dann ging er, nachdem er kurz und militärisch gegrüßt hatte.

Und das Wehleidle nahm seine Sachen und zog in die Typhusbaracke am äußersten Ende des Lagers um, nach-



dem es noch einen letzten Brief an die Mutter drunten in Schwaben geschrieben hatte. Denn nun konnte sie für Wochen oder gar Monate keine Zeile mehr absenden wegen der Ansteckungsgefahr.

Und das Wehleidle schrieb, daß es ihr doch schwer gefallen sei, gerade diesen Posten freiwillig zu übernehmen, doch sie hätte sich in dem Augenblick gesagt, daß sie irgend etwas gut machen müßte. Nicht für sich, nein, aber für einen, der einmal sein Vaterland verraten hatte, nur weil er sich scheute, die Strafe für eine leichtsinnig begangene Tat auf sich zu nehmen. Das allein habe sie bestimmt. Und die Mutter solle ihr nur nicht gram sein. Der liebe Gott würde sie schon beschützen.

Drei Schwerkranke waren in der alten Wellblechbaracke untergebracht, ein kleiner, abgetrennter Raum war für die beiden Schwestern hergerichtet, während der junge Feldunterarzt in einer noch leerstehenden zweiten Baracke wohnte.

Zwei Verwundete lagen bereits wochenlang im Lazarett und waren als typhusverdächtig hierher verlegt. Der dritte kam direkt aus dem am Nachmittag eingelaufenen Hilfslazarettzug. Er hatte, wie der Krankenwärter meldete, schon seit dem Morgen die Besinnung verloren und lag in fieberschweren Delirien erschöpft auf dem frischen Lager.

Und um ihn machte sich das Wehleidle zu schaffen.

Die Temperatur erreichte fast 40 Grad. So hatte sie es dem untersuchenden Arzt melden müssen.

Es mußte also eine der beiden Schwestern Wache halten. Und das Wehleidle übernahm, als sei das nur selbstverständlich, die Pflicht. Der junge Arzt sah sie lange heimlich an.

Das war Aufopferung bis zum letzten. Und er hätte ihr gern die Hand gegeben, wenn sie es nicht mißverstehen würde.

So kam denn langsam die tiefe, bleierne Nacht, die um Menschen und Schicksale ihre Schleier legt.

Auf dem breiten, hölzernen Tisch stand die schwere Petroleumlampe. Das Wehleidle hatte den Docht sorgsam herniedergedreht, damit die Helle den unruhigen Kranken nicht schrecke.

Einen Schemel hatte sie sich ganz dicht an das Lager herangerückt und beobachtete so den Fiebernden.

Die beiden andern lagen still und schliefen. Das Wehleidle studierte die Gesichtzüge ihres Patienten. Sie kam nicht los von diesem leicht eingefallenen Antlitz, das ein dichter, kurzer Vollbart umrahmte. Sie konnte sich wirklich nicht besinnen, diesen Menschen schon einmal gesehen zu haben, und doch hatte sie irgendeine Erinnerung daran. Irgendeine feine, unfühlbare Verbindung war zwischen ihr und ihm.

Sie nahm seine Hände und zählte den Puls.

Wie es in unregelmäßigen Sprüngen einherjagte in den straffen Adern, dies heiße Blut!

Sie konnte ihm schon eine Eisblase aufs Herz legen. Und das Wehleidle machte eine neue fertig, um die seine Stirn kühlende nicht fortzunehmen.

Sie entblößte seine Brust. Und sie erschrak. Eine kreisrunde verschorfte Öffnung verriet ihr, daß hier eine Kugel das Herz getroffen haben mußte.

Und davon wußte sie noch nichts. Sie suchte nach dem Krankenrapport. Die Wunde mußte doch erwähnt sein. Aber sie fand keine Angaben darüber.

Einen viereckigen Zettel, den der Kranke am Rock getragen hatte, konnte sie nicht mehr entziffern. Die mit Bleistift geschriebenen Worte waren unleserlich geworden. Nur der rote Randstreifen bekundete, daß der Mann transportfähig gewesen war.

Sie mußte also nochmals den Arzt rufen. Und während dieser sorgfältig die linke Brustseite abhorchte und abklopfte, stand Wehleidle neben ihm und verfolgte in heimlicher unbestimmter Angst jede Bewegung.

Dann half sie, den Kranken emporrichten. Vergeblich suchten sie beide am Rücken nach einer Ausschußöffnung.

„Ich verstehe es nicht," sagte der Arzt, „daß bei dieser Verletzung das Herz überhaupt noch weiter schlagen kann."

Und die Anna-Marie sah ihn an. „Können wir noch Hoffnung haben?"

„Ja, Schwester! Bis zum allerletzten Augenblick."

Und wieder saß das Wehleidle allein am Krankenbett. Die Augen fielen ihr vor Müdigkeit zu. Sie mußte wach bleiben.

Ihre Hände griffen wieder nach dem kleinen Rapportzettel. Wenn der Name nur zu entziffern wäre. Sie studierte daran herum. Ja, der Vorname konnte vielleicht Joseph heißen.

Joseph! Das Wehleidle mußte an ihren Bruder denken. Der hatte auch Joseph geheißen. Ob der noch lebte, oder ob sie ihn auch schon verscharrt hatten im Sand der algerischen Wüste gleich einem Hund? Joseph!

Wie Scham brannte es auf ihren Wangen.

Als endlich das erste fahle Morgenlicht bleischimmernd in den kleinen Fensterscheiben lag, weckte das Wehleidle die Schwester und legte sich selbst schlafen. Sie taumelte ein wenig vor Müdigkeit.

Und sie erwachte erst gegen Mittag wieder, durch Stimmen im Nebenraum aufgeweckt.

Sie lauschte.

Der Stationsarzt las eine Meldung vor. „Dem früheren Einjährigen-Unteroffizier Joseph Gilzinger, der sich der Fahnenflucht . . . . ."

Ganz starr saß das Wehleidle aufrecht. Joseph Gilzinger? Das war? So hieß doch ihr Bruder?

. . . „der sich der Fahnenflucht schuldig gemacht hat und in die französische Fremdenlegion eingetreten ist, sich aber bei Ausbruch des Krieges nach der von Seiner Majestät dem König erlassenen Amnestie wieder freiwillig seinem Truppenteil stellte, nachdem er sich durch Flucht der Fremdenlegion entzog, und in der Schlacht bei St.-Quentin an Stelle seines gefallenen Truppenführers seine Kolonne zur Eroberung zweier feindlicher Geschütze führte, wurde . . ."

Das Wehleidle war aufgesprungen, sie hatte ihre Schwesterntracht noch nicht abgelegt. Und nun stand sie in der offenen Tür.

. . . „wurde unter Beförderung zum Vizefeldwebel das Eiserne Kreuz verliehen."

Das muß der Kranke sein.

Der junge Arzt wandte sich um und blickte erstaunt auf die Schwester, die sich über den Verwundeten geworfen hatte.

Der öffnete die Augen. Aber sie standen starr und gläsern und erkannten niemand. So blickten nur Augen von Sterbenden. Das Wehleidle richtete sich auf.

„Was ist denn, Schwester?"

„Es ist mein Bruder!"

Und sie nahm das schlichte Kreuz von Eisen und legte es dem Sterbenden auf die Brust.

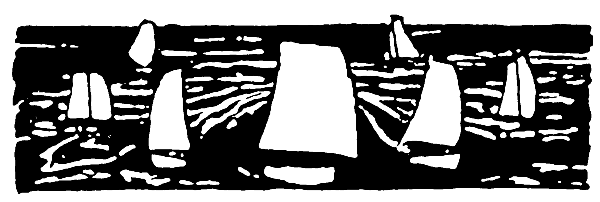
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE WOCHE

Nummer 46. | Berlin, den 14. November 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.



Die sieben Tage der Woche.

3. November.

Deutsche Kreuzer machen einen Angriff auf die englische Küste bei Yarmouth. Ein englisches Unterseeboot, das den Kreuzern folgt, läuft auf eine Mine auf und sinkt.

Englische und französische Kriegsschiffe bombardieren erfolglos die Dardanellen.

4. November.

Der deutsche große Kreuzer „Yorck" gerät in der Jade auf eine Hafenminensperre und sinkt. Mehr als die Hälfte der Besatzung wird gerettet.

5. November.

Nachdem die Verhandlungen zwischen Deutschland und England wegen Behandlung der beiderseitigen Staatsangehörigen, die sich bei Ausbruch des Krieges im Gebiet des anderen Teiles aufhielten, zu keinem Resultat geführt haben, vielmehr die in England zurückgehaltenen Deutschen als Kriegsgefangene behandelt werden, wird deutscherseits bekanntgegeben, daß die Festnahme der englischen Männer zwischen 17 und 55 Jahren angeordnet ist.

Salandra bildet ein neues italienisches Ministerium, dem u. a. angehören: Sonnino (Aeußeres), Orlando (Justiz), Daneo (Finanzen), Zuppelli (Krieg), Viale (Marine).

Amtlich wird mitgeteilt, daß England Cypern annektiert.

Der türkische Botschafter verläßt London.

Ein türkisches Kriegsschiff bombardiert Sebastopol.

6. November.

Das amtliche englische Pressebureau meldet eine Seeschlacht an der chilenischen Küste zwischen den deutschen Kreuzern „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig" und „Dresden" und dem Geschwader des Admirals Craddock. Der englische Panzerkreuzer „Monmouth" wird in den Grund geschossen, der Kreuzer „Good Hope" läuft schwer beschädigt auf den Strand. Die deutschen Schiffe haben keine Verluste.

Bis zum 1. November waren 433247 Kriegsgefangene in Deutschland untergebracht, und zwar an Franzosen 3138 Offiziere, 188618 Mannschaften; Russen 3121 Offiziere, 186779 Mannschaften; Belgier 537 Offiziere, 34907 Mannschaften; Engländer 417 Offiziere, 15730 Mannschaften.

Die in Deutschland befindlichen Engländer im Alter zwischen 17 und 55 Jahren werden festgenommen und in das Lager Ruhleben bei Berlin übergeführt.

Die Deutschen nehmen an der Westfront einen wichtigen Stützpunkt im Bois Brule bei St. Mihiel.

Die russische Flotte bombardiert Zonguldak und Koslu im Schwarzen Meer.

General de Wet ist mit 150 Buren in die Stadt Vrede im Oranjefreistaat eingerückt.

Türkische Kavallerie besiegt russische Kavallerie im Kaukasus. An der türkischen Ostgrenze sind die türkischen Truppen auf der ganzen Front in Fühlung mit dem Feind.

7. November.

Die deutschen Angriffe auf Ypres machen Fortschritte. — An der Westfront werden französische Angriffe auf Noyon und Bailly zurückgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegschauplatz werden drei russische Kavalleriedivisionen, die die Warta oberhalb Kolo überschritten hatten, geschlagen und über den Fluß zurückgeworfen.

Die japanischen und englischen Truppen besetzen Tsingtau. Der Gouverneur von Kiautschou, Meyer-Waldeck, wurde verwundet.

Die österreichisch-ungarischen Truppen machen in Serbien weitere Fortschritte.

Die ägyptische Grenze wird von türkischen Truppen überschritten. — Die in Akaba gelandeten englischen Truppen sind vernichtet worden.

Die türkische Flotte bombardiert Poti.

8. November.

Die aufständischen Buren unter General Beyers begeben sich in den Oranjefreistaat.

In zweitägiger Schlacht wird das Zentrum der russischen Kräfte bei Kagyzman (Provinz Kars) von den Türken geschlagen.

9. November.

Ein Angriff starker russischer Kräfte auf Ostpreußen wird südlich des Wyszytyter Sees unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

Die serbischen Hauptstreitkräfte, bestehend aus der 1. und 3. Armee, befinden sich auf dem Rückzug nach Valjevo.

Herzoginwitwe Therese von Dalekarlien stirbt in Stockholm, 77 Jahre alt.

Das Schwert des Kalifen.

Von Rudolph Stratz.

In Angora war's. Um 1900. Spät abends besuchte mich in der Armenierherberge der Polizeigewaltige der Provinz, Schefik-Bei. Aber er begrüßte beim Eintritt nicht mich. Während er nach orientalischem Brauch die Hand an Stirn und Brust führte, sah sein Auge auf ein Bild an der kahlgetünchten Wand. Ich selbst hatte es bisher im Zwielicht des Kerzengeflackers, dem Qualm des Herdfeuers, an dem langmähnige Kurden an Holzstäben ihre Hammelstückchen brieten, nicht bemerkt: Als einziger Schmuck dieses weltfernen Hauses, in dessen Hof die Kamele brüllten, vor dessen Tor auf verwahrlostem Friedhof die wilden Hunde heulten, hing da ein großes Öldruckbild unseres Kaisers.

Ein Abend in einer französischen Saharaoase, wenig später. Der „Kaid", etwa der Landrat dieser Palmeninsel im Sand südlich der Salzseen, war ein moderner Mann, sprach etwas Französisch, trug das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Burnus. Die einer Maultierladung entnommene Tüte Zuckerwerk für „die Blüte des Hauses"

(das Wort „Frauen" zu nennen, verbietet der orientalische Takt) hatte ihn heiter, das Visum der französischen Botschaft in Berlin auf meinem Paß ihn nachdenklich gestimmt. Die Worte Khartum und Faschoda beherrschten damals die Geister, die Abschlachtung der 100,000 Derwische durch Kitchener, die kriegerische Spannung zwischen England und Frankreich in Nordafrika. „Auf wessen Seite werdet ihr euch wohl schlagen?" Der Kaid schaute sich um. Wir waren allein. „Gegen beide, Sidi! Wenn du daheim bist, sage das deinem Kaiser!"

Ein Dornröschenschloß im inneren Marokko. Noch im vorigen Jahrhundert, lange vor der „Entdeckung" des Landes. Ein Zauberkönig aus Tausendundeiner Nacht der Hausherr, klein, schneeweiß das Haar, schneeweiß der Bart, schneeweiß das Gewand. Blauschwarze Negersklaven aus dem Süden, die, verbindlich zähnefletschend, die Vorhänge zurückschlugen. Ein marokkanischer Edelmann meiner Begleitwache, ein Ritter der Mahalla, hatte mich bei seinem Oheim eingeführt. Der zeigte mir zum Schluß der durch einen Dolmetscher auf maurisch und englisch geführten Unterhaltung das Heiligtum seiner Familie, einen riesigen, altertümlichen Hausschlüssel. Den hatten seine Vorfahren mitgenommen, als sie vor vierhundert Jahren mit Boabdil Granada verließen. „Du erzählst, unsere Paläste dort stehen nicht mehr?" ließ er mir sagen. „Elendes Zigeunergesindel nistet in Erdhöhlen zwischen Kaktusgestrüpp, wo einst die Falkenjäger hausten. Ich weiß es. Wir haben Jahrhunderte geschlafen. Aber alles erfüllt sich. Die Zeit wird kommen."

Der Weckruf kam. Wenige Jahre später. Ein Donnergruß deutscher Panzer auf der Reede von Tanger, jenseit des weißen Brandungsgischtes, über dem versunkenen, vor Jahrhunderten von den Engländern zerstörten Hafendamm. Auf dem hölzernen Landungsteg ein Flattern weißer Burnusse im Seewind, hinter den braunen Würdenträgern vieltausendköpfig auf den flach sich stufenden Dächern das Volk, alle Blicke nach dem Adlerbanner drüben, das sich stolz über den Wogen blähte. Der Deutsche Kaiser entbot dem Sultan von Marokko seinen Gruß, so wie er als Gast des Sultans der Osmanen in Stambul weilte, im Gelobten Land am Grab Saladins des Großen in stiller Betrachtung stand. Und überall, wo Moslin sich treffen, in ihren Basaren, in den Versammlungsräumen der Städte und am Kamelmistfeuer der Wüste, in der Beschaulichkeit des Kaffeediwans und bei dem Brunnengeplätscher der Vorhöfe der Moscheen, überall in dem erregten Gebärdenspiel und Stimmengewirr das eine, das Bleibende, das Unumstößliche: Hunderte von Millionen Allahgläubiger leben in Indien unter englischer Herrschaft, 20 Millionen gebietet in Asien und Europa der Zar, 8 bis 10 Millionen in Nordafrika die zur Macht gekommenen Rechtsanwälte und Volksredner von Paris. Deutschland hat keine mohammedanischen Kolonien, höchstens eine Handvoll Araber in Ostafrika, die dort selbst Fremde sind. Es will nichts vom Islam. Es bedrängt ihn nicht, es verfolgt ihn nicht. Es ist unser Freund. Es ist unser Lehrmeister im Krieg der Neuzeit.

Bis auf Moltkes Tage geht das zurück, hat nie ganz aufgehört. Als ich 1886, als junger Leutnant auf Urlaub, zum erstenmal nach Konstantinopel kam, das damals noch ganz ein Stück Orient war, ohne jede Eisenbahnverbindung, ohne öffentliches Fuhrwerk, ohne Straßenbeleuchtung, da trafen sich schon abends an dem runden Stammtisch in der Grande Rue de Pera die deutschen Herren in türkischen Diensten. Ich entsinne mich noch Strecker-Paschas Erzählungen aus seinem vielbewegten Leben. Und welche glänzende Kräfte folgten im amtlichen Auftrag und Austausch hin und her. Die Namen von der Goltz und Enver leuchten jetzt eben hell im Geschick der Völker und des Völkerringens.

Nur einmal, im Balkankrieg vor zwei Jahren, schien unsere Liebesmühe um das Heer der Osmanen umsonst. Es ist mir, offen gestanden, jetzt noch ein Rätsel. Ich war ein Jahr vorher in Üsküb, sah täglich das berühmte Saloniker Armeekorps, auf dem Kriegsfuß gegen Prenk-Bibdoda und seine Mirditen. Die Truppe war einfach glänzend: vortreffliche Mannschaft, neu ausgerüstet, in den langen Wellblechbaracken auf der Hochebene um die Zitadelle, gute Pferde, Kruppsche Geschütze — wer je Kasernenluft gerochen, konnte nicht an einem Siegeszug durch die Sümpfe des Wardar aufwärts gen Nisch zweifeln, zumal wenn man, wie ich, zuvor in diesem niederträchtigen Nest die verwahrlosten serbischen Offiziere hatte tagsüber mit Fuhrknechten kneipen, des Nachts in dem Tingeltangel bummeln sehen. Es kam anders. Es fochten zuviel widerwillige und unsichere Kantonisten in den Reihen der Türken. Die Spaniolen von Saloniki standen als selbstsüchtige Drahtzieher im Hintergrund, das Wort aus „Wallensteins Lager" erfüllte sich: „Sein Geist — sich nicht auf der Wachtparade weist."

Jetzt aber lebt er wieder, der alte, wilde Osmanengeist. Nicht der Sultan der Türkei greift diesmal zum Schwert. Der Kalif aller Moslin ruft die Allahgläubigen dreier Weltteile zum Befreiungskrieg, und ein Zittern läuft über die Erde, vom Hindukusch bis zur City, von Timbuktu bis Bordeaux, von den geheimnisvollen, sagenweiten Ruinen Alt-Merwes bis zum Winterpalais nahe der Newa.

Das umstrickende und erstickende Netz unserer Feinde überall, in dessen Mittelpunkt die Kreuzspinne Grey saß, zwang uns, uns einige Jahre vor Marokko abwartend, selbst nachgebend zu verhalten. Im Mittelpunkt des Islam aber, am Goldenen Horn, hat man das Vertrauen zum Deutschen Kaiser und zum deutschen Heer treu bewahrt, sofort nach dem Krieg neue deutsche Waffenkundige berufen, deutsche Kriegsschiffe gekauft, deutsche Geschütze und Gewehre bestellt. Längst schon haben unsere Waffen in Europa dies Vertrauen neu erfüllt. Die türkischen werden ihnen folgen, in Asien und Afrika. . . .

Im Brand schwefelgelber Sanddünen träumt die Sphinx. . . . Sie hat viel gesehen, im Rollen der Jahrtausende, von Pharaos Tochter, die zu ihren Füßen das Mosesknäblein im Nilschilf fand, und der Flucht des Zimmermanns Joseph mit der heiligen Familie bis zum Ansturm der Mamelucken auf die Karrees des kleinen Generals Bonaparte drüben an den Pyramiden. Aber einen Krieg wie diesen hat auch die Sphinx noch nicht erlebt. Bis in ihr Todesschweigen schlagen seine Wellen, ziehen zu Zehntausenden die Kamele durch die Dünen, donnern die Geschütze von Osten her, da, wo an dem schmalen Kanal aus Menschenhand, zwischen den Bitterseen und Suez, sich vielleicht das Weltgericht über ein Weltreich erfüllt.

Glühend steht, wenn ich die Augen schließe, wieder das vor Jahren geschaute Bild jener gewaltigen Wüsteneinsamkeit am Golf von Akaba vor mir. Weißlich brennend, als glitzerten Schneefelder da oben, türmen sich die Gebirge des Sinai vor dem ewig tiefblauen Himmel, in tausend purpurnen und glasgrünen Lichtern umspült das Rote Meer seine haifischreichen Korallenriffe, gespenstig hext die Fata Morgana durch die unendlichen



Räume, zaubert ganze Flottillen umgekehrter Ostindienfahrer in die leere Luft, verdoppelt die Palmenhaine der Mosesquelle am asiatischen Ufer. . . . Man weiß nicht: Welches der beiden Minarette dort drüben, wo einst Moses das Wasser aus dem Felsen schlug, ist Spiegelung, ist Wirklichkeit, bis auf dem einen Turm der Muezzin mit tiefer, wohllautender Stimme sein ewiges Lied beginnt: „Allahu akbar!“ . . . Und mit ihm singen es tausend andere in tausend Moscheen, singen es in Europa, in Asien, in Afrika, singen es Beduinen und Inder, Mauren und Kabylen, Sarten und Turkmenen, Tataren und Tscherkessen, singen es alle, die gen Mekka beten: „Si M'hammed ist der Prophet! Und des Propheten Statthalter, der Kalif, zog das Schwert!“

Das deutsche Krankenhaus auf französischem Boden.

Eine Schöpfung aus dem Nichts. Von Hermann Katsch, Kriegsberichterstatter.

Daß unsere Verwundeten und Kranken, wenn sie in die Hände der deutschen Ärzte kommen, gut aufgehoben sind, daß ihnen die erdenklich beste Hilfe zuteil wird, wissen wir. Aber — so mag mancher in der Heimat denken — mit wie unzureichenden Hilfsmitteln werden die Ärzte auskommen müssen! Man denke nur an den luxuriösen Apparat eines heimischen Krankenhauses! An die Millionen, die es zu errichten und einzurichten kostet! Was die moderne Therapie alles für notwendig hält und worauf im Felde sicher verzichtet werden muß! Nun — allen diesen Ängstlichen will ich in kurzen Worten schildern, wie unser Sanitätswesen den Schauplatz für die Tätigkeit der Ärzte zu schaffen weiß, und dann wird man ebenso wie wir hier nur mit der bewunderndsten Anerkennung davon sprechen und jeden Gedanken an eine nicht den höchsten Ansprüchen genügende Versorgung unserer braven Truppe fallen lassen.

Ein Stabsarzt mit einem Vorkommando trifft in einem Städtchen von 2—3000 Einwohnern ein, das zu einem Etappenlazarett ausersehen ist. Seiner günstigen Lage wegen oder der verhältnismäßig geringen Zerstörung halber. Allerdings, 63 ganze Betten für Lazarettzwecke fand man in einem unglaublich verwahrlosten Zustand vor, die Räumlichkeit, wie wir es nun schon gewöhnt sind, unbeschreiblich schmutzig. Hier wird sofort Ordnung und Sauberkeit geschafft und Platz für ein großes Lazarett in anderen Räumlichkeiten gesucht. Güterschuppen, ein Theater, Industrieschulen usw. in kurzer Zeit gesäubert, frisch gestrichen, mit Ventilations-, Beleuchtungs-, Heizungsanlagen versehen, mit Betten belegt. Nach wenigen Tagen ist der Ort im Besitz von vier sauberen Lazaretten mit 900 Betten für Verwundete und kranke Mannschaften, ein Lazarett mit 45 Betten für Offiziere und einer Leichtkrankenabteilung.

Die Lazarette verfügen über tüchtige Chirurgen, deren Tätigkeit durch Röntgenaufnahmen unterstützt wird. Die Röntgenstrahlen liefert ein stationärer Röntgenapparat, ein Feldröntgenwagen, der verborgt und an die Front geschickt werden kann, schließlich ein tragbarer Röntgenapparat. Beim Feldröntgenwagen dient der Motor des Transportwagens zur Erzeugung der Strahlen. Alles Zubehör ist vorläufig reichlich vorhanden: Mechanikergerät, Schalttische, Widerstände, Strom- und Spannungsmesser, Induktoren, Kabel usw., Reflektoren und elektrische Handlampen, vollständige photographische Einrichtungen. Die Industrie lieferte alle diese Dinge in vortrefflicher Ausführung. Fleißige Kontrolle in der Friedenzeit verhindert das Mitführen etwa gebrauchsunfähig gewordener Teile. Die Apparate sind, genügende Betriebstoffe vorausgesetzt, von unbegrenzter Leistungsfähigkeit.

Außer der chirurgischen ist, wie in jedem heimischen Krankenhaus, eine innere Abteilung vorhanden, namentlich Magen- und Darmerkrankungen sind ihre Sorge. Aber auch Spezialisten für Nerven-, für Augen-, Ohren-, Zahn-, Nasenkranke. Auf einer Holztafel sind die Zimmer vorgezeichnet, wo, und die Stunden, an denen diese Herren zu sprechen sind.

Selbst ein pathologischer Anatom fehlt nicht. — Ein beratender Hygieniker, Professor an einer deutschen Universität, waltet seines Amtes in einem vollständig wie daheim eingerichteten Laboratorium, unter-

stützt von ein paar jungen Mädchen, die für bakteriologische Untersuchungen ausgebildet sind. Da in den französischen Städten scheinbar immer vereinzelte Typhusfälle vorkommen, und weil natürlich eine Epidemie für unser Heer entsetzlich wäre, hat der Hygieniker hauptsächlich sein Augenmerk auf Feststellung von Typhusbazillen zu richten. Der tägliche Eingang der Untersuchungspräparate beträgt etwa 120. Ganze Truppenteile können so auf etwa vorhandenen Typhus untersucht werden. Zahlreich sind die Fälle, in denen namentlich die Angestellten der Lazarette einer Typhusschutzimpfung unterzogen wurden. Kranke werden ebenso wie Typhusverdächtige sofort isoliert in Baracken und Zelten. Selbstverständlich gehören zum Betrieb des Lazaretts Desinfektionseinrichtungen mit besonders ausgebildetem Personal, außer einer stationären Anlage ist ein fahrbarer Desinfektionsapparat vorhanden. Was nützt aber die Sauberkeit des Lazaretts, wenn die Stadt unsauber, die Wohnungen Krankheitsherde sind? Ein unter den Offizieren vorhandener Herr ist in der Heimat, in Württemberg, Wohnungsinspektor. Der teilt die Stadt in Bezirke und inspiziert Haus für Haus, namentlich die Räume, denen der Franzose nicht die geringste Reinlichkeit und Sauberkeit zubilligt. Was seinen Ansprüchen nicht genügt, wird verschlossen, zugenagelt, die Benutzung verboten. Die Wasserleitung scheint tadellos zu funktionieren, seit sie von den Deutschen wiederhergestellt ist. Mit dem Schein läßt man sich nicht genügen. Die Untersuchung führt auf eine Stelle im Felde, wo die Wasserleitung zutage liegt. Tagwasser kann verunreinigt werden. Die Stelle wird eingedeckt und mit einem Stacheldrahtzaun umfriedet. Ferner wird auch die Nahrungsmittelkontrolle auf die Läden und Märkte ausgedehnt. So liegt Sanitätswesen, Hygiene, Gesundheitspolizei in einer Hand, und alles klappt — wie die Mobilmachung (dies Wort ist zur Redensart geworden).

Ein fahrbarer Trinkwasserbereiter ist zur Hand, um an Ortschaften verbraucht zu werden, deren Trinkwasser verdächtig ist.

Ein großes Etappensanitätsdepot mit vielen Abteilungen liefert alles für die verschiedenen Betriebe Notwendige bis zur Pferdezahnpflege. Die größte Überraschung bot die Felddampfwäscherei, die aus vier großen Gefährten besteht: 1. einem Lastauto mit Dampfmangel, 2. einem Anhängewagen mit Kessel, Dampfturbine, Trockenschrank und Desinfektionsfaß, 3. einem zweiten Anhängewagen mit Waschmaschine, Trockenschleuder, Wasserpumpe für kaltes und warmes Wasser und sogar einer Enthärtungsanlage, 4. einem Vorrats- und Gerätewagen, der Seife, Soda, Kohlen, Benzin, Werkzeug enthält. Auf dem Marsch werden diese Wagen zu zweit aneinandergekoppelt. Im Gebrauch werden sie zu einem Hufeisen zusammengestellt und bilden, mit Zeltplänen überdacht, eine ideale Waschküche. Ein Unteroffizier und zwölf Mann gehören zur Bedienung. Die eingelieferte Wäsche wird durch einen besonderen Eingang durch besondere Leute in Empfang genommen, die fertige durch andere besorgt. Stark verunreinigte Wäsche kommt zunächst in das Desinfektionsfaß mit Soda- bzw. Kreosodlösung, Wollsachen in den Trockenschrank. 1200 bis 1500 Kilogramm Wäsche werden hier täglich gewaschen, getrocknet, geplättet und fertig abgeliefert.

Was bei allen diesen Einrichtungen so erfreulich überrascht, das ist die Anpassungsfähigkeit der militärärztlichen Maßnahmen. Jeder Raum mußte in einer von den andern abweichenden Art für die Lazarettzwecke hergerichtet werden. Wir sehen einen Güterschuppen, der als Krankensammel- und Erfrischungstelle der Krankentransportabteilung diente, ebenso sauber, luftig, heiz- und beleuchtbar, mit Strohlagern, Kopfkissen und Decken eingerichtet — sogar eine Brotschneidemaschine fehlte nicht — wie die Bühne eines kleinen Theaters als Operationsraum. Eine Bühne ist meist eine sehr dunkle Örtlichkeit — am Tage. Hier waren Fenster in genügender Anzahl geschaffen, Kulissen und Dekorationen lehnten hinten in einer Ecke, vorn herrschte deutsche Sauberkeit, und eine Operationseinrichtung, die ein sichtbares Arbeiten gewährleistete, war dort aufgebaut. Im Zuschauerraum Bett an Bett mit Verwundeten. Bei starkem Andrang ist sogar die Galerie verwendbar. Überall die erfreuendste klare Reinlichkeit. Hier lagen innerlich Kranke. Das ehemalige Theaterbureau diente als Verwundetenabteilung für Offiziere; ein anderer Raum für Typhusschutzimpfungen, für Unterbringung des fahrbaren Desinfektionsapparates war tadellos aus einem ehemaligen Pferdestall geschaffen worden.

Eine Fahrkartenverkaufshalle war Bahnhofsküche geworden. Die Ecole maternelle Etappensanitätsdepot.

Was so ein Depot für mehrere Armeekorps in etwa vier Wochen liefern und natürlich auch wieder ergänzen mußte, dafür einige Zahlen. 50 Kilometer Heftpflaster, 60 Zentner Gips, 40 Zentner Chlorkalk, 6000 Koffeïneinspritzungen, 200,000 Gramm Opiumtinktur, 75 Kilogramm Tannalbin, das in Dosen von ½ Gramm verabreicht wird! 100 000 Tabletten Aspirin! Ein auf eigene Initiative des Etappensanitätsdepots eingerichtetes fahrbares Depot, d. h. ein Lastauto mit den am meisten gebrauchten Medikamenten, führt bei Wechsel des Truppenstandortes außerdem dem Arzt alles zu, was er braucht. Drei Eisenbahnzüge zu je 34 Wagen bergen den Bestand des Etappensanitätsdepots und fahren hin und her, um die sich fortwährend vermindernden Vorräte zu ergänzen.

Ein stattlicher Automobilpark steht außer der Eisenbahn für den Transport zur Verfügung, von dem ungefügen Berliner Autobus und seinem Schwarzwälder Kollegen an bis zu kleineren Fahrzeugen; alle sinnreich zur Aufnahme nur im Liegen oder sitzend zu befördernder Leute eingerichtet. Die Krankensammelstelle mit ihrer Erfrischungstation, die in einem Güterschuppen eingerichtet ist, schließt sich unmittelbar an die Gleise an, auf denen Lazarettzüge für die schwer Verwundeten stehen; mit allem Erdenklichen ausgerüstet, könnte man sie fahrende Krankenhäuser nennen. Für leichter Verwundete sind Krankenzüge bestimmt, in denen die Wagen zweiter, dritter und vierter Klasse für sitzend zu befördernde, Hilfslazarettzüge, aus Güterwagen gebildet, für Fälle übermäßigen Zudranges bereitgehalten werden. Ein wenig einladendes, ungepflegtes kleines französisches Städtchen erhielt so in ganz kurzer Frist ein „erstklassiges“ großes deutsches Krankenhaus, das wie aus dem Nichts hervorgezaubert wurde, und wenn auch die Baulichkeiten äußerlich einen recht wenig monumentalen oder gar luxuriösen Eindruck machen, alle die ehemaligen Schuppen, Ställe, Varieté-Theater und was sie sonst gewesen sein mögen, und gar sehr abstechen von den Prachtbauten unserer Krankenhäuser, so könnten wir doch der festen Überzeugung sein, daß unsere Verwundeten und Kranken darin genau so sorgfältig versorgt, genau so wie in der Heimat mit allen modernen Hilfsmitteln der Heilung entgegengeführt werden wie daheim. Daß sie nicht hier bleiben können, sondern, sobald als tunlich ist, abtransportiert werden — ja, das liegt eben daran, daß dieser schreckliche Krieg täg-



Reims. Von Rudolf Herzog.

Stille im Wald . . . Von Baum und Strauch
Leise nur, leise der Nebel tropft,
Blaß teilt die Sonne den Morgenrauch.
Noch ein Schritt bis zum Rand, wie das Herz uns klopft,
Und der Schritt ist getan, und der Herzschlag schweigt,
Und das Auge wird groß, und das Auge wird heiß,
Und wir stehen und starren vornübergeneigt
In die Eb'ne hinab, auf den Kampfespreis:
Reims.

Da liegst du, und lastendes Schweigen umher,
Einem Sterbenden gleich, der nach Atem ringt,
Der, das Blei in der Brust und die Glieder schwer,
Aufhorcht, ob die Sterbeglocke ihm klingt,
Und die Glocken im doppeltgetürmten Dom
Singen kein Lied, und der Segen ist aus,
Von der Plattform fluchte dein Kugelstrom,
Da schlossen mit Blei wir dein Götzenhaus:
Reims.

Der Morgen schleicht durch das ebene Tal,
Aufdämmert der Dom im lugenden Licht
Und winkt wie ein werbendes Wundermal,
Wie aus heiliger Zeit ein Meistergedicht.

Schon greift es ans Herz, schon umkost es den Sinn —
Was wirst du zur Fratze, was färbt dich so fahl?
Ein Weinen wandert ins Weite hin,
Und Stimmen murmeln in Mutterqual:
Reims . . .

Sie suchten den Weg von Deutschland weit
Und rufen den Söhnen — fern klagt ein Horn . . .
Nur das Blut von den Fliesen der Kirche schreit,
Und es duckt sich der Dom vor Gottes Zorn,
Seine Türme klaffen, sein Wunderwerk bricht,
Fahr hin, Gemäuer, und wärst du von Gold,
Vor Muttertränen verschwände dein Licht,
Batterien — Feuer! Und es rollt und grollt:
Reims.

Wir stehen und starren mit brennendem Blick
Auf dich hinunter, umstürmte Stadt.
Schon greift dir der tastende Tod ins Genick,
Von Frankreichs Baum sinkt ein blutrot Blatt,
Französisch Geschütz, zerschossen, zerspellt,
Im Feuer genommen umkrampft unsre Hand,
Die drängende Brust ein Schwurwort schwellt,
Und das Schwurwort hat nur dich genannt:
Reims! — —

Im Felde, 5. Nov. 1914.

lich neue Opfer fordert und für sie Platz geschaffen werden muß. Alle, die hier draußen liebe Angehörige im Felde haben, denen stündlich das Schicksal, verwundet zu werden, nahe ist, möchte ich durch diese Schilderung dessen, was ich hier gesehen habe, die Gewißheit und die Beruhigung geben, daß, was unsere Heeresleitung unternimmt, und sei es die Errichtung eines Krankenhauses in einer Wüstenei, zu den vollendetsten gehört, was Menschenhände schaffen können.

Auf der Fahrt kamen wir durch Donchéry. Hier traf Bismarck mit Napoleon in einem niedrigen Häuschen zusammen. Die Besitzerin erhielt von dem Franzosenkaiser vier Zwanzigfrankstücke zum Andenken. Ein billiger, kleiner Rahmen schließt sie ein. Im vorigen Monat besuchte unser Kaiser das Haus, vier Zwanzigmarkstücke, die allerdings noch nicht gerahmt sind, bildeten die Erinnerung an den Besuch nebst der eigenhändigen Niederschrift seines Namens. Auch der Reichskanzler war da. O — der war auch so groß wie Bismarck, bis fast an die Decke der niedrigen Stube habe er gereicht. Aber so schreckliche Augen wie Bismarck habe er nicht gehabt.

Das Häuschen trägt neue Spuren von Gewehrschüssen. Eine Kugel ist durch eine Fensterscheibe bis in das historische Zimmer geschlagen und sitzt dort in der Wand.

Dann fahren wir bei hereinbrechender Nacht heim. Auto hinter Auto, bergauf, bergab geht die Fahrt, von den Wagen sieht man nichts als einen durch die Perspektive schmal gestalteten Lichtschein auf der Fahrstraße, das Licht, das die Scheinwerfer spenden; in dem Lichtschein zeichnet sich der untere Teil des Wagens ab, kaum sind die Räder erkennbar, dies schwache Bild läuft in immer gleichem Abstand vor uns her, bis ein von rückwärts uns überholender Wagen plötzlich die Straße vor uns geisterhaft beleuchtet, Bäume, Büsche, Äcker mit Gespensterschein überzieht, in dessen Mitte auf dem sonst unsichtbaren Staub der Schatten unseres eigenen Wagens wie eine Spukerscheinung aufleuchtet, wächst, verschwindet.

o o o

Der Kriegstrumpf.

Von Traute Dockhorn.

Wer uns vor einem halben Jahr gesagt hätte, das Strickzeug würde noch einmal modern, gesellschafts-, ja hoffähig werden, den hätten wir ob seiner Sehergabe mit etwas kritischen Blicken betrachtet. Im Zeitalter der Maschinen und ihrer mechanischen Arbeitsleistung einen Reflex der guten alten Zeit heraufzuprophezeien und vom Strickstrumpf zu reden, fiel selbstverständlich niemand, wirklich niemand ein. Schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil das Stricken unnötig geworden war und die Hälfte oder vielleicht sogar zwei Drittel der Frauen von heute nur sehr dunkle Begriffe von der eigenhändigen Herstellung eines Strumpfes hatte und sie zu den nur im Unterbewußtsein zu begehenden Handlungen rechnete — denn Stricken wäre unbedingt geisttötend gewesen. Selbst alte Damen mit schonungsbedürftigen Augen strickten nicht mehr. Sie häkelten. Willkommene Ausrüstungen für den Wintersportplatz. Blendendweiß und unter Berücksichtigung der allerletzten Geschmacksvorschriften. Strümpfe aber wurden fertig gekauft. Sie zu stricken, wäre Zeitvergeudung, hieß es. Der Strickstrumpf war abgetan. Wer weiß, ob nicht bald der strickende Schäfer, den Spitzweg gemalt und Uhland besungen, zu den Toten des vergangenen Jahrhunderts gehört. Der Strickstrumpf war uns mit



vielen anderen Dingen aus den Augen — aus dem Sinn gekommen.

Da plötzlich, als das gewaltige Kriegsleben durch unser Vaterland ging und die Gedanken des deutschen Volkes bis in seine zartesten, verborgensten und fernsten Fernen durchschauerte — da besannen wir uns auf so vieles, was längst wir vergessen geglaubt, und gleich einem jener kaum noch zählbaren Sekundenbruchteilchen, das der Seismograph als vibrierendes Nachklingen der elementaren Gewalten verzeichnet, tauchte auch das Erinnern an die „banale" Arbeit des Strickens wieder auf. Alles „Feine", „Aparte", „Stilvolle" erschien uns mit einem Mal fremd, nur noch wert, zum Teufel gejagt zu werden. Einzig und allein der behäbige, wollene Strickstrumpf in recht ausgewachsenen Maßen und mit dicken Nadeln, dunkel (ganz aktuell in Feldgrau) und dauerhaft, sprach deutsch zu uns. Mit dem Stichwort des echten, rechten Kasperle sprang er überraschend auf die Bühne, und sein „Da bin ich" löste bei alten wie bei jungen Kindern die Hoffnung aus, daß alles gut gehen müsse mit seiner Hilfe! Ungelenke Kinderfäustchen und zitternde Matronenfinger, wohlgepflegte Damen- und harte, rissige Arbeiterinnenhände beschäftigten sich nun von morgens bis abends und in jeder freien Minute mit ihm. Wir empfanden es beinah als eine verletzende Gleichgültigkeit gegen den Ernst der Zeit, ja als offenkundigen Mangel an Patriotismus, an Nationalgefühl, wenn eine deutsche Frau kein Strickzeug im Gange hatte oder doch es wenigstens für ihre Mitschwestern ermöglichte. Wir, die in großstädtischer Hast und Eile bis dahin nicht schnell genug bedient werden konnten, wir billigen es jetzt, daß in verkehrstillen Stunden das Fräulein am Schalter und die Verkäuferin mit den Nadeln klappert; wir warten manchmal — aber auch nur manchmal — geduldig, bis die Nadel abgestrickt ist, damit keine Masche auf Abwege gerät und der „tapfere Landsoldat" Socken oder Kniestrümpfe ohne Prudel erhält. Das Bewußtsein einer unabweisbaren Pflichterfüllung, das Gefühl vom Einlösen einer längst fälligen Schuld erwachte in uns allen. Mit Genugtuung konstatieren Lehrer und Lehrerinnen, daß die Schülerinnen in den Freiviertelstunden Ohrenklappen und Pulswärmer, mit und ohne Daumenschlitz, stricken, und keine sonst noch so besorgte Mutter rügt den Mangel an Bewegung. Die Tageszeitungen bringen Rezepte für doppelsohlige Strümpfe und Strumpflängen mit zwei paar Füßlingen, für Brust- und Rückenwärmer, für Kappen und Halsbinden. So wie es ehedem auf dem Lande Spinnstuben gab, so gibt es jetzt in Millionenstädten und abseits gelegenen Provinznestern Strickstuben. Beinah hätte sich der Strickstrumpf sogar in die spiegelbewandten Räume der Cafés eingenistet, was aber „einer für viele" in noch nicht wiedergefundenem deutschem Verständnis für das, was not tut, verhinderte. Rechts und links, kraus und glatt ist die Losung des Tages.

Leibbinden, sonst nur unter Erröten als altväterische Verweichlichung bekrittelt, werden jetzt von jungen Damen mit Begeisterung und in den feinfühligsten Farben hergestellt. Wer eine bisher noch nicht bekannte Hülle für einen noch nicht behäkelten Teil der menschlichen Gliedmaßen „erfindet", wird angestaunt und beneidet, und wer seine Wollsachen auf germanisches Hünenformat statt auf stangenspargelige Jünglingsgestalten einrichtet, ist beinah reif für das Eiserne Kreuz.

Hunderttausende deutscher Frauen und Kinder leisten heute eine Arbeit, die einst ein ausschließliches Privileg der Männer war. Ehe das Strumpf- und Hosenknütten — beide Kleidungsstücke bildeten vor Jahrhunderten ein Ganzes — zum zünftigen Handwerk erhoben wurde, ergötzten sich hohe Herren daran und bekämpften damit die Langeweile. Zwischen einem Genuß und dem nächsten andern ersetzte der Strickstrumpf die Tabakspfeife. So strickte der englische Minister Disraeli in nachdenklichen Pausen auch am Schreibtisch an einem „Strumpf", der für seine sachgemäße Bestimmung übrigens vollständig unbrauchbar gewesen sein soll.

Das Kriegsgestrick von 1914 bedeutet ein Symbol. Das große Gemasch, das unter unseren Händen wächst und ganz im Dienst unpersönlicher Nächstenliebe steht, ist der beharrliche Widersacher, die kräftige Abwehr all der Firlefanzereien, die über die Grenzen aus allen Himmelsrichtungen Jahrzehnte hindurch bei uns eingedrungen waren. Mit fünf spitzen Lanzen sticht es alles undeutsche Tun und Denken nieder — unbesiegbar in seiner zwingenden Macht. Deshalb schon möchte man es preisen, daß gar nicht genug gestrickt werden kann, daß immer neue Ballen hinaus müssen zu unsern Tapfern. Nur eins gibt zu denken: woher die Wolle nehmen? Sie wird knapp und deshalb teuer. Manche fleißige Hand feiert aus diesen beiden Gründen schon jetzt. Was sagt unsere Industrie dazu? Gibt es Ersatz durch Mischgespinste, die aber ebenso warm halten müßten wie der derbe Strumpf, der jetzt auf allen Linien die am meisten begehrte Liebesgabe ist? Drei Bauchbinden wären ein fast königlicher Besitz — drei Paar Strümpfe müßte jeder deutsche Soldat — analog dem berühmten Huhn im Topf — im Tornister haben.

* *

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Mit unvergleichlicher Tapferkeit und Zähigkeit setzen unsere Truppen im Westen ihre verwegenen Angriffe auf die feindlichen Stellungen fort, und mit freudiger Zuversicht muß es uns immer und immer wieder erfüllen, daß unsere Anstrengungen langsam, aber stetig von Erfolg gekrönt sind. Es kann bei so ausgedehnten Gefechtsfeldern natürlich nicht ausbleiben, daß wir hin und wieder kleine Rückschläge erleiden, die auf den allgemeinen Ausgang der Schlacht aber ohne Einfluß bleiben. Was unseren Glauben, der so unerschütterlich ist wie der unserer Truppen, jedoch nur stärken kann, ist das offene und rückhaltlose Eingestehen unserer obersten Heeresleitung, die überzeugt ist, daß scheinbare kleine Erfolge unserer Gegner im großen Vaterland mit entsprechendem Gleichmut ertragen werden. Wissen wir doch, daß auf der ganzen Linie unser Angriff unaufhaltsam vorwärts getragen wird, und daß die Stunde nicht allzufern ist, wo die Durchbrechung und Zertrümmerung der feindlichen Sperrlinie erfolgen muß. Alles — nicht zuletzt der zuversichtsfrohe und opfermutige Geist unserer Truppen — spricht dafür, daß der endgültige Sieg uns bleiben wird, und daß wir den verbündeten Feinden trotz ihrer buntscheckigen Truppenzusammensetzung den Fuß in den Nacken setzen werden.

Auch auf dem östlichen Kriegschauplatz dürfen wir der weiteren Entwicklung der Dinge ohne Bangen entgegensehen. In Polen erfolgt die Neugruppierung unserer Armeen, die den starken russischen Kräften sehr bald erfolgreich entgegentreten werden; unsere österreichischen Waffenbrüder haben glänzende Erfolge zu verzeichnen. Namentlich stehen sie jetzt auf dem Punkt, mit den Serben endgültig aufzuräumen. Noch vor Eintreten des Winters





Vizefeldwebel Schmerbeck,
erhielt das Eiserne Kreuz I. u. II. Klasse und wurde zum Leutnant ernannt.

die sich zuerst unter dem Einfluß der Lügennachrichten unserer Feinde und unter dem Druck der aufgewendeten diplomatischen Mittel nicht dazu entschließen konnten, ihre eigenen Interessen in entsprechender Weise wahrzunehmen. Der Bann ist aber gebrochen, und die Türkei war die erste Macht, die offen zu uns übertrat, um für ihre eigene Freiheit und für ihr eigenes Fortbestehen allen russischen und englischen Machinationen zum Trotz den Gegnern den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Sie eröffnete die Feindseligkeiten gegen Rußland, und die Folge davon war auch der Abbruch der englischen und französischen diplomatischen Beziehungen. Mit unvergleichlicher Bravour ging die türkische Flotte im Schwarzen Meer vor, erfolgreiche Bombardements russischer Kriegshäfen zeugten von tapferer Initiative, und ein Teil der russischen Schwarzmeerflotte wurde vernichtet. An der russisch-türkischen Grenze kam es zu Scharmützeln, die für die türkischen Truppen siegreich waren. Eine große Aktion der türkischen Armee gegen Aegypten ist im Gange, und hier ist denn auch der Punkt, wo die Engländer in ihrem Lebensnerv zu verletzen sind. Gelingt es dem türkischen Heer, den Suezkanal zu sperren, so ist damit die Hauptader des englischen Verkehrs nach Indien und Ostasien unterbunden, eine Gefahr, die man in England in keiner Weise unterschätzt. Außerdem aber wird von hier aus die Erregung der ganzen islamitischen Welt vor sich gehen, die in erster Linie England, dann aber auch Frankreich und namentlich Rußland vor schwere Fragen stellen wird. Trotz aller Beschwichtigungs- und Ableugnungsversuche ist man sich der Gefährlichkeit dieser Tatsachen bei den feindlichen Mächten wohl bewußt, drohende Anzeichen sind schon in Persien und Afghanistan bemerkbar.

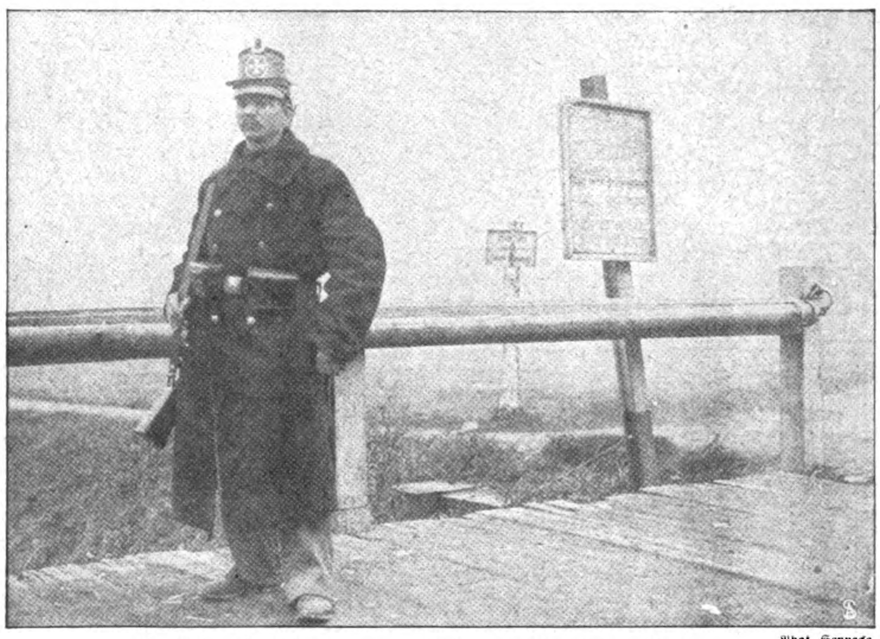
wird die erschöpfte serbische Armee zertrümmert sein, so daß wenigstens dieser Gegner für immer erledigt ist. — Im Anfang des Krieges schien es, als ob die verbündeten Zentralmächte keine Macht finden würden, die ihnen in dem schweren Kampf hilfreich zur Seite stehen würde. Unsere bisherigen großartigen Erfolge haben es aber doch vermocht, über unsere Kräfte und Siegesaussichten Klarheit auch bei den bisherigen Neutralen zu verbreiten,

Sind das alles glückliche Vorbedeutungen für die Zukunft, so haben wir aber auch noch in der Gegenwart herrliche Triumphe zu verzeichnen, die wir ausschließlich unserer jungen, todesmutigen und verwegenen Flotte verdanken.

Unsere Flotte, vom Admiral bis zum letzten Heizer, hat gezeigt, daß sie vollauf gewillt ist, die in sie gesetzten Hoffnungen zu verwirklichen. Der glänzende Erfolg unseres ostasiatischen Geschwaders an der chilenischen Küste ver-



Deutscher Landsturm zur Bewachung der Brücken in Frankreich. Phot. Vogel.

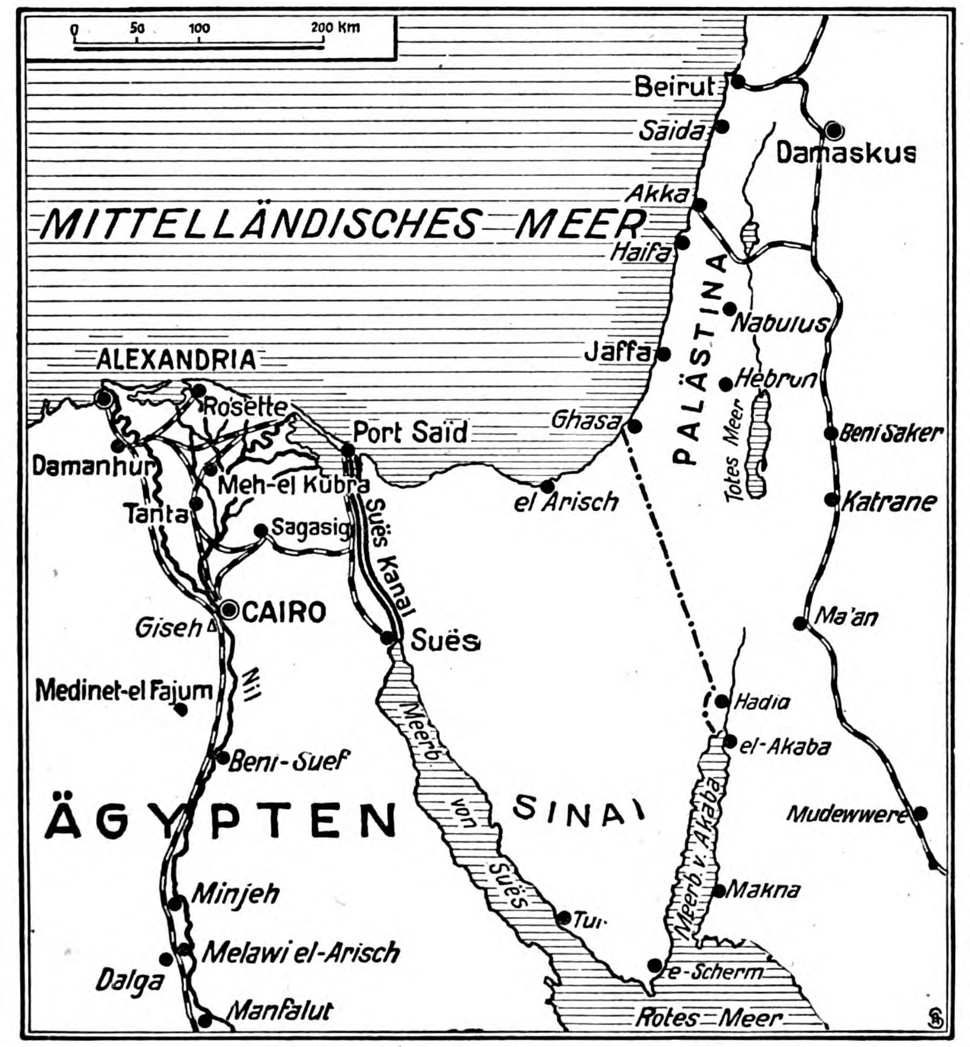


Deutscher Landsturmmann auf Grenzwacht bei Czenstochau. Phot. Sennecke.

Unser Landsturm im Westen und Osten.

Zum Seegefecht im Grossen Ozean.

setzte unserem grimmigst gehaßten Gegner einen Schlag an seine verwundbarste Stelle, indem sie den Nimbus von der Unüberwindlichkeit der englischen Marine zerstörte. Das hochmütige Albion mußte erleben, daß seine Schiffe, weder was die Führung noch die Kriegsausrüstung anbetrifft, den unsrigen gewachsen sind, und neben dem moralischen Ertrag heimste unser Geschwader einen vollen strategischen und taktischen Erfolg ein. Die englische Admiralität und mit ihr die englische Presse hatten großsprecherisch ausposaunt, daß unsere Kreuzer in fernen Meeren, wie unbequem sie immer dem Handel würden, doch dem Untergang geweiht waren. Der Kommandant unseres Geschwaders im Stillen Ozean, Graf Spee, aber suchte die feindlichen Streitkräfte auf, zur richtigen Zeit hatte er seine Schiffe vereinigt und zwang die Engländer zum Kampf. Der englische Panzerkreuzer „Monmouth“ wurde vernichtet, der Panzerkreuzer „Good Hope“ wurde ein hilfloses Wrack, und der Kreuzer „Glasgow“, der mit genauer Not entkam, wurde für die Dauer des Krieges interniert. Unsere Schiffe gingen fast ohne Beschädigungen aus dem Kampf hervor, behielten ihre volle Gefechtskraft — ein Beweis für unsere überlegene Kriegstüchtigkeit.



Kartenskizze zum türkischen Einmarsch in Aegypten.

Und dann unser verwegener Angriff auf die englische Küste in Yarmouth. Durch die englische Minensperre hindurch gelang es unseren großen und kleineren Kreuzern, die englische Küste zu erreichen, und was seit undenklichen Zeiten nicht geschehen war: auf den englischen Boden fielen die deutschen Granaten nieder. Der kühne Vorstoß wurde dadurch gekrönt, daß ein engliches Unterseeboot auf eine der ausgestreuten deutschen Minen auflief und zugrunde ging.

Aber auch unsere Feinde haben einen sogenannten Erfolg zu verzeichnen. Nach dreimonatiger Belagerung zu Wasser und zu Lande gelang es einer zehnfachen Uebermacht, unser schönes, stolzes Tsingtau zu nehmen. Mögen sich Japaner und Engländer in diesen Ruhm teilen, der tapfere Kommandant hat mehr gemacht, was er von Anfang an versprach: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Aeußersten.“ R. C.



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Urbahns.

Vizeadmiral Graf von Spee, Kommandant des siegreichen Kreuzergeschwaders.

Der deutsche Seesieg an der chilenischen Küste.



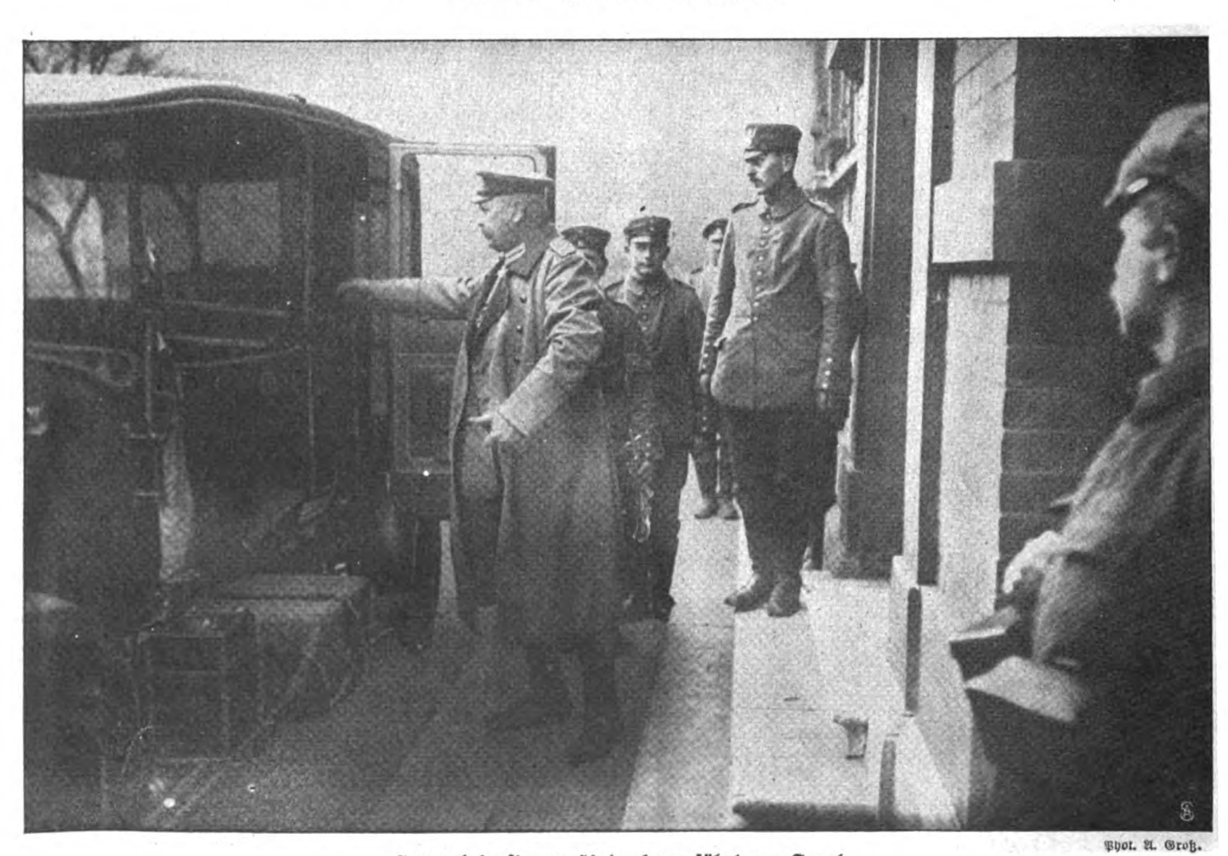
Phot. Hoffmann.

Prinz Leopold von Bayern
beim Besuch des III. bayrischen Armeekorps.
Neben dem Prinzen Exzellenz von Gebsattel, Kommandeur des III. bayrischen Armeekorps.



Von links: Fürst Leopold zur Lippe; Flügeladjutant Hauptm. v. Natzmer; Geh. Kabinettsrat Prof. Dr. Epstein, Leutn. d. R.; Bataillonsführer Hauptmann Petri (hat inzwischen den Heldentod gefunden); Bataillonsadj. Lt. Mammentanz.
Fürst Leopold zur Lippe
verteilt auf dem Gefechtsplatz Auszeichnungen an Mannschaften des lipp. Bataillons.

Deutsche Fürsten im Felde.



Phot. A. Grotz.

Generaloberst von Hindenburg fährt zur Front.
Der Befreier Ostpreußens in seinem Hauptquartier.





Eine Kriegslist: Maskiertes Geschütz, mit Bäumen und Sträuchern bedeckt.

Phot. Hoffmann.



Französische Zivilbevölkerung wird wegen Spionageverdacht in einer Kirche bewacht.

Phot. Hoffmann.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



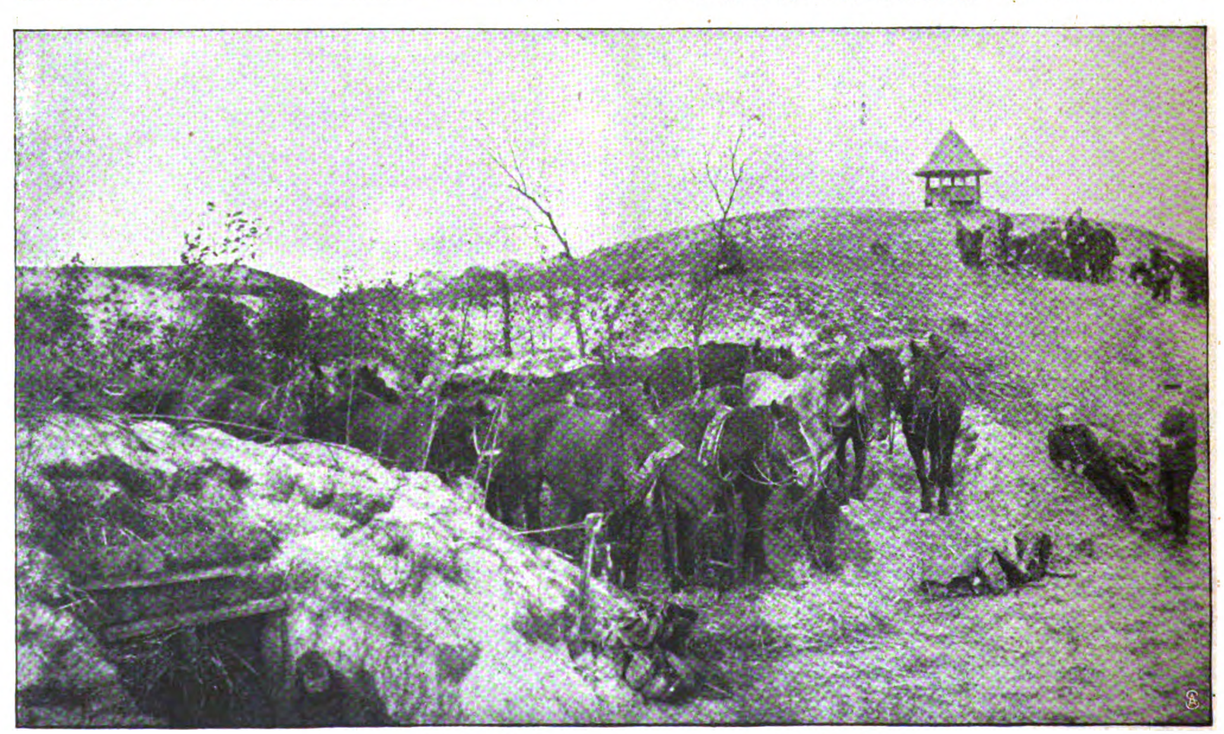
Ein bekannter Parlamentarier im Felde:
Justizrat Trimborn (×) als Chef der Zivilverwaltung
von Verviers nach einer Besichtigung mit dem Eskadronführer.

Vom belgischen Kriegschauplatz.



Ill. Photoverlag.

Sven Hedin,
der berühmte schwedische Forschungsreisende, in Antwerpen.



Deutsche Artilleriepferde im Unterstand an der Nordseeküste.





Leipz. Presse-Büro.

Ein deutsches Proviantlager in Frankreich, von Bäumen und Sträuchern verdeckt.



Hauptmann Kurt von Heeringen.



Phot. Perscheid.

Generaloberst von Heeringen.



Oberleutnant Werner von Heeringen.

Drei Ritter vom Eisernen Kreuz I. Klasse: Generaloberst von Heeringen mit seinen beiden Söhnen.



Phot. Gebr. Haeckel.

Fliegerleutnant Caspar, der als Erster nach England flog und Bomben auf Dover warf, erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse.



Hofphot. Eichgrün.

Feldwebel Mazur, erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse.



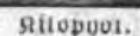
Hofphot. P. Clasen.

Unteroffizier Siwon mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse und Unteroffizier Wiggers.



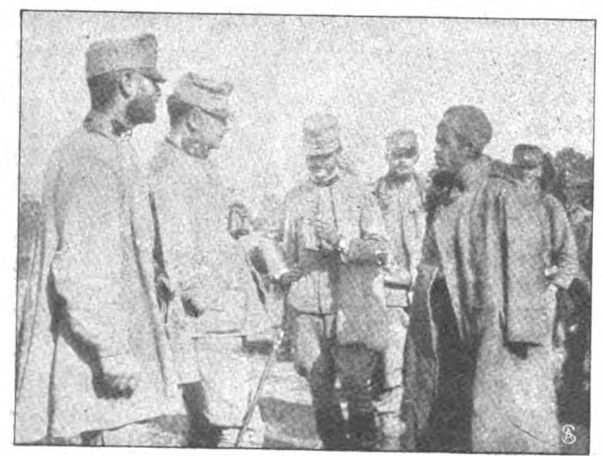


Oesterreichisch-ungarische Artillerie in einer Verschanzung.





Feldküche in einem österreichisch-ungarischen Husarenlager. Kilophot.



Serbische Gefangene im Verhör.



Erobertes serbisches Geschütz.

Vom serbischen Kriegschauplatz.



Phot. Phönix.

Eine Vergeltungsmaßregel: Abführung der in Berlin lebenden Engländer nach dem Gefangenenlager in Ruhleben.



Aus dem Osten: Gefangene Russen aus dem Kaukasus.



Aus dem Westen: Englische und indische Truppen beim Mittagessen.

Phot. A. Brand.

Maria Königin von Rumänien.

Maria Königin von Rumänien.

Abbildung Seite 1872.

Mit dem schmerzlichen Ableben König Karols, dessen Tod gerade auch in Deutschland aufrichtige Trauer erweckt hat, ist dem rumänischen Volk ein junges Königspaar erstanden, dem es wie kaum einem andern vergönnt gewesen ist, sich schon frühzeitig die Liebe seiner heutigen Landeskinder zu erwerben. So konnte sich denn in politisch wild bewegter Zeit und inmitten drohenden Kriegslärmes, der selbst bis an die Grenzen des eigenen Landes gedrungen war, der rumänische Thronwechsel mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit vollziehen, wie das eben nur in Staaten möglich ist, in denen Herrscher und Beherrschte ein ungeteiltes politisches Ganzes bilden. Neben König Ferdinand, dem russische und französische Zeitungschreiber fälschlicherweise nachsagen zu dürfen glaubten, er befände sich in einem gewissen Gegensatz zu den politischen Richtlinien seines unvergeßlichen königlichen Oheims — während er tatsächlich als ihr treuester Verfechter angesehen werden darf — neben diesem verheißungsvollen Hohenzollernsproß hat Rumäniens Thron seine Gemahlin aus sachsen-koburg-gothaischem Hause als junge Landesmutter bestiegen. Prinzessin Maria war in Rumänien schon längst eine Königin — eine Königin der Schönheit — und nun sie die Königin dieses Landes geworden ist, richten sich von neuem die Blicke aller auf diese edle Frau, die berufen ist, eine würdige Nachfolgerin Königin Elisabeths, der schönheitsfreudigen Dichterin Carmen Sylva, zu werden.

In der Tat, Königin Maria vereinigt in sich alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, um den Platz voll und ganz auszufüllen, den ihr König Karols Tod gewiesen hat. Seit ihrem ersten Betreten der neuen Heimat, bis auf den heutigen Tag hat die fürstliche Frau es verstanden, in den Herzen ihrer Rumänen so feste Wurzeln zu fassen, ein so hohes Maß von Bewunderung und Verehrung zu erreichen, daß schon heute bis in die fernste Hütte ihres Königreiches der Ruhm ihrer unvergleichlichen Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit gedrungen ist.

Königin Marias Schönheit ist ja schon sprichwörtlich, man nennt sie die schönste Fürstin auf den Thronen Europas. Wer sie gesehen hat, umgeben von erwachsenen Kindern, wird gewahr, daß die Jahre an dieser Frau spurlos vorübergegangen sind. Und wie ihre Schönheit, die sie stets zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Rumänien gemacht, ist auch ihr edler Geschmack gepriesen, der sich mit ihrer Schönheit harmonisch einigt. Das gilt in erster Linie für ihre äußere Erscheinung, die sie stets sehr wirkungsvoll und ohne überladenen Prunk zu kleiden weiß. Eine große Vorliebe zeigt die Königin hierbei für die Antike, deren geschmackvolle Zusammenstellung der Farben überrascht. Auch die so kleidsame rumänische Landestracht wird von der Königin gern bevorzugt, besonders bei Volksfesten, bei denen sie sie dann öffentlich anzulegen pflegt. Nicht unwesentlich wird diese Vorliebe der Königin durch ihr feines Verständnis für die herrliche Volkskunst ihres Landes unterstützt, die sie zu neuem Blühen erweckt hat. Auch in künstlerischer Innendekoration ist sie eine Meisterin. Davon legt die herrliche Ausstattung ihrer Häuslichkeit im Bukarester Crotoceni-Palast ein beredtes Zeugnis ab. Personen, die die Fürstin in diesem ihrem Palast, dessen hoheitsvolle Räume von sinnberückender Farbenschönheit sind, haben beobachten dürfen, schildern den überwältigenden Eindruck, den sie aus diesem Märchenschloß mit sich genommen haben.

Königin Maria ist eine kühne Reiterin, und für Pferde zeigt sie eine besondere Vorliebe. In ihren Stallungen findet man die edelsten Rassen, und die Pferdezüchter in der Dobrudscha — zumeist alteingesessene deutsche Kolonisten — verdanken der fürstlichen Tierliebhaberin so manche wertvolle Anregung. Hand in Hand mit dieser Liebe für die Natur steht ihre ernste Neigung für die schönen Künste. Selbst Malerin von beträchtlichem Talent, hat sie eine große Zahl von Gemälden in ihrem Atelier geschaffen, die nichts mit üblichem Dilettantismus gemein haben. In die Fußtapfen der Dichterkönigin Carmen Sylva ist sie auch als Märchendichterin getreten. Ein von ihr im vorigen Herbst der Oeffentlichkeit übergebenes Märchenbuch, das die schönsten Sagen des rumänischen Volkes in künstlerische Form bringt, legt Proben eines nicht zu unterschätzenden dichterischen Talentes ab. Nicht unerwähnt wollen wir auch die bedeutende musikalische Begabung der fürstlichen Frau lassen, die eine begeisterte Anhängerin Wagners ist. Eine besondere Fürsorge wendet die junge Königin einem bisher noch nicht genügend entwickelten, aber trotzdem vielverheißenden Zweige des rumänischen Gewerbefleißes zu, der Seidenraupenzucht. Die unter ihrer Protektion in Bukarest entstandene Seidenbauschule hat bereits reiche Ergebnisse aufzuweisen.

Ein leuchtendes Beispiel für ihre vorhin erwähnte Nächstenliebe hat die Königin noch im vorigen Jahr gegeben, als während des bulgarischen Feldzuges die Cholera auch an verschiedenen Punkten des rumänischen Landes ausbrach. Sie begab sich ungesäumt in die verseuchten Gegenden und hat dort mit vollster Hingabe die Pflege der Kranken in die eigene Hand genommen. Ihrem energischen Eingreifen war es mit zu verdanken, wenn die schreckliche Seuche in kurzer Zeit erlosch. Der ritterliche Kaiser Franz Josef verlieh der fürstlichen Samariterin für ihren Opfermut bald darauf das Großkreuz des Elisabethordens.

Wie Königin Marie für ihr Volk eine unvergleichliche Landesmutter, so ist sie auch ihren Kindern eine gute, hingebungsvolle Mutter, die denn auch mit schwärmerischer Liebe an ihr hängen. So ist denn die junge Herrscherin von der Vorsehung auserwählt, an der Seite ihres königlichen Gemahls das rumänische Volk einer schönen und friedlichen Zukunft entgegenzuführen, gemäß dem stolzen Spruch auf der königlichen Krone, der auch dem verblichenen König stets vorangeleuchtet hat: „Prin noi insine“ — „Alles durch uns selbst!“ R. v. B.

Johannes Peter Schwefelkus' Brautfahrt.

Skizze von Ellyn Karin.

Der Wind faucht und bläst über das bergische Land, daß die goldenen Blätter nur so durch die Luft taumeln.

In Johannes Peter Schwefelkus' altem Garten liegen herbstgoldene Blätterteppiche um die mächtigen Baumriesen. Soviel Sonnenschein ist um das prächtige bergische Rokokohaus.

Ein gutes, altes Mannsgesicht preßt sich an die quadratisch versproßten Scheiben und blickt versonnen hinaus. Da geht die Gartentür, und sein Patenkind Beilgen kommt eilig daher. Sehr eilig. Ihre braunen Zöpfe fliegen, und sie winkt ihm zu.

Wird das wieder einmal eine Wichtigkeit sein. Wieder etwas Neues! Wieder ein Sieg der braven deutschen Jungen! Es wetterleuchtet über das alte Junggesellenantlitz, und unwillkürlich stellt er sich stramm, umfaßt seinen alten Krückstock, als gälte es, dem Feind eins tüchtig aufzudreschen.

Da kommt's schon hereingestürmt: „Pate Schwefelkus, heute gilt's! Heute mußt du mir beweisen, daß du mir wahr und wahrhaftig zugetan bist!"

„Sachte, sachte, Beilgen — was gibt's denn?!"

„Pate Schwefelkus — ich darf doch Vertrauen zu dir haben, nicht wahr? Ich verlange etwas Großes von dir!"

„Was wird das Teufelskind wieder mal von mir wollen?"

„Erlaubst du, Pate, daß ich eine Stunde lang den Oberbefehl über dich und dein Haus habe?"

Schlank und rank, fein und stolz steht die neunzehnjährige Beilgen vor dem Alten. Die reine Freude greift ihm ans Herz, wie er sie so vor sich sieht. Seine blauen, klaren Augen senken sich in die blitzenden, strahlend schönen Mädelaugen.

„Was Unrechtes wird sie schon nicht wollen", überlegt er.

„Also, Beilgen — ich wag es auf dein ehrliches Gesicht hin. Heraus mit der Farbe!"

„Pate Schwefelkus, bitte, nimm Platz." Sie führt ihn zu dem grünen Ripssofa, das neben dem breiten, gemütlichen weißen Kachelofen steht. Dann zieht sie zweimal den gestickten Glockenzug. Das geschieht alles sicher und zielbewußt.

„So, so. Den Jakob braucht sie auch", murmelte Herr Schwefelkus. Und als hätte Jakob schon darauf gewartet, ist er zur Stelle. Er blickt auf seinen Herrn.

„Jakob, heute habe ich nichts zu sagen. Fräulein Beilgen wird dir ihre Befehle geben."

„Jakob, können Sie in einer halben Stunde mit dem Auto bereit sein? Haben Sie Ihre Papiere? Haben Sie Benzin?"

„Gnädiges Fräulein — in zwanzig Minuten kann's losgehen!"

Freudestrahlend sah er das Fräulein an.

Herr Schwefelkus will Protest einlegen. Doch Beilgen hebt ihre schlanken Hände zum Zeichen — daß alle Macht in ihr liegt.

„Also Jakob, zeigen Sie, was Sie können. Weg und Ziel gebe ich Ihnen beim Abfahren bekannt. — Und nun zu dir, Pate Schwefelkus. Liebster, liebster Pate Schwefelkus — du mußt auch mit. Ich kann unmöglich allein fahren. Wirst du, willst du in einer halben Stunde fertig sein? Weißt du auch, warum es so fix gehen muß? Weil in einer Stunde Tante Dorothe zurück ist von Barmen. Und bis dahin müssen wir Remscheid weit hinter uns haben!"

„Nun weiß ich auch, wohin du willst, Beilgen. Du willst zu Christoph von Hardt, der in Aachen steht."

„Jawohl, lieber Pate, das will ich."

„Ja — aber, Kind — Beilgen" —

„Pate Schwefelkus — es gibt kein Aber — und es gibt kein Zurück. Jetzt gilt es! Im Krieg muß man frisch drauf los — oder man verliert. Und ich will gewinnen, Pate Schwefelkus!"

Der Alte kann nicht widerstehen. Er nimmt ihren Kopf behutsam zwischen seine Hände und küßt die weiße, leuchtende Stirn.

„Pate Schwefelkus — Christoph hat mich gerufen. Und Christl ist Offizier — das gilt mir wie ein Befehl. Pate — mir ist fast — als hätte der Kaiser selbst mich gerufen! Ich muß zu meinem Christl, Pate Schwefelkus! Morgen muß er ja schon ins Feld, und da sind wir wieder zurück! Heute kann er noch mir gehören — morgen gehört er nur noch dem Kaiser — — — Nun sag ich Marianne, daß sie dir helfen soll. In ein paar Minuten bin ich wieder da. Vergiß deine Papiere nicht, Pate!"

„Teufelskerl", knurrte Herr Schwefelkus, aber zwischen seinen Falten kam ein freudiges Schmunzeln zum Ausdruck.

Welch eine Tatkraft, welch eine Energie lag doch in diesem Geschöpf.

Und irgendwo fühlte er wohlig eine Schadenfreude über das Staunen der hochverehrten Frau Dorothea Saal, wenn das Nichtlein ausgeflogen ist . . .

Als Herr Schwefelkus bedachtsam die Terrassenstufen herabkommt, richtet Beilgen bereits im Wagen die Decken und Kissen zurecht. Sie trägt einen maulwurfgrauen Mantel und einen kleinen, schmalen Hut, der sie entzückend kleidet. Jakob und Marianne helfen dem alten Herrn sich zurecht setzen.

Dann ein Rattern, Fauchen, und dahin surrt es wie ein Pfeil.

Beilgen nimmt jetzt ruhig die Rechte ihres Paten, zieht den wildledernen Handschuh von dieser Greisenhand und küßt sie.

Heilig ehrfurchtsvoll, voller Dank sind diese Küsse.

Pate Schwefelkus kann keinen Witz machen. Er fühlt Beilgens heilige Mission. Er fühlt, wie schön es ist, dieses liebeheiße, sonnige Geschöpf unter seinem Schutz zu haben. Er fühlt dankbar, daß er dieses liebe Mädel ihrem Herzliebsten zuführen darf. Er bringt einem kaiserlichen Offizier seine Braut. Stolz ist er, und sein Antlitz strahlt. Rührung und Freude, Humor und kerndeutsches Gutsein und Verständnis für das junge, rassige Blut neben ihm spielen in diesem Gesicht.

Der Abglanz längst verschwundener Jugend verschönt es seltsam.

„Beilgen, nicht du sollst mir danken, ich muß es, daß ich noch zu solch einer glückhaften Brautfahrt komme. . .

Von der Wacht im fernen Osten.

Hierzu 9 Aufnahmen.

Wenn jeder Kriegsmann vor die Wahl gestellt würde, ob er lieber im Osten oder Westen fechten, lieber den Kosaken gegenüberstünde als den Rothosen, dann würde die Zahl der Streiter gegen die Moskowiter sehr gering sein. Der Grund ist einleuchtend.

Seit alters her zieht es den Deutschen nach dem Süden und mit dem Begriff „Frankreich" verbindet sich der Gedanke an Rebenhügel, Champagnerkellereien und reiche Quartiere, in denen unsere Väter und Großväter lagen.

Der Osten ist uns bisher fremd geblieben, und unsere wackeren Truppen, die nun bei Suwalki oder weiter südlich bei Lodz stehen, haben neben der Bewältigung der schwierigen militärischen Aufgaben auch besonders mit den Unbilden des heranziehenden russischen Winters und der Dürftigkeit der polnisch-russischen Dörfer



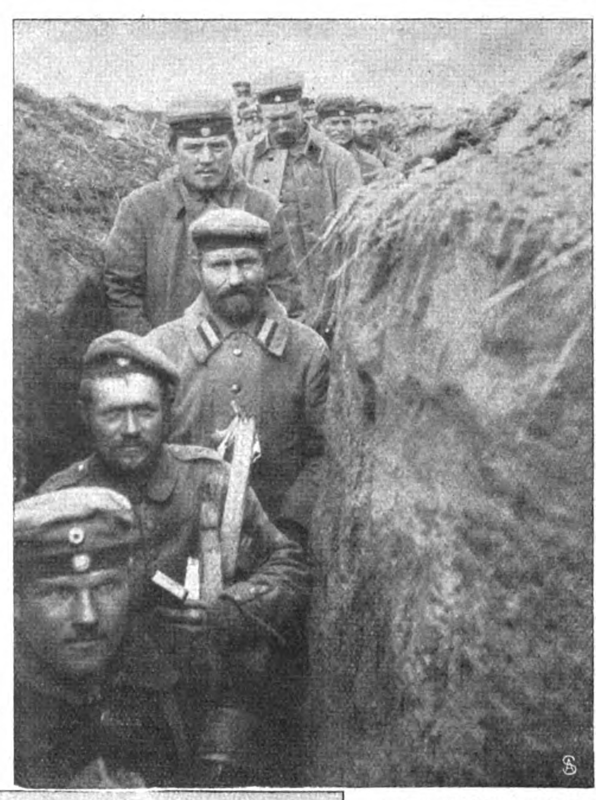
zu kämpfen. Wenn trotzdem der Geist unserer Osttruppen vorzüglich und der Gesundheitzustand ebenso erfreulich ist, so liegt das Geheimnis dieses Erfolges in der Art begründet, wie unsere Mannschaften mit Humor und Energie alle Unannehmlichkeiten zu überwinden verstehen und sich selbst dort weich betten, wo Schmalhans Küchenmeister ist.

Abb. 3 zeigt uns eine Ulanenpatrouille auf dem Marktplatz von Eydtkuhnen. Sähe man nicht im Hintergrund die zerschossenen Häuser als ernste Mahner an den Krieg, dann würde man glauben, die strammen, wohlgepflegten Reiter machten nur eine kurze Manöverrast.

Auch die Stabsordonnanzen in Wirballen mit ihren Pferden sehen nicht so aus, als ob die Kriegsverhältnisse sie bereits mitgenommen hätten. (Abb. 6.)

Charakteristisch für die „Insektquartiere" auf russischem Boden — im Gegensatz zu den „Sektquartieren" in der Champagne ist Abb. 5. Eine Strohhütte allereinfachster Art muß unsern Kriegern als Unterkunftsraum genügen. Und wo vielleicht noch 24 Stunden vorher die Muschiks hausten, richten sich nun deutsche Mannschaften häuslich ein.

Und wenige haben das „Glück", ein solches Nest ihr eigen zu nennen. Für die meisten bildet der Schützengraben das Dauerquartier; der ausgebaute Schützengraben, der gleichzeitig Küche, Wohnung, Schlafzimmer und — Empfangzimmer für feindliche Granaten ist.



1. Im Schützengraben.

Treten unsere Truppen den Vormarsch in Feindesland an, dann zeigt sich nur zu sehr die Tücke der russischen Landstraßen. Auf Abb. 2 sehen wir Landwehrleute mit Kuh und Pferd auf dem Marsch. Zuerst glaubt man, daß die Kolonne in einem Bach dahinwatet. Aber nein —

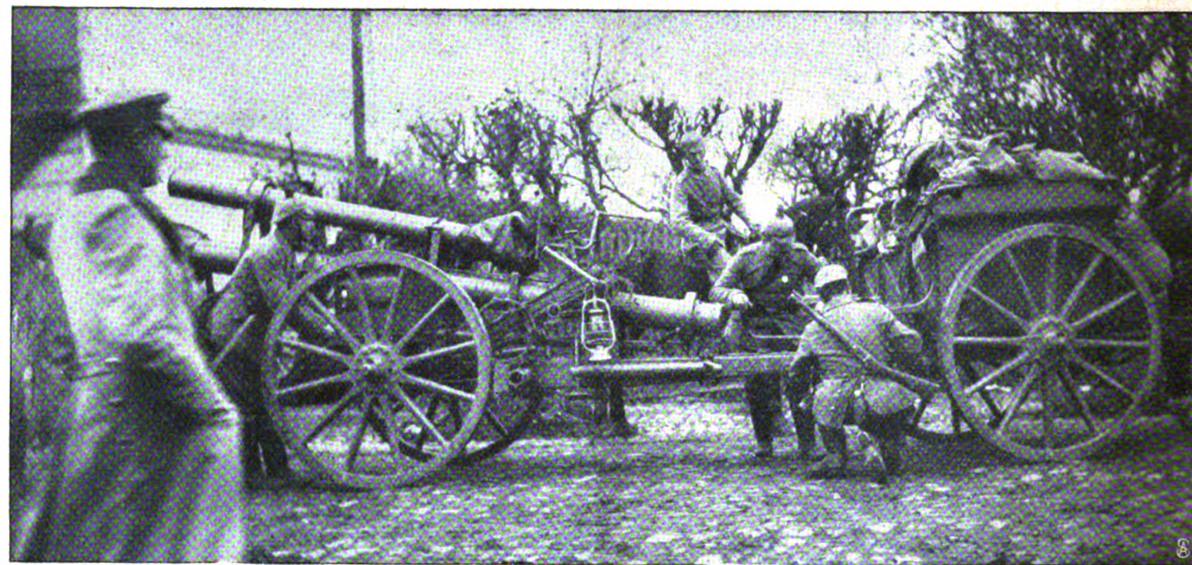


2. Auf einer russischen Straße.

Abb. 7 u. 1 führen uns in starke Feldbefestigungen im fernen Osten. Ganz wohnlich sieht der „Offiziersunterstand" aus, und der tiefe Schützengraben, in dem sich unsere Wehrmänner entlangschlängeln, gibt guten Schutz gegen moskowitische Andenken. Aber viel Zeit und Mühe erfordert es oft, bis solche Werke angefertigt sind.



3. Ulanenpatrouille auf dem Marktplatz in Eydtkuhnen.



4. Ein Mastfernrohr.



5. Quartier in einem russischen Gehöft.

diese schlammige, schmutzige Fläche stellt eine richtige russische Landstraße dar.

Sehr interessant ist der Flußübergang auf Abb. 8. Das zwar flache, aber doch sumpfige Gewässer bietet beim Ueberschreiten manche Schwierigkeiten, und anhaltende Herbsttage dürften den Flußlauf bald erheblich verbreitern.

Bekanntlich sind die Kämpfe im Osten so erbittert geführt worden, daß sie an Blutigkeit dem Westen nicht das Geringste nachgeben, ihn sogar wohl



6. Auf dem russischen Grenzbahnhof in Wirballen.

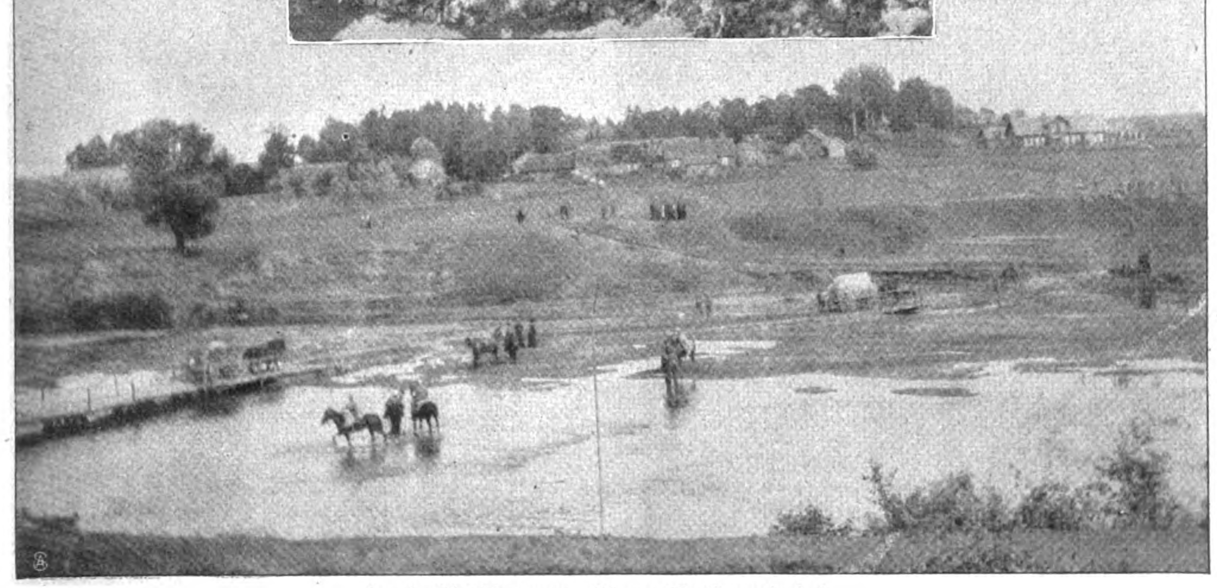


7. Offiziers-Unterstand.

noch hier und da übertreffen. Besonders die russische Artillerie hat teilweise nicht übel geschossen und lange Widerstand geleistet, bis unsere vortrefflichen Geschütze sie zum Schweigen brachten.

Auf Abb. 9 erblicken wir den gewaltigen Trichter, den eine krepierende Granate ausgehoben hat. Die ganze Tiefe des Loches ist nicht zu erkennen, da sich im Grunde bereits Wasser angesammelt hat.

Abb. 4 zeigt uns ein Mastfernrohr, kurz bevor es zum Gebrauch fertig gemacht wird. Es diente hauptsächlich der schweren Artillerie zur Beobachtung auf weite Entfernungen, zumal dann, wenn hinter tiefen Deckungen indirekt geschossen wird. Das Mastfernrohr besteht aus mehreren Teilen, die durch Prismenspiegelung eine Zielerkennung in bedeutender Höhe über dem Erdboden ermöglichen. F. N.



8 u. 9. **Flußübergang.** Oben: **Ein Granatenloch.**



Krankenzimmer des Kaiserl. Deutschen Detachements im Garnisonspital in Sarajewo.



Phot. Ostermayr

Von links: (Untere Reihe): P. Max Kuehnrich, Los Angeles; Dr. Milnor Coit, Concord, N. H.; Dr. Sofie Nordhoff-Jung, Washington, D. C.; Ministerialrat Freiherr v. Lutz, München; Generaloberarzt Dr. Hofbauer, München; Wilson G. Crosby, Duluth, Minn.; T. St. John Gaffney, Neuyork; Generalarzt Dr. Helferich, München; Generalleutnant Obermayr, München; Miß M. Meinecke, San Francisco; Frl. von Greiffenstein, München; Miß E. Schwarz, San Antonio, Tex.; Miß F. Barkan, San Francisco; Miß Cath. Minsel, Chicago, Jll.; Frau Bassermann, München; Miß S. Schwarz, San Antonio; Mrs. Lewis; Miß Emma Ruhl, Hoboken, N. J.; Oberschwester Eva Adam, München; Miß Marion Shaw, St. Louis, Mo. Obere Reihe: Prof. Dr. Gustav Klein, München; Mrs. P. Max Kuehnrich, Los Angeles; Dr. Franz A. R. Jung, Washington; Generalarzt Dr. Dessauer, München; Miß L. Pattee, Chicago, Jll.; Dr. Chas. Miller, Neuyork; Miß E. Humes, Homer, La.; Mr. Schuffel, Neuyork; Miß Helen Stevens, Detroit, Mich.; Miß Frances Moor, Toledo, O.; Miß Enid Bliß, Neuyork; Matuschka von Keil, Wien; Frl. Klee, München; Miß El. Ch. Pohl, Boston, Mass.

Das amerikanische Rote-Kreuz-Hospital in München.



Mannschaften eines Seebataillons (noch in alter Uniform) bei einer Rast auf dem Weg nach Brügge.
Nach einem Original unseres Spezialzeichners E. Mattschaß.



Das Innere einer der Baracken.



Die neuerrichteten 7 Militärlazarettbaracken des Provinzialvereins Berlin des Vaterländ. Frauenvereins in Berlin-Weißensee.



Stille Helden.

Roman von

Ida Boy=Ed.

15 Fortsetzung.

Nach einer Minute schon hatte Hauptmann Likowski das peinliche Gefühl: dies Zusammentreffen sei vielleicht kein Zufall. Agathe war unruhig wie ein Backfisch und kicherte und strahlte. Und Wynfried küßte ihr die Hand und fragte, wie den Damen der Ausflug neulich bekommen sei, und erzählte dem Hauptmann, daß er das Glück gehabt habe, die Damen in Hamburg zu treffen, und zwar grade als er ins Hotel ging, um dort zu speisen. Da habe er den Vorzug gehabt, mit ihnen essen zu dürfen. Und als sie aufbrachen, stießen sie in der Tür auf Stuhr. Aber Likowski wisse wohl schon davon, Stuhr habe es sicher erzählt. . . .

„Nein," sprach der Hauptmann kurz, „Stuhr ist kein Klatschweib."

Mit wachsamen Augen und Ohren lag er da. Und er erkannte wohl, daß in Agathens schwimmenden Blicken der Glanz war, den die Verliebtheit entzündet hatte. Und er hörte wohl, daß in des Mannes Stimme ein Ton herrischer Vertrautheit mitschwang — dieser Paschaton, der gewisse Frauen entzückt.

Diese lachenden, sich und ihn neckenden Menschen, die etwas Festliches an sich hatten und doch voll unbegreiflicher Unruhe zu sein schienen — als könnten sie vor Heiterkeit mit keinem Gespräch zu Ende kommen und vor Nervosität nicht zwei Minuten still sitzen — sie verstimmten ihn tief.

Als Agathe gekommen war, hatte es ihm etwas Zerstreuung bedeutet. Als sie nun zu dritt gingen — nicht ohne daß Wynfried den Hauptmann laut beneidete um das Mitleid dieser holden Gönnerin — blieb er finster zurück.

Das hatte ihm nicht gefallen — nein — nein.

Es müßte sich jemand finden, der Klara sagte: paß auf!

Aber so jemand findet sich nie. Aus Feigheit, aus der Gewohnheit, „konventionell" und „formell" sich zu betragen, mischt man sich nicht ein. Sagt einer Mutter nicht: Dein Sohn ist in moralischer Gefahr. Sagt einer Frau nicht: Gib acht auf deinen Mann. Sagt einem Manne nicht: Deine Frau macht dich zum Gespött. Zusehen ist schicklicher.

„Nun, ich werde dieser jemand sein — sobald ich Gelegenheit habe!" schloß er mit festem Vorsatz seine Betrachtungen ab.

Die Frau Doktor Lamprecht kam herein. Sie wollte ihre ausführliche Kritik des geräuschvollen Besuchs vom Herzen heruntersprechen, und besonders hatte es ihr mißfallen, daß Wynfried mit den Damen davonfuhr und sein eigenes Auto wegschickte — „als wenn's zum Jahrmarkt gegangen sei", hatte sie das Betragen gefunden.

„Gottlob, daß es noch Menschen gibt, die sich der Zeit zum Trotz amüsieren können", sagte Likowski abweisend.

Aber diesmal ließ sich die eifrige Alte nicht wegscheuchen. Sie mußte sprechen. Das war bei ihr auch eine Funktion, die sich nicht zurückhalten ließ.

„Liebster, bester Herr von Likowski," raunte sie, „ich klatsche nie — aber was jetzt die Leute sagen, geht mir doch zu nah."

„Sie wissen, Lampprächtige — habe keine Spur von Neugier!"

„Dies interessiert Sie auch. Es geht Klara an. . . . Man spricht davon, daß — daß Wynfried und die Hegemeister — wenn er verreist — verreist sie auch — und er ist manchmal allein auf Lammen — aber nicht mit seinem eigenen Auto, sagen die Leute."

„Sagen Sie den Leuten wieder, daß sie ihre Nase in ihre eigenen Angelegenheiten stecken sollen", befahl Likowski.

Und die Alte dachte bekümmert, daß ein Hagestolz doch für gewisse Dinge kein Gefühl übrighabe. Diese Teilnahmlosigkeit — denn es ging doch Klaras Leben an — kränkte sie schwer.

Gegen Abend saß Marning am Bett des Freundes. Er fand ihn sehr erregt. Sollte man es nicht sein? grollte der Hauptmann. Morgen wurde der letzte Verband abgenommen — die Massage und die Gehversuche würden beginnen — es war vom Professor ein deutsches Heilbad genannt worden. Und ganz gewiß — morgen würde es offenbar werden, davon war er überzeugt — sein linkes Bein sei mindestens eine Handbreit zu kurz — Marning schwor ihm zum unendlichstenmal zu, daß es nur zwei Zentimeter seien, und daß der Professor gesagt habe: die glichen sich von selbst aus. Nicht einmal steifer oder nachschleifender würde es werden.

Aber das war es nicht allein — andere Dinge hatte Marning gelesen: in England waren die Menschen wie verrückt: Glaubten einen Zeppelin in nächtlicher Dunkelheit über London gesehen zu haben. Und in Frankreich — diese Empfindlichkeit, dieser anmaßende Ton. . . . . Und die Wunder unserer Disziplin! Als ob es nicht den Männern an der Grenzwacht in allen Nerven zuckte. —

„Sie haben noch mehr!" sagte ihm Marning auf den Kopf zu.

„Oh ja — ich merk, Sie kennen mich — ja, schmerzen tut's mich — daß die junge Frau von drüben nicht kommt. Und da wären so allerhand Gründe . . . möcht mal mit ihr eins schwatzen — mal sehen, wohin man mit dem Gespräch sich wagen kann." . . .

Stephan saß schweigend und blaß.

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



„Und kurz und gut — sagen Sie's ihr nur gradezu — es sei keine Sache, einen alten Freund in trüben Tagen zu vernachlässigen.“

Plötzlich fiel ihm was auf. Er wurde noch lebhafter: „Herrjes — wie ist mir denn? Sie sind ja woll lange nich mehr drüben gewesen?“

„Nein, lange nicht.“

„Aber jetzt gondeln Sie mal rüber und bestellen ihr.“

„Gewiß, gern — gelegentlich“, sagte Stephan ausweichend. „Sie wissen doch: wir mögen den jungen Herrn Lohmann nicht. Und da der alte Herr jetzt nicht einlädt, kann ich nicht hinüber.“

Zu seiner Erleichterung ließ der Hauptmann das Gespräch völlig fallen — lag grübelnd, mit bösem Gesicht.

Er dachte: Wenn man doch die Wahrheit erfahren könnte? Ob Marning auch von dem Klatsch gehört hat? Deshalb nicht mehr rüberfährt?

Fragen wollte er nicht. Das war so eine von den Sachen, die man nicht zart genug behandeln kann.

Er fühlte: Ich muß bald wieder auf dem Posten sein! In jeder Hinsicht — man ist doch kein Ueberzähliger! Gottlob nicht. Und könnt sein, daß da drüben die junge Frau auch mal 'n Freund braucht. . . . .

Vom nächsten Tag an schien er aber nur noch an sich zu denken. Erst natürlich wetterte er über die Massen herum, daß sein Bein nicht bloß eine Handbreit, nein, daß es um die Hälfte verkürzt sei und die Knochen wie von Glas. Zuzutreten schien ein Ansinnen, als solle er's gleich nochmal brechen. Aber mit viel Geräusch und ungemeiner Energie kam er vorwärts. Er fing an zu hoffen, zu glauben.

Der furchtbare Regen, der tagaus, tagein herniedersickerte, hatte das rechtzeitige Abernten der Felder unmöglich gemacht. Die Manöver mußten teilweise verschoben und teilweise abgesagt werden. So behielt Likowski die Kameraden um sich. Der Major im Stab, der die beiden Kompagnien führte, ließ zum Ersatz ganz besonders große Marsch- und Felddienstübungen unternehmen, deren Anlage und Verlauf Likowski dann am Abend mit den ihn besuchenden Kameraden besprach.

Es gab noch eine Unterbrechung, weil sich ein Knochensplitter zeigte, der erst herausheilen mußte. Aber dann konnte Likowski doch Marning vorrechnen: „Wenn Krieg kommt, kann ich's wagen, mitzureiten. Bleibt Frieden, gehe ich im September ins Bad und erscheine hier nach sieben oder acht Wochen als Jüngling und Schnellläufer wieder. Und dann kommen Sie um Ihre Versetzung ein — wenn Sie nicht andern Sinnes geworden sind.“

Und an einem Tag, als der öde Regen durch stürmisches Unwetter eine Abwechslung erfuhr und anstatt der zinnfarbenen Gleichmäßigkeit am Himmel wildes Gewölk schwarz und schwer sich dahinwälzte, kam endlich die junge Frau.

Sie hatte am Nachmittag vorher den Leutnant Hornmark bei Thüraufs getroffen und zufällig erfahren, daß heute eine Übung stattfinden solle, von der die Kompagnie erst gegen Abend zurückkehren würde. So war sie sicher, dem einen nicht zu begegnen, von dem ihr Herz Abschied genommen hatte. . . .

Likowski humpelte ihr am Stock drei Schritte entgegen. Er war ganz betroffen! Was hatte denn Klara umgewandelt! War sie noch gewachsen? War man so des Anblicks von holder Schönheit entwöhnt, daß einem die bekannten Gesichter noch herrlicher als vordem erschienen?

Welch ein Lächeln voll Güte . . . Und dennoch — irgend etwas Rührendes darin. . . .

Und wie sonderbar: sie machte gar kein Aufhebens davon, daß sie noch nicht hier gewesen sei — ging schweigend daran vorbei —

Da wußte er in zartem Verstehen: sie hat einen Grund gehabt. — Also: Achtung davor, wenn man ihn auch nicht erfährt!

Sie saß neben ihm, und er nahm sich die Freiheit, ihre Hand lange in der seinen zu behalten und sie voll Ehrerbietung und zärtlich zu streicheln, als sei er ein guter alter Papa. Er fragte nach Severin dem Großen und Severin dem Kleinen.

Und Klara sagte, daß ihr Vater oft so still und in Nachdenken versunken sei, es scheine, als ermatte seine Frische. Da sei es ihr lieb, daß ihr Mann die eigentlich für den Hochsommer mit ihr geplant gewesene Reise aufgegeben habe. Er hatte gleich von Warnemünde aus Anfang Juli seine Jacht nach der Elbmündung gehen lassen, wo er die Segelei großartiger und interessanter fände; er führe nun jede Woche zwei, drei Tage nach Hamburg oder vielmehr nach Cuxhaven, und der Segelsport habe ihn mit Haut und Haar. Das sei mehr Erholung als eine Reise, sage er. Und sie freue sich dessen für ihn. Nun könne sie ihren Vater recht pflegen. Was aber Severin den Kleinen anlange . . . Ihr Angesicht schien wie verklärt!

„Er gedeiht! Sie glauben nicht wie! Und lacht und strampelt! Und streckt die dicken Händchen nach seinem Großvater aus! Ja, der ist ein bißchen vernarrt und einseitig und sagt: solchen Jungen hat's noch nie gegeben — Wie eben Großväter sind. . . .“

„Und junge Mütter auch! Ich hab mich bisher als Barbar betragen gegen Severin den Kleinen — Babys sind wie Tierchen, aber wenn er nun Mensch wird — na, da will ich gut Freund mit ihm werden — wenn ihm auch noch auf lange hinaus meine blanken Knöpfe anziehender erscheinen sollten als mein Charakter.“

Klara lachte. Wie wirkte sie glücklich in diesem Augenblick.

Nein, er konnte nicht fragen, warnen, andeuten — Und doch riß es ihn zu mächtig in die Nähe dieser Sorge. — Plötzlich fragte er:

„Na, und die Baronin? Hängt sie Ihnen immer noch mit solcher Backfischschwärmerei an?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Klara unbefangen, „sie verfehlt mich beständig. Wär's nicht die gutherzige Agathe, die wohl gegen keinen Menschen je feindselig sein kann, dächt ich: Absicht. Wynfried hat mehr Glück mit ihr — traf sie mal in Hamburg — fuhr mal auf dem Weg nach Pankow auf Lammen vor —“

„Unsere Tages- und Lebenseinteilung ist auch so verschieden,“ setzte sie beschönigend hinzu, „vormittags bin ich ganz gebunden — habe überhaupt viele Pflichten — Vater — das Kind — Agathe hat keine.“

Wie schlicht immer ihr Wesen war. Bei aller Jugend voll Ruhe — wie bei einem Menschen, der seiner sicher ist —

Likowski, im Gemüt infolge der letzten Wochen ein wenig mürbe, war eigentlich ganz weich — so etwas wie Reue wollte ihn ankommen, daß er früher nicht doch . . . Aber Unsinn — weg mit solchen Anwandlungen! Selbst eine Klara konnte ihn nicht wankend machen: weder Weib noch Kind sollten Anspruch an sein Leben haben — das gehörte einer großen Aufgabe allein! Eine Familie gründen — nein! Aber ihre Heiligkeit schützen — ja! Und er schwor Klara in seinem Herzen zu: wenn der Mann dich verrät, schieße ich ihn über den Haufen — —

So friedfertig, so voll Herzlichkeit war er, daß sie von diesen schweren Gedanken nichts ahnte.

Sie kamen auf Erinnerungen und das Wort „Wissen Sie noch?“ stand über ihren Gesprächen. Da lebte Vollers Vorgänger wieder auf, Baes, der durchaus nicht begreifen konnte, daß es nicht hieß „djewoll, Herr Hauptmann“ und erst nach strengen Vermahnungen sich sein „to Bafehl“ angewöhnte. Und die gute alte Lamprächtige nahmen sie ein wenig durch. Und es war so wunderbar sonnig im Zimmer, als schleppten draußen am Himmel nicht schwarze zerrissene Wolkenfetzen auf den Horizont herab. Und Likowski sagte: „Wissen Sie noch, so'n ähnliches Wetter war an jenem Morgen, als wir uns an der Fähre trafen. Ich denke noch manchmal daran: ich stellte Ihnen Marning vor; Sie hatten ihre pastellblaue Wollmütze auf, die Ihnen entzückend, e—n—t—zückend stand; und keiner von uns hatte 'ne blasse Ahnung, daß Sie sich noch selbigen Tags verloben würden.“

„Ja“, sprach Klara leise, „ich weiß es noch“ . . .

„Was mir Marning geworden ist! Und vor allem in den letzten Wochen! Das ist ein Mensch! Ja! Und er wird mir fehlen, will sich nu mal durchaus versetzen lassen, ist ja nur noch hier, weil er die Kompagnie führen muß. Na, aber eh es so weit kommt, ziehn wir doch unter der gleichen Fahne ins Feld! Es wird ernst! Und wenn es dann einen von uns trifft, schön wär's, den letzten Blick in Freundesauge zu tun, von Freundeshand den letzten Druck zu spüren. Aber wie Gott will“ . . .

Klara stand auf. Bleich und still. Sie ließ noch einmal ihre Hand dem treuen Mann. Er küßte sie, immer wieder.

„Aber Likowski!“ sagte sie mit einem mühsamen Lächeln, scheltend.

„Weiß selbst nicht, mir ist so wunderlich, grade als sollt ich Ihnen sagen: wenn Sie mal jemand brauchen — soweit mein Kaiser mich nicht braucht — allezeit Ihr treuer Freund. Aber nicht wahr, dies ist kein Abschied? Wir sehen uns noch wieder?“

Verwundert und doch seltsam befangen, als wirke die kaum verborgene Erregung des Mannes auf sie hinüber, sprach sie: „Warum sollten wir uns nicht wieder sehen? Sie sind nun bald soweit, daß wir Ihnen das Auto schicken können. Vater freut sich schon auf Sie.“ — —

Und dann nahmen die Tage einen so gespannten, nervösen Charakter an, daß alles Persönliche zurücktrat.

Jetzt, ja — jetzt war es so weit, die Zeit war da, ein Tag schlich vorbei, wieder einer, eine Woche. Und die große Frage brannte in aller Herzen. Krieg? Krieg? Ja? Nein? Der eine Kamerad hatte dies aus Berlin gehört, der andere das. Jede Nachricht widersprach der andern.

Likowski fieberte vor Aufregung und übte Bewegungen und schrie nach der alten Frau, damit sie bestätige: es sei schon fabelhaft viel besser. Er ordnete all seine Sachen und machte sein Testament. In Rücksicht auf den guten Vermögenstand seiner Verwandten vermachte er seinem Freund, dem Oberleutnant Stephan Freiherrn von Marning, 25,000 Mark.

Stephan war ruhig. Ernsten, gefaßten Blickes sah er dem Geschick entgegen. Auch er ersehnte den Krieg. Er hatte Humboldt gelesen, und dessen Ausspruch, daß der Krieg zur Erziehung der Völker notwendig sei, hatte ihn tief ergriffen. Die Geschichte lehrte ihn, daß Humboldt recht habe. Er hoffte: siegend zu sterben! Sein Leben hingeben zu dürfen für das Größte.

Er war bereit, es tapfer einsam zu tragen, auch ohne die eine, die er liebte. Aber wenn er es für das Vaterland einsetzen dürfte, das würde wie Erlösung und Krönung sein.

Und dann, dann dämmerte die Entscheidung herauf. Sie fuhr nicht wie ein Blitz hernieder, und die Lage wurde nicht jäh deutlich erhellt. Nein, auf die flammenden Herzen, die bebenden Nerven legte sich, gleich Ernüchterung, die Gewißheit: die Lage entspannte sich wieder einmal . . .

Die schweren Nebel sanken. Hunderttausende jubelten, daß sie wieder einen klaren Himmel über sich sahen. Aber Millionen fühlten, daß die Muttererde mit den Nebeln gärende Keime eingesogen habe.

Likowskis Vetter, der Kapitänleutnant, schrieb, was auch zugleich schon in den Zeitungen stand: die Reserven seien entlassen.

Friede!

Als Marning bei dem Freund eintrat, fand er einen andern, als er erwartet hatte.

Hochaufgerichtet, in fester Haltung hatte er am Fenster gestanden und in die niedersinkenden Tropfen gestarrt. Nun wandte er sich dem Freund zu.

„Marning,“ sprach er, „es ist unser Los, wir sollen das Schwert in der Scheide behalten, vielleicht überhaupt so lange, wie wir den Rock noch tragen, wer weiß es. Eine andere Art von Tapferkeit wird von uns gefordert, die, die wir schon so lange üben. Arbeiten wir weiter! Still, zäh. Beißen wir die Zähne zusammen —! Ein Tag wird dennoch kommen, wo man erkennt: wir taten unsere Pflicht! Tun wir sie stolz und schweigend. Ich will nie mehr davon sprechen, nie mehr. Aber denken wollen wir immer daran, denken!“

Die beiden Männer umarmten sich in heißen, stummen Gelöbnissen.

* * *

Der ewige Regen hatte auch dem alten Herrn die Stimmung des Hochsommers und Herbstes nicht leichter gemacht. Jeden Tag von neuem rauschten die Wassermengen herab oder tröpfelten in leisem Fall auf die Erde, die sie nicht mehr aufnehmen konnte. Verschlammt lag das ganze Land weit und breit umher . . .

Er verstand ja nichts vom Segelsport, aber daß Wynfried gerade in diesem Sommer, der nicht nur Arbeit, Ernte und Wohlstand, sondern auch Spiel und Frohsinn zerstörte, eine solche fanatische Vorliebe zur Segelei faßte, war ihm nicht begreiflich. Jede Woche fuhr er zwei, drei Tage nach Hamburg. Und als es Herbst wurde, ließ er dort auch die Jacht in Winterquartier legen und die Mannschaft abheuern. Der Geheimrat dachte unruhig: so kann sie niemals hier davon sprechen, ob wirklich gesegelt worden ist.

Sein Sohn hätte ihm gefallen sollen. Er sah es selbst, ein schöner Mann voll lachender Lebensfreude. Eine merkwürdige Blüte war über ihn gekommen. Derlei beobachtet man sonst wohl bei Frauen, die einen neuen Liebesfrühling erleben — seltsam. Und wenn Wynfried zu Haus war, arbeitete er froh, forsch, geschickt.

Trotz allem, sein Sohn gefiel ihm nicht.

Er brachte auch sehr oft von seinen Fahrten Klara eine schöne Aufmerksamkeit mit — in feinster Wahl zum Luxusgebrauch einer verwöhnten Frau ausgesucht.

Alles sah geregelt, unauffällig aus.

Weshalb sich sorgen?

Er beobachtete Klara — Und er sagte es sich an jedem Tag: jetzt erst, jetzt sah sie ihrer Mutter völlig ähnlich — Und er verstand in diesem Angesicht zu lesen wie dereinst in dem der Toten —

Diese edlen Linien waren von einem reinen und tiefen Schmerz wie verklärt —

Niemals sprachen sie zusammen von dem Mann, der hier früher doch so gern gesehen worden war. . . . Und sie verstanden sich in diesem Schweigen —

War es nicht, als ob die junge Frau dem sorgenvollen alten Mann unablässig zeigen wollte: ängstige dich nicht um mich! Sie suchte heiter zu scheinen, und wenn sie ihr Kind herbeitrug, war es dem Greis voll Bedeutung. Sie hingen dem Kind mit Leidenschaft an. Es war ihr Trost — es war die Zukunft —

Dennoch — die Wochen — die Monde lasteten. Kampf und große Stimmungen hätten den alten Mann zu frischem Lebenswillen wieder aufrufen können.

Er bewunderte den stillen Heldenmut, mit dem diese junge, geliebte Frau ihr Herz überwand —

Er bewunderte auch den Mann, der sich schweigend und beherrscht zurückgezogen hatte —

Aber das ohnmächtige Zusehen ließ ihn leiden.

Wenn er doch wenigstens die Frau Doktor Lamprecht einmal vor seinen Krankheitsthron hätte fordern dürfen. Das wollte er nicht, um kein Aufsehen davon zu machen. Aber diese alte Frau war ja wie von einem Magneten drüben festgehalten — war eine von den putzigen Weibern, die im Untergrund ihres Herzens Tod und Unglücksfälle als Fest genießen, weil es Abwechslung ist, die ihnen die Zunge und Glieder beweglich macht. — Plagte sicherlich den Hauptmann mit Übermaß von Aufopferung und Geschwätzigkeit. Aber der natürlich war waffenlos dagegen — er wußte doch: sie meinte es redlich.

Und eine gewisse Frage brannte ihm im Herzen. Nur die Alte konnte sie beantworten.

Endlich reiste Likowski ab. Ohne sich vorher noch, wie der Geheimrat ihm anbieten ließ, mit dem Auto zum Besuch herüberholen zu lassen. Er schrieb herzliche Abschiedsworte. Zu grotesk käme er sich jetzt vor — er möge niemand und am wenigsten seinem selbst an den Stuhl gefesselten hochverehrten Freund und Gönner was vorhumpeln. Er denke sich nun recht bald wieder einen festen, geraden Gang heranzubaden, werde danach seinen Urlaub noch mit kurzen Besuchen bei seinen Vettern beschließen, von denen etliche in Frankfurt, Köln und Hannover an seiner Reisestrecke garnisonierten, und hoffe, sich in der zweiten Novemberhälfte wieder vorstellen zu dürfen.

Hiernach konnte man alsbald den Besuch der von ihrem Pflegeramt befreiten Alten erwarten. Am nächsten Tag war sie da. Vorerst entlud sie bei Klara in sich überstürzendem Durcheinander ihre Bewunderung des Kindes und den Bericht über Likowskis Krankheitsgeschichte und Abreise. Dann ließ sie sich ängstlich oben beim Geheimrat anmelden, denn in diesem Augenblick kam ihr Reue, daß sie sich so viele Wochen gar nicht nach ihm umgesehen. Aber er war ja so großmütig, er würde verzeihen.

Sie trat auch gleich mit einem Schwall von Entschuldigungen an ihn heran.

„Ach, lassen Sie das doch. Setzen Sie sich dahin, und hören Sie zu. Ich muß Sie was fragen", sprach er. „Aber offen, Lamprächtige, ich kann ausweichende Vielrederei nicht ertragen. Kurz und klar sollen Sie antworten."

„Aber, Herr Geheimrat, wie sollte es mir beikommen, Ihnen ausweichend zu antworten."

Und da geschwätzige Frauen immer ein wenig von schlechtem Gewissen geplagt sind, wurde ihr sogleich bänglich. Er sah sie nachdrücklich an. Sie war eigentlich immer etwas in Furcht vor seinen Augen.

„All die tragischen Ereignisse bei und nach dem Tod von Klaras Vater sind Ihnen erinnerlich?"

„Wie sollten sie nicht!" sprach sie zitternd, und das böse Gewissen nahm sofort ein Riesengewicht an.

„Die Umstände brachten es mit sich, daß Sie alles erfuhren. Freiwillig hätte ich gerade Sie nicht ins Vertrauen gezogen. Denn, nicht wahr? Das Schweigen ist nicht so recht Ihre Sache. Aber daß ich sonst genau weiß, was ich von Ihnen zu halten habe, bewies ich ja, indem ich Ihnen Klara zur Pflegetochter gab."

Die graue kleine Frau weinte sogleich ein bißchen in ihr Taschentuch hinein, halb vorweg aus Rührung, unbestimmt und ahnungsvoll. Und dann: eben das Gewissen. . . .

„Sie haben Ihr Gelöbnis zu schweigen in diesem einen, ernsten, furchtbaren Fall gehalten?"

„Unverbrüchlich!" sagte sie und hob ihr Oberkörperchen in verdienstvoller Haltung. „Es gibt keinen Menschen, der in dieser Sache mir vorwerfen kann, ich hätte geschwatzt."

Er besann sich. Fragte dann weiter: „Können Sie mir etwas darüber sagen, weshalb Klara sofort einwilligte, Wynfrieds Frau zu werden?"

„Sie konnte doch gar nicht anders. Das hat sie doch aus Dankbarkeit getan. Wo Sie doch hofften, daß Klara Ihren Sohn, daß Ihr Sohn durch Klara. . . Nach all dem, was Sie an Klara und ihren Eltern getan." . . .



Er fuhr in lodernder Ungeduld auf.

„Aber eben beteuerten Sie Ihr unverbrüchliches Schweigen!“ rief er heftig.

„Ich meinte gegen alle andern Menschen, aber als Klara so leidenschaftlich auf mich eindrang, es war ja wohl zwei Wochen vor der Verlobung — Klara hatte aus Ihren eigenen Erzählungen über Ihr Werk und Ihr Leben Verdacht geschöpft — was sollte ich da machen?“ sagte sie beleidigt. Und um sich auch noch in dieser Wendung ein Verdienst zuzuerkennen, setzte sie hinzu: „Ich denke, Herr Geheimrat, Sie wären der Letzte, mir einen Vorwurf daraus zu machen. Wie oft haben Sie mir gesagt: Lamprächtige, seit ich meine Tochter habe, bin ich erst ein Mensch. Und nun gar Severin der kleine, Ihr Enkel!“

„Ich, ich!“ sprach er vor sich hin. „Aber sie! Ihre Jugend, ihr Leben, ihr Glück. Zu viel der Opfer.“ . . .

Er legte die Hand gegen die Stirn. Ja, nun wußte er, warum Klara seinen Sohn geheiratet hatte. Es änderte nichts, gar nichts an der Lage, es belud nur sein Herz noch schwerer . . .

Weinerlich sagte die Alte: „Das hab ich ja auch nicht gedacht, daß Klara selbst vielleicht zu kurz dabei käme! Ich dachte: so reich zu werden! Das war doch schön. Und solchen Vater zu bekommen. Das war doch für die Verwaiste herrlich. Und ich dachte: in Klara muß man sich doch verlieben — ihr Mann kann gar nicht anders — muß sie anbeten — ja, daß er doch nach anderen Frauen guckt — aber das ist wohl bei den Männern heutzutage Sitte —“

„Was?!“ rief der Geheimrat — Und seine Augen sprühten . . . Man konnte wieder einmal nur vor ihm zittern. . . . Sie duckte sich förmlich. . . .

„Nichts. O Gott. Nichts Bestimmtes,“ brach sie heraus, „nur die Leute — es heißt — er sei sehr viel — sehr — mit der Baronin Hegemeister zusammen.“

Er lachte auf. Es blieb ihr verborgen, wem dies zornige Auflachen galt . . . .

Aber die nächste Zeit schien nun gerade beweisen zu wollen, daß alle Sorgen und alles Geschwätz müßig seien.

Die Reisen Wynfrieds wurden seltener. Das schien erklärlich. Das Absegeln der verschiedenen Jachtklubs hatte schon gegen Ende September stattgefunden. Wynfried hatte seine „Klara“ erst drei Wochen später auf einer Hamburger Werft in Winterquartier gegeben.

Aber mit dem Freundeskreis, den er sich in Hamburg in Seglerkreisen, unter Mitgliedern des Norddeutschen Regattavereins gebildet, wollte er doch Fühlung behalten, sagte er — Wie klar alles. . . .

Täuschte ihn sein Vaterauge? Spiegelten ihm seine uneingestandenen Hoffnungen, daß dennoch alles gut enden möge, etwas vor? Schien Wynfried nicht aus seiner freundlichen Liebenswürdigkeit heraus in neue, andere Stimmungen zu kommen? Verfolgte sein Blick nicht manchmal in besonderer Aufmerksamkeit die Gestalt seiner Frau — wenn sie in ihrer anmutvollen Ruhe schlank und vornehm dahinschritt? —

Und an Klaras Geburtstag sah er: Es war keine Täuschung — — Er war der Zeuge . . . wie sollte die Gegenwart eines Vaters, der seine Schwiegertochter anbetet, den jungen Gatten stören — er sah es: Wynfried befestigte selbst eine kostbare Brillantnadel, die er seiner Frau geschenkt, an dem Ausschnitt ihres Kleides — und seine Blicke suchten zärtlich, werbend ihre Augen — Und Klara erglühte.

Und in dem alten Herrn regte sich all das Feinste und Vornehmste, was in ihm war — — Anstatt sich zu freuen, klopfte sein Herz ihm hastig — sein reines Mannesempfinden war verletzt —

Auch Klara erbebte — Seit ihre Seele wußte, was lieben, leiden und entsagen ist, war sie erwacht —

Sie wollte ihre Pflicht tun — auch als Gattin — aber es war eine heiße Sehnsucht in ihr — ihr möge Zeit vergönnt sein — sie mußte erst weiter sein — weniger wund vielleicht — ihr Wille, über das Grab in ihrem Herzen hinweg, sich doch noch zu dem Gatten hinzutasten, mußte erst die Anfänge von Sieg sehen — Sie spürte: er begann, sich leidenschaftlich in sie zu verlieben — Und in zitternder Angst bebte sie zurück — ohne zu ahnen, daß seine keimende Verliebtheit dadurch nur angefacht wurde.

So, in schwülen Unklarheiten, liefen die Wochen in einen düstern Herbst hinein. — —

Es war an einem Morgen, an dem die Nebel gleich dickem weißem Filz vor den Fenstern standen und jeden Ausblick wehrten. Sie hatten das Hochofenwerk und drunten den Fluß und drüben die rote kleine Stadt verschluckt.

Da fuhr ein Auto am Herrenhaus vor, und Agathe stieg aus. Ein Pelzmantel, dessen Rauhwerk nach außen gekehrt war, machte ihre üppige Gestalt allzu umfangreich. Die Nerzmütze auf ihrem blonden Haar trug als Schmuck über der Stirn einen kecken Reiherbusch. Ihr Gesicht war erhitzt. Zufällig war es Leupold, der ihr die Tür öffnete.

„Ach, Leupold. Wie geht es Herrn Geheimrat? Und melden Sie mich doch bei der gnädigen Frau.“

„Herr Lohmann ist verreist“, sagte der alte Diener kalt und sah an ihr vorbei.

Agathe wurde noch heißer rot.

„Ich wünsche bei der gnädigen Frau gemeldet zu werden“, wiederholte sie. Sie gab sich eine hochmütige Haltung. Denn sie fühlte auf der Stelle, daß Leupold sie mit Absicht falsch hatte verstehen wollen.

Und dann stand sie peinliche Minuten. Ließ Klara sie warten? Fand der Diener die Frau des Hauses nicht gleich? Wurde sie vielleicht gar abgewiesen?

Alle Schrecknisse ihrer Lage stürzten über sie her. — Gewiß, Klara wußte schon alles und wollte sie nicht sprechen. Aber eine Unterredung mit Klara, ein Anruf ihrer Großmut, und alles war ja gut! Was sollte werden, wenn es zu dieser Unteredung nicht käme?

Ach, gottlob! Da war Leupold wieder! Und mit seinem undurchdringlichsten Gesicht meldete er: „Die gnädige Frau läßt bitten.“

Agathe wurde in das Wohnzimmer ihrer Freundin gelassen. Nun wartete sie zwischen den Möbeln, die von Klaras Mutter stammten, und das Bild der Toten sah auf sie herab. Fein und hell hob es sich von dem grünen Hintergrund ab. Wieder verrannen Minuten, Agathe



zitterte. Dies war, dies mußte Absicht sein! Und als endlich sich die Tür öffnete, erschrack sie so, daß ihre Knie unsicher wurden.

Klara kam eilig herein mit einem freundlichen Gesicht, unbefangen.

„Endlich einmal wieder, Agathe!" sagte sie beinah fröhlich. „Verzeih, daß ich dich warten ließ. Doktor Sylvester war da. Denke dir, der fünfte Zahn ist bei unserem Jungen durch! Sein Großvater tut, als wäre es ein Wunder, ein persönliches Verdienst von Severin dem Kleinen." Sie lächelte glücklich. „Aber nun sage, es war ja unglaublich mit uns, vier Monate einander immer zu verfehlen!"

Das hat auch Mühe genug gekostet, dachte Agathe.

Und in leidenschaftlicher Aufwallung von Reue, Beschämung und in dem unklaren Wunsch, durch jede Geste schon bittend, bezwingend zu wirken, fiel sie der jungen Frau um den Hals und küßte rechts und links ihre Wangen und war ganz aufgelöst vor Erregung.

„Liebste, einzige Klara!" stammelte sie.

Das war Klara etwas zu viel der Wiedersehensfreude. Aber sie bat gütig: „Lege doch ab, bleib zu Tisch, Vater und ich sind allein. Wynfried ist seit einigen Tagen fort. Er war zu einer Konferenz auf den Kreyser-Werken und ist dann nicht zurückgekehrt, wie wir dachten. Er depeschierte, er bliebe noch etwas aus, sein Telegramm kam aus Köln."

Niemand wußte genauer als Agathe, daß Wynfried sich in Köln befand.

Sie war von dort gestern abend zurückgekommen.

„Nein, nein, ich kann nicht hier bleiben", sprach sie abwehrend. Und sie brachte allerlei heraus von Handwerkern auf Lammen, von der Modistin, die aus Berlin mit Anproben käme.

Dann saßen sie beieinander, auf bequemen Stühlen, in der Nähe des Fensters. Der bleiche Nebel draußen hing vor den Scheiben. Und Agathe war plötzlich stumm. Ihr Herz klopfte. Und in ihrem kleinen Hirn jagten hilflos die Gedanken, um die schöne, innige Rede wieder zusammenzubringen, die sie sich in zwei schlaflosen Nächten ausgesonnen. Eine Rede, durch die sie sich selbst immer wieder zu Tränen gerührt hatte, die auch Klara das Herz erweichen mußte! Mit deren Erfolg sie Wynfried überraschen wollte. Noch diese Nacht dachte sie nach Köln zurückzufahren. Aber eine Depesche sollte ihr vorauseilen, ihm sagen, alles ist geordnet.

Nun aber war die Rede fort. Völlig verweht im Sturm der Angst. . . . Was sollte werden, wenn sie die rechten Worte nicht fände?

Ihr war so unheimlich zumut. Sie konnte das Gefühl nicht los werden, daß aus dieser unglückseligen Begegnung mit Likowski sich irgendeine Katastrophe entwickle. Ein größeres Pech konnte es auch gar nicht geben. Sie saß mit Wynfried in einer kleinen Weinstube in der verborgensten Ecke. Oft waren sie schon dort gewesen, und sie hatten niemals eine Uniform dort gesehen, außer der der Bonner Husaren. Und nun kam eine kleine Gesellschaft, zwei höhere Artillerieoffiziere mit ihren Damen, und mit ihnen Likowski in Zivil.

Es war ihr schrecklich gewesen, schrecklich. Aber Wynfried schalt sie aus, ach, er war nicht mehr der strahlende, anbetende Freund der ersten Zeit. Er sagte: „Likowski ist ein Kavalier, als solcher weiß er, daß er uns nicht zu sehen und zu erkennen hat."

Aber Likowski kam dennoch heran, auf eine so fremde, ferne Art, einen Schritt vom Tisch blieb er und grüßte kalt. Und sprach in einem Ton, der nicht aus Agathens Ohren wollte: „Bitte, Herr Lohmann, auf ein Wort."

Und Wynfried stand auf und folgte dem Hauptmann. Sie blieben außer Hörweite stehen. Steif und höflich sah es aus, wie sie ein paar kurze Worte zusammen sprachen. Dann verneigten sie sich sehr förmlich voreinander.

Wynfried kehrte zu ihr zurück, leichenblaß und stumm. Und wehrte allen Fragen ab und bat, nein, befahl, daß sie am nächsten Morgen abreise.

Von diesem Augenblick an erwuchs in Agathe der Gedanke: Klaras Großmut wird alles in das rechte Gleis bringen.

„Nun?" fragte Klara, „wie ist es dir denn in diesen letzten Monaten ergangen? Du warst viel mit deiner Gerwald auf Reisen?"

„Schlecht ist es mir ergangen", sagte Agathe gedrückt.

„Dir? Schlecht?"

Das tiefe Erstaunen in diesen fragenden Wiederholungen war für Agathe eine Kränkung. Ihr Dasein kam ihr in diesem Augenblick sehr mühselig und beladen vor. Aber das war immer ihr Los gewesen: kein Mensch glaubte ihr, wenn sie litt.

„Ich bin sehr unglücklich", sprach sie mit weinerlicher Stimme. „Wenn man entsagen und immer wieder entsagen soll" . . .

Klara erschrack. Kam ihr die gutherzige, törichte Frau wieder mit ihrem Liebesjammer?

Nur das nicht! Nicht diese kindischen Klagen hören, um einen, den sie selbst in heiliger Entsagung liebte. Das hätte ihre wunde Seele zu peinlich gequält.

Sie suchte nach einem ablenkenden Wort. Aber noch ehe sie es fand, warf sich die andere plötzlich gegen sie, umklammerte ihren Hals und fing schluchzend an zu weinen.

„Mein Gott, Agathe, fasse dich doch." . . .

„Nein," stammelte Agathe, „nein, ich habe alle Fassung verloren, ich kann nicht mehr, ich kam, weil du — du allein bist es, die mir mein Glück geben kann, Leben, Ehre, Glück, alles." . . .

Was hieß das? Gab es denn außer dem Vater, der ahnungsvoll ihr geheimstes Leid zu erraten schien und es andächtig verschwieg, gab es einen Menschen, der von ihrer Herzenqual wußte?

Und wie sonderbar drückend war ihr die Körperlast der Weinenden. Sie schob sie von sich und sprach mit blassen Lippen: „Ich habe kein Glück zu vergeben, und ich kann dir nicht helfen."

„Doch, gib ihn frei, laß ihn mir, ich liebe ihn über alles in der Welt, ich sterbe, wenn ich auf ihn verzichten soll."

„Von wem sprichst du?" fragte Klara und zitterte vor dem kommenden Wort.



„Von Wynfried, von Wynfried!“

Das kam jammernd heraus, als umschlösse der Name allein alles Unglück ihrer Gegenwart.

„Von — von?“ . . .

Ich träume, dachte Klara, das ist ja Unsinn.

„Hast du es denn nicht gespürt? Du mußt doch gemerkt haben, wie glücklich und froh er war. Aber das ist es, so was kannst du nicht merken, du bist ja nur seine gute Freundin. du bist kalt, ach, du weißt nicht, wie es ist, wahnsinnig zu lieben. Deshalb kann es dich auch nichts kosten, gar nichts, ihn frei zu geben.“

Verstummt, gelähmt saß die junge Frau. Die vergangenen Monate zogen in rasendem Flug an ihr vorbei. Sie sah ihren Gatten, immer liebenswürdig, höflich, rücksichtsvoll, ohne Ansprüche an ihre Hingabe. Wie war es friedlich, wie erlösend gewesen, aber nun, diese allerletzten Wochen? Umwarb er sie nicht? Begehrlich wie ein Verliebter?

O Schmach!

Und unterdessen ging die jammernde Rede der andern immer weiter, wurde ruhiger, nahm endlich den Ton des Rechtes an. Mit der Miene eines kleinen Mädchens, das seine ersten Liebessorgen hat, naiv, manchmal fast treuherzig. Und sie schloß: „Siehst du, geliebte Klara, ich hab dir ja gar nichts weggenommen. Ihr habt euch nicht aus Liebe, sondern nur dem Vater zu Gefallen geheiratet. Und Wynfried sagt, er sei eben damals so herunter und so willenlos gewesen, daß er sich habe verheiraten lassen. Deshalb brauche ich dir gegenüber auch kein schlechtes Gewissen zu haben. Ich habe dich auch viel zu lieb, als daß ich dir hätte etwas antun wollen. O nein, dazu bin ich ein zu anständiger Mensch. Laß ihn frei, damit ich sein Weib werden kann. Ich sterbe sonst.“ . . .

Und sie drückte ihr Taschentuch gegen die Augen.

Klara fuhr auf, sie hatte gedacht, gedacht und doch in fiebernder Doppeltätigkeit alles gehört. „Vor einem Jahr wolltest du um einen andern sterben.“ Agathe hörte wohl den Hohn. Aber sie fühlte jetzt zu leidenschaftlich, und alles war doch anders.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtlinge in Holland.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Nie hab ich das der Kalliope gewidmete Anfangskapitel „Schicksal und Anteil“ von Goethes „Hermann und Dorothea“ schlichter und zu Herzen gehender vortragen hören als jüngst im Berliner Lessingtheater von Frau Ilka Grüning. Wir waren alle aufs tiefste bewegt und erschüttert, und manch einer erlebte wohl die oft gelesene klassische Schilderung des seltsamen Flüchtlingzuges, über die der „Homeride“ Goethe so viel vergeistigten Wohllaut zu legen verstand, als etwas ganz Neues. Das Menschliche darin wurde plötzlich zeitgemäß. Der Krieg atmete seinen unheimlichen Feueratem über uns. Und jedes Wort des Dichters war deshalb für uns Hörende von der Wucht eines besonderen Erlebnisses beschwert. Alles das tritt jetzt mit verdoppelter Gewalt wieder vor das Gemüt. Antwerpen, die stolze Scheldestadt, ist gefallen — gefallen unter dem Anprall der siegreichen deutschen Heere. Und während die Kanonen dröhnend an das gepanzerte Tor pochten, peitschte eine unsägliche Angst die Antwerpener Bevölkerung auf. Von Verzweiflung vorwärts getrieben, flüchtete sie von Haus und Hof und erinnerte sich, daß es inmitten des Kriegslärms eine stille Oase gab: — das neutrale Holland. Wir wissen: die Belgier liebten die Holländer nie besonders, und den Holländern waren die Belgier gleichgültig. Aber jetzt existierten keine Gegensätze mehr. Aller politische Hader und jeder wirtschaftliche Neid schwieg; der Mensch trat zum Menschen. Das hatte allein die Not bewirkt. Dem Schicksal gesellte sich der innere Anteil: Holland empfing den unendlichen Zug der Flüchtlinge, Zivilisten und Soldaten mit Sammlung und Würde. Nächstenliebe zu üben, war seine höchste Aufgabe.



Auf fremder Erde.

Man muß Holland genauer kennen, um zu begreifen, daß solche Teilnahme für das Land etwas Selbstverständliches ist. Die Gastfreundschaft dieses Volkes ist sprichwörtlich. Was der Holländer jetzt an den Tausenden und aber Tausenden von belgischen Flüchtlingen tut, entspringt nur dem Gefühl, spontan zu helfen. Die Neutralität seines Landes verpflichtet ihn innerlich zu dieser Teilnahme an der menschlichen Not seines

Zentralausschuß für belgische Flüchtlinge in Bergen op Zoom, wo ihnen kostenlos Karten für die Heimfahrt verabfolgt werden.

Mit Hab und Gut unterwegs.

Nachbarn. Auch seine Grenzen starren zwar in Waffen, aber dahinter findet der Schutzsuchende auch viele mildtätige Hände bei der Arbeit. Und es ist durchaus nur eine Bestätigung des Gesagten, wenn die holländische Regierung das Angebot Englands einfach abschlug, das mit einer gewissen Summe für die Unterhaltungskosten der Belgier aufkommen wollte, und wenn sie erklärte, sie trage die Verpflegung der Flüchtlinge — aus freien Stücken selbst — schon aus den natürlichen Gründen der Menschlichkeit. — Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, ist sicher



Eine Familie, die sich häuslich eingerichtet hat.



Auf der Rückkehr nach Antwerpen.



Auf dem Marktplatz von Bergen op Zoom: Mittagkochen für die Flüchtlinge.

mancher von den Flüchtigen bereits wieder nach der Heimat zurückgekehrt. Aber die Rückkehr geschah ohne Zwang seitens der Holländer. Hollands Gastfreiheit soll nirgends angetastet werden, wurde öffentlich bekannt gegeben. Natürlich waren die Grenzstädte am meisten in Mitleidenschaft gezogen: Bergen op Zoom, Rozendaal und Breda, die alle an der Linie Tilburg—Vlissingen liegen. Dorthin ergoß sich der Strom der Flüchtlinge bei Tag und bei Nacht. Jeder von ihnen brachte etwas von den Schrecken des Krieges in die friedlichen Orte. Es wird uns nicht einfallen, für die belgische Zivilbevölkerung, die sich zu Beginn des Feldzuges in so schändlicher Weise gegen unsere Armee wendete, irgendwie Partei zu ergreifen. Krieg ist Krieg. Und vor den Herolden des Siegers zerstiebt das Heer der Besorgten und Weichmütigen in alle Winde. Das ist immer so gewesen. Aber trotzdem rauscht ein leiser Akkord von Menschlichkeit in uns auf, wenn wir Flüchtlinge sehen. „Schicksal und Anteil". Wir können beides schwer trennen.

In diesem Fall bewundern wir freilich Holland, das diese ungeheure Last mit so viel Würde trägt. Gerade in diesem Krieg, der bei unsern Gegnern die brutalsten Instinkte selbst dort entfesselte, wo die fromme Caritas ihr keusches Banner entfaltete, fällt dies noble Gebaren eines neutralen Staats besonders wohltuend auf. Und es ist deshalb auch gar nicht so absurd, daß ein findiger Kopf den Vorschlag gemacht hat, man solle Holland für diese Tat später den Friedensnobelpreis zusprechen. — Bergen op Zoom, wo die meisten der hier beigefügten photographischen Aufnahmen gemacht wurden, ist ein Städtchen am Ausfluß der Zoom in die Oosterschelde, das im fünfzehnten Jahrhundert Fischerei und Tuchhandel zu einer der blühendsten Städte der Niederlande machten. Der Krieg tobte bis ins 19. Jahrhundert hinein immer wieder gewaltig vor seinen Mauern: Wassergeusen, Spanier, Franzosen und Engländer stürmten mit unterschiedlichem Glück seine Festung. — Mit einer Dampftrambahn kann man in knappen drei Stunden nach Antwerpen hinüberfahren. — Jetzt ist es die Zufluchtstätte für die bedrängten Nordbelgier. Noch im Sommer hätte man den ausgelacht, der von einer Verständigung zwischen Belgiern und Holländern gesprochen hätte. Heute ist Krieg, und heute ist alles, alles anders. Wehmut, Trauer und Grauen beherrschen den halben Erdball. Und neben der Bewunderung für die deutschen Sieger tritt bei uns die Hochachtung für den, der Wunden heilt und die Tränen seines Nächsten trocknet. „Schicksal und Anteil".



Belgische Nonnen kehren zurück.

Heimatlos.

Viktoria.

Skizze in Briefen von Brenta Piawe.

Sonntagnachmittag im September 1914.
Lieber Andreas!

Heute ist der sechste Sonntag, seit Du fort bist. Nichts als ein paar Karten von Dir, ein paar Bleistiftzeilen. Ach, wenn Du wüßtest, wie jedes Wort, jeder Buchstabe geliebt und gelesen wird. Noch nie habe ich Deine Schrift so geliebt wie jetzt. Und doch danke ich Dir für das wenige. In Deinen paar Worten bist Du — ganz Du. Du hast ja auch recht. Beschreibungen bringen die Zeitungen, Verwundungen die Verlustlisten; Dir bleibt nichts als die Worte — „mein Herz schlägt noch für Dich und das Vaterland". Ich lese alles daraus, sehe alles. Von morgens bis abends sehe ich Dich, und noch vor dem Einschlafen höre ich Dein Pfeifen. Nicht wahr, Du pfeifst manchmal, so ganz leise, ganz hell wie bei uns zu Hause, wenn wir abends durch die Felder gingen.

Nein, nein, Du sollst mich nicht so ansehen, ich bin nicht weich, ich weine auch nie. Ja, Frau von Güntzow, die heute morgen bei mir war, machte sogar ein merkwürdiges Gesicht (Du weißt, ich habe mich schon als Kind etwas vor ihr gefürchtet), weil ich lachte. Sie kam gerade, als die Kinder beim Essen waren. (Ich lasse sie jetzt auch an den Sonntagen kommen, wir haben reichlich Obst, Kartoffeln und Eier.) Und der Junge von Seegebrecht ist ein Bengel! Es gab Pfannkuchen mit Pflaumen, und er wollte zwei Löffel haben, um mit beiden Händen zu essen. Er bekam sie auch, und dann gab es ein fürchterliches Geschrei, weil alle nach Löffeln riefen. Frau von Güntzow fand das ganz unpädagogisch, aber ich kann nun mal Musterkinder nicht vertragen. Sie hat auch eine Nähstube nach meinem Vorbild eingerichtet, aber sie sitzt dabei und liest aus den Memoiren des seligen Güntzow (um 1700). Du kannst Dir das Interesse der Kätnerfrauen denken. Sie sitzen wie Rüben im Blumenbeet — im Bildersaal. Sie müssen große, selbstgenähte Filzschuhe überziehen und zweimal in der Woche den Boden blank reiben. Ich sagte Frau von Güntzow, sie sollte die Leute lieber in der Gesindestube sitzen lassen oder in der Halle, wie ich es tue, aber sie findet es „erhebend", wenn die Frauen in der gemalten Gesellschaft der Güntzows seit 1689 sitzen, in Uniform mit Orden und Ehrenzeichen.

Du glaubst überhaupt nicht, wie schwer es mancher seelensguten Frau fällt, vernünftigen praktischen Patriotismus zu üben. Jetzt heißt es doch einfach: Mensch unter Menschen sein und die Augen aufmachen für anderer Leute Unglück. Da hat die junge Frau von Dalchow (auf Rübenhagen) ihre halbe Obsternte in die Arbeitervorstadt geschickt. Sie erzählte es mir strahlend. Die Leute haben natürlich keine Ahnung, ich habe sofort meine Mamsell hinübergeschickt. Die kocht seit zwei Tagen in einer leeren Werkstatt ein.

Am hübschesten ist es bei Münckwitzens. Da wird gestrickt, genäht, gekocht. Das ganze Dorf sitzt oben im Gutshaus. Frau von Münckwitz strickt für die Soldaten, der alte Münckwitz muß anprobieren. Neulich war er ganz in Wolle gepackt. Ohrenklappen, Kopfhaube, Leibbinde, Kniewärmer, die ganze Halle lachte. Die Leute vergaßen für eine Viertelstunde den Krieg und alles Herzeleid. Es geht ein Segen von Liebe, Reichtum und Wärme aus diesem Haus über den Kreis bis weit hinaus in die Schlachtfelder. Frau von Münckwitz (geborene von Hoyen) organisiert wie ein Feldherr. (Die Hoyens sind eben im Generalstab aufgewachsen.) Bei ihr kann die ungeschickteste Kätnerfrau etwas. „Jetzt habe ich einen Grund, das Dorf zu reorganisieren", sagt sie. Und die Kinderkleider, Röcke, Hemden fliegen nur so aus den Stuben. — —

Unsere Kartoffelernte wird großartig. Obst haben wir in Fülle. Es ist, als ob der Himmel uns segnen wollte für alle die Opfer. Und Blumen in den Gärten. Eine Glut von Sonnenblumen, Astern, Georginen. Die kleinen Häuser ersticken fast in der Fülle. Der Bronzekübel in deinem Zimmer — — nein, es ist nicht Sentimentalität, lieber, lieber Andreas, aber die gelben Studentenblumen müssen geschnitten werden, es sind zu viele, und in Deinem Zimmer stehen sie so wunderschön zu der Ledertapete. Und es ist auch nicht richtig, wenn Du von anderen gehört hast, daß ich traurig bin. Ich bin sehr ruhig und heiter bei den Kindern. Mein Kindergarten hier blüht und gedeiht. Einundzwanzig Kinder habe ich nun. Die Liese vom Lehrer und Klausens Anna halten sie in Ordnung. Es sind sogar noch Brustkinder dabei. Die Mütter sind im Gemüsegarten bei leichter Arbeit. Wir haben Spinat gepflanzt und Salat und sind schon bei der zweiten Ernte. Der ganze August war voller Sonne, da schoß alles in die Höhe.

So um sechs Uhr kommen die Nährmütter noch einmal herein. Ich habe ihnen die große Fremdenstube eingeräumt. Da können sie in Ruhe sitzen. Es ist etwas Seltsames, diese acht Frauen zu sehen. Ein paar davon mager und verarbeitet, ein paar robust, aber alle von einer rührenden Geduld zu den kleinen Geschöpfen. Ihre Männer sind im Feld. Keine klagt. Sie sitzen da mit stillen Gesichtern, es ist etwas Heiliges um sie. Gestern kam ich herein, da war die Stube voller Abendsonne, Goldreifen lagen um jeden dieser groben Köpfe. Ich machte die Tür wieder zu — und ich weiß nicht — ich mußte weinen. — —

Ich denke so viel an den Herbst. — —

Wie gesegnet gehe ich umher. Ich fühle mich so stark und gesund. Noch nie habe ich so viel arbeiten können. — Der Sanitätsrat strahlt, wenn er mich sieht. Er spricht nur von „unserm Jungen". Und ich denke doch manchmal, ein Mädel bleibt länger an meinem Herzen. Aber er sagte, das wäre bei euch Sitte, erst der Junge, dann das Mädel, und ich hätte mich einfach an die Tradition zu halten. Er hat seinen Sohn im Feld, Oberstabsarzt, ist bei Lüttich heimtückisch verwundet worden, lag in Aachen und ist schon wieder heil an der Front. Der Sanitätsrat ist doch ein famoser Kerl trotz seiner Grobheit. Er schimpft auf die Leute und behandelt sie dabei umsonst. Ich hab's von den Leuten, er will es nicht zugeben, nur seine Grobheit. Jetzt sieht man erst, wie gut die Menschen sein können. Selbst die Zehdenows haben sich versöhnt. Die junge Frau fuhr in die Stadt, um der Frau General eine Feldpostkarte von Kurt zu zeigen. Sie kutschierte selbst und hatte Siegfried mitgenommen, den Zweijährigen. Sie kamen bei uns vorbei. Der Junge ist so schön, daß die Frau General weich werden muß. Und kurz vor der Stadt am Walde kommt ihnen ein Wagen entgegen. Da sitzt die Frau General in schwarzer Seide mit der goldenen



Familienkette, um der verhaßten Schwiegertochter eine Feldpostkarte von Kurt zu zeigen. Mitten auf der Landstraße große Versöhnung. Die junge Frau fährt mit in die Stadt, packt und fährt mit der Schwiegermutter zusammen wieder zurück aufs Gut. Am Rathaus in der Stadt mußte der Wagen halten. Da hat sie oben tausend Mark für das Rote Kreuz gegeben — die sparsame Frau General. Sie kamen noch einmal hier vorbei. Der Junge saß auf dem Schoß der Großmutter und spielte mit der goldnen Kette. Die Frau General ist um eine Generation jünger geworden — nach dem fünf Jahre alten Haß. — So groß ist der Krieg. — — Post und Zeitungen holt unser buckliger Schäfer alle Morgen aus Kreuschen. Der Briefträger kämpft gegen die Russen, Ersatz lohnt sich nicht für die paar Dörfer. Da hat sich der Schäfer angeboten. Es ist der einzige Dienst, den er dem Vaterland leisten kann. Es ist dann ein Laufen und Fragen. — Ich lasse alles ins Schloß bringen. Es ist wegen der Leute. Sie nehmen sich besser zusammen, wenn die Verlustliste kommt. Ich habe sie vom Landrat erbeten, lese sie aber schon den Tag vorher, um vorzubereiten. Zwei von unseren Knechten sind gefallen, Rincklage wird vermißt, der Sohn von Danklmeyer liegt schwer verwundet. Die Angehörigen tragen es wie Helden. Die Leute klagen nie, nur die alten Frauen beten mehr als sonst. Unser Kandidat ist doch ein Prachtmensch. Schade, daß Du ihn nicht mehr kennen gelernt hast. Er arbeitet nun in drei Gemeinden. Ein junger, ernster Mensch mit Apostelaugen und einem Kinderlächeln. Er hinkt etwas und konnte nicht mit hinaus. Er hat geweint wie ein Kind bei der Mobilmachung, erzählte er mir selbst. Sein Vater war 1870 Feldprediger und hat das Eiserne Kreuz. Nun geht der Sohn hier von Haus zu Haus und predigt Begeisterung und Opfermut. Unser stiller, schwerer Schlag hier darf sich nicht in die Schrecken dieses furchtbaren Krieges vergrübeln.

Unsere Zeit ist so ernst und so groß. Das empfindet hier der einfachste Mensch. Ich weiß nicht, wie ihr draußen im Feld denkt. Ihr lebt in Feuer, Rauch und Blut. Ihr müßt ja anders fühlen wie wir in unserem stillen Winkel.

— — Heute zum Sonntag gönnte ich mir eine stille Stunde im Liegestuhl auf der Terrasse. Der Himmel war so strahlend blau, die Marienfäden flogen, ich sah sie in kleinen Knäueln hoch in das Blau hineinsegeln. Die Glocke läutete. Ein unendlicher Friede über unserem Stückchen Erde. Lieber, lieber Andreas, ist es denn möglich, daß es einen Krieg gibt? Ist es denn wahr, daß draußen an den Grenzen — — —

Sonntagabend.

Lieber Neffe!

Deine Frau verdient das Eiserne Kreuz. Ich kam gerade im rechten Augenblick. Die Lina hatte mich am Mittag heimlich angeläutet, den Sanitätsrat auch. Und dabei schreibt Dir Deine Frau einen Brief wie eine kleine Gutsbesitzersfrau an ihren Mann im Manöver. Schelte hat's gegeben — das kann ich Dir sagen. — Übrigens, gratuliere, das Mädel ist Dir wie aus den Augen geschnitten. Schreibe mir hierher, ob ihr Wollzeug braucht. Unsere Kerls sollen nicht frieren, und das Frauenvolk hier hat Zeit genug zum Stricken. Dein Mädel schreit. Gott befohlen.

Stets Deine Tante Oberamtmann.

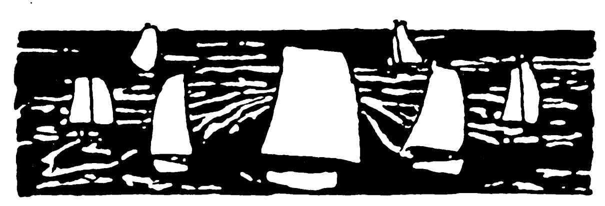
P. S. In Deiner Familie ist, wie Du weißt, das Eiserne Kreuz erblich!!! (mit Bleistift). Mein Andreas. Sie soll Viktoria heißen. —

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 47. | Berlin, den 21. November 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.



Die sieben Tage der Woche.

10. November.

Der australische Kreuzer „Sidney" entdeckt den deutschen Kreuzer „Emden" auf der Höhe der Keelingsinseln (Cocosinseln) im Indischen Ozean. In dem Kampf wird „Emden" vom Kommandanten v. Müller auf den Strand gesetzt. Korvettenkapitän v. Müller gerät mit einem Teil der Besatzung in Gefangenschaft.

Die englische Admiralität gibt bekannt, daß S. M. S. „Königsberg" im Rufidschifluß (Deutsch-Ostafrika), sechs Seemeilen oberhalb der Mündung, von dem englischen Kreuzer „Chatam" durch Versenken eines Kohlendampfers blockiert worden ist.

11. November.

Am Yserkanal wird Dixmuiden von den deutschen Truppen erstürmt. Auch bei Langemarck, Ypern und Lille wurden Fortschritte gemacht.

Angriffe der Franzosen auf die Höhe nördlich Vienne le Chateau am Westrand der Argonnen werden zurückgewiesen.

Das englische Torpedoboot „Niger" wird durch ein deutsches Unterseeboot in der Höhe von Dover zum Sinken gebracht.

12. November.

Deutsche Kavallerie wirft östlich von Kalisch neuerdings vorgegangene russische Kavallerie zurück.

Eine Proklamation des Sultans an das Heer verkündet den heiligen Krieg für alle Muselmanen.

Die Türken haben den Vormarsch auf Batum angetreten.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die deutsche Kolonie von Täbris, die sich auf dem Wege nach Teheran befand, von russischem Militär gefangengenommen wurde. Der deutsche Konsul wurde rechtzeitig von dem amerikanischen Gesandten gerettet.

13. November.

Die deutschen Marinetruppen bringen am Ysergebiet dem Feind schwere Verluste bei. Bei Ypern sind Fortschritte zu verzeichnen. — Bei Soissons werden heftige Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen.

An der ostpreußischen Grenze bei Eydtkuhnen und östlich des Seenabschnittes entwickeln sich neue Kämpfe mit vordringenden russischen Truppen.

Der österreichisch-ungarische Generalstab teilt mit, daß die Zahl der in der Monarchie internierten Kriegsgefangenen auf 867 Offiziere und 92 727 Mann gestiegen ist.

In Serbien sind die österreichisch-ungarischen Truppen gegen Valjevo herangekommen. Das serbische Hauptquartier ist von Valjevo verlegt worden.

Die britische Admiralität teilt mit, daß die Kreuzer „Good Hope" und „Monmouth" als verloren aufgegeben werden.

Ministerpräsident Asquith teilt im englischen Unterhaus mit, daß die Engländer bis zum 31. Oktober 57 000 Mann verloren haben.

14. November.

Bei Wloclawec in Russisch-Polen wird ein russisches Armeekorps zurückgeworfen.

Ein Ausfall der Besatzung der von den Russen wieder eingeschlossenen Festung Przemysl bringt den Russen starke Verluste bei.

Die türkischen Truppen nehmen die persische Stadt Kotur ein, die bis 1878 türkischer Besitz war. Die Kotur okkupierenden Russen wurden in die Flucht geschlagen.

Ein englisch-französisches Geschwader blockiert die Hafenstädte Kleinasiens. Die Außenforts von Smyrna werden von französischen Schiffen beschossen.

Ein japanischer Torpedojäger, der in der Bucht von Kiautschou Minen aufsucht, gerät selbst auf eine solche und sinkt.

15. November.

Im Argonnenwald wird ein starker französischer Stützpunkt in Sturm genommen.

Aus London wird der Tod Lord Roberts gemeldet. Lord Roberts ist in Frankreich gestorben, wo er das Lager der indischen Truppen inspizierte.

Die Deutschen im Ausland.

Von Geheimrat Professor Dr. Rudolf Eucken.

Unter den mannigfachen Erfahrungen, die wir Deutsche heute machen, ist eine der schönsten und erhebendsten das einmütige Zusammenhalten der Auslandsdeutschen mit uns, ihr eifriges und tapferes Eintreten für unsere Sache. Hörte man früher wohl sagen, der Deutsche entfremde sich leicht seiner Heimat und ginge widerstandslos in ein fremdes Volkstum auf, so hatten schon die letzten Jahrzehnte diesen Vorwurf zur Genüge widerlegt, aber was wir heute an Betätigung vaterländischer Gesinnung von den Deutschen im Ausland erleben, das übertrifft alle Erwartungen, das wird ein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte bilden, das kann uns Einheimische stärken in unserem gewaltigen Kampf.

Dankbar anzuerkennen ist zunächst das felsenfeste Vertrauen der Auslandsdeutschen auf die Gerechtigkeit unserer Sache und auf den Sieg unserer Waffen. Sie wurden zunächst mit Lügenmärchen überschüttet, wahnwitzigste Nachrichten über uns und unsere Führer wurden mit kecker Zuversicht verbreitet, zugleich unsere Sache als schon verloren hingestellt. Unsere wackeren Volksgenossen haben sich dadurch nicht im mindesten einschüchtern lassen, in einer Atmosphäre von Haß und Unwahrheit gingen sie unbeirrt ihren eigenen Weg, den Weg der Treue und Zuversicht.

Sie verblieben aber nicht beim bloßen Glauben, sie haben ihn auch in tüchtigster Weise in Tat und Leistung

umgesetzt. Das zunächst durch ein unablässiges Wirken zur Aufklärung des durch ein Gewebe von falschen Nachrichten irregeleiteten Auslands. An erster Stelle seien hier die Deutschen der Vereinigten Staaten genannt. Nicht nur war die deutsch-amerikanische Presse eifrigst für Recht und Wahrheit bemüht, nicht nur haben führende Deutsch-Amerikaner, wie z. B. Münsterberg und Kuno Francke, unermüdlich in der englisch-amerikanischen Presse für unsere Sache gewirkt, die Deutschen haben in Newyork auch ein englisches Wochenblatt The Fatherland ausschließlich zu dem Zweck gegründet, richtige Tatsachen und zutreffende Schätzungen hinsichtlich der gegenwärtigen Lage beim englisch-amerikanischen Publikum zu verbreiten. Das Blatt, das allen hervorragenden Persönlichkeiten Amerikas direkt zugesandt wird, hat in seiner Auflage schon die Zahl von 100 000 überschritten; so ist es ein sehr schätzbarer Bundesgenosse im Kampf für die gute Sache. Übrigens haben auch die südamerikanischen Deutschen ein ähnliches Blatt in spanischer Sprache gegründet, und eben im gegenwärtigen Augenblick, wo unsere Gedanken sich so viel mit Tsingtau und China beschäftigen, wollen wir auch mit hoher Anerkennung des „Ostasiatischen Lloyd“ in Schanghai gedenken, der unter der Leitung seines Chefredakteurs Fink aufs tüchtigste und geschickteste für Deutschland und deutsche Kultur im fernen Osten wirkt. Und mit lebhafter Freude begrüßen wir es, daß eben jetzt in dem so wichtigen China neue deutsche Zeitungen gegründet werden.

Dem Wirken im Wort entspricht aber vollauf ein Wirken durch die Tat. So erscheint es in den überall unternommenen Geldsammlungen, deren Ertrag, an der Kopfzahl der Beteiligten gemessen, oft geradezu großartig ist. So erscheint es weiter in dem gewaltigen Eifer, den die Heerespflichtigen in allen Weltteilen zeigten, durch tausendfache Schwierigkeiten hindurch sich den Weg zum deutschen Heer zu bahnen. Daß das vielen dank englischer Seebeherrschung und englischer Rücksichtslosigkeit leider nicht gelungen ist, verringert in keiner Weise das Verdienst der tapferen und treuen Gesinnung, der die Pflicht gegen das Vaterland über alles ging. Ergreifend und erhebend sind vornehmlich die Berichte darüber, unter welchen Mühen die Heerespflichtigen in China nach Tsingtau eilten, das doch von vornherein in dieser Kriegslage als ein verlorener Posten gelten mußte. In einem Brief von dort, den die Frankfurter Zeitung vom 3. November veröffentlicht, heißt es: „Wie gesagt, alles ist bereit; freudig sieht jeder den kommenden Zeiten entgegen, und alles steht auf dem Posten, reich und arm, ob fern, ob weit, alles ist gekommen, um mitzuhelfen. Zwei Herren ritten elf Tage, um dem Ruf zu folgen, drei andere sind 23 Tage zu Fuß gewandert, um ihre Pflicht zu erfüllen.“

Alles zusammenfassend dürfen wir sagen: eben in diesen Zeiten, wo wir so viel Haß und Unbill von fremden Völkern erfahren, ist es uns eine hohe Freude und wertvolle Stärkung, der engen Gemeinschaft aller Volksgenossen auf dem ganzen Erdenrund gewiß zu sein; es ist das zugleich ein deutliches Zeichen dafür, daß unser gegenwärtiger Kampf überall verstanden, gebilligt und hochgehalten wird, wo deutsche Art lebt und deutsche Gesinnung waltet. Daß wir aber den Auslandsdeutschen so viel zu danken haben, das ruft notwendig die Frage hervor, ob wir das Empfangene nicht irgendwie unsererseits vergelten können. In dieser Hinsicht wäre zunächst erwünscht, daß unsere Tagespresse sich mehr mit dem beschäftigte, was die Deutschen im Ausland tun; wir finden z. B. nicht, daß die großartige und opferwillige Tätigkeit des Fatherland von den Zeitungen genügend zur Kenntnis und Schätzung gebracht worden ist. Das zum wenigsten dürfen unsere Volksgenossen draußen erwarten, daß uns vollauf gegenwärtig sei, was sie für uns tun und oft auch um unsertwillen leiden. Denn daß es ihnen an Spott und an Angriffen nicht fehlt, das brauchen wir kaum zu erwähnen. Ferner müßten wir uns größte Mühe geben, ihnen richtige Nachrichten über den Krieg und seine Lagen sowie über die gesamten politischen Verhältnisse Europas fortlaufend sicher und rasch zuzuführen, vielleicht durch ein besonderes, nur diesem Zweck dienendes Organ. Das ist nicht nur wichtig für jene selbst, sondern auch für die Sicherheit und den Erfolg ihrer Aufklärungstätigkeit. Vergessen wir also über dem Bemühen um die Fremden nicht unsere eigenen Volksgenossen!

Endlich sei einer Sache gedacht, die uns gerade in letzter Zeit aufs tiefste erregt und aufregt: der unwürdigen Behandlung der von den Feinden gefangenen oder festgehaltenen Deutschen. Wir hören darüber viel Trauriges von verschiedenen Seiten, das Schmählichste aber scheint hier auf englische Rechnung zu kommen. Was namentlich von durchaus zuverlässiger Seite, z. B. vom Ärztlichen Verein in Hamburg, über die Zustände in den sog. Konzentrationslagern berichtet wird, überschreitet an Rücksichtslosigkeit und Brutalität alles, was man bei einem Kulturvolk für möglich halten sollte. Wenn infolge unzulänglicher Unterkunft, unzulänglicher Lebenshaltung, unzulänglicher Nahrung die Todesfälle der Festgehaltenen sich mehren, so kommt damit eine Blutschuld auf die englische Regierung und schließlich auch auf das englische Volk. Denn England ist stolz darauf, ein parlamentarisch regiertes Land zu sein und eben die Regierung zu besitzen, welche es haben will; jene Brutalität und Unmenschlichkeit der Regierung wird damit auch zur Schuld des Volkes. Verletzend für unser deutsches Gefühl ist dabei auch dies, daß man an einzelnen Tagen der Woche es den Bewohnern der Weltstadt London erlaubt, die gefangenen Germans zu sehen, daß also jeder aus dem Pöbel einer solchen Stadt sich ehrenwerte deutsche Männer aus allen Lebensstellungen wie wilde Tiere ansehen und über sie spotten kann.

Wenn Deutschland nun endlich zu Gegenmaßregeln schreitet, so kann nur eine matte und verschwommene Denkweise daran Anstoß nehmen. Jene Gegenmaßregeln erfolgen ja nicht, weil wir Vergnügen daran hätten, andere zu ärgern und zu quälen, sondern sie erfolgen zum höchstnotwendigen Schutz unserer mißhandelten Volksgenossen, sie sind der einzige Weg, brutale Gegner zu einiger Schonung anzuhalten. Sollten daher die Engländer fortfahren, durch ihre Art der Behandlung deutsches Leben zu zerstören und deutsche Ehre zu kränken, so würden wir auch nach strengem Maßstab der Moral unsere Regierung nicht nur für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet halten, zum Schutz unserer Volksgenossen noch schärfere Maßregeln zu ergreifen. Denn gegen brutale Gesinnung hilft keine Vernunfterwägung, es hilft gegen sie nur Gewalt. Unmöglich dürfen wir jene Volksgenossen der blinden und wilden Rachsucht der Gegner schutzlos überlassen.

Wir leben in einer merkwürdigen, in mancher Hinsicht einzigartigen Zeit, sie stellt auch an unser Entschließen und Handeln Aufgaben schwierigster Art. Hoffen wir, daß es bei uns den leitenden Männern gelinge, über der Energie nicht die Humanität, aber auch über der Humanität nicht die Energie des Handelns zu irgendwelchem Schaden kommen zu lassen.



Die Nöte der Neutralen.

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Unter dem Vorwande, Belgien vor der Vergewaltigung durch die Deutschen schützen zu müssen, hat England, das selber im Bunde mit Frankreich seit langem die nur angeblich neutralen Belgier als gefügige Vasallen gegen Deutschland gewonnen hatte, den europäischen Streit in einen Weltkrieg verwandelt. Oxforder Professoren, die es wirklich besser wissen müßten, haben das der Welt verkündet und den Schutz der kleinen Nationalitäten als Englands historischen Brauch und Pflicht bezeichnet. Unglaublicherweise werden leider diese Erklärungen im größten Teile des Auslandes noch immer geglaubt und ernst genommen. So groß ist entweder der böse Wille oder die Unkenntnis in der Welt, daß nur ganz vereinzelt daran erinnert wird, daß gerade England von alters her der gefährlichste Feind Neutraler gewesen ist, und daß der Aufruf der Oxforder Professoren geradezu einer blutigen Ironie gleichkommt.

Vor und in den Zeiten des alten römischen Reiches wurde mit Neutralen wenig Federlesens gemacht. Wer ihren Wünschen sich nicht ohne weiteres fügte, wurde von den die Seeherrschaft in Anspruch nehmenden Staaten als Feind behandelt; und so ist es geblieben, solange ein Staat einen übermächtigen Einfluß in der Welt ausüben und sich straflos fühlen durfte. Erst als die Macht in der Welt sich auf eine Reihe von Völkern verteilte, stellte sich die Notwendigkeit heraus, bei Streitigkeiten einzelner auf die Rechte der dem Kampf fernbleibenden Staaten Rücksicht zu nehmen. Es entstand ein Recht der Neutralen, das für Handel und Wandel in Kriegzeiten von ausschlaggebender Bedeutung wurde. Kaum gelang es aber den Briten, sich nach der Niederwerfung der Seemacht Spaniens, Frankreichs und der Niederlande der Herrschaft auf den wichtigsten Meeren zu bemächtigen, als die Leiden der neutralen Staaten aufs neue begannen. Englands Schiffe gewöhnten sich daran, das Weltmeer als Alleinbesitz zu betrachten und sich jeden fremden Schiffes unter irgendwelchen Vorwänden zu bemächtigen. Kriege wurden dadurch so gewinnbringend für England, daß seine Kaufleute und Schiffer am liebsten ununterbrochen mit anderen Staaten im Kampfe gelegen hätten. Der Seeraub war Jahrhunderte hindurch Englands beste Waffe und beliebtestes Geschäft. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, zur Zeit des Krieges gegen die um ihre Freiheit kämpfenden amerikanischen Kolonien, trieben es die englischen Kaperschiffe so arg, daß schließlich die nordischen Seemächte dagegen Einspruch erhoben. Sie griffen zu Gegenmaßregeln und erzwangen 1780 von England wenigstens zeitweilig die Anerkennung der wichtigsten Rechte der neutralen Schiffahrt. Weder rechtliche oder philosophische noch gar Gesichtspunkte der Menschlichkeit haben England zum Einlenken bestimmt. Es wollte lediglich sich nicht noch in neue Verlegenheiten stürzen. Wie wenig ernst es ihm war, bewies es bald darauf während der Kriege gegen das revolutionäre Frankreich. Lange Jahre hindurch war da wiederum kein Schiff auf irgendeinem Meere vor seinen Kapern sicher. Es ruhte nicht, bis es allen fremden Handel mit überseeischen Ländern so gut wie vernichtet hatte. — Welcher Kenner der Geschichte erinnert sich nicht mehr daran, wie es mitten im Frieden das neutrale Dänemark überfiel und seine Hauptstadt bombardierte, nur um die Hand auf die einzige noch unversehrte neutrale Flotte legen zu können! Weniger bekannt in Europa ist es, daß um dieselbe Zeit die Engländer mehrere hundert Schiffe der neutralen Vereinigten Staaten einfach gekapert und ihre Bemannungen zum Dienst auf englischen Schiffen gezwungen haben. Nach der Niederwerfung Napoleons gab es denn auch außerhalb Englands keine nennenswerte Kriegs- oder Handelsflotte mehr, und die Engländer konnten auf allen Meeren nach Belieben schalten und walten. Neutrale hingen einfach von Englands gutem Willen und Laune ab. — Erst nach dem Erstarken Frankreichs unter Napoleon III. und dem allmählichen Aufkommen der Vereinigten Staaten wurde das im Laufe des 19. Jahrhunderts etwas anders. Gelegentlich des Pariser Kongresses von 1856, der das Ende des Krimkrieges besiegelte, wurde eine Deklaration von den Mächten durchgesetzt, die die Rechte und Pflichten der neutralen Staaten in Seekriegen des näheren für künftige Zeiten festsetzte. Ausgereicht hat auch diese Maßnahme freilich auf die Dauer nicht. Wenige Jahre schon nachher verstieß England aufs gröblichste gegen sie während des Bruderkrieges in den Vereinigten Staaten. Wenn es sich auch schließlich nach dem Siege der Nordstaaten schweren Herzens zu einer Geldentschädigung für seine groben Verletzungen des Völkerrechts herbeigelassen hat, so hat es doch auch während der folgenden Jahre keine Gelegenheit versäumt, die Neutralen zu schädigen, wenn das eben seinen Vorteilen entsprach. Wieviel Verstöße gegen das Völkerrecht hat es sich allein während des dänischen, des Deutsch-Französischen, des südafrikanischen und japanischen Krieges ungestraft zuschulden kommen lassen!

Als der russische Zar plötzlich sich der Welt als Friedensapostel vorstellte und die Amerikaner sich in Veranstaltungen, die nach ihrer Ansicht die Welt vom Fluch des Krieges befreien sollten, nicht genugtun konnten, haben gutgläubige Seelen sich dem Glauben hingegeben, daß nun wirklich neue Zeiten für die friedliebende Welt hereinbrechen würden. Auf der zweiten Haager Friedenskonferenz wurden viel Zeit und Tinte für Maßregeln zum Schutze der neutralen Schiffahrt verschwendet. Und ein Jahr später überraschte die britische Regierung die Welt mit der Einladung zu einer Konferenz in London, die einzig und allein dem Zwecke der Feststellung der Rechte und Pflichten neutraler Staaten dienen sollte. Ihr Werk war die Londoner Deklaration vom 26. Februar 1909, die unter Zustimmung aller Großmächte ein für allemal die Stellung der Neutralen im Kriege bis in alle Einzelheiten regelte. Alle Teilnehmer der Konferenz haben dieser Magna Charta der Neutralen, die von größter Bedeutung für die Zukunft der Welt zu werden versprach, zugestimmt. Nur England, das dieses Werk angeregt, hat bezeichnenderweise im letzten Augenblick seinem eigenen Werk die Genehmigung versagt! Im englischen Oberhaus siegten die Leute, die mit dürren Worten aussprachen, daß England nie und nimmermehr Bestimmungen seine Zustimmung erteilen könne, die es bei Gelegenheit an der Vernichtung etwaiger Wettbewerber auf dem Weltmarkte hindern könnten. Nichtsdestoweniger haben England sowohl wie Frankreich bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges Erklärungen erlassen, wonach sie sich im wesentlichen an die Vorschriften der Londoner Deklaration halten wollten. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, wie wenig ernst es ihnen damit war, daß es ihnen vielmehr darauf ankam, die Neutralen in eine Falle zu locken.

Wie heute die Dinge liegen, ist dem Handel, der Schiffahrt, ja der Fischerei der neutralen Staaten durch England und Frankreich beinahe vollständig der Garaus gemacht. England hat nicht allein unter Nichtbeachtung der 1856 festgelegten Grundsätze deutsche Schiffe, selbst in neutralen Gewässern, weggenommen und vernichtet, hat deutsche Reservisten, obwohl sie noch in keinem militärischen Dienstverhältnis standen, aus neutralen Schiffen heraus gefangengesetzt, sondern hat auch so ziemlich alle Waren, deren Beförderung auf neutralen Schiffen niemals als unerlaubt gegolten hat, einfach als Kriegskonterbande beschlagnahmt. Es hat den Handel mit Getreide, Petroleum, Kupfer und Baumwolle aus Nordamerika, den mit Kaffee, Häuten, Nitraten aus Südamerika, mit Tran aus Südafrika nach Norwegen, mit Kohlen aus den Vereinigten Staaten nach Südamerika vorderhand so gut wie unmöglich gemacht. Nicht genug damit, hat es Seeminen auf offene Wasserstraßen gelegt, hat Schiffe unter der Behauptung, daß sie früher einmal Konterbande geführt hätten, weggenommen und hat schließlich unter Nichtachtung der ältesten Sätze des Völkerrechts die offene Nordsee zu sperren versucht.

In erster Linie werden durch Englands Vorgehen natürlich die europäischen Staaten betroffen. Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen sind beinahe so gut wie vom Atlantischen Meer abgeschnitten. Ihre Schiffe müssen weite kostspielige Umwege machen und laufen jeden Augenblick Gefahr, auf englischen Seeminen zugrunde zu gehen. Italiens und Spaniens Schiffahrt unterliegen vollständig französischer Aufsicht im Mittelmeer und englischer bei Gibraltar. Unter dem Vorwande, daß irgendwelche auf ihren oder den Schiffen der nordischen Staaten befindliche Waren für den Weiterversand nach Deutschland oder Österreich bestimmt sein könnten, setzt England nach Belieben fest, welche und wie viele Waren es ihnen überhaupt zur Einfuhr gestattet! In nicht viel besserer Lage befinden sich die amerikanischen Staaten. Ganz abgesehen davon, daß die Engländer ihre Bürger am freien Reiseverkehr mit Europa wirklich hindern und sie der bequemsten Reisegelegenheit berauben, unterbinden sie ihren gesamten Handel und Wandel. Kurz, wie einst Napoleon England vom Kontinent abzusperren versuchte, so zeigt sich England heute vom Bestreben erfüllt, den Handel des europäischen Festlands nach überseeischen Ländern zu vernichten. — Wenn man sich mit Amerika vorderhand wohl damit tröstet, daß England, Frankreich und Rußland hier Massen von Waffen und Kriegsvorräten aller Art kaufen, so muß doch auf die Länge die Unterbindung und Schwächung eines europäischen Marktes von mehr als hundert Millionen kaufkräftiger Menschen und die Absperrung vom europäischen Geldmarkte sehr böse Früchte auch für Amerikas Wirtschaftsleben tragen. — Die neutralen Staaten haben sich gegen die Vergewaltigung durch England bisher lediglich durch vereinzelte, wie die Engländer sagen, freundschaftliche Vorstellungen gewehrt. Sie haben damit aber lediglich zeitweilige und unbedeutende Erleichterungen erreicht. Mehr Erfolg würde jedenfalls ein gemeinsames Vorgehen unter entschiedenem Vortritt der Vereinigten Staaten haben. Aber davon ist bisher wohl gelegentlich die Rede gewesen, etwas Ernstliches ist aber noch nicht geschehen. Nur die nordischen Staaten bereiten jetzt einen Protest vor. Der Grund dafür dürfte ebenso in der Tätigkeit der so überaus geschickten englischen und französischen Diplomatie wie in der durch eine jahrelange wirksame Vorarbeit unserer Feinde erreichten weitverbreiteten Abneigung gegen Deutschland fast überall im Auslande zu suchen sein. In mehr als einem Blatte der neutralen Staaten kann man leider Äußerungen lesen, die keinen Zweifel darüber lassen. Nicht mit Unrecht hat ein amerikanischer Vertreter des Daily Chronicle am 21. Oktober seiner Zeitung geschrieben: „Der Dank, den England der amerikanischen Zeitungswelt schuldet, ist ungeheuer. Die Leiter der besten Zeitungen sind furchtlose und überaus schlaue Anwälte der englischen Sache geworden. Sie haben Deutschland dem amerikanischen Volke zum Schreckbild zu machen verstanden. Wir haben keine besseren Verbündeten in Amerika als die Leiter der großen Blätter." Mit Hilfe solcher Bundesgenossen werden die Neutralen irregeführt und wird ihnen sogar noch jetzt, angesichts der frechen Übergriffe der Briten, eingeredet, daß an ihren Nöten nicht England, sondern Deutschland die Schuld trage, weil es sich nicht gutwillig von seinen Feinden vernichten läßt!

Sache der am Handel und Wandel beteiligten Kreise wird es sein, dagegen Stellung zu nehmen und den Leuten, die aus Haß gegen Deutschland für das Wohl des eigenen Landes blind geworden zu sein scheinen, das Handwerk zu legen.

Der Untergang der „Emden".

Der Tag ist trübe, von Schatten umjagt,
Und Deutschlands dankbare Seele klagt,
Und Tränen glänzen, und Stimmen hallen:
Die „Emden" — die „Emden" ist gefallen!

Man will nicht glauben, man zweifelt, hofft —
Das Wort der Feinde belog uns oft!
Heut sprachen sie wahr! Sie tanzen und singen:
Der deutschen Schwalbe brachen die Schwingen!

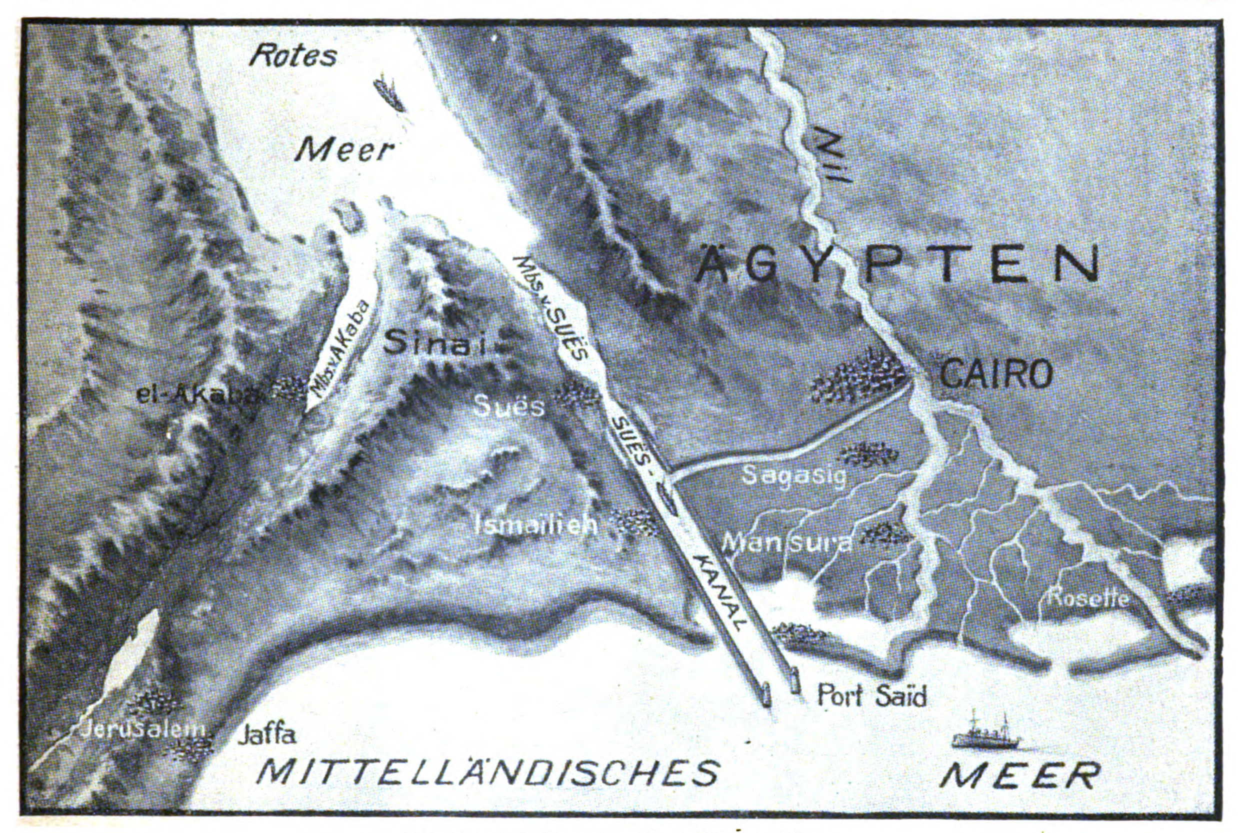
Sie sank. Ihr stählernes Herz zersprang.
Ihr stolzer, flammender Untergang
— Wie Sterne fallen und Helden sterben —
War Sieg im Tode noch, kein Verderben!

Wo sie versank — der flutende Schrein
Wird uns ein heiliger Brunnen sein,
Aus dem verklärt, in leuchtendem Reigen,
Des Deutschtums siegende Kräfte steigen!

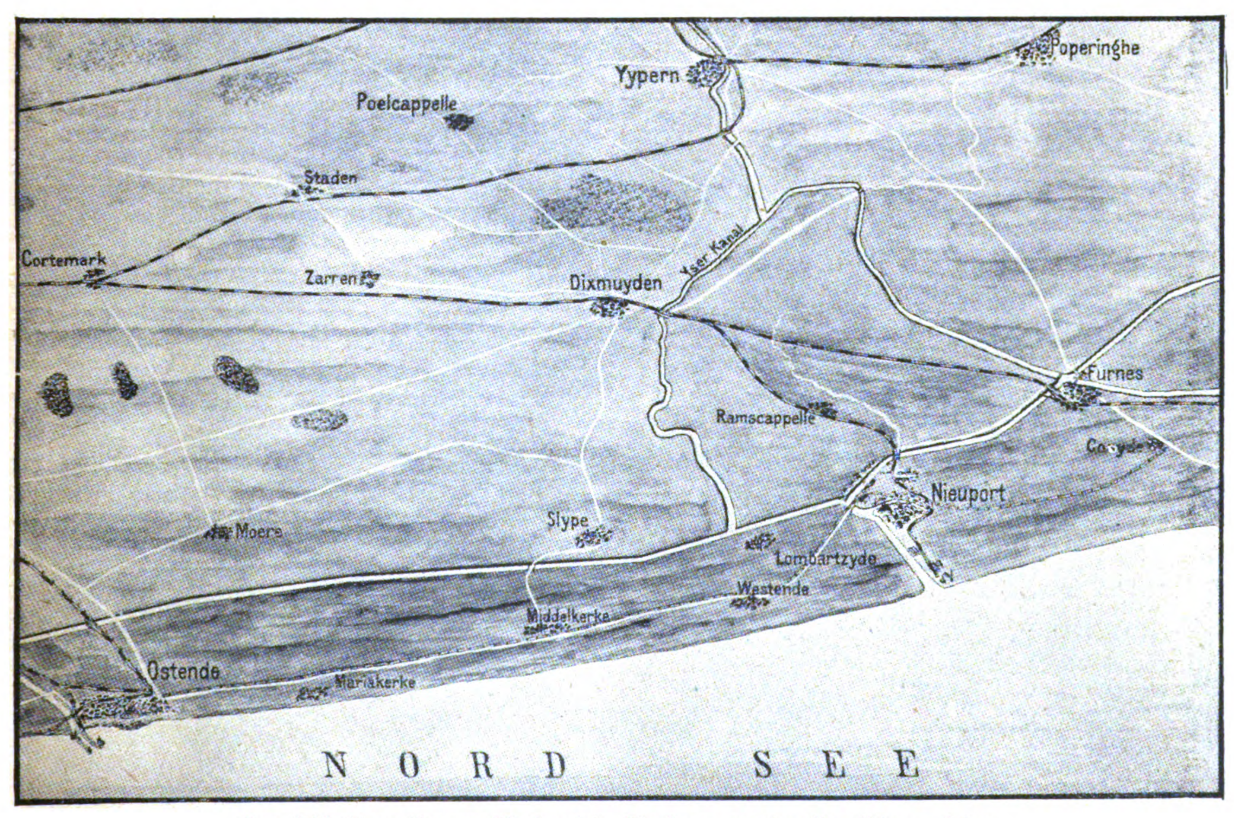
Steht Schulter an Schulter und Herz an Herz!
Und unser Wille wird klingendes Erz —
Es bleibt, ein Mächtiger unseres Bunds,
Der Geist der „Emden" lebendig in uns!

Ludwig Ganghofer.

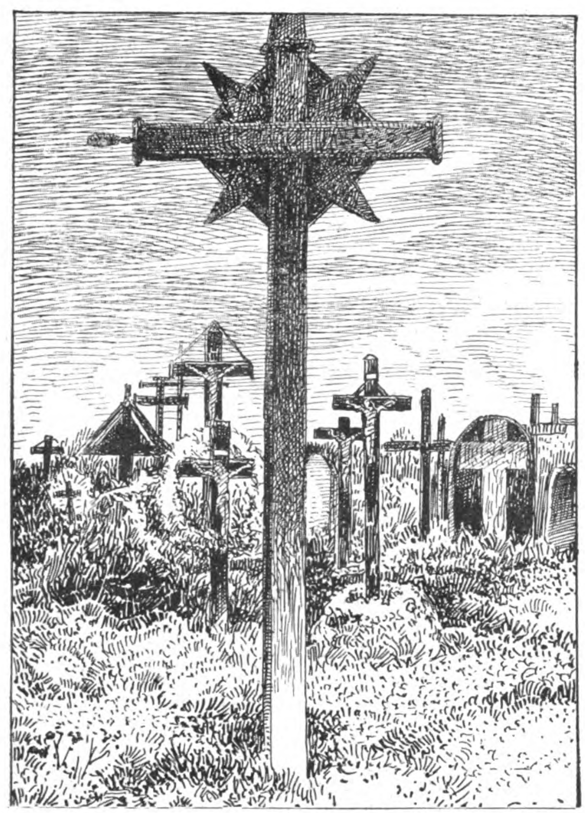




Der Suezkanal aus der Vogelschau gesehen.
Zum Angriff der Türken auf Aegypten.



Das Schlachtengebiet am Yserkanal in Flandern, aus der Vogelschau gesehen.



Den Heldentod fürs Vaterland gestorben.
Grab des Prinzen Maximilian von Hessen in Mont des Cats.

Der Weltkrieg.

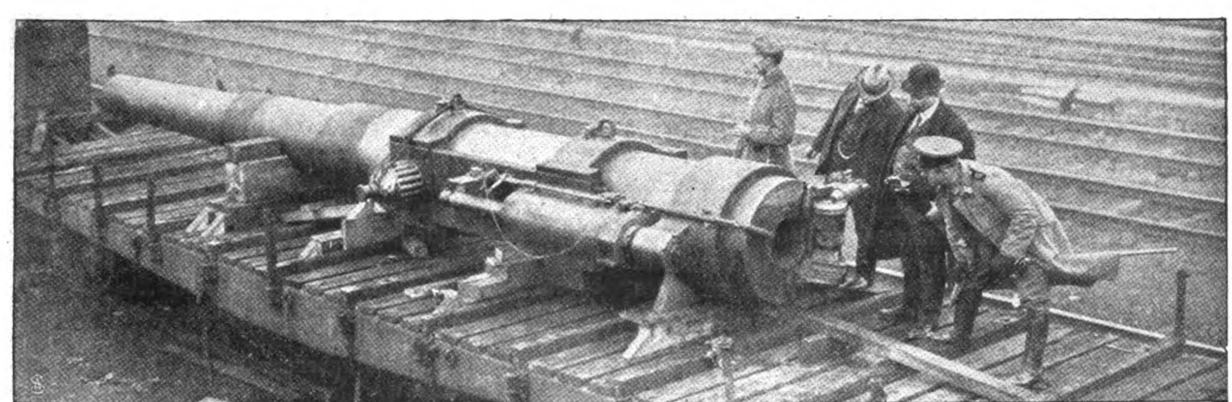
(Zu unsern Bildern.)

Mit unerhörter Kraftanstrengung setzen unsere unvergleichlichen Truppen die Angriffe auf dem nordwestlichen Kriegschauplatz gegen die feindlichen Stellungen fort, und wie nach dem alten Sprichwort immer das Glück die Tapferen unterstützt, blühen ihnen denn auch die wohlverdienten Erfolge. Mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" ziehen die Bataillone unserer jungen Kriegsfreiwilligen in den Kampf, und ihrem Bajonettangriff ist kein Feind gewachsen. Gerade dieser Opfermut und diese unentwegte Hingabe muß uns alle mit Stolz und hoher Freude erfüllen: stehen unserer jungen Mannschaft doch gewiß noch schwere Kämpfe und Anstrengungen bevor, ehe der Feind endgültig besiegt ist.

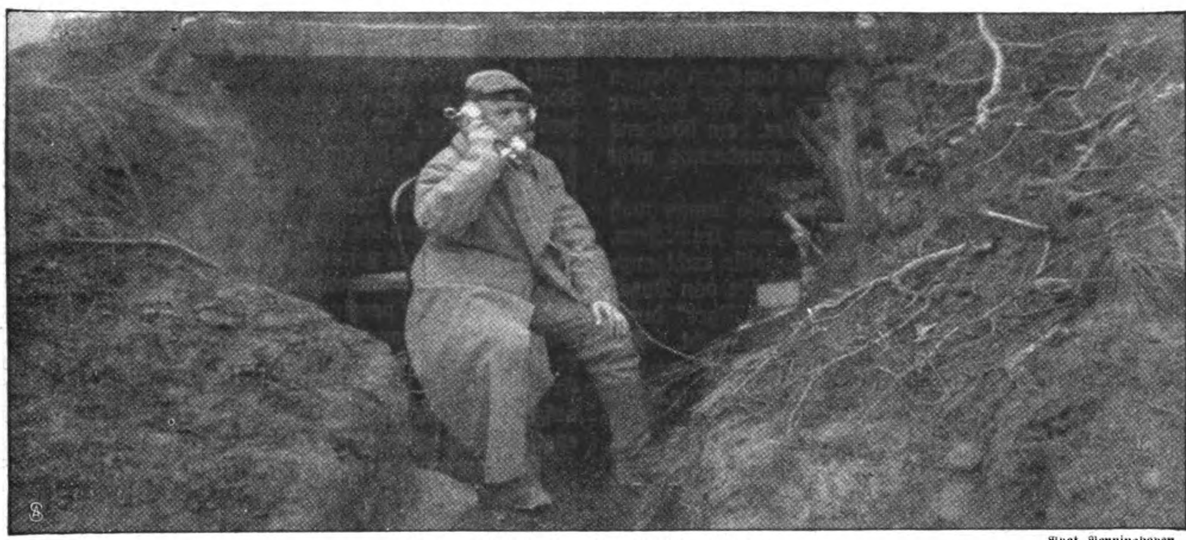
So viel ist sicher, daß wir der Entwicklung der Dinge im Nordwesten mit frohem Mut entgegensehen können. Dixmuiden, ein mächtiger Stützpunkt des Gegners, ist in unseren Händen; wohl hat dieser Erfolg auch uns schwere Opfer gekostet, aber sie stehen glücklicherweise in keinem Verhältnis zu den Verlusten des Feindes. Seine Widerstandskraft und besonders seine Angriffsfähigkeit sind schwer erschüttert, alle die „Gelegenheitstruppen", die man aus allen Zonen gegen uns zusammengelesen hat, vermochten nichts gegen den Furor teutonicus, und es ist nur eine Frage kurzer Zeit, bis alle die anderen Positionen, die die Gegner nur mit äußerster Mühe halten, durch unsere Artillerie sturmreif gemacht werden. Mit Schrecken empfinden unsere Feinde, daß es bei uns vorwärts geht, und daß unser Wille zum Sieg unbrech-



Heimkehr der in Frankreich bisher zurückgehaltenen Deutschen: Ankunft in Singen.



Abtransport einer eroberten englischen Kanone. Photo-Union.



Das Feldtelephon im Schützengraben. Phot. Benninghoven.



Rast deutscher Truppen bei der Kirche in Savonnières. Phot. Hoffmann.

Vom westlichen Kriegschauplatz.

bar ist. Bald wird die Küste des Kanals in unserem Besitz sein, und dann wird sich auch die Möglichkeit ergeben, mit unseren erbittertsten Feinden, den Engländern, das ernste Wort zu sprechen, das uns vor allen anderen Dingen am Herzen liegt.

Zwar — ein Triumph ist auch ihnen geworden. Es ist ihnen und allen ihren Verbündeten gelungen, unsere tapfere „Emden" bei den Kokos-Inseln zu vernichten. Franzosen, Japaner, Engländer und Australier hatten auf den Kreuzer Jagd gemacht, und da war es denn kein Wunder, daß das einzelne Schiff schließlich seinen vielen Verfolgern zum Opfer fallen mußte. Aber mit Stolz dürfen wir doch daran denken, daß die „Emden" während dreier Monate im Indischen Ozean dem englischen Handel schwere Wunden schlug. Gerade das Auftreten der „Emden" hatte bewiesen, daß die Seeherrschaft der Engländer keine absolute ist, und daß den feindlichen Kauffahrern das Leben nach Kräften erschwert werden kann. Wir zollen den Helden der „Emden" immerwährenden, unauslöschlichen Dank, und es wird alle deutschen Herzen mit tiefinniger Freude erfüllt haben, daß ihr tapferer Kommandant Fregattenkapitän v. Müller, dem übrigens auch die Gegner Anerkennung und Bewunderung nicht versagten, sich unter den Geretteten befand.

Inzwischen aber sind wir glücklicherweise immer noch in der Lage, den Briten in ihren eigenen Gewässern, gewissermaßen dicht vor ihrer eigenen Haustür, recht empfindlichen Schaden zuzufügen. Auf der Höhe von Dover wurde das kleine englische Kanonenboot „Niger" durch ein deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht. Die Offiziere und 77 Mann der Besatzung wurden gerettet. Das Kanonenboot war wohl das, was die Seeleute einen „alten Kasten" nennen, aber die Empfindlichkeit dieses Hiebes liegt darin, daß die deutschen Unterseeboote sich fast in den Rachen des Löwen hineinwagen, und so ist es denn kein Wunder, wenn angesichts solcher Tatsachen in England fortgesetzt von der deutschen „Unterseebootpest" gesprochen wird. Hätten die englischen Unterseeboote ähnliche Erfolge wie die deutschen, so würden sie von den Engländern gewiß nicht als Pestträger bezeichnet werden. Der deutschen Unterseebootgefahr gegenüber bleibt den Engländern nichts übrig als der Versuch, sich durch einen ihrer jetzt nicht mehr neuen „Bluffs" zu helfen. Sie wollen die ganze Nordsee durch Minen für den Schiffsfahrtsverkehr sperren, um auf diese Weise erstens ihre Wachtschiffe vor den deutschen Unterseebooten zu schützen, und zweitens, den Seeverkehr der neutralen Mächte unter ihre Kontrolle zu bringen, ihn zu erschweren, ja unmöglich zu machen und namentlich den verhaßten Deutschen jede Zufuhr abzuschneiden. Natürlich ist das ein Ding der Unmöglichkeit, aber der „Bluff" wird eben versucht.

Mit wirklich positiven Machtmitteln allein können nämlich die Engländer der Schwierigkeiten, die sich überall auftürmen, nicht mehr Herr werden. Trotz aller bombastischen Redensarten hat die Rekrutierung in England einen kläglichen Mißerfolg, in Ägypten züngeln die Flammen des Aufruhrs empor, unter den Mohammedanern Indiens gärt es, in Südafrika entfalten die alten Burenkämpfer das Banner offener Empörung.

Die Türken marschieren auf den Suezkanal. Im Kaukasus sind ihre Waffen gegen die Russen vom Glück begünstigt, starke russische Truppenkörper sind mit dem Bajonett in die Flucht getrieben worden. Und die Türken werden in Ägypten mit Sehnsucht und Begeisterung als Befreier erwartet. Sie kommen diesmal als eine schlagfertige, wohlorganisierte Armee, in der jeder einzelne Mann weiß, wofür er sich zu schlagen hat, und welcher Siegespreis ihm winkt. Die vaterländische und religiöse Idee hat nicht nur die Türken, sondern alle Muselmanen ergriffen, sie haben die Engländer als ihre Todfeinde erkannt, und vor dem Fanatismus der Mohammedaner wird das vertrocknete Mammonsherz der Briten noch erzittern. Die Engländer sind den Türken gegenüber entlarvt, und letztere wissen genau, daß ein Unterliegen in diesem Kampf für sie der nationale und politische Untergang ist. Diese moralischen Machtfaktoren reden in diesem Kampf eine gewaltige Sprache, und dieser Kampf kann daher nicht mit Winkelzügen geführt werden, sondern er geht auf Tod und Leben. Und es wird sehr fraglich sein, ob die indischen Glaubensbrüder der türkischen Soldaten, die man in Ägypten wahrscheinlich auf englischer Seite auch verwenden wird, es nicht lieber mit diesen halten werden als mit ihren englischen Unterjochern.

Und ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Südafrika. Die Engländer sollen nur nicht glauben, daß die Buren heute bereits vergessen hätten, was sie von ihren jetzigen Oberherren zu erdulden hatten. Heute sind die Konzentrationslager im zivilisierten England wieder modern geworden, und sie stehen ja gewissermaßen unter der Aufsicht der gesamten Kulturwelt. Trotzdem passiert Scheußliches genug unter der Brutalität der Engländer. Aber das verblaßt gegen die tierischen Grausamkeiten, mit denen man sich gegen die gefangenen Burenfrauen und -kinder, die zu vielen Zehntausenden starben, in den entlegensten Einöden der Welt verging. Der alte, listenreiche de Wet hat sicherlich nichts von diesen Gräßlichkeiten vergessen, und er ist der Mann des Wortes und der Tat, um in der Erinnerung an das Erduldete jetzt seine Landesgenossen aufzurufen und anzufeuern, sich freizumachen von der englischen Knechtschaft für alle Zeiten.

Um nun auch noch von unseren österreichisch-ungarischen Waffenbrüdern ein Wort zu sagen, ist es erfreulich, mitteilen zu können, daß sie die Serben aus allen ihren starken Positionen geworfen haben und in stetigem Vordringen begriffen sind. Das serbische Hauptquartier ist in größter Eile von Valjevo nach Mladenovatz verlegt worden, d. h., die serbische Heeresleitung hat sich 65 Kilometer „rückwärts konzentriert". R. C.

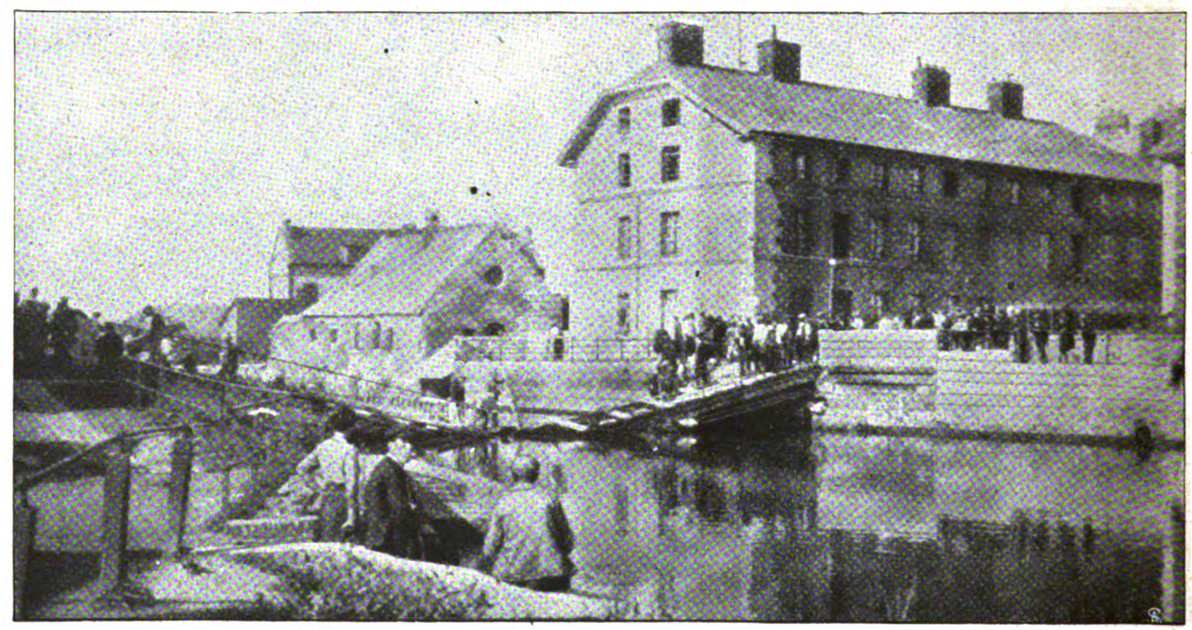


Nummer 47.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1901.

Christian de Wet,
der Hauptführer im Burenaufstand gegen England.



Wiederaufbau einer von den Engländern zerstörten Kanalbrücke.



Deutscher Train auf dem Marsch über Schlachtfelder zur Front.



Von unsern Mörsern zerstörtes Gelände. Vorn zwei französische Geschütze.

Von den Schlachten am Yserkanal. — Phot. A. Sennecke.



Der Gouverneur von Brüssel, Generalmajor Freiherr von Lüttwitz.
mit den Offizieren seines Stabes.





Die Küstenverteidigung von Ostende. Phot. A. Groß.



Lord Roberts †
britischer Feldmarschall.



Hofphot. Noack.
Hauptmann Sperr †



Leutnant Staudt.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.
Oberstleutnant Randt.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Der malerische Ort Savonnières bei St.-Mihiel, von unsern Truppen besetzt. Phot. Leipz. Presse-Büro.
Vom westlichen Kriegschauplatz.





Phot. A. Groß.

Einsturz eines zusammengeschossenen Hauses in der Hauptstraße.

Von den Kämpfen um Lille.



Englische Artillerie begibt sich an der Aisne in Stellung.



Englische Soldaten auf dem Bahnhof einer nordfranzösischen Stadt.



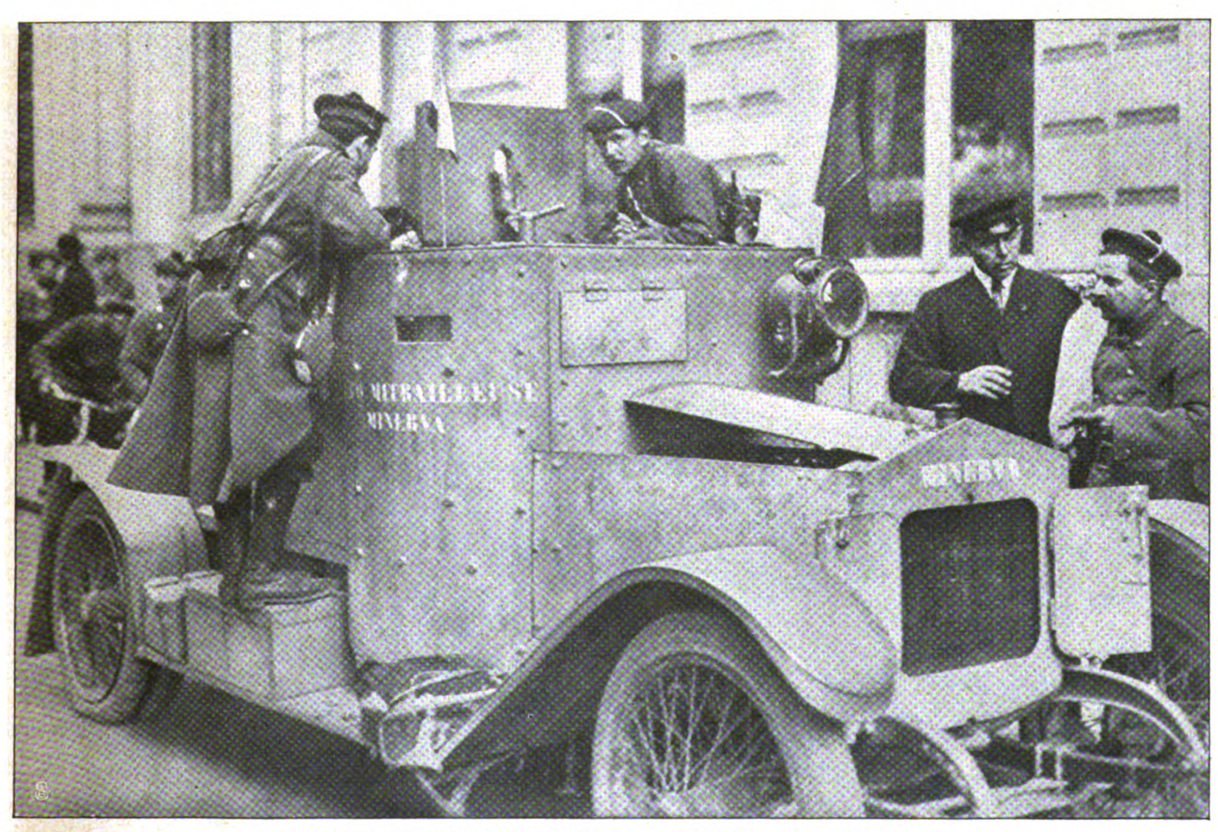




Französischer Marinesoldat und Zeitungsverkäufer.

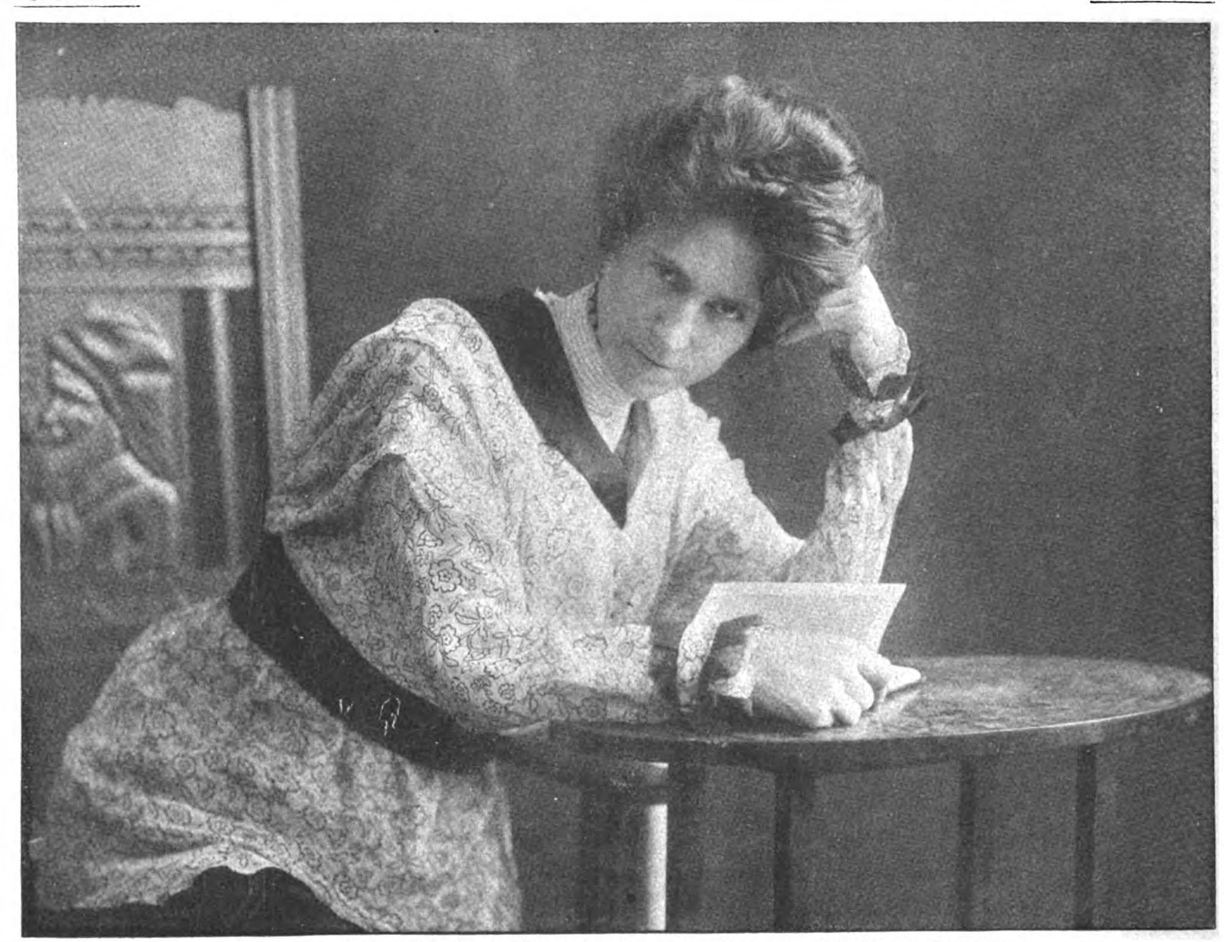


Englische Munition in einem französischen Hafen.



Französische Marinesoldaten studieren eine belgische Auto-Mitrailleuse.

Unsere Gegner an der belgisch-französischen Grenze.



Nanny Lambrecht, die Verfasserin unseres neuen Romans „Die eiserne Freude“.



Phot. [illegible]

Schülerinnen eines Lyzeums nähen Liebesgaben für die türkischen Truppen.
Hilfstätigkeit in Konstantinopel.

Krieg und Unterricht.

Von Professor Dr. W. Mettin.

Als die ersten Stürme des Dreißigjährigen Krieges über Böhmen und Mähren dahinfuhren, begann Johann Amos Comenius seine pädagogische Schriftstellerei, und als der Krieg sich seinem Ende zuneigte, befahl Ernst der Fromme die große Schulreform im Herzogtum Gotha. Als Friedrich II. 1757 mit seiner Armee in der Mittelmark stand, erkannte er zuerst das Elend der Landschulen und faßte den Plan zu seinem Generallandschulreglement, und während des Feldzuges 1813 lernten sich drei Lützower Jäger kennen, Fröbel, Middendorf und Langethal, die später gemeinsam eine neuartige Form der Kindererziehung begründeten. Man sieht, für die Pädagogik gilt nicht das Gesetz, daß die Musen zwischen den Waffen schweigen; vielmehr hat oft die Erziehungslehre theoretisch und die Schule praktisch durch kriegerische Zeiten und Ereignisse fruchtbare Anregungen empfangen und wichtige Fortschritte gemacht. Die erziehliche Wirksamkeit des jetzigen Krieges ist bereits in dieser Zeitschrift gewürdigt worden, nicht minder interessant ist es, den Einfluß des Kampfes auf den Unterricht, das Bild der Schule in unserer Zeit zu betrachten.

Mancherlei Veränderungen weist dieses Bild schon in der äußeren Verfassung auf, und ein regelmäßiger Besucher würde sofort erkennen, daß das Lehrerkollegium sich merklich verändert hat. Auch in der Reihe der „di minorum gentium" bemerkt man Veränderungen, und an mancher Anstalt ist eine Personalunion zwischen dem Amt des Schuldieners und dem des Heizers eingetreten. So scheint zunächst der Krieg mehr auflösend und hemmend als anregend und befruchtend auf den Schulorganismus zu wirken; wir werden aber sogleich das Gegenteil erkennen, sobald wir z. B. die Lehrmittel betrachten. Diese sind durch die Zeitlage um mehrere wesentliche Stücke vermehrt worden, von denen ich zunächst die Kriegskarten und Kriegzeitungen nenne. Die Karten, die den Schauplatz des Kampfes genau darstellen, hängen in jeder Klasse, in jedem Lehrzimmer, und das Einstecken der Fähnchen gehört zu den Obliegenheiten des Ordinarius bei den Kleinen, des Primus in den höheren Klassen. An diesen Fähnchen verfolgen Lehrer und Schüler gemeinsam das rollende Rad der Weltgeschichte, und wie läßt sich hier das persönliche Moment mit dem geschichtlichen verbinden, wenn bei der Besprechung der Tatsachen etwa der Lehrer gedacht wird, die draußen im Feld stehen und bei den jüngst geschlagenen Treffen mitgewirkt haben, oder wenn ein Schüler berichtet, daß sein Vater oder Bruder sich gerade auf diesem Kriegschauplatz befinde! Ja, aber woher soll denn die Zeit zu allen diesen Dingen kommen? Ich stimme durchaus der Meinung derer zu, die die Ansicht vertreten, daß die Erledigung des Pensums zurücktreten müsse, sobald es sich um Veranschaulichung und Einführung in die große Gegenwart handle. So werden auch die Kriegsberichte zu ihrer Verlesung ein Plätzchen finden, sie werden die trefflichste Illustration zu den Ansprachen bilden, die etwa der Leiter der Anstalt an bestimmten Tagen an die ganze Schulgemeinde gerichtet hat, vielleicht können sie geradezu zur Ausgestaltung solcher Feiern benutzt werden. Insbesondere denke ich dabei an die Feldpostbriefe, die den Schülern den unmittelbarsten Einblick in das Leben draußen gewähren und daher bei der unterrichtlichen Behandlung der Gegenwart dieselbe Stelle einnehmen wie die Quellenlektüre im Geschichtsunterricht. Ich wüßte wohl noch mehr Lehrmittel zu nennen, die die Schule von heute, sofern sie die Gegenwart zur Anschauung bringen will, benutzen könnte. Da hat man auf den Fluren Wechselrahmen an den Wänden angebracht: stellen wir Kriegsbilder hinein, die jetzt erscheinen! Neue Porträts des Kaisers und seiner Familie, Bilder der bedeutendsten und erfolgreichsten Heerführer, geschmackvolle Abdrücke kaiserlicher Erlasse und Aufrufe, soweit sie zu den Dokumenten der Gegenwartsgeschichte rechnen: dies alles gehört in Flure und Klassen, damit es die Schüler beständig vor Augen haben.

Auf derartige Lehrmittel gestützt, werden auch die einzelnen Unterrichtsfächer zahlreiche Anknüpfungspunkte finden, den Weltkrieg von ihrem Standpunkt aus zu beleuchten und die Auffassung der Schüler zu vertiefen. Gewisse pädagogische Richtungen haben sich längst bemüht, größere Einheitlichkeit in den Lehrplan zu bringen. Der Krieg kann mit Recht als Einheitsgedanke für den Unterricht angesehen werden. Manche Fächer werden sich freilich hierfür zu spröde erweisen, z. B. Mathematik und Botanik. Aber schon die Chemie! Die Chemie des Krieges kann für den Laien verständlich dargestellt werden, warum sollte dergleichen nicht in der Schule behandelt werden? Die Wirkung und Zusammensetzung des Schießpulvers und anderer Sprengstoffe muß den Schüler jetzt auf das höchste interessieren. Eng damit verwandt ist die Beziehung des Physikunterrichts zum Kriege. Wie berechnet der Artillerist die Flugbahn der Geschosse, diese Frage dürfte jetzt mehr Eindruck auf die Schüler machen als die theoretische Ableitung optischer Gesetze; und die Verwendung von früher behandelten mechanischen Erscheinungen, wie Hebel, Rolle, Flaschenzug, in Rücksicht auf das Transportwesen im Felde würde einerseits den physikalischen Kenntnissen dienen, andererseits die Schule und den Unterricht mit dem brausenden Leben draußen in Beziehung setzen. Die Erdkunde könnte ihrem Ruf als verbindende Wissenschaft, den sie seit Herbart genießt, ganz besonders in heutiger Zeit Ehre machen. In vielen Schülerköpfen herrscht über die ethnographischen Verhältnisse Belgiens ein gewisses Dunkel; Flämen und Wallonen und der zwischen ihnen bestehende Gegensatz auch in der Stellung zum Deutschtum spielen aber in diesem Krieg eine so wichtige Rolle, daß es eine ebenso nötige wie dankbare Aufgabe der Erdkunde ist, hier helfend einzugreifen und sich selbst zum Krieg in Beziehung zu setzen. Da dieser nicht zum geringsten Teil aus wirtschaftlichem Interesse geführt wird, hat die Geographie auch hier Vorspann zu leisten, eine vergleichende Übersicht über den Handel der beteiligten Nationen, über Ein- und Ausfuhr und Kolonisation zu geben und dadurch das innere Verständnis der politischen Lage anzubahnen. Selbstverständlich darf die Geschichte nicht hinter ihrer Schwesterwissenschaft — dafür gilt doch die Erdkunde bei vielen auch heute noch — zurückbleiben. Welcher Historiker könnte es über sich gewinnen, heute einen früheren Krieg mit Frankreich zu behandeln, ohne Parallelen mit dem von 1914 zu ziehen? Wer vermöchte es, Beispiele für die sogenannte „historische Freundschaft" mit Rußland anzuführen, ohne der gegenwärtigen Stellung beider Reiche zueinander zu gedenken?

Gerade dem historischen Unterricht fällt die schönste und edelste Aufgabe zu: der Jugend durch geschichtliche Beweisführung die unerschütterliche Überzeugung beizubringen, daß dieser Kampf auf unserer Seite gerecht und unvermeidlich war. Mit dieser Überzeugung der Jugend wird aber die Begeisterung eine neue Stütze, einen neuen Nährbrunnen erhalten und damit die Opferfreudigkeit wachsen, so daß der Unterricht hier unmittelbar erziehlich wirkt.

Für den deutschen Unterricht hat man den Vorschlag gemacht, Stellen aus deutschen Klassikern zu behandeln, die im näheren Verhältnis zum Krieg überhaupt stehen, und mit vollem Recht. Solche ewig schönen Worte, wie sie von Schiller in der „Braut von Messina", im „Wallenstein" oder der „Jungfrau" über das Wesen des Kampfes, seinen Wert und seine Gefahren, über den Gegensatz von Krieg und Frieden gesprochen sind, erscheinen wohl geeignet, die Herzen größerer und gereifterer Schüler zu entflammen und in ihrem Verstand eine richtige Wertung des Krieges herbeizuführen.

Aber auch für die Kleineren muß der deutsche Unterricht sorgen und ihnen Materialien herbeischaffen, die zur Befruchtung vaterländischer Gesinnung dienen können. Wie scheinbar abgelegene Stoffe durch rechte Benutzung auch hier dienstbar gemacht werden können, möchte ich an einem Beispiel erläutern. An einem der „Bunten Abende", die im Königlichen Schauspielhaus veranstaltet werden, trug eine Mitwirkende Uhlands „Schwäbische Kunde" vor und entfesselte damit wahre Beifallstürme. Ich bin überzeugt, daß diese zwar in erster Linie der trefflichen und eigenartigen Vortragsweise galten, sodann aber auch der Idee des Gedichts, denn die Zuhörer sahen unwillkürlich in dem tapfer zuhauenden Schwaben ein Sinnbild unserer treuen Hüter am Rhein und an der Weichsel.

Dabei möchte ich noch kurz der Aufsatzthemen gedenken, die natürlich erst recht der Gegenwart angepaßt werden können und müssen. Wer möchte heute „einen Herbstmorgen" oder „den Gedankengang des Tauchers" behandeln lassen, da das volle, hohe und ergreifende Menschenleben lockt? Muß es durchaus ein Thema aus der alten Geschichte sein, so gebe ich vielleicht: „Erbfeindschaft im Altertum", oder soll es ein Wahrspruch sein, so regt vielleicht: „Auch der Krieg hat seine Ehre" oder „Die Eiche als Sinnbild des Deutschtums" die Schüler stärker zum Nachdenken über die Gegenwart an als etwa „Die Ursachen des Peloponnesischen Krieges" oder „Morgenstunde hat Gold im Munde". Dienet auch hier der Zeit, wenn nicht mit der Waffe, so doch mit Wort und Gedanken!

Wie wäre es schließlich, wenn der deutsche Unterricht die Lust zum Deklamieren in den Dienst der nationalen Idee stellte und dramatische Szenen, die für die Gegenwart gedichtet sind oder wenigstens verwendbar erscheinen, in der Klasse aufführen ließ? Wenn sich solche Uebungen vielleicht zu einer öffentlichen Aufführung auswachsen mit einem Publikum aus Eltern und Freunden, so schadet dies nichts, und wenn die Zuhörer für einen patriotischen Zweck dabei einige Groschen Eintrittsgeld bezahlten, so wäre das eine schöne Anwendung des alten Satzes vom „utile cum dulci".

Deutsch, Geschichte und Erdkunde erscheinen demnach als die Fächer, die am meisten positive Beziehungen zum gegenwärtigen Weltkrieg aufweisen, während andere Unterrichtsgegenstände, wie Mathematik, sich neutraler verhalten. Dazu aber treten noch einige Fächer, die auf den ersten Blick sich geradezu negativ zu unserer Aufgabe zu stellen scheinen: der Unterricht im Französischen und Englischen. Man kennt die Geschichte von den adligen Fräulein in Altenburg, die sich Anno 1806 weigerten, noch ferner Französisch zu lernen. Aber bei einem geordneten Schulbetrieb kann darauf nicht Rücksicht genommen werden, es müssen die Sprachen unserer Feinde weiter behandelt werden, nur muß das Taktgefühl des Lehrers dafür sorgen, daß keine Schriftsteller herangezogen werden, die eine ausgesprochen antideutsche Haltung zeigen. Der fremdsprachliche Unterricht führt die Schüler auch in die Literatur der Gegenwart ein, aber ein Schriftsteller, der von den Deutschen als den Hunnenscharen spricht, hat das Recht verwirkt, in deutschen Schulen gelesen zu werden. Dagegen scheinen mir die Realien und Lebensverhältnisse der feindlichen Nationen mit Nutzen auch jetzt in Sprechübungen behandelt werden zu können, da manches davon die Lage unserer Truppen im Feld genauer beleuchtet. Die alten Sprachen werden im wesentlichen zu den neutralen Fächern zu zählen sein, nur daß man vaterländische Gedanken in Poesie und Prosa auch für die Gegenwart nutzbar machen kann: die Gesänge des Tyrtaios, die Römeroden des Horaz haben Ewigkeitswert.

So blieben denn für das Thema „Krieg und Unterricht" noch die technischen Fächer auf ihre Brauchbarkeit zu untersuchen, und wir würden hier meines Erachtens noch eine reiche Ausbeute haben. Denn das Turnen ist der „kriegerischste" Unterricht, er gewährt das treuste Abbild des Kampfes in seinen Spielen und eine Nachbildung der militärischen Exerzitien in seinen Freiübungen. Auch der Gesangunterricht hat heute eine durchaus nationale Färbung: aus jeder Schule, beinah aus jeder Klasse tönt uns eins der Vaterlandslieder entgegen.

Läßt sich denn — endlich — auch für den Zeichenunterricht eine solche Anregung mit einiger Hoffnung auf Erfolg aussprechen? Die Fachleute werden wohl darüber entscheiden müssen, ob dem kriegerischen Geist der Zeit vielleicht in der Auswahl der zum Zeichnen bestimmten Gegenstände Rechnung getragen werden kann.

Fichte hat es als Aufgabe der Erziehung hingestellt, „den ganzen Menschen, Verstand und Willen zugleich zu erfassen": heute ist dies nötiger als je, damit die Jugend teilnehmen lerne an der schwierigen, Opfer heischenden Lage des Vaterlands. Die Schule aber wird ihr Scherflein dazu beitragen, wenn sie den Unterricht in lebendiger Wechselwirkung mit den Ereignissen der Geschichte erhält, so daß das echte Interesse entsteht, das Teilnehmen zugleich mit selbsttätigem Streben umschließt.

○ ○ ○

Vom österreichisch-ungarischen Kriegschauplatz.

(Hierzu 6 Aufnahmen von J. Kreuzer.)

Die Sympathien zwischen den Heeren der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Armee des Deutschen Reiches sind hier seit langer Zeit schon sehr stark gewesen.

Sie kamen besonders zum Ausdruck durch lebhaften Verkehr der beiderseitigen Offizierkorps, und die befreundeten Monarchen ließen es bei keiner festlichen Gelegenheit daran fehlen, ein erhebendes Wort von der Waffenbrüderschaft Österreichs und Deutschlands zu sprechen.





1. Alte und neue Zeit auf dem Marktplatz einer galizischen Stadt: Links Automobile, rechts Marktwagen.

Nun hat der Weltkrieg rascher, als man ahnte, die beiden Kaiserreiche vor die Feuerprobe ihrer kameradschaftlichen Zusammengehörigkeit gestellt, und man kann wohl behaupten, daß sie bisher glänzend bestanden wurde.

Unsere Bilder führen uns heute auf den österreichisch-ungarischen Kriegschauplatz, wo die Truppen mit Bravour und Zähigkeit kämpfen und dem russischen Koloß entschlossen Widerstand leisten.

Ganz besonders blutig waren bisher bekanntlich die Kämpfe, die auf galizischem Boden ausgefochten wurden.



2. Rast einer Kompagnie in einem galizischen Dorf.



3. Ein Brief aus der Heimat.

Besonders gut getroffen ist Abb. 2, Rast einer Kompagnie in einem galizischen Dorf. Vom anstrengenden Ritt ist die Kehle trocken geworden, und in der Stellung des „Trompeter von Säkkingen" tut der wackere Reiter einen richtigen „Flaschenzug". Abb. 1 zeigt uns das bewegte Leben in einem galizischen Ort. Alte und neue Zeit reichen sich die Hand. Während auf der rechten Straßenseite alte Bauernwagen mit abgetriebenen Pferden zum Markt klappern, stehen links mit blinkenden Laternen die Beherrscher der Landstraße, die stolzen Automobile. Das Karpathengelände, wo ebenfalls wochenlang sehr heftig gerungen wurde, bietet erhebliche Schwierigkeiten für eine Kriegführung in großen Verbänden.

Auf Abb. 6 sehen wir Teile einer Infanteriebrigade in einem Gebirgspaß. Die Österreicher sind schon in Friedenzeiten auf derartige Kämpfe gut vorbereitet, und besonders ihre Tiroler Gebirgsschützen, die an die Strapazen gebirgigen Landes hinreichend gewöhnt sind, leisteten bisher ganz Vortreffliches.

Ähnlich wie bei uns hat auch in Österreich, wo das Volk mit dem ganzen Herzen bei der Sache ist und der ausrückenden Truppe alle nur denkbaren Erleichterungen verschafft, die öffentliche Liebestätigkeit einen großen Umfang angenommen.

Besonders sind es die Damen vom „Roten Kreuz" (Abb. 4), die überall hilfreiche Hand leisten und die Soldaten auf den endlosen Fahrten nach dem Kriegschauplatz während des Aufenthaltes auf den Bahnhöfen erquicken.

Alkohol ist bei dieser Gelegenheit ausgeschlossen, es wird hauptsächlich Tee und Kaffee verabreicht.

Neben dem körperlichen Bedürfnis darf aber auch das

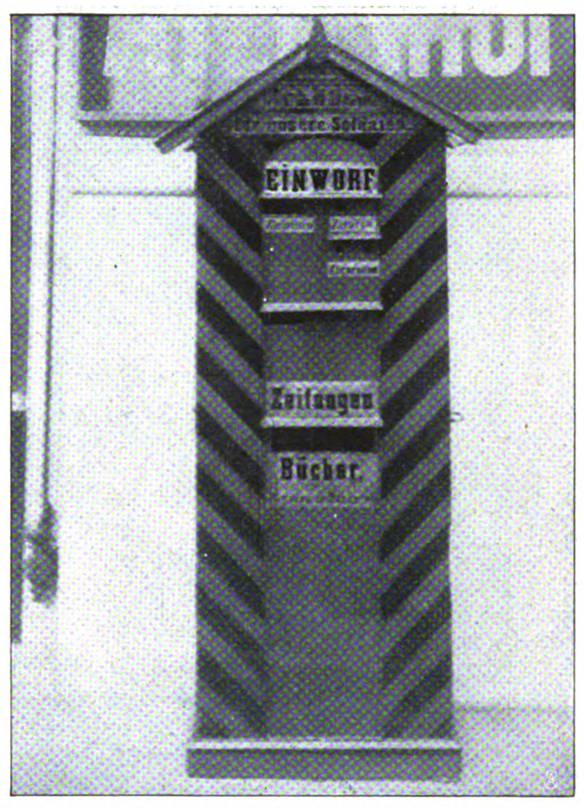


4. Verabreichung von Tee durch Frauen des Roten Kreuzes auf dem Bahnhof einer galizischen Stadt.

geistige nicht zu kurz kommen. Es fehlt den Truppen allerorten an Lesestoff, und in der Heimat wird eifrig gesammelt, um den Lesehunger der Soldaten zu stillen. Nicht nur die Tausende von Verwundeten in den Lazaretten wollen versorgt sein, nein, auch in den Schützengräben sind Zeitungen und Zeitschriften sehr willkommen, ganz besonders solche Drucksachen, die das „Allerneueste" bringen. — Auf dem Aspern-Platz in Wien hat man einen originellen Sammelkasten aufgestellt (Abb. 5), in den nicht nur Zeitungen und Bücher, sondern auch Zigarren und Zigaretten gesteckt werden können. Eine Einrichtung, der man überall, auch bei uns, Nachahmung wünschen kann. Wieviel Lesestoff wird sorglos fortgeworfen, nur weil die geringe Mühe gescheut wird, die mit der Übersendung an eine bestimmte Adresse verbunden ist. Da hilft nun solch Kasten vortrefflich ab. Er regt förmlich die Vorübergehenden an, in seinen großen Schlund Lesestoff aller Art zu versenken. Unsere letzte Abbildung (3) zeigt uns einen österreichischen Soldaten, wie er einen Brief aus der Heimat liest, um ihn zu beantworten.

„Briefschreiben" ist sowieso nicht jedermanns Sache. Wenn aber zum Schreibtisch ein Fensterbrett und zum Stuhl ein Stein dient, dann mehren sich die erschwerenden Umstände.

Aber wenn auch der Kampf mit der Unbequemlichkeit und der bösen Orthographie nicht überall zur Zufriedenheit beendet wird, die Hauptsache ist nicht die Form solchen Schreibens, sondern sein Inhalt. Und da haben die österreichischen und deutschen Soldaten stets gezeigt, daß sie das Herz auf dem rechten Fleck haben. F. N.



5. Ein Schilderhaus als Sammelkasten für Liebesgaben.



6. Teile einer Infanterie-Brigade in einem Gebirgspaß.



Schwester Stephanie (×) bei der Verwundetenpflege.



Ankunft Verwundeter im Spital Droszvár.



Kirchgang der Verwundeten.



Schloß Droszvár.

Bilder aus dem von Gräfin Lonyay geleiteten Lazarett im Schloß Droszvár.

Phot. Setzer.

Rote-Kreuz-Schwester Stephanie (Gräfin von Lonyay).



Zu den Kämpfen in Nordostfrankreich: Der Große Platz von Arras.



Doppelposten vor Verdun. Nach einem Original unseres Spezialzeichners E. Mattschaß.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

Hepp! Hüjo! Aus einer türmenden, wälzenden, wogenden Staubwolke heraus schwankt's die Anhöhe von Lüttich herunter. Der Eilpostwagen mit hoch- und übereinandergetürmten Wagensitzen. Die Mailcoach.

Und noch eine . . . wieder eine. Vier Pferde Gespann. Die Mähnen schütteln, die weißen Wagenleinen schwenken. Wehende Damenschleier im Wirbel von Dunst und Staub, weiße Schleier, grüne — ein gell gejauchztes Lachen, fast frivol in der mittagstillen Feldeinsamkeit.

Die silbernen Trompeten schmettern. . . . Hepp! Hüjo! Hüjo! . . .

Bleich und verdüstert hocken sie vor ihren Häuserchen, die schwarzen Kerle aus dem Kohlenbecken von Lüttich, die Arme auf den hochgezogenen Knien, das Kinn gestützt darauf. Die Blicke nach dem staubwogenden Wirbel auf der weißglitzernden Landstraße. Sacredieu! wenn der Notär nicht ausweicht — bien, er weicht aus, packt auch die alte, hagere Dame, die steil und würdevoll, fast feierlich neben ihm geht, am Arm, drängt sie beiseite. Sacredieu! Spricht sie Deutsch, die Dame? So 'ne Art Schwiegermutter aus Aachen. Ah sapristi, wer hätte gedacht, daß der Notär mal seine Tochter einem Deutschen geben würde! Heute wahrscheinlich Brautschau, Sekt, Handschlag — bumm. Eh, Teufel! die Zeit ist nicht dazu, Feste zu feiern. Der da, der hinter ihnen herkommt, Havanna anbrennt, Stirn furcht — da, der ist mindestens 'n preußischer General. Sehr vornehm, sehr selbstbewußt, Augen im Kopf, die gebietend über 'ne ganze Hammelherde von Menschen hinwegblitzen. So einer mit grauborstigem Haar und Schnurrbart. Aachener Schwiegervater. Tuchfabrikant. Wollbaron. Soll mit an der Ehrentafel im Rathaus gesessen haben, als der Deutsche Kaiser in Aachen war. — Ei, tonnerre! Der Vorderwagen hält, die Grandseigneurs werfen dem Notär ein paar Worte hin, winken, lachen — Hepp! und weiter . . . Hüjo! . . .

Puh! Die alte Dame stand und stäubte sich mit dem Taschentuch das Kleid. Und noch schaute der Notär der tollen Fahrt nach. Ein schmaler, großer Mann, weißer Zwickelbart, blutleere, hagere Wangen, die englische Sportmütze auf dem weichgelockten Haar, in den versunkenen Augen ein hinterhältisches Lächeln. Gute Leute sagen: ein wohlwollendes Lächeln.

„Sie kennen die Herrschaften?" sagte der Wollbaron herankommend. Er spricht zur Not Französisch, aber da der Notär von der Mutter her Flämisch versteht, denkt der Aachener: Was brauch ich mich abzurackern, spricht also Deutsch und läßt den Notär französisch erwidern. Und wiederholt seine Frage, da der Notär nicht zu verstehen scheint: „Kennen Sie die Herrschaften?"

„Pardon — die Herrschaften kennen mich."

„Ist das ein Unterschied?"

„Aber sehr! Den Notär Leclair kennen viele, die der Notär Leclair nicht kennt."

„Très bien!" nickte die alte Dame, sie riskiert immer ein bißchen Französisch, um wenigstens modern zu bleiben. Der Wollbaron steift den Kopf in den Nacken, pafft die Rauchringel aus, sagt bedächtig: „Rate ich recht, wenn ich die Herren — von den Damen habe ich eigentlich nur das prachtvolle Gebiß gesehen — also wenn ich die Herren auf Pariser taxiere? Ich meine, die Aussprache" —

„O vortrefflich, vortrefflich", nickte der Notär, nickte mit dem ganzen schmächtigen Oberkörper, lächelte und drehte sein Bärtchen. „Ich wette, Sie wissen sogar, wer die — Damen sind."

Der Tuchfabrikant hielt noch den Kopf steif. Dieses Gesicht lächelte nicht, aber wenn es einmal lächelte, sah man erst, daß es kinderblaue Augen hatte.

„Wer die Damen sind — nicht, aber wer die Herren sind. Ich schätze sie auf französische Offiziere."

„Wie meinen Sie" —

„Ich meine natürlich den Typ."

„Jawohl, ganz recht, kann sein. Es sind Grandseigneurs, wissen Sie. Sie kommen jedes Jahr herüber in die Ardennen zur Auerhahnjagd."

Das klang ja fast wie eine Entschuldigung. Der schnelle Blick des Wollbarons stand auf dem Notär still. Kurz und flüchtig. Dann streifte er seine Zigarrenasche an dem Eisengitter ab, das den Garten entlang bis zur Villa des Notärs hinlief. Und brummend zwischen den Zähnen: „Na, ob die nun jetzt gerade auf die Auerhahnjagd reisen!" —

Die alte Dame gutmütig: „Die Damen waren wohl die Gattinnen?" Die Herren starren gradaus. Dem Wollbaron schwillt das Blut in den Kopf. Blödsinn!

„Gattinnen! . . . Gattinnen nimmt man doch nicht mit auf die — Auerhahnjagd."

Die Dame sah von einem zum andern. Was haben denn die Männer? Und dreht sich um und schaut nach ihrem Pärchen aus. Wo bleiben die Kinder? Wieder so'n Blödsinn! Je weniger man sich um derlei „Kinder" kümmert, desto lieber ist's diesen, also nur hinein in den kühlen Keller. Uff! die Hitze! Notär, irgend was Trinkbares, womöglich mit Alkohol verbrämt. Herr du mein — es riecht wahrhaftig nach Champignons und Bratensauce. Mahlzeit!

Und in dem Augenblick brüllte die Dampfsirene von der Zeche „Prin Bauduin" und weiterhin aus der Herstaler Waffenfabrik und die lärmende Signalglocke von den Hochöfen her und Bimbimbim das Mittagsglöckchen von irgendeinem Kloster weit im Feld. Die bleichen verdrossenen Männer vor den Häuserchen sprangen auf, hurtig den Brotbeutel unterm Arm, mit schlaffem Gang

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



die Landstraße hinunter nach den ragenden Fördertürmen, den rauchenden Schornsteinen, den funkensprühenden Riesenkesseln. — Ah voilà! das amouröse Paar im Gehölz. Steht wie scheuwilde Rehe in der Waldschneise, die schöne Honorine vom Notär mit ihrem Galan. Zögernd erschreckt im aufgescheuchten Liebesdusel vor dem plötzlichen Lärm auf der brandheißen Landstraße. Die tolle Fahrt der Grandseigneurs, das Rollen, Rossestampfen, das Schmettern der Trompeten — husch! wie ein Mitternachtspuk am hellen Mittag vorüber.

„Komm, chou," flüsterte das Mädchen, „komm, komm zurück durch das Gehölz, Roi de Prusse allez, allez — hepp!" packte ihn drängend um die Hüften, die hochgebauten Hüften, die den strammen elastischen Oberkörper tragen; wildfröhliche Augen in dem brünetten Gesicht, aber um weichlächelnde Lippen die Andeutung eines kühnen Schurrbärtchens. Ein Jüngling wie ein Gladiator, dieser Willi Merkens.

„Halt! Ich muß dich über die Rinne tragen."

„Tragen? — Oh ça!" schürzt den Rock, den engen Rock, bis über den Knöchel schürzt sie ihn — hopp! Ein Sprung, hopp! Hinüber ist sie und plumpste hin und schnellte wieder lachend auf, als er hinzusprang. Ob sie sich weh getan? Aber sicher hat sie sich weh getan, aber gewiß, am Arm, ja? Ach, der süße, süße Arm! Er küßte ihn inbrünstig. Sie lachte leise. Ihre Blicke sengten über seinen gebeugten Kopf hin. Augen in verführerischer Süße, in funkelnden Geheimnissen, aber um die geschürzten roten, lechzenden Lippen das aufreizende Spottlächeln. Licht, weiß, zierlich die schwebende Gestalt, aber wonnige Schlankheit. Die dunkle Haarfülle eingezwängt von der weißseidenen koketten Hutkappe.

„Assez!" wehrte sie ihn, „assez!" Klappste ihm auf den Kopf, schritt voran, „also dort durch das Gehölz ‚Roi de Prusse!'" Er henkelte sich an ihren Arm, preßte sie an sich. So gingen sie, ein inniger Gang.

„Roi de Prusse!" sagte er. „Warum ‚Roi de Prusse?'"

„Das weiß mein Willi natürlich wieder nicht. Wir in Belgien sagen bei einer verlorenen Sache: die ist für den Roi de Prusse. Und nun sieh dir das Gehölz an, es ist dürr, es ist häßlich, es rauchen zuviel Schornsteine hinein, es kann nicht gedeihen — also ist's für den Roi de Prusse. Verstanden, Prussien?"

„Weißt du, daß — wenn Deutschland einmal Krieg gegen Belgien führen müßte — der da neben dir, der Willi Merkens, auch dem Roi de Prusse gehört?"

Sie fühlte seinen Atem dicht an ihrem Ohr, und obwohl es weich gesprochene Worte waren, hörte sie sie wie Hammerschläge gegen ihr Köpfchen.

„Tiens? Hab immer gemeint, der Willi gehört mir. Merci, nun weiß ich's anders. Geh weg! Ich hasse dich. Nein, nein, nein, ich will nicht mehr neben dir gehen, laß meinen Arm los — — au! Wie du drückst — dann sag schnell, daß du mir gehörst, und ich küß dich tot."

Da fühlte sie seinen Arm um ihre Hüfte locker werden, er hielt sie noch, aber er zwang sie nicht mehr und stand neben ihr, fest und selbstbewußt, ein plötzlicher feierlicher Ernst über dem Jünglingsgesicht. „Ich gehöre dir so lange — bis der Roi de Prusse mich ruft! Ich will dich auch im Scherz nicht belügen, Honorine."

Da spürte er's aus seinem Arm herausgleiten, leise, mit zierlicher Schwenkung wie eine Feder den Fingern entschlüpft, und huschte von ihm fort über die Waldwiese hin, lachte ihn aus, lachte sich Zorntränen in die Augen. So hat er's immer gemacht, immer, stets, wenn sie eine süße Dummheit von ihm verlangt. Er soll doch bloß ja sagen, ja, ja, ganz gleich, ob's von ihm wirklich so gemeint ist. Der Hartkopf nimmt jeden Blödsinn auf seinen Eid. Enfin, er soll nicht denken, daß ihr diese deutsche Schwerfälligkeit imponiert. Tanzt einen Wirbel, faßt mit Grazie den Rock à la menuett, rechtsum rundum, wippt einen Schritt, schlüpft und schwenkt und biegt und dreht, summt mit kicherndem Gelächter:

Vous vous moquez de moi et moi de vous . . ."
„. . . Tirili catschou et Godegodinnette —

Uff lala! Schreit auf, springt, jagt davon, er hinter ihr her, oh sie ist süß, sie ist einzig . . . Honorine! . . . eine Blutwelle siedet ihm durch den Körper, er muß sie haschen, ehe sie aus dem Gehölz heraus ist, aus dem schwülen, verschwiegenen Walddämmer — ha, ihr flatterndes Kleid — hascht er's? Nein, fort um den Baum — aber dort — ja, ja, die Büsche am Waldrand — sie will durch — hahahaha . . . hängt fest — er packt sie — atemringend in seinem Arm — gefangenes Vöglein — und stammelt noch aus rasend pochender Brust: „Sag schnell, daß du mir gehörst." . . .

Sein bebender Mund auf ihrem schwatzenden, sein heißflehendes Flüstern in ihr erfticktes: „Jajaja, ich gehöre dir." . . .

Und da antwortete über ihnen im Gezweig ein verträumtes Zwitschern. Und tief im Gehölz ein Flöten und Singen — der ganze Wald voll Liebesgeflüster.

Als das Paar aus dem Wald in die noch ziemlich öde und unbebaute Villenstraße einbog, war der Zorn des Mädchens noch nicht ganz totgeküßt. Sie mußte ihm das wirklich noch sagen, wirklich. . . . In ihrem französischen Institut, dem sie kaum entschlüpft ist, sagte man doch, daß die Deutschen eine „Tête de cochon" hätten. Da haben sie sich alle zugeschworen, nie einen Deutschen zu heiraten. Aber dann hat der Willi sie so schrecklich liebgehabt, und sie hat auch den Willi so schrecklich liebgehabt — nein, als er vorhin dastand mit dem harten Kopf und der schnarrenden Stimme: „Ich gehöre dem Roi de Prusse" — nein, da hat sie ihn nicht mehr liebgehabt, da hatte er wirklich seine Tête de cochon. Abscheulich!

„Daß du mir niemals mehr deine Tête de cochon machst! Ich fühle so was, diese entsetzliche Tête de cochon wird uns einmal auseinanderbringen."

Er preßt ihren Arm. Und in unbekümmerter Zuversicht: „Wie könnte das sein? Wenn du Französin wärst — vielleicht, denn wir rechnen, daß Frankreich mit Rußland gegen uns das Schwert ziehen wird. Aber du, kleine Belgierin!" Er lachte laut auf, er reckte sich auf. So groß und kühn wie er neben der kleinen Belgierin — das große Deutschland neben dem winzigen Belgien!

Da hörte er sie leise und verhalten sagen: „O wir Belgier lieben Frankreich sehr."

Es war ihm unangenehm, daß sie ihm das sagte, gerade jetzt sagte. Wenn Frankreich jetzt gegen seine Nation das Revancheschwert zieht, muß sie Frankreich



hassen und das Land des Geliebten lieben! Ja, das muß sie! Stürmisch wird er es verlangen, stürmisch!

Da fühlte er ihre warme, kleine Hand in seine schleichen. Ja, sie wird es! Sie wird es!

Seine Brust weitete sich, und es dröhnte darin: sie wird es!

Von der Terrasse der Villa aus winkte man. Gaston, der Fünfzehnjährige, Gaston mit den kurzen Hosen. Hepp allez! Man soll sich beeilen, Honorine soll mal schnell zur Küche, die Köchin macht Lärm, man habe ihr den Schlüssel zum Konservenspind verlegt. Seit dem Tode von Mama muß Honorine schon mal in der Küche nachsehen, also schnell, schnell, Papa hat schon geflucht!

Willi hält noch die Hand des enteilenden Mädchens, küßt noch ihre Fingerspitzen — da haut ihn Gaston auf den Rücken. „Du verwöhnst sie dir, mein Herr, wenn du sie einmal hast, wird sie wild wie eine Katze." Warf die Beine über den Drehsessel am Klavier, begann zu spielen. Die Brabançonne spielte er.

„Dummer Junge, laß das!" rief der Notär aus dem Antrittsalönchen heraus.

„Oho", murrte Gaston vor sich hin, „kuriose Idee. Warum soll ich die Brabançonne nicht spielen?" Schlorrte auf die Terrasse hinaus, flammte sich eine Zigarette an.

Auch Willi Merkens dachte: Warum läßt er ihn die Brabançonne nicht spielen? He, Gaston! Wie er zu der stolzen Kokarde am Hut komme?

„Parbleu! Ich bin doch ein Boy scout. Haben Sie eine Ahnung, was ein Boy scout im nächsten Kriege wert ist?"

„Ich denke: ein Holzschwert und eine Kindertrompete."

Gaston riß verächtlich die Mundwinkel herunter, warf sich in die schmale Brust und fluchte.

„Unser Führer sagt, daß ein Boy scout es mit zehn deutschen Ulanen aufnehmen muß."

„Aha, also doch mit deutschen Ulanen."

Kindlich erstaunt: „Mais, mit wem sonst?"

„Bravo! Ich werde dir zehn deutsche — Bleisoldaten schicken, Boy scout."

Ging lachend. Er lachte nicht von Herzen. Es beengte ihn etwas. Plötzlich. Die Luft in diesem Hause. Wenn Honorine nicht da war, fühlte er das.

Er trat ins Salönchen ein, wo die Herren beim Zeitunglesen eifrig sprachen. Seine Mutter saß im Plüschsessel mit geschlossenen Augen. Der Spaziergang hatte sie ermüdet, sie wollte vor Tisch ruhen. Da stand ihr Sohn neben ihr, warf ein Bein über die Sessellehne, setzte sich zu ihr. Sie lächelte in gutmütigem Spott: „Sie bleibt dir wohl zu lange?"

„Nein," sagte er hastig, „nein, doch nicht." Strich ihr über die Augen. „Schlaf nur, Mödderche, schlaf nur."

Wenn er zärtlich mit ihr wurde, verrannte er sich in Aachener Plattdütsch.

Mit einer massiven Wucht der Bewegung legte sich Merkens in den Sessel zurück, Zeitung auf dem Knie und platschte mit der flachen Hand darauf.

„Na, Notär, haben Sie gelesen, was Ihr ‚Soir' da für dummes Zeug schreibt? Das noble Frankreich wird Rußland unbedingt Bündnistreue halten. Wenn es also nun endlich gegen Deutschland kämpfen kann, möge Belgien nicht vergessen, daß es den eignen Bruder im Felde stehen hat. Und wenn Belgien noch beten kann, wird es doch für den Sieg seines Bruders in die Kathedrale gehen. Eine etwas merkwürdige Sprache in einem neutralen Lande, lieber Notär."

Der Notär strich sich durch die weißen Haarbüsche, die an den Schläfen hervorquollen.

„Was wollen Sie, mein Lieber? Blut bleibt nicht neutral."

So. Hm. Nett gesagt. Zum Teufel! Das ging nun schon den ganzen Tag über mit derlei hinterhältischen Bemerkungen. Umschriebene Andeutungen, die einem wie Platzpatronen auf die Haut knattern. Man kommt in diesem Hause zu keinem freundschaftlichen Verhältnis. Eisige Höflichkeit. Die Kinder wollen sich. Und mehr nicht. Doch sagte Merkens ruhig: „1870 bewahrte Belgien volle Neutralität. Da regierte Leopold II., mir auch nicht sympathisch, aber er war klug, sehr klug, Notär."

„Aber gewiß, mein lieber Freund, warten Sie doch ab, vielleicht sind wir diesmal — noch klüger. Ich bin ja gewiß überzeugt, daß das illustre Deutschland allein mit zwei Großmächten fertig wird."

„Auch mit drei!" lachte Willi von drüben her.

„Mein junger Herr, wir wollen das für den Frieden Europas nicht hoffen."

Der Wollbaron faltete geräuschvoll das Blatt zusammen.

„Den Frieden Europas, Notar, den Frieden Europas lassen Sie nur ruhig in Berlin deponieren. Oder wollen Sie ihn von Petersburg aus diktiert haben? Im übrigen — vor der tapferen französischen Nation alle Hochachtung. Was könnte für die Kultur der Welt erreicht werden, wenn gerade diese beiden Nationen, Deutschland und Frankreich, zusammengingen! Die zwei größten zivilisierten Nationen des Kontinents. Herrgott, Notar, Eure Grande Nation jetzt an der Seite von Hohenzollern und Habsburg gegen das Slawentum zu wissen, das würde ein Heldentum wie bei Marathon!"

„Vater," rief Willi herüber, „den Heroismus von Marathon sollst du auch jetzt schon erleben. Laß es nur mal losknallen!"

„Zu Tisch!" klang ein heller Ruf aus dem Speisezimmer, und händeklatschend trat Honorine in die Flügeltür. Frau Merkens ging ihr mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Gott sei Dank, liebes Kind, bei unseren Herren war die Schlacht schon in vollem Gange. Es war höchste Zeit, daß zur Fütterung geblasen wurde."

Das Zweitmädchen, das servierte, wartete schon mit der Platte Trüffelbecher. Gaston erlaubte sich zu sagen: „Ich kann euch etwas mitteilen, daß ihr alle umfallt."

„Wenn du etwas Unanständiges sagst, wirst du an die Tür gesetzt", raunte Honorine.

„Nix da, er soll mal losschießen", lachte der Wollbaron ein herzhaftes, germanisches Lachen, das an gewissen Derbheiten seinen kräftigen Spaß hat.

Gaston machte seine altkluge Geste.

„Eh bien, eh bien, ich wiederhole nur, was die Mineurs gesagt haben. Ein französischer General soll proklamiert haben: In acht Tagen sind wir in Lüttich, in



vierzehn in Aachen, und dann wird Aachen mit Weiberköpfen gepflastert."

„Gaston, geh hinaus!" sagte der Notar scharf über den Tisch. Und sagte es wieder: „Geh hinaus, Gaston!"

Da ging Gaston hinaus, besann sich, kam zurück und nahm seinen Teller mit.

Der Notar sprach in die jähe Stille: „Es ist das Geschwätz von Kindern und Narren. Schade, daß Ihr sehr geschätzter Besuch in eine Zeit fällt, die überall den Boden heiß macht. Ich hoffe," und er ergriff sein Glas, „daß Belgien auch unter seinem dritten König nach allen Seiten hin seine Grenzen schützen kann. Darauf bitte ich Sie, mit mir anzustoßen."

„Neutral rechts wie links — darauf stoße ich an", sagte ehrlich heraus Merkens. Die Gläser klangen. „Willi, willst du nicht mitanstoßen?"

Eine Sekunde Zögern. Dann sprang er auf, ein Ruck straffte den Körper. Er hielt sein Glas hoch.

„Wer Gott vertraut — Fest um sich haut — Der hat auf guten Grund gebaut — darauf stoße ich an! Prosit!"

Wieder klangen die Gläser. Wie helles, fernes Geläut. Vater und Sohn in stiller, unausgesprochener Ergriffenheit. Der Notar führte sein Glas an die Lippen. Ein ironisches Lächeln vertiefte sich um seinen Mund.

„Pardon, es fällt mir etwas auf. Ihr Deutsche führt in dieser kritischen Zeit Gott sehr im Munde. Gott und eure gerechte Sache! Euer Kaiser sagt's, in Ansprachen und Depeschen spricht es sich aus — mir scheint, ihr Deutsche macht gleichzeitig Gott und den Landsturm mobil. Habt ihr den Gott Israels? Den germanischen Jehova? Ein Gott, dem man Blut opfert, heißt Moloch. Ich meinesteils bete zu dem Gott, der die segnende und nicht die streitende Hand hat."

Nun legte Merkens das Besteck nieder.

„Herr Notar, nun gerade heraus: Wollen Sie damit sagen, daß Deutschland der Friedenstörer ist?"

Frau Merkens stieß ihn unterm Tisch an.

„Aber, Karl, der Herr Notar meint das doch nur im allgemeinen."

Sehr höflich verbeugt sich vor ihr der Notar.

„Ganz recht, ma chère dame, eine allgemeine Redensart, weiter nichts. Schade, wie ich schon sagte, daß Ihr lieber Besuch in diese unruhige Zeit fällt. Wir haben alle Pulver in uns."

Was diese Menschen eine bewundernswerte Höflichkeit haben, dachte gerührt Frau Merkens. Gott sei Dank, nun floß die Rede wieder harmloser. Der Notar erzählte einen politischen Witz. Wie Marquis Gallifet sich eine ideale Armee dachte: Die Türken als gemeine Soldaten, Engländer als Intendantur- und Verpflegungsbeamte, Amerikaner als Strategen, Preußen als Offiziere. Und was würde er aus Frankreich nehmen? Aus Frankreich? Mais la Musique!

Und winkt der Bedienung. Eiskühler. Sekt. Merkens trinkt seinen Rest Burgunder. Na ja, der Witz war gut, man kann mal wieder von Herzen loslachen. Uff! Was war das mit eins eine Atmosphäre, dick zum Explodieren. Er kann nu mal die Hinterhältigkeit nicht vertragen.

„Schmeckts dir, chou?" flüsterte Honorine, klopfte ihrem schweigsamen Hartkopf aufs Knie. Er nickte, er aß überstürzend, seine Gedanken waren nicht bei ihr. Da drängte sie leise ihre Schulter an seine.

„Da, trink aus meinem Glas, ja?" schob es ihm heimlich zu, dort, wo ihre Lippen getrunken hatten. Er griff das Glas, trank es aus. Das Blut stieg ihm bis in die Stirn hinein. Die breite, harte Stirn seines Vaters.

Gaston durfte zum Sekt wieder hereinkommen, die Gäste wünschten es.

„Warum ißt du nicht?" fragte Willi sein Mädchen. Es klang gepreßt, etwas Unsagbares würgte ihm die Kehle.

„Sie ist zu verliebt", erwiderte Gaston.

„Schick ihn doch wieder hinaus, petit papa", sagte Honorine. Frau Merkens ergriff gütig ihre Hand.

„Seid glücklich, solange ihr's noch könnt; aber das bitt ich mir aus, Herr Notar, wenn meine drei Söhne ins Feld müssen, dann komme ich mir das liebe Kind hier holen — zum Trost."

„Drei Söhne?" Atemstockend rückte Honorine näher zu ihr. Der greise Kopf nickte.

„Die zwei ältesten, der Kaufmann und der Amtsrichter, als Reserveoffiziere. Und unser Benjamin, dein Willi, er hat ja noch nicht gedient, hat ja erst sein Physikum, du weißt doch, was er für Pläne hat. Du, Willi, sag mal dem Kind, was du für Pläne hast."

Da rückte das Mädchen wieder langsam zu ihm hin. Ihre Stimme zitterte an ihm herauf. „Was hast du für Pläne?"

„Du freutest dich doch auf den Pudding."

Da kniff ihre Hand in seinen Arm.

„Was hast du für Pläne?"

Seine Hand lag auf ihrer. Er drehte an dem Ring, den er ihr geschenkt hatte.

„Was für Pläne soll ich haben, die du nicht weißt? Ich bin nicht Kaufmann und nicht Amtsrichter geworden, wie Vater es wohl gern gesehen hätte. Ich bin Arzt. Ich hätte mich erschossen, wenn ich nicht Arzt geworden wär. Mein Physikum habe ich nun, meine klinischen Vorübungen auch. Jetzt noch den Doktor, und dann will Vater den Geldsack auftun und mir eine Privatklinik großen Stils aufmachen. Nu ja, siehst du, Zukunftspläne, die heute bedenklich wackeln. Heute gibt's noch ein Europa, vielleicht morgen — na, lassen wir das. Der Krieg droht ja bloß, es ist noch kein Krieg, nicht einmal Mobilmachung."

Sie möchte ihn auslachen, so geht er um ihre Frage herum.

„Warum sagt deine Mutter, daß sie drei Söhne ins Feld zu schicken hat?"

„S'il vous plait!"

Der Notar erhob sich. Im Terrassenzimmer wartete das Serviermädchen mit Kaffee und Likören. Willi eilt und bringt seinem Mädchen das chinesische Mokkatäßchen. Man lehnt an Tisch, Billard und Portiere und schlürft das dampfende Getränk. Gewandt wie eine Dame hält der Notar den winzigen Henkel zwischen spitzen Fingern. Plaudert mit Madame. Der Wollbaron, die linke Hand in der Tasche, in der rechten die Tasse, spaziert durchs Zimmer, bleibt an dem Basttischchen am Fenster stehen. Eine Generalstabskarte, mit Fähnchen besteckt, lag dort,



darüber geschrieben: „Gaston Leclair, Boy scout". Und daneben die „Annales politiques" aus dem Jahre 1913. Ein Artikel von dem französischen Oberstleutnant Roussel: „Der nächste Krieg."

Der Notar brach das nichtssagende Gespräch mit Madame ab und trat zu Merkens.

„Bien, mon ami, wenn Sie über die belgische Schicksalsfrage in diesem nächsten verdammten Krieg informiert sein wollen, so lesen Sie nur. Belgien, der Kriegsplatz der europäischen Großmächte. Der Wehrlose überfallen, das wird unsere Weltgeschichte sein."

„Das scheint mir nicht gerade so", sagte Merkens trocken. „Ich lese hier, daß die belgische Armee imstande sein wird, eine von Osten herkommende Invasionsarmee in der Maasgegend aufzuhalten. Bitte, wer ist diese Ostarmee?"

Die hagere Hand des Notars krampft sich auf seiner Brust. Das, was jetzt in seinem Gesicht zerrt, ist schmerzdurchzitterter Glaube, fanatische Überzeugung.

„Ich wünsche Sie nicht zu beleidigen, darum antworte ich darauf nicht."

Merkens scheint nicht zu hören. Sein stahlharter Blick ist auf das Blatt geheftet.

„Ich lese, daß hier auch — England mitten im Kreis der Berechnungen steht. Man erwartet einen zweiten Wellington mit einem Heer von 100,000" —

Über des Notars Gesicht zuckt ein Leuchten.

„Ah, Monsieur, vergessen Sie nicht, daß England schon einmal die Mission hatte, Europa zu retten — gegen Napoleon. Und heute ist kein Napoleon mehr!"

„England ist germanisch, Herr Notar!" rief Willi.

„Wenn ihr euch jetzt noch mit der Politik herumbeißt, laufe ich dir fort", sagte Honorine neben ihm.

Der Notar hob den Kopf.

„Germanisch, junger Herr? Germanisch ist das Eingewanderte. Englands Stamm ist keltisch. Aber, Pardon, Pardon, wir vergessen unsere Pflichten gegen die Damen." Reckte über die Schulter des Wollbarons, um das Heft zu schließen. Der legte schnell die Hand darauf.

„Halt, das dicke Ende steht ja wohl hier in Fettdruck. Na, sieh mal an. Also die gesamte waffenfähige Bevölkerung von Belgisch-Luxemburg soll militärisch ausgebildet werden, um den Feind aufzuhalten. Die Eingeborenen sollen aufgefordert werden, in dem schluchtenreichen Land mit den Deutschen eine Art Franktireurkrieg zu führen. Na, das ist ja — erlauben Sie, Notar, aber ich finde kein salonfähiges Wort — das ist ja eine großartige Gemeinheit."

„Aber, Karl!" flehte Madame.

„Meuchelmord ist das," brauste Merkens los, „hundsgemeiner Meuchelmord! So, jetzt ist's raus. Man könnt an so was ersticken."

Mit beiden Händen stützte sich der Notar aufs Billard, er tobte nicht, aber seine furchtbare Erregung zitterte in die schüttelnden Hände hinein.

„Ereifern wir uns nicht unnütz, mon ami. Deutschland würde in diesem Fall doch das gleiche tun, nicht wahr? Deutschland würde Greise, Frauen und Kinder bewaffnen, um seine Freiheit zu retten, nicht wahr?"

Mit einem Ruck stand Merkens, als wär er eingestampft in den Boden.

„Deutschland hat nie das gleiche getan, Notar. Und doch war Deutschland, wenigstens das, was wir jetzt Deutschland nennen, einmal gedrückt und geknechtet durch fremde Gewaltherrschaft. Aber dann hat es sich in ehrlichem Kampf losgerungen, nicht durch hinterlistigen, heimtückischen Mord. Dafür ist der Deutsche zu ehrlich, zu gesund, zu ritterlich — verstanden, Notar — zu ritterlich, auch wenn er nicht wie ein dressierter Affe scharwenzeln kann. Verstanden, Notar?"

Und da schnellte auch der Notar zu seiner hageren Höhe auf.

„Ah, mon dieu, nun reden Sie sich selbst in die Falle. Sie beschwören die prunkvoll herausstaffierte Zeit der deutschen Befreiung herauf. Eh bien, was war diese Lützowsche Freischar anders als eine Bande von Franktireurs."

„Die Lützower?" — Ein geächzter Zornschrei von der Terrasse her. Mit zwei Schritten stand Willi Merkens vor dem Notar, hingeschleuderte Worte in kurzen, heftigen Atemstößen: „Die Lützower! Schande! Schande! Unsere herrlichen Lützower. Unsere Freiheitsänger! Helden, die mit regulären Truppen kämpften, wagen Sie mit Franktireurs in einem Atem zu nennen! Ach, Sie haben ja kein deutsches Blut, Sie fühlen nicht deutsch. Vater, komm, was tun wir hier noch in dem Haus, wir sind hier fremd, ich hab's ja gefühlt, ich hab's gefühlt — Herrgott, was red ich denn? Honorine" . . . Er drehte sich wirr um, er hielt sich den Kopf. „Honorine" . . .

Da sah er, daß ihre Stelle leer war. Er stürzte hinaus, er suchte sie. Madame trat zu dem Notar und sprach auf ihn ein, wischte sich mit dem Taschentuch den kalten Schweiß und redete, redete — lieber Gott, wenn sie jetzt nicht die Sache wieder in Ordnung brachte, kam der dumme Junge ja um sein Lebensglück. Jetzt lief er draußen durch den Garten wie ein Wahnsinniger, rief nach ihr, suchte sie. Lieber Gott, sie kennt ihn doch. Wenn das Mädchen ihm verloren geht, rennt der in sein Unglück. Ein Zornkopf ist er, ein Hartkopf wie sein Vater.

„Honorine!" Er eilte ins Haus zurück, er öffnete jede Tür, dann stand er auf der Treppe zum Oberstock. Auf der halben Treppe stand er und hielt sich am Geländer und wollte, konnte nicht mehr weiter. Sein Blick hinauf nach der Tür an der Treppe — ihr Zimmer. Er horchte. Wenn er nur ihren Schritt hört. Nur ihren Schritt. . . . Er hört nichts. Er reckt sich übers Geländer hin und lauscht; schleicht hinauf — eine Stufe — noch eine — noch eine . . . flüstert ihren Namen, ruft, beschwört sie; schleicht hinauf — steht vor ihrer Zimmertür — hält den Atem an, wild klopft sein Herz. . . . „Honorine!" . . . Stille, tödliche Stille. Da tastet er an die Klinke — er wird, er wird . . . hineinrasen zu ihr . . . da — Kleiderrauschen, schnelle Tritte zur Tür — ratsch! drehte der Schlüssel um. Das Zornblut stieß ihm in den Kopf. Gewalttätig riß er an der Klinke. Da schrillte drunten die Hausglocke. Das Mädchen stieg aus der Kellerküche herauf. Schnell trat er von der Tür weg, beschämt, er-



wacht aus einem blinden Taumel. Jetzt konnte er nicht die Treppe hinunter und dem Mädchen entgegenlaufen. Also lief er geradeaus über den Gang. Ein Schildchen an der Tür. Das Bureau des Notars. In diesem entlegenen Bureau, das nach Tabak und Aktenstaub roch, hat er von der Geliebten den ersten Kuß erhascht. Er trat ein, ließ die Tür halb offen, fiel matt auf den Schreibtischsessel hin, stützte den Kopf in beide Hände, starrte vor sich hin. Krause Buchstaben vor ihm verschwammen in einem Wirbel, er sah nichts, hörte nichts, dachte nur an sie. Sein Herz in rasender Unruhe, in bedrücktem Ahnen — und die Buchstaben vor ihm — Aktenstück eines Bürgermeisters. Hört er etwas? Wer trat ein? — Aktenstück eines Bürgermeisters. „Vor Nacht wird ein Bauer zu Ihnen kommen.“ . . . Drunten murmelt eine Männerstimme. „Vor Nacht wird ein Bauer . . . schicken Sie die Aufrufe in die Ardennen weiter.“ . . . Wer murmelt drunten? Ein Stock wird in den Garderobenständer gestellt. „Schicken Sie . . . einer schicke es dem andern und immer weiter und durch unser ganzes Land hin. So kann und wird niemand wissen, wer die erste Hand war, die es sandte, eine Reihe von ungenannten Händen im Dienste des Vaterlandes“ . . . Herrgott, was tut er da? Er liest, nein, er begreift ja nichts, er will ja nichts wissen, nur sie, sie! Springt auf, horcht die Treppe hinunter. Diese Stimme — wer ist's? Er eilt hinunter. Drunten sieht er seinen Bruder Robert, den Kaufmann, ins Terrassenzimmer eintreten, eilig, hastig.

„Guten Tag,“ sagt der Kaufmann, gibt schnell dem Notar die Hand, nickt flüchtig seiner Mutter zu, und ernst, tiefernst zu Merkens: „Ich muß dich sprechen, Vater.“

„Allein?“

„Ja, allein.“ Kurz, fast verstört.

Der Notar weist mit einer Handbewegung ins Salönchen.

Da taucht Willi auf der Terrasse auf.

„Kann ich mit?“

Robert wendet sich halb nach ihm.

„Nein, bitte, warte.“ Schließt hinter sich die Tür. Jähe, drückende Stille. Die Baumäste schlagen in dumpfem Rauschen wider die Säulen der Terrasse.

Die Frau kam zu Willi, nahm ihn unterm Arm und trat mit ihm zur Terrasse hinaus. Ihr grundgütiges Tröften: „Soll ich sie dir holen?“

Im Salönchen hörte man laut die Männer reden. Roberts lyrische Stimme jetzt in lebhafter Auseinandersetzung. Der stille Robert mit dem bleichen, verweichlichten Gesicht, ganz die Art der Mutter. Aber nun drehte er nervös an der Uhrkette, sagte es in überstürzten Worten: „Deutschland mobilisiert!“ Er schöpft Atem, nimmt sein Taschentuch aus der Brusttasche, streicht den Schnurrbart. Die Erregung spannt ihn bis in die Fingerspitzen.

Deutschland mobilisiert! Kurz und unheilvoll. Kürzer kann kein Unglück gemeldet werden. Merkens stand und sah geradeaus. Ein tiefes, zustimmendes Brummen aus seiner langsam atmenden Brust. Er zuckte nicht mit der Wimper. Er nickte nur, er ballte die Hand, die tief in der Hosentasche steckte. Zwei, drei herausgebrummte Worte: „In Gottes Namen denn . . . sie wollten den Krieg . . . jetzt haben sie ihn.“ Knirschte es heraus: „Jetzt haben sie ihn.“ Brach ab. Wut und Ergriffenheit würgten ihm zum Hals herauf. Trat ans Fenster, von dort her sprach er ruhiger: „Es wird luftreinigend wirken, Robert, glaub mir's, nach diesem Krieg werden wir alle besser geworden sein.“ Und dann sprang ihn doch wieder die unsagbare Erregung an. Er schnellte herum: „Robert, nu zappel mir nicht im Zimmer herum. Ruhe, Ruhe, deutscher Mann!“

„Ja, Vater, mit meiner Ruhe ist's ex. Also gerade heraus: Ihr müßt schleunigst von hier fort.“

„Von hier fort?“

„Ihr kommt an der Grenze nicht mehr durch.“

„Nicht mehr durch?“

„Wird gesperrt, ist's vielleicht schon. Ich bin mit Auto gekommen und — kurz und gut, man hat das Auto beschlagnahmt.“

Ganz ruhig stand Merkens, er fluchte nicht, er lachte nicht, er ergrimmte sich nicht, ganz ruhig stand er. Es war eine Wucht in dieser Ruhe, die zermalmte. Dann sagte er rauh leise, als fürchte er, den Tumult in sich zu wecken: „Wir sind also hier in Feindesland. Und wir sitzen hier und feiern bei Sekt und Braten . . . in Feindesland.“ . . . Nickte vor sich hin, das grimmige Lachen zerrte nun doch um seinen Mund, lautlos, in dumpfem Zorn.

Robert nestelte aus seiner Brieftasche ein Blatt.

„Und hier — ich hab's mir telegraphisch durch das Deutsche Kaiserliche Konsulat in Antwerpen bestätigen lassen — das Getreide für meine Großmühle wird im Antwerpener Hafen zurückbehalten. Die Antwerpener Spediteure teilten mir mit, daß Belgien ein Getreideausfuhrverbot erlassen habe.“

„Nach den internationalen Verträgen steht es Belgien zu, im Kriegsfall die Durchfuhr von Getreide für Deutschland zu verbieten.“

„Das ist gestern, Freitag, geschehen. Und heute ist noch der Friedensfall. Ist das die Neutralität Belgiens? Ja, Vater, mir scheint, ihr sitzt hier und fühlt nicht, wie es heiß um euch wird.“

Ein brummendes, rollendes Lachen in die Brust hinunter: „Doch, Robert, es ist schon verteufelt heiß um uns geworden.“ Hielt inne. Lärm draußen, Trommelwirbel — oder? — nein, doch, Trommelwirbel. Geräusch von Schritten und Stimmen, hundert Schritte, hundert Stimmen und mehr und mehr und näher . . . singende Weiber, Zigarette im schlaffen Mundwinkel, schreiende Kinder, Männerrufe: „Vive la France!“ Und Klänge der Brabançonne, aber umgedichtete Wort:

„La liberté naquit sur ce rivage.
défendons la jusqu'au dernier soupir.“

„Hah, la liberté, vive! Vive! Hört auf mit Trommeln! Musik, Musik! Hepp! Habt ihr keine Harmonika? Eh, Jules, verdammtes Luder, deine Trompete her! Ah sacredieu, daß du gleich hinfällst! Allez, allez! Un, deux, trois— bumm!

„La liberté naquit sur ce rivage“ . . .

Weiber am Arm der Männer, Kinder an den Röcken



der Weiber, zerren, schleppen, henkeln zu langen Reihen. Schwarze Haarsträhnen in den verhitzten Gesichtern, funkelnde Gemeinheit in den Blicken. „Uff, lala, es gibt Krieg, verfluchter Krieg, elender Krieg! Daß die Reichen, die den Krieg wollen, allesamt zusammengeschossen würden! Hab salut — das Haus des Notärs. Raus mit dem Notär! Vive!" — Eine Flasche sauste gegen das Gartengitter, die Scherben spritzten. „Eh, Notär! Was sagt der Notär dazu? Die Barbaren wollen Krieg in Europa machen. Raus, Notär!

„La liberté naquit sur ce rivage . . .
le dieu qui bénit nos trois couleurs."

Da riß Merkens die Tür zum Terrassenzimmer auf, seine Stimme dröhnte hinein: „Notar, was bedeutet das?"

Hinter dem Notar die andern, drängen in die Tür, das Geschrei von draußen hallt in die Zimmer, flutet über die dünne, scharfe Stimme des Notars hin. Der steht steil, hager, verbissen in der Tür. In seinen versunkenen Augen ein weißliches, gleißendes Schimmern.

„Comment? Was das bedeutet? — Die Antwort auf die Mobilmachung Deutschlands. Die Reservisten der Jahrgänge 1910, 11, 12 sind einberufen."

Die Stille schlägt wie ein Donnerkeil ein. Auch plötzliche Ruhe draußen. Ein Mann springt auf die Grundmauer des Gartengitters, entfaltet ein Blatt: „Aufruf!" Liest weithinschallend in die todlauernde Stille hinein, in die vielhundert erhobenen, verhitzten Gesichter hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsarbeit der Frauen in Berlin.

Von Paula Kaldewey. — Hierzu 6 Aufnahmen.

Kaum war der Befehl zur „Mobilmachung" ergangen, als den führenden Stellen bereits deutlich zum Bewußtsein kam, daß neben den Feinden da draußen auch noch einer im Lande selbst zu bekämpfen sein würde: die Arbeitslosigkeit eines großen Teils der Zurückgebliebenen. Um diesen gleich den übrigen nicht machtvoll werden zu lassen, ergriff man auf friedlichem Boden so schnell wie möglich die verschiedensten Abwehrmaßregeln, die sich trefflich bewähren und eines hohen ethischen Wertes nicht ermangeln. Denn wenn mit jenen auch in erster Linie die graue Sorge und Not aus unendlich vielen Hausständen zu bannen ist, mußte doch noch ein zweiter Faktor in die Rechnung eingestellt werden — die Verzagtheit und Mutlosigkeit, die so gern dort Platz greift, wo man, wie im Kriege, um teure Leben bangt. Deshalb galt es, die Zagenden durch intensive Beschäftigung abzulenken, ihr ruheloses Warten durch Arbeit zu verkürzen.

Zweifellos sind die Versuche, die in dieser Richtung unternommen wurden, geglückt. Man durchschreite nur einmal die weiten Säle, die die weibliche Abteilung des Zentral-Arbeitsnachweises zu Berlin in der Gormannstraße geöffnet, um ein Bild davon zu gewinnen, wie zielbewußte Tätigkeit in Wahrheit den Geist befreit und die Sorgen meistert. Fast 3000 Frauen und Mädchen, die durch den Krieg arbeitslos geworden sind, finden hier Beschäftigung. Und zwar nimmt der eine Teil sie an bestimmten Tagen als Heimarbeit in



Hilfstätigkeit des Zentralarbeitsnachweises: Notstandsarbeiten für Heer und Marine.

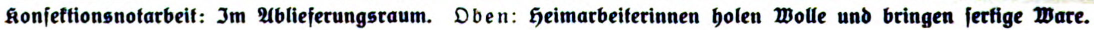


Notstandsarbeiten für Heer und Marine:
Nähen von Patronentaschen.

Empfang, während der andere im Gebäude selbst fleißig die Maschine schnurren läßt oder mit flinker Hand den Faden zieht. Besteller der Ware ist die Militärverwaltung, deren Bedarf an den verschiedensten Artikeln in diesen Zeiten ja unendlich groß ist. Da benötigen die Proviantämter Hafersäcke für die Kavallerieregimenter oder Zeltbahnen für alle Truppengattungen. Weiter ist es der verdienstvollen Leiterin des Arbeitsnachweises gelungen, für ihre Schutzbefohlenen umfangreiche Aufträge für Lieferung von Helmbezügen, Brotbeuteln, Zwiebackbeuteln und Patronengürteln zu erhalten. — Erheblich wie die Bestellungen sind auch die Summen,

Phot. Matzdorff.

Konfektionsnotarbeit: Im Ablieferungsraum. Oben: **Heimarbeiterinnen holen Wolle und bringen fertige Ware.**





Dreihundertundfünfzig Frauen und Mädchen beim Stricken. Phot. Matzdorff.

mit denen in dem Betrieb gerechnet wird. Wenn der allwöchentliche Lohntag herannaht, gelangen jedesmal 20 000—25 000 Mark zur Auszahlung — ein Betrag, der sich noch bedeutend steigern würde, hielte man nicht an dem Grundsatz fest, nur eine bestimmte Arbeitsmenge auszugeben, damit möglichst viele Personen möglichst lange Zeit Beschäftigung und Broterwerb finden. Immerhin war man vor wenigen Wochen bereits in der Anfertigung der vierten Million Zwiebackbeutel begriffen; ebenso lag manches Hunderttausend



Konfektionsnotarbeit: Im Legeraum.

Patronengürtel fertig, um bald darauf im Schützengraben dank seines kriegerischen Inhalts die wertvollsten Dienste zu leisten. Uebrigens hat man den Arbeitsräumen in der Gormannstraße auch eine Lehrstube angegliedert. Dort werden 60 Frauen und Mädchen in der Herstellung solcher Gegenstände unterwiesen, wie sie den Bedürfnissen der Militärverwaltung angepaßt sind. Durch diese Begründung folgt man liebgewordener Gewohnheit. Denn schon in friedlichen Zeiten sah es die Leitung des weiblichen Arbeitsnachweises stets als eine Selbstverständlichkeit an, Erwerbsuchende durch die Veranstaltung von Näh- und Zuschneidekursen besser zum Kampf ums Dasein zu rüsten.

Aber auch an andern Stellen hat man zu dem probaten Mittel gegriffen, aufreibender Tatenlosigkeit durch angemessen gelohnte Beschäftigung zu begegnen. So bildete sich in Berlin unter dem Vorsitz einflußreicher Persönlichkeiten ein „Ausschuß für Konfektionsnotarbeit", der es sich zur Aufgabe macht, Erwerbslosen der vorgenannten Branche während des Krieges die Mittel zum Lebensunterhalt durch Erteilung von Aufträgen zu gewähren. Wieder ist die Militärverwaltung die Abnehmerin der Bestände. Neben Patronengürteln sind es hauptsächlich Bettbezüge für Kasernen und Lazarette, die auf Bestellung geliefert werden. Stapel an Stapel ruht davon im Lagerraum in der Rosenstraße, und diese Ballen mehren sich noch, wenn in der Hauptausgabestelle „Lieferungstag" gewesen ist. Meist jedoch nur für kurze Zeit — der Bedarf für Heer und Marine leert bald die Regale und Fächer, die fleißige Hände dann von neuem füllen. Im Gegensatz zum vorher geschilderten Betrieb handelt es sich hier nur um Heimarbeit, die im allgemeinen unmittelbar ausgegeben wird. Nur für wenige Gegenstände kommen Zwischenmeister in Betracht. Es sind jetzt kaum zwei Monate verflossen, seit man das junge Unternehmen ins Leben gerufen hat; trotzdem war es in der kurzen Zeit seines Bestehens möglich, mehr als 2300 durch den Krieg brotlos gewordene Konfektionsarbeiterinnen zu beschäftigen und fast 100 kaufmännische und gewerbliche Angestellte seiner Wirksamkeit nutzbar zu machen.

Dieser kaum vorauszusehende Erfolg spornte den „Ausschuß für Konfektionsarbeit" begreiflicherweise an, seine Tätigkeit noch auszudehnen und zu erweitern. Infolgedessen eröffnete er Ende September in der Stralsunder Straße in Räumen, die der Magistrat der Stadt Berlin herlieh, eine zweite Ausgabestelle, wo bedürftigen Frauen und Mädchen Gelegenheit geboten ist, Wolle zum Stricken von Strümpfen in Empfang zu nehmen. — Auf gleichem Gebiet wirkt auch die „Gruppe für Arbeitsbeschaffung" des nationalen Frauendienstes. Als der Ruf nach wärmenden Sachen von unsern Feldgrauen immer dringlicher wurde, ließ sie es sich angelegen sein, in verschiedenen Gegenden der Reichshauptstadt Strickstuben einzurichten, in denen Strümpfe und Pulswärmer in ansehnlichen Mengen hergestellt werden. Und zwar in der Stolpischen Straße, Poststraße und in der Rotherstraße. Am begehrtesten ist die Zugehörigkeit zur Strickstube in der Poststraße, da hier nicht nur besonders helle und schöne Räume der emsigen Strickerinnen harren, sondern auch Vorsorge zur Ausgabe von Heimarbeit getroffen wurde. Aber auch in der Rotherstraße verraten die Mienen der Fleißigen das Gefühl des Wiedergeborgenseins nach Wochen der Not und Sorge. Mag der Verdienst, der ihnen im allgemeinen wird, vielleicht bescheiden sein, das unentgeltliche Mittagessen während der Pause in der nahen Volkspeisehalle, die freundliche Behandlung von seiten der Aufsichtsdamen, der Verkehr mit denen, die das Schicksal gleich behandelt — das alles verleiht ihnen Zufriedenheit, ja, zuweilen sogar eine Spur von Behaglichkeit. Denn wenn unser Ohr uns nicht täuscht, erschallt manchmal aus der Strickstube ein heiteres Lied — ein Lied zu Ehren unserer Tapferen!

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy-Ed.

16. Fortsetzung.

Wie die Tränen, die Agathe weinte, der jungen Frau Klara schrecklich waren —! Sie wuschen alle Würde von den Worten.

„Du wirst entsagen müssen", sprach sie hart.

„Dazu ist es zu spät", sagte Agathe.

Und sie erschrack, weil sie es gesagt hatte! Ihre Tränen versiegten, eine Art von Trotz kam ihr, sie wartete und sah die Frau an, die blaß, in aufrechter Haltung mit verschlossenem Gesicht dasaß. Wie von Unergründlichkeit umwittert. Was würde ihr nächstes Wort sein?

Welche Drohung lag darin, daß es so lange ausblieb. Ich habe auch mein Recht, dachte sie.

Und endlich fragte Klara, kurz und klar: „Schickt dich Wynfried?"

Agathe erschrack sehr. Sie war eigenmächtig hier! Ein dumpfes Gefühl sagte ihr, daß Wynfried diesen Schritt mißbilligt haben würde, weil — weil er vielleicht gar nicht — frei sein wollte. Aber gerade das hatte sie ja hergejagt. Nach der Begegnung mit dem Hauptmann gab es nur noch eins! Sich öffentlich zueinander bekennen. Als Held und Heldin einer unbezwinglichen Leidenschaft das Urteil der Welt gewinnen, sozusagen fast gesegnet von der ersten Frau des Geliebten.

Aber etwas kleinlaut sagte sie: „Nein. Ich kam, weil — weil — es so nicht weitergehen kann, ich habe solche Angst."

Wieder schwieg die junge Frau lange. Sie erwog, vielleicht fühlte diese, daß er anfängt, sich von ihr zu wenden, mir zu. Und sie will sich deshalb zwischen ihn und mich werfen. . . . Und vor ihrem Gedächtnis brannten seine begehrlichen, bittenden Blicke. . . . O Schmach! Ein siedender Strom von Zorn und Abwehr brauste durch ihren Körper.

„Du weißt nicht, was Liebe ist," fuhr Agathe fort, „du bist eine Verstandsnatur. Gegen die große Liebe ist man eben machtlos. Sie ist gewaltiger als Gesetz und Pflicht."



Klara schloß die Augen. Sie dachte an jene Sommernacht, da gerade die Größe ihrer Liebe zwei Herzen die Kraft gegeben, sich zu bezwingen.

„Es kann dir doch nicht schwer sein, auf deinen Mann zu verzichten, wo ihr euch nicht aus Liebe geheiratet habt.“

Nun hatte die junge Frau sich ganz gefaßt.

„Gerade deswegen ist unsere Ehe unlöslich“, sprach sie.

„Klara.“ ....

„Sie war kein Handel, der rückgängig gemacht werden kann, denn ich habe mich nicht verkauft.“

„Klara.“ ...

„Sie war kein Liebeswahn, aus dem man erwacht. Wir wußten, was wir taten.“

„Klara!“ Nun schrie es die andere Frau — flehend, jammernd.

„Wir haben uns die Hände gereicht zur Erfüllung sittlicher Pflichten. Diese bestehen fort. Sie haben sich noch vermehrt. Wir haben einen Sohn.“

Sie stand auf. Und der andern war, als müsse sie sich zu ihren Füßen hinwinden, irgend etwas schrecklich Demütiges tun, aber sie kämpfte doch um ihr Recht. Und sie hatte es in den letzten Wochen mit Beben gespürt, daß der geliebte Mann lauer wurde. Und gerade jetzt. Nein, ihr Leben war wirklich vernichtet, ihre Zukunft gefährdet, wenn er sie verließ.

Und ihre Demut schlug in das Gegenteil um.

In ihre wasserhellen Augen kam ein beinah gehässiges Licht.

„Oh,“ sagte sie, „wie unweiblich! Du willst einen Mann halten, der nicht dir, sondern mir gehört. Ich möchte wohl wissen, wie du dir deine weitere Ehe denkst?“

Ein herbes Lächeln ging um Klaras Mund. Und in stolzer Abwehr sprach sie: „Über die Zukunft meiner Ehe habe ich mit dir nichts zu sprechen. Und mir scheint — auch sonst nichts mehr.“

„Du weisest mich fort,“ fragte Agathe und kämpfte wieder mit jäh aufsteigenden Tränen, „du willst mich beschimpfen?“

„Nein. Aber du mußt begreifen, nur mit meinem Mann habe ich über diese Sache zu reden. Und erst wenn ich von ihm selbst gehört habe, daß er frei zu sein wünscht, werde ich mich fragen müssen, was ich zu tun habe. Ich, von mir aus, muß unsere Ehe für unlöslich erklären.“

Die blonde Frau geriet in Verzweiflung und weinte wieder mit kindischen Lauten.

Sie ängstigte sich ja gerade davor, daß es dem Mann gar nicht um Freiheit zu tun sei. Ihre Phantasie sah eine große Vergebungs- und Versöhnungsszene zwischen den Gatten voraus.

Was noch tun? Wie sich den Sieg erringen? Sie hatte ihn sich so einfach gedacht.

Klara war doch so edel, so selbstlos, so großmütig.

Sie hatte in der Unverschämtheit der kleinen Seelen all die Großmut der höheren Natur zu ihren eigenen Gunsten in Rechnung gestellt. Sie war von jenen, die einen Nebenmenschen unbefangen verraten, kränken, berauben können, um nachher zu ihm zu sagen: Du bist so großherzig, du wirst verzeihen.

„Weine nicht,“ sagte die junge Frau, „geh und laß mich allein.“

Noch einmal stürmte Agathe mit ihrem Körpergewicht in heftiger Umarmung, mit Schluchzen und Betteln gegen sie an. „Er darf, er kann mich nicht verlassen,“ schrie sie fast, „es ist zu spät.“ ...

„Geh, laß mich allein.“

Das war kaum hörbar, aber es drang doch durch all den Lärm der Bitten, Klagen und Geschluchze der anderen.

Und sie ging.

Schon auf der Schwelle blitzte der Gedanke durch sie hin: Gott, man sieht, wie verweint ich bin. ...

Und sie tupfte mit dem Taschentuch auf Lidern und Wangen herum. ...

Da war Leupold. Er geleitete sie an ihr Auto.

Und sie hatte ein elendes Gefühl vor diesem Mann, der doch bloß ein Diener war.

Die Tür des Autos wurde geöffnet, drinnen, tief in eine Ecke gedrückt, fror die Gerwald unter der Pelzdecke. ...

Agathe sank schwer auf ihren Sitz. Die Tür schloß sich.

„Geliebte Gerwald, Sie müssen mit dem Nachtzug mit mir nach Köln fahren.“

„Bitte, bitte, liebe Baronin, nicht weinen, es wird ja alles gut werden.“

* * *

Die junge Frau brach nicht fassungslos zusammen. Die große Aufregung wirkte zunächst auf sie wie ein berauschender Trank, der durch ihre Adern schwoll und ihre Nerven anspannte. Sie ging rastlos hin und her und her und hin, mit fieberhaft erhitztem Gesicht.

Sie wollte die ungeheuerliche Offenbarung, die ihr geworden war, in Ruhe bedenken.

Aber davon konnte keine Rede sein. Ihr ganzes Wesen war aus den Fugen.

Sie hatte gar keinen Haß oder auch nur Zorn auf die andere Frau — dachte kaum an sie.

Sie dachte an ihre Ehe, an den Vater, an das Kind.

Würde Wynfried sie bitten, gib mich frei? Ihr ahnte, nein, das würde er nicht tun. Aber nicht etwa, weil er an der Sittlichkeit ihrer Ehe festhielt, oh, die hatte er mit Füßen getreten, sondern — sondern — weil er begann, sich in seine Frau zu verlieben. ...

Es war ihr, als müsse sie wahnsinnig werden bei diesem furchtbaren Gedanken.

Vor einem Jahr hatte sie gläubig auf das Wunder der Liebe gewartet.

Es war nicht zwischen ihr und ihrem Gatten erblüht.

Aber d i e s e Art Liebe, die sie jetzt ahnte, die war ihr wie eine Beleidigung.

Sie konnte lange gar nichts denken, ging hin und her mit beschwingten Schritten wie auf der Flucht.

Dann kam die Erkenntnis: Unsere Ehe, gerade unsere, mußte durch Treue geadelt werden.

Und nun, wo sie entadelt ist, mußte sie aufrechterhalten werden? Befreite seine Treulosigkeit sie von ihrer Pflicht gegen den Gatten, gegen den Vater, gegen ihr Kind?

Nein, sie mußte verzeihen.

Aber die Ehe fortsetzen? Wie sollte sie das ertragen.

Sie stand vor dem Bild ihrer Mutter. Sie starrte zu dem feinen, leidvollen Gesicht empor. Das schwieg, wie Tote schweigen, die nur sprechen, wenn wir selbst ihnen Worte leihen. Und die entsetzte Seele der jungen Frau hatte keine, erbebte in stummer Not. ...

Aus dieser Gebundenheit erwachte sie langsam zu einem staunenden Gedanken: Aber ich habe ihn doch damals heiraten und mich ihm zu eigen machen können!

Aber damals hatte die Ekstase ihrer Dankbarkeit sie getragen! Damals stand der Mann als ein von ge-



heimnisvollen Leiden Zerschlagener vor ihr, und alle unbewußte Mütterlichkeit in ihr fand eine Aufgabe darin, ihm zu helfen. Damals wußte ihre Seele nicht, was Liebe ist, die dämmerte noch hinter der Schwelle des Erkennens, tief im Untergrund ihres Gefühlslebens.

Nun war alles anders geworden. Ihr ahnte längst, daß jene geheimnisvollen Leiden ihr Mitleid nicht verdient hatten.

Und ihre Seele war zu einer reinen, entsagenden Liebe erwacht.

Nur die Dankbarkeit war die gleiche geblieben.

Und neue, noch viel stärkere Empfindungen waren emporgewachsen, töchterliche, mütterliche.

Sie ging ans Fenster und suchte mit ihren Blicken den Nebel zu durchbohren. Die weiße Mauer der filzigen Luft verbarg das Werk. Wenn sie es doch hätte sehen können. Der Anblick der rauchenden Schlote und der mystischen Glutscheine würde ihr wohl getan haben. Sie sprachen so stark vom Lebenswerk des alten Mannes, des großen Arbeiters, der ihr Vater geworden war.

Ihre Ehe lösen hieß, ihn verlassen!

Wie würde er leiden!

Und ihr Kind? Wenn sie, die Schuldlose, von dannen ging, so war es ihr Recht, es mitzunehmen. Kein Mensch, kein Gesetz konnte sie daran hindern.

Das würde den alten Mann töten!

Seit er den Enkel besaß, wußte er, für wen er gearbeitet, für wen der Pulsschlag des gewaltigen Werkes da drüben so stark und lebendig schlug.

Sein Enkel bedeutete ihm die Erfüllung aller Lebenshoffnungen. . . . Spät, nach vielen und herben Enttäuschungen war sie ihm geworden. Diese winzigen Kinderhände hatten die Wunderkraft, alles Schwere, alle Entsagungen aus seinem rastlosen Dasein auszustreichen. Endlich, an der Schwelle des Grabes fast, gab das kleine Kind ihm noch Freude, Freude, mit der ganzen Macht seiner ungewöhnlichen Natur empfunden.

Und dieses Glück sollte sie ihm fortnehmen?

Nein, dachte Klara, das kann ich nicht.

Eine Stimme schien sie zu fragen: „Aber kannst du dich denn noch einmal dem Mann zu eigen geben, der dich jetzt mit so werbenden Blicken verfolgt?"

Wie groß die Opfer auch gewesen waren, die sie gebracht hatte, das äußerste war ihr erspart geblieben, ihre weibliche Würde blieb unverletzt.

Sollte sie sie nun zerbrechen lassen?

Wo war der Ausweg aus dieser Wirrnis von einander bekämpfenden Pflichten und Gefühlen?

Undurchdringlich wie der weiße Nebel stand die Zukunft vor ihr.

Sie glaubte, es seien Minuten vergangen, seit ihr Ohr gequält wurde von dem kindischen Jammer der blonden Frau. In diesem wunderlichen Wechsel, zwischen entsetzt hinjagenden Gedanken und bleierner Stumpfheit, war ihr alles Maß für die Zeit abhanden gekommen.

Nun erschrak sie, als Georg kam und die Tischzeit meldete.

Es hieß wie alle Tage, in Heiterkeit neben dem geliebten Vater sitzen, damit ihm die Stunde der Mahlzeit eine freundliche sei. . . .

Mechanisch ging sie ins Eßzimmer, vergaß sich umzukleiden, vergaß den Blick in den Spiegel, ging im Zwang der Gewohnheit.

Es war, als ob der Tag sein jähes Ende gefunden habe. Im Eßzimmer waren die Vorhänge geschlossen, und das fahle Nebellicht kam nicht herein. Festlich glänzten die elektrischen Birnen zwischen ihrem Behang von stumpfgeschliffenem Kristall.

Zu Häupten der kleinen Tafel, die fast verloren im reichen Raum stand, saß schon der Geheimrat in seinem Fahrstuhl, der immer zu klein für ihn schien.

Er sah der Tochter entgegen, das ganze bedeutende Haupt schien wie von einer hellen Stimmung umstrahlt, eben hatte er seinen Enkel besucht und sich geschmeichelt gefühlt, daß dieser kleine Herr des Hauses vor Vergnügen mit den Patschhänden schlug wie ein unflügges Vöglein mit den noch kümmerlichen Flügeln, als der Großvater hereingefahren wurde.

Aber ganz plötzlich änderte sich der Ausdruck seines Blickes.

Klara im Morgenanzug? Mit dunkelglühendem Gesicht? Wie eine Fiebernde?

„Bist du krank?"

„Ich? Nein."

Sie setzte sich. Man aß. Sie versuchte auch zu essen, zu sprechen. Ja, schon fünf Zähnchen. Ja, Judereit war nun genesen. Ja, er war in den langen Leidensmonaten ein einsichtsvoller Mensch geworden mit vernünftigen Plänen. Ja, Thüraufs Finchen wollte nach München und sich der Malerei widmen. Ja zu allem, und alles war so gleichgültig. Und sie fühlte immer, wie die großen, blitzenden Augen sie mit wachsamer Sorge zu durchbohren schienen.

„Nachrichten von Wynfried?"

„Nein, seit dem Telegramm keine", antwortete sie wie abwesend.

„Wie ihn die Kreyserwerke immer festhalten! Und wie er gern zu seinen Bekannten nach Köln fährt. Ich denke manchmal, die Kreyserwerke und ihr Betrieb interessieren ihn mehr als Severin Lohmann, und wenn er freie Wahl hätte, siedelte er dahin über. Der muntere Zug im Leben des Rheinlands zieht ihn auch besonders an. Gottlob, daß du da bist, Kind, und daß wir Severin den Kleinen haben. Sonst hätte ich Angst, nach meinem Tod wendete mein Sohn dieser Stätte den Rücken. Aber du wurzelst in ihr fest und erziehst mir den Enkel in unserm Sinn."

Das war mehr, als Klara in dieser Stunde hören konnte.

Und sie wußte nicht, daß die Glut auf ihren Wangen langsam hinlosch, und daß ihr Gesicht elend, leichenblaß, zusammengefallen erschien und ihre Stimme leise, wie verhallt, als hole sie jedes laute Wort mühsam aus der Brust herauf.

Und auf einmal fing alles an, sich zu drehen. In ihren Ohren sangen hohe Geigentöne in langen Bogenstrichen. Sie horchte, horchte mit versteinertem Gesicht. Sie dachte, ich bin schwindlig, hatte eine letzte Willensregung, nicht fallen, nicht fallen, dann war alles abgeschnitten, als sei plötzlich ein Fallbeil zwischen sie und ihr Bewußtsein niedergesaust.

Nichts, gar nichts wußte sie davon, daß ihr Kopf vornüber auf die Tischplatte geschlagen wäre, wenn nicht Leupold, der die letzten Sekunden, atemlos vor Schreck, sie schon bewacht, sie aufgefangen hätte. Sie hörte nicht, daß nach der weiblichen Dienerschaft gerufen wurde, sah nicht, daß der alte Mann, in Verzweiflung und vor Ungeduld vergehend, in seinem Stuhl die geballten Fäuste auf die Lehnen stemmte.

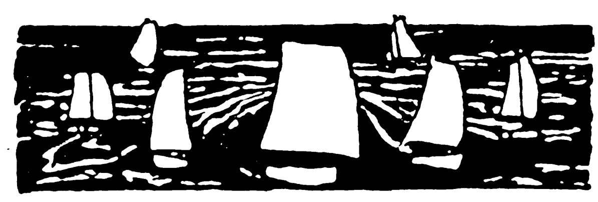
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 48. | Berlin, den 28. November 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.



Die sieben Tage der Woche.

17. November.

Teile der deutschen Ostseestreitkräfte sperren die Einfahrten des Libauer Hafens durch versenkte Schiffe und beschießen die militärisch wichtigen Anlagen. Torpedoboote, die in den Innenhafen eindringen, stellen fest, daß feindliche Kriegsschiffe nicht im Hafen sind.

18. November.

In Polen haben sich in der Gegend nördlich Lodz neue Kämpfe entsponnen. Südöstlich Soldau wurde der Feind zum Rückzug auf Mlawa gezwungen. Auf dem äußersten Nordflügel ist starke russische Kavallerie geschlagen und über Pillkallen zurückgeworfen worden. In Ergänzung dieser deutschen Mitteilung meldet der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht: Operationen der Verbündeten zwangen die russischen Hauptkräfte in Russisch-Polen zur Schlacht, die sich an der ganzen Front unter günstigen Bedingungen entwickelte.

Im Schwarzen Meer findet eine Seeschlacht zwischen türkischen Schiffen und einem überlegenen russischen Geschwader statt. Das russische Admiralschiff „Swatoj Jevstafi" wird beschädigt.

Zwischen den Engländern und den türkischen Truppen findet ein heftiger Kampf im Schatt-el-Arab statt; die Verluste der Engländer sind beträchtlich.

19. November.

Generalquartiermeister Generalmajor von Voigts-Rhetz (Portr. S. 1944) ist in der Nacht im Hauptquartier einem Herzschlag erlegen.

Vor Przemysl erleiden die Russen bei einem Versuch, stärkere Sicherungstruppen näher an die Südfront heranzubringen, schwere Verluste.

20. November.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza trifft im deutschen Hauptquartier ein.

Der türkische Kreuzer „Hamidie" zerstört die russischen Petroleumdepots und die Station für drahtlose Telegraphie, die sich in Tuapse, einem Ort in der Nähe von Noworossijsk, befindet.

General Sir James Wolf Murray wird an Stelle des verstorbenen Generals Douglas zum Chef des britischen Reichsgeneralstabs ernannt.

Im britischen Oberhaus gibt Minister Lord Crewe an, daß die Lage der Briten in Ostafrika nicht sehr günstig sei. Die Deutschen verfügten in Deutsch-Ostafrika über eine starke Truppenmacht mit Kanonen und Maschinengewehren. Bisher wurden auf britischem Gebiet sieben kleinere Gefechte geliefert, die für die Engländer schwere Verluste zur Folge hatten. Im ganzen verloren die Engländer bis jetzt 900 Mann.

21. November.

Zwei englische Flugzeuge führen einen Angriff auf die Werft des Luftschiffbaues Zeppelin in Friedrichshafen aus, wobei sie etwa sechs Bomben abwerfen, die jedoch keinen Schaden anrichten. Eins der Flugzeuge wird abgeschossen, das andere entkommt.

Prinz August Wilhelm erleidet bei einem Automobilunfall auf einer dienstlichen Fahrt einen komplizierten Unterschenkelbruch und eine Kieferkontusion.

Der türkische Vormarsch auf Persien ruft die größte Bestürzung in russischen Kreisen in Täbris hervor. Der russische Generalkonsul in Täbris ruft den Schutz des deutschen Konsuls an.

22. November.

Der japanische General Kamio wird zum Gouverneur von Tsingtau ernannt. Die ungefähr 3000 Mann starke deutsche Besatzung wird nach den Konzentrationslagern in Japan gebracht.

23. November.

In Polen schiebt das Auftreten neuer russischer Kräfte aus Richtung Warschau die Entscheidung noch hinaus. In Gegend östlich Czenstochau und nordöstlich Krakau wurden die Angriffe der verbündeten Truppen fortgesetzt.

In Paris wird das Urteil des Kriegsgerichts veröffentlicht, vor dem sich mehrere gefangengenommene deutsche Militärärzte und Sanitäter wegen angeblicher Gewalttätigkeiten gegen Einwohner in den von Deutschen besetzten Gebieten und Nachlässigkeit bei der Behandlung von Verwundeten zu verantworten hatten. Das Kriegsgericht kam zu einem ganz ungeheuerlichen Spruch, indem es Strafen von sechs Monaten bis zwei Jahren Gefängnis festsetzte.

Der Bundesrat beauftragt die schweizerischen Gesandten in London und Bordeaux, bei der britischen und der französischen Regierung gegen die Verletzung der schweizerischen Neutralität durch die über schweizerisches Gebiet nach Friedrichshafen geflogenen englischen oder auch französischen Flugzeuge nachdrücklich Verwahrung einzulegen und Genugtuung zu verlangen.

Die Türken besetzen den Libanon.

Der Moskowiter.

Von Rudolph Stratz.

Ein Halbmond zertretener menschlicher Kultur lagert sich wie der Trümmerschutt der Moräne vor dem Eis des Gletschers zwischen Europa und dem Zarenreich. Es ist Rußland, und ist es doch nicht. Ich kenne seit mehr als einem Menschenalter Rußland in allen seinen Ecken und Winkeln, von der Brandung des Nördlichen Eismeers an der murmanskischen Küste bis zu den Orangenbäumen, den Dromedarherden und Moscheen der Krim, aber ich kann nicht sagen: Wo fängt dieser Barbarenstaat, der Erbe der Goldenen Horde, dieser Zwitter aus mongolischer Wildheit und byzantinischer Entartung, eigentlich an?

An seinen Grenzen gewiß nicht! Fahren wir mit flinkem litauischem Dreigespann von Memel nach Libau, vorbei an dem düster am Meer gelagerten, möwenumschwärmten Krug Nimmersatt, dem letzten Hof auf deutscher Erde, so empfängt uns in Polangen freilich wie überall der russische Gendarm, lang und finster, in weißer

Schirmmütze, das Georgskreuz auf der Brust, mit umgeschnalltem Revolver. Aber außer ihm, dem grünröckigen Zwingherrn, spricht kein Mensch Russisch. Weder die Israeliten, die zu Tausenden die schmutzige Gasse füllen, noch die lettischen, im Fuhrwerk gekommenen Bauern, noch die kurischen Barone auf ihren Edelhöfen. Bis vor die Tore Petersburgs spricht der Adel Deutsch — (nicht etwa, daß er deswegen deutsch empfindet!), sprechen es die Pastoren der Kirchspiele, die Großkaufleute und Nachfahren der alten Schwarzhäupterkompagnien in den Hafenstädten. Wenn daneben seit der Revolution noch eine Sprache durchdringt, so ist es das Lettische und, von der Mitte Livlands ab, das Estnische der Bauernmassen.

Und fährt man von Stockholm durch das Granitgewirr der bottnischen See nach dem Hafen von Helsingfors, so glaubt man wieder überall Estnisch zu hören, so nahe ist ihm das Finnische in seinem Vokalreichtum verwandt. Die höheren Stände aber reden Schwedisch, denken Schwedisch, fühlen Schwedisch.

Und reist man von Thorn über die mächtige Weichselbrücke gen Warschau, so hört man nur Polnisch. Die zahlreichen jüdischen Fiaker, Gepäckträger, Kommissionäre können Deutsch, der Adel bedient sich mit Vorliebe auch öffentlich des Französischen; man könnte ebensogut auf Chinesisch wie auf Russisch nach dem Weg fragen.

Und überschreitet man da, wo jetzt die Kämpfe um Galizien toben, bei Podwoloczyska, die Grenze der weiten, baumlosen, fruchtbaren bessarabischen Ebene, so reden die unzähligen Israeliten wieder ihr seltsames, zur Not unseren Ohren verständliches, aus verstümmeltem Deutsch und einzelnen hebräischen Worten gemengtes „Jiddisch“, die Bauern aber sind, durch die ganze Ukraine, bis nach Kiew hin, Ruthenen, des schönen Scheins halber „Kleinrussen“ genannt, weil es eben keine Russen sind.

Und schifft man durch das Schwarze Meer dem stolz über dem Boulevard Richelieu aufgetürmten Odessa zu, so vernimmt man dort die Zungen aller Völker, auch Russisch; aber nur neben den andern. Am meisten aus dem Munde zerlumpter Schwarz-Arbeiter im Hafen, betrunkener Bauern, diebischer Beamten.

Und betritt man gar den Kaukasus, so ist man jenseit der grusinischen Heerstraße ganz im Islam und Orient. Die fieberdünstende Westküste beinahe menschenleer, weil alle Allah-Gläubigen vor dem Moskowiter flohen. Und man erkennt: zwischen Europa und Rußland türmt sich ein Wall zermalmter Bildung, geknickter Städteblüte, unterdrückten Bürgerfleißes, geknechteten Gottesglaubens. Die Trümmer der von Iwan dem Schrecklichen eingeäscherten Kathedralen von Dorpat und St. Brigitten bei Reval, des Klosters Padis bei Baltischport und hundert andere reden mit stummer Wucht. Über dem drei Viertel lutherischen Reval erhebt sich auf dem Domberg stumpf und dumpf die orthodoxe Kathedrale. Und wie der evangelische Deutsche, so wird der Pole wegen seiner Überzeugung verfolgt, weil er Katholik ist, der Israelit, weil er „Christum gekreuzigt hat“, d. h. sich zum Talmud bekennt. Unduldsame Zermalmung atmet dieser vom Berge Athos herüberwehende Glaubenshaß, der Geist der Verneinung alles Höherstehenden strömt aus der Kapelle der wundertätigen Iberischen Mutter Gottes am Kreml. Kultivieren kann der Russe nicht. Keinem der unterworfenen Völker hat er seinen Stempel aufgeprägt. Er kann nur barbarisieren. Und wie alle Barbaren, hat er seine Freude am Zerstören. Denn daran erkennt er seine Kraft über ihm unerreichbare geistige und greifbare Güter. Der Kosak, der die mit Petroleum getränkten Dochte in das ostpreußische Gehöft schleudert, und der Zar, der die evangelische Kirchenschule von St. Annen, die Nährquelle geistigen Lebens für St. Petersburg seit Menschenaltern, mit einem Ukas schließt, sind einander würdig: eine Schande der Menschheit der eine, ein Schädling der Erde der andere, beinahe schon wert, Engländer zu sein.

Alle diese Länder waren einstmals frei, reich, glücklich. Polen war ein mächtiger Staat. Daß Wien noch steht, dankt es Sobiesky so gut wie Karl von Lothringen. Die Ostseeprovinzen blühten, bis Iwan der Schreckliche kam, unter dem deutschen Orden und den Schwertbrüdern, unter deutschen Bischöfen und dänischer Herrschaft. Finnland fühlte sich bei Schweden wohl, ist jetzt noch hundertmal sauberer und kultivierter als das altrussische Rußland; im Kaukasus besaßen das ritterliche Volk der Tscherkessen, um den Dnjepr die Reiter der Ukraine ihre eigene kriegerische Kultur. Das alles ist zerstört. Zweimal kann man dasselbe Ding nicht zerstören. Also muß man sich etwas Neues suchen, um vor sich und anderen seine ungeschwächte Vernichtungskraft zu erweisen, muß sich ausbreiten, muß Sibirien besetzen, muß Zentralasien erobern, bis an den Stillen Ozean vordringen, gegen die Türken zu Felde ziehen, den Balkan in Flammen setzen, die Serben zum Fürstenmord hetzen, um sich dann schließlich im Rausch des Erfolgs gegen die ewige Wiege menschlicher Kultur, gegen Westeuropa, zu wenden, um bei diesem Kreuzzug gegen die Errungenschaften zweier Jahrtausende von Franzosen, Basutos, Maoris, Engländern und Gurkhas mit offenen Armen empfangen zu werden.

So gegen Europa handeln kann nur, wer nicht zu Europa gehört. Das ist der Kern der Sache: Rußland ist Asien, wurde auch bis in die Neuzeit hinein immer zu Asien gerechnet. In alten Büchern des achtzehnten Jahrhunderts noch endet Europa mit „Hungarn“ und „Pohlen“. Dahinter war dann die Weite, war der Sultan der Türkei, war der Großfürst der Moskowiter, war der Mogul von Delhi, der Mikado von Japan, der Sohn des Himmels in Peking. Durch ein Mißverständnis nur ist Rußland nach Europa hereingekommen. Durch einen Fehler, an dem auch wir schuld sind: durch die Teilung Polens. Das riß die letzte Schutzwehr gegen die asiatische Flut nieder. 1795 wurde Polen zum dritten und letzten Mal geteilt, 1799 ritten schon die ersten Kosaken mordend und plündernd durch die freie Schweiz bis Zürich.

Im tiefsten Frieden noch, vor Jahren, hat unser Kaiser in einer jener Reden, deren hellsehenden Vorausblick in die Zukunft wir jetzt erst erkennen, das Wort geprägt: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ Wahrt sie nicht nur gegen die gelben Wegelagerer des fernen Ostens, wahrt sie auch gegen die moskowitische Welle. Denn nochmals: wer sagt, daß Rußland zu Europa gehört? Europa ist ein Begriff, ist auf der Landkarte nur eine Halbinsel Asiens. Man kann den Grenzstrich ebenso leicht am Njemen ziehen wie am Ural, und mit mehr Recht. Denn da drüben, jenseit der uferlosen Sumpfgürtel zwischen Litauen und Wolhynien, dämmern bis an die Mauern Chinas hin die unendlichen Steppen, wechselt ihr Klima zwischen glühenden Sommern und eisigen Wintern, leben ungezählte Millionen in fatalistischem Stumpfsinn dahin. Zuweilen nur erwachen sie aus ihrem halb unbewußten Dasein, wittern Morgenluft, wälzen sich heran. Wir kennen sie seit Jahrtausenden, von Attila bis Rennenkampf, von den Hunnen bis zu den Kosaken, wir haben sie abgewehrt von Heinrich dem Städtebauer bis zum Helden Hindenburg.



Deutscher Herold, tu dein Wort . . .

Von Joseph von Lauff.

Deutscher Herold, tu dein Wort,
Tu es frei, mit offener Stirne,
Daß es klinge hoch vom Nord
Bis zur schroffen Alpenfirne.
Brauche sonder Unterlaß
Wetterfeste Hammerschläge,
Daß ein abgrundtiefer Haß
Sich ins Herz der Deutschen präge.
Denkt der Briten!

Alles, was sie uns getan,
Wolle deine Rechte buchen.
Aug um Auge, Zahn um Zahn —
Dreimal sollst du sie verfluchen.
Streue täglich Korn um Korn
Voll des Grimms durch deine Worte;
Pflanze täglich deinen Zorn
Jedem Deutschen vor die Pforte.
Denkt der Briten!

Flammen soll er hoch vom Herd,
Von der Kanzel, vom Altare;
Gürte ihn mit scharfem Schwert
Selbst an schwarzumhüllter Bahre.
Laß ihn pilgern durch den Sturm
Ueber Luch und Heideflächen;
Mit den Glocken hoch vom Turm
Und zu allen soll er sprechen:
Denkt der Briten!

Sämann, du, im Sämannstuch,
Winzer, du, am Rebenberge,
Pflüger, du, am blanken Pflug
Und im Schiff, du braver Ferge,
Laßt bei jedem Tropfen Schweiß
Haß durch eure Adern fliegen,
Bis als Habedank und Preis
Bettelnd auf den Knien sie liegen.
Denkt der Briten!

Ernste Männer unter Tag,
Eingepfercht auf schmaler Rampe,
Die ihr täglich Schlag auf Schlag
Tut beim Licht der Grubenlampe,
Schickt allstündlich himmelwärts
Durch die Gänge euer Beten:
Wachsen soll das deutsche Erz,
Bis ihr Banner ist zertreten.
Denkt der Briten!

Mutter, die du voller Lust
Und vom eignen Wert durchdrungen,
Freudig nährst an deutscher Brust
Deinen blonden deutschen Jungen,
Nicht aus goldnem Märchenborn
Sollst du singen lange Wochen;
Singe ihm das Lied vom Zorn,
Bis ihr Hochmut ist gebrochen.
Denkt der Briten!

Alle, die ihr frank und frei
Kämpft in roten Schlachtenbränden,
Die das mörderische Blei
Ihr empfingt aus Britenhänden,
Betet, auf zu Gott gewandt:
Herr, wir wollen freudig sterben,
Schlage nur durch deutsche Hand
Englands schnöde Macht in Scherben.
Denkt der Briten!

Deutscher Herold, tu dein Wort,
Tu es frei, mit offner Stirne,
Daß es klinge hoch vom Nord
Bis zur schroffen Alpenfirne.
Wie ein brausender Orkan
Führe die gerechte Sache!
Aug um Auge, Zahn um Zahn,
Bis gesättigt unsre Rache.
Denkt der Briten!

Und immer geht der Zug dieser Horden mit der Sonne, nie ihr entgegen. Ich war vor zehn Jahren, zu Beginn des Russisch-Japanischen Kriegs, lange Zeit in Moskau. Das war ein klägliches Bild: diese Soldaten, die tagaus, tagein, ohne Ende, in grauer Winterluft und Schneegestöber stumm zum Mandschurischen Bahnhof stapften, in ihren Schafpelzen selbst willenlosen Hammelherden gleich, kein Zuruf, kein Gruß, höchstens einmal Hetzen aus dem Volk, die ihnen Heiligenbilder zum Kuß reichten, um die Lippen der bessergekleideten Zuschauer oft wohl ein höhnisches Lächeln. Man hoffte in der ganzen „Intelligenz" auf die russische Niederlage, hoffte auf die Revolution, die ja dann auch kam.

Denn damals ging es gegen Osten. Asien macht dem Asiaten keinen Spaß. In den Öden der Mongolei gibt es nichts zu sengen und zu brennen, unter den Kalmücken und Kirgisen kann man keine Kultur zertreten. Nein, so sicher, wie die Magnetnadel nach Norden, weist die Brandfackel des Kosaken nach dem reichbevölkerten, blühenden Europa, dessen Bollwerk wir sind. Darum ist jetzt ein ganz anderer kriegerischer Geist in Rußland — ich höre es aus manchen mir von dort zugehenden Privatmeldungen — alle russischen Instinkte sind wach, die Glocken des Insan Weliki auf dem Kreml läuten zu neuem Sturmlauf wider abendländische Kultur. Wer Rußland nicht kennt, der komme uns nur jetzt nicht mit den abgedroschenen



Redensarten von dem „Koloß auf tönernen Füßen“; diesmal hat der Koloß sogar feste rindslederne Stiefel an den Beinen statt der Pappsohlen früherer Feldzüge, er säuft nicht, er läßt sich von seinen Großfürsten und Tschinowniks nicht so schamlos bestehlen wie sonst, er nimmt es ernst und muß diesmal ernst und für immer und ewige Zeiten nach Asien zurückgeschlagen und die von ihm schon unterjochten Finnen, Esten, Letten, Deutschbalten, Polen, Ruthenen, Rumänen, Muselmanen müssen befreit werden. Das muß geschehen! Das wird geschehen! Rußland muß aufhören, eine europäische Großmacht zu sein!

„Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ Die Völker Europas wahren sie nicht! England und Frankreich werfen sie vor die Hunde, den Marokkanern und Indern, den Senegalnegern und Baschkiren, dem alten Hammeldieb von Cettinje, dem gekrönten Spielbankhalter von Monte-Carlo, den Wilden Neuseelands zum Fraß. Bald werden wir auch noch die Gorillas uniformiert im Kampf gegen deutsche Barbarei erblicken. Es ist kein Zufall, daß das Wort „Moral insanity“ englischen Ursprungs ist. In verbrecherischem moralischem Wahnsinn ruft England mit seinen Verbündeten die Barbarenmassen des Ostens zur Vernichtung vieltausendjähriger Kultur in Europa. Wir allein, wir Deutschen, wir Österreicher, wir Ungarn, sind die Hüter dieser Kultur. Wir werden sie schirmen, wir werden siegen. Und wenn je, kann jetzt der Dichter zu Deutschland sprechen:

„Der Menschheit Würde ist in deine Hand gegeben! Bewahre sie!“

Der billige Haushalt.

Von Hedwig Heyl.

Eine der wichtigsten Aufgaben für die haushaltende Frau aller Schichten ist die praktische Beantwortung der großen Frage: „Wie ist jetzt im Haushalt zu sparen?“

Richtig haushalten, ist die patriotische Tat, die ein großes Volk von den Frauen erwarten kann, die an seiner gesunden Erhaltung in schwerer Zeit ernsthaft arbeiten wollen. Wissenschaft und Statistik haben den großen Volkshaushalt in neuer Zeit vielfach und sorgsam beleuchtet. Regierungen und Stadtverwaltungen, auch die hohen Militärbehörden haben ihre von weiser Vorsorge zeugenden Maßnahmen getroffen. Naturgemäß liegen aber für die einzelnen Haushaltungen, aus denen sich die Landeswirtschaftslage ergibt, eine Fülle von Aufgaben vor, die selbst durch gesetzgeberische Maßnahmen nicht gelöst werden können, sondern nur durch die Einsicht, Kenntnis, Begeisterung, Treue, den Fleiß und die Tüchtigkeit der einzelnen Frau. Es muß verstanden werden, daß selbst ein luxuriöser Haushalt nicht in den Tag hinein wirtschaften darf, will er dem ganzen Volksnahrungsmittelvermögen nicht schaden. Wenn wir den Bestand unseres deutschen Nahrungsmittelbesitzes zusammenrechnen und mit dem Vorhandenen auskommen wollen und müssen, ergibt sich die Notwendigkeit, die einzelne Wirtschaft als stillen Teilnehmer der Landeswirtschaft zu betrachten und ihn auch so zu verpflichten. Daß in guten Zeiten, wo der Markt der ganzen Welt seine Schätze über uns ausschüttete, ein Wohlleben einriß, das stark an Verschwendung grenzte, das haben viele mit stiller Besorgnis wahrgenommen, aber man hat ja auch die Verwöhnung unserer heutigen Jugend so oft betont und an ihrer Lebenstüchtigkeit gezweifelt, und wie die Jungen sich im Kriege hervorgetan haben und sich auf ihre deutschen Pflichten besannen, so wird auch jede Frau, der bis heute vielleicht „haushalten“ ein unbekannter Begriff war, zeigen, daß sie auf der Höhe heutigen Verstehens ist.

Umschaltung der Ernährungsgewohnheiten soll die Losung sein, die von den Vermögenden ausgehen muß, um breiten Schichten ein Beispiel zu geben. Es heißt durchaus nicht hungern, aber doch mit manchen Vorurteilen und Sitten brechen. Das immer kleiner werdende Weißbrötchen kann morgens mit einer tüchtigen Scheibe Roggenbrot bedeckt werden, auf die man statt Butter Marmelade streicht, die zu Gerstenkaffee oder Tee ausgezeichnet mundet. Wie bekömmlich ist vielen Kindern der Roggenbrei oder ein Brei von geschrotetem Hafer mit Milch und Zucker. Es ist notwendig, den Fleischverbrauch da zu beschränken, wo er Überfluß bedeutet. Der viele Belag auf Brot sollte auch etwas eingeschränkt werden. Schinken, Wurst, alle Räucherwaren sind haltbar und sollten deshalb für Zeiten aufgehoben werden, wo das Schweinefleisch rarer werden muß. Es gibt für jetzt Ersatz in vielerlei Käse, Heringspeisen, Fleischklößen, Sülzen, Dingen, die man leicht herstellen kann, da die Zutaten unbeschränkt und preiswert zu haben sind. Infolge der starken Gulaschfabrikation für die Militärbehörden kommt jetzt eine Art Knochenfleisch für 20 bis 35 Pfennig in den Handel, das für die Fleischhackmaschine noch reichlich Fleisch abgibt, während die Knochen als wohlfeile fette Grundlage zu Suppen und Gemüsen dienen können. Jene Fleischreste, die zuweilen ein Pfund Fleisch auf 2½ Pfund Knochenfleisch ausmachen, bezahlen sich in der Großfabrikation nicht, da die Arbeitslöhne nicht aufgewendet werden können und diese kleinen Restbestandteile in der Konserve nicht verwendbar sind. Als Zutat dagegen ergänzen die fetten Fleischstücke das billige Wildfleisch, das allein keine saftigen Speisen ergibt, sehr vorteilhaft. Wo große Braten mittags nicht mehr auf den Tisch kommen können, kocht man kleine Fleischportionen mit Gemüse und Kartoffeln zusammen und kommt am weitesten damit, wenn das Fleisch in Stücke geschnitten wird. Die Mehlspeisen mit gekochten Äpfeln, Backobst und süßen Saucen müssen viel mehr bevorzugt werden. In dem kleinen, für 10 Pfennig erhältlichen Kriegskochbuch finden sich billige Mehlspeisen ohne Eier und Butter, die in andern Ländern längst ihre Triumphe feierten, wo gewiegtes Rindernierenfett und Backpulver als billige und wertvolle Hilfen dazu verwendet werden. Leider sind Hülsenfrüchte rar, und man sollte ernsthaft daran denken, sich besonders Linsen, die aus Rußland kommen, zur Saat aufzuheben und sie im Frühjahr auf den von den Gefangenen bearbeiteten Ödländern zu bauen. Getrocknete Gemüse, Kartoffeln, Graupen, Grieß gibt es jedoch genügend, auch Sauerkohl und alle sonstigen Kohl- und Rübenarten. Mit Gewürzen, Rosinen, Korinthen und Mandeln ist mindestens hauszuhalten, ebenso mit Fetten aller Art. Wie sehr Aufmerksamkeit auf



Fett von den Haushaltungen gefordert werden muß, hat Professor Rubners Untersuchung nachgewiesen, der im Abwaschwasser der Stadt einen Fettbestand von 20 Gramm auf den Kopf der Bevölkerung feststellte; Fette, die in jedem Fall wenigstens für Seifenfabrikate nutzbar zu machen wären. Es heißt also künftig die ausgebratenen Fetthäute des Schmalzes, noch mit Salz verrieben, auf dem Brot essen und überhaupt die Kostbarkeit des Fettes sich klar machen, indem man jede Fettschicht auf Brühen verwendet und auch beim Kochen den Verbrauch einschränkt. Dagegen dürfen wir uns reichlichen Zuckerverbrauch leisten. Sobald er als Ergänzung anderer Baustoffe für den Körper dient, ist er kein Luxus mehr, und die oft angegriffene „Schnecke", die das Volkskind sich vom Bäcker holt, wird in dieser Zeit als ein Nahrungsmittelsparer angesehen werden können.

Daß jedes Krümchen Brot einen absoluten Wert darstellt, liegt auf der Hand, deshalb sollte es nicht an Schweine verfüttert werden, sondern getrocknet, in guten Suppen und Speisen neugeformt erscheinen. Keine Apfelschale, Zitronen- oder Apfelsinenschale, Träger jetzt sehr teurer Würzstoffe, dürfen der Ausnutzung entgehen, deshalb sollte man auf Nutzbarmachung des Küchenabfalls achtgeben. Es ist klar, daß alle Getreidekörner jetzt menschlicher Nahrung dienen müssen und wir für die sonst verfütterten Körner Ersatz schaffen müssen durch Sammeln der Abfälle, die, gedörrt und zu Futter vermahlen, zur Geflügelfütterung dienen. Sehr wichtig ist es, daß die Milch nicht knapp wird. Um das wertvolle Material von Kartoffeln und Milch für den Menschen verwerten zu können, sollen viele Schweine abgeschlachtet werden. Die sonst zur Fütterung verwendete Magermilch wird dadurch verfügbar und ist in allen Verwendungsarten ein wichtiger Nahrungsträger.

Alle diese einschneidenden Ernährungsfragen sind von unsern ersten Gelehrten eingehend behandelt worden. Auf breiter Grundlage eines wissenschaftlichen Werkes wird in kurzer Zeit ein populär gehaltenes Ernährungsbuch erscheinen, begleitet von praktischen Vorschlägen, Tausende von Merkblättern werden, durch Behörden verteilt, in allen Häusern die Dringlichkeit der in dem Buch geforderten Maßregeln besonders unterstreichen. Wir aber wissen, daß, sobald das Verständnis für die mächtige Tagesfrage erschlossen ist, die Frauen ihr praktisch antworten werden.

Der Totenwurm.

Zwei Meter tief, einen halben breit,
Gebuckelt, gekrümmt, in gesprenkeltem Kleid
Schiebt sich die Schlange durch schlüpfrigen Grund,
Beißt sich hinein und ringelt sich rund,
Schnellt gradeaus in wilder Gebärde —
Der Totenwurm. In Frankreichs Erde.

Schützengräben ... Der Meilen viel,
Alle gelenkt auf dasselbe Ziel,
Auf das Ziel, das jeder im Blute trägt,
Das bei Tag und bei Nacht er im Mute wägt,
Das er mißt mit büchsebewaffneter Faust,
Eiskalt das Aug' und die Stirn zerzaust.
Der Nachtwind bläst über Wintersaaten —
Bückt euch! Granaten!!

Winselnd wälzt sich das Eisengelichter
Dicht in die Dämme, wühlt wirbelnde Trichter,
Reißt aus der Erde die steinernen Adern,
Schleudert und schüttet mit Schollen und Quadern.
Pah, was glaubt ihr, weshalb wir uns bücken!
Hunderte knien mit gekrümmtem Rücken,
Mit hauenden Hacken, mit schaufelnden Scheiten,
Als gält es, vor Nacht noch ein Grab zu bereiten.
Das pickt und tickt und frißt und schlürft —
Der Totenwurm schürft.

Zwei Meter tief, einen halben breit,
Und der feindliche Graben dreihundert nur weit.
Werkzeug in Ruh! — Und in Höhlen und Gang
Kein lautes Wort, kein Klirr und kein Klang.
Den Büchsenlauf schwarz in den Brüstungscharten
Wie Nachtgespenster die Jäger warten,
Warten wortlos auf nächtliches Wild — —
Am Maschinengewehr, hinter stählernem Schild,
Streichelt ein Bursch den Patronenstreifen.
Heimlich, ganz heimlich die Hände greifen
Nach einer winzigen Wasserkaraffe,
Feldblumen sind's. Und er schmückt seine Waffe.

Befehl pflanzt flüsternd sich fort durch die Reih'n:
Patrouille des Feindes! Laßt still sie herein.
Kein Schuß! Wir wollen das Ganze haben.
Da schleicht's durch die Nacht und beschleicht den Graben.
Es lugt hinunter. Kein Leben, kein Laut.
En avant, enfants, und weitergeschaut.
Es klettert hinein — will rückwärts springen,
Zwanzig Kehlen nach Atem ringen,
Zwanzig Gurgeln von Fäusten umwunden.
Zwanzig Gefangene lautlos verschwunden.

Und es flüstert heiser: Auf Befehl gebt acht!
Die Jäger kauern in Grabesnacht,
Lauschen, bis gleitende Schritte sich nähern,
Es naht die Brigade, sie folgt ihren Spähern,
Sucht Fühlung nach vorn und hastet und hastet —
Die Jägerhand still nach dem Abzug tastet —
Jetzt hundert Meter — jetzt fünfzig schier —
Und heiser ein Schrei durch das Nachtrevier:
Gebt — Feuer!!.. Als stände die Erde in Flammen,
Bricht die Brigade im Feuer zusammen,
Wälzt sich in Knäueln, sucht wirr sich zu sichern
Vor dem nervenzerreißenden höllischen Kichern,
Wie ein Käuzchen kichert vom Graben her
Das Maschinengewehr ...
Und der Bursch am Rohr, den Blick gradaus,
Streichelt ganz heimlich den Blumenstrauß.

Zerspritzt und zerstoben die Sturmflut der Nacht.
Hacken und Schaufeln her! Weiter den Schacht!
Tief in der Erde ein Brechen und Beben,
Tief in der Erde ein schleichendes Leben —
Zwei Meter tief, einen halben breit,
Gebuckelt, gekrümmt, in gesprenkeltem Kleid
Schiebt sich die Schlange durch schlüpfrigen Grund,
Beißt sich hinein und ringelt sich rund,
Schnellt gradeaus in wilder Gebärde — —
Der Totenwurm. In Frankreichs Erde.

Im Felde. Rudolf Herzog.



Unsere Bilder.

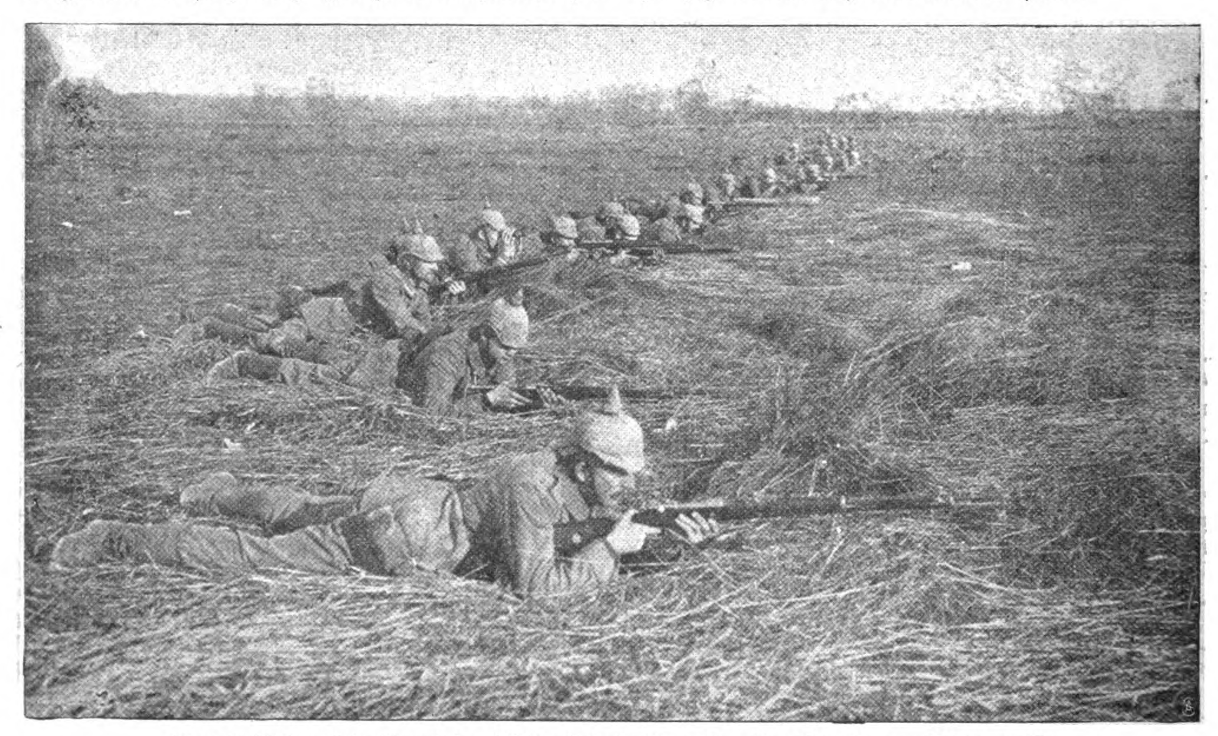
Kaiser Wilhelm im Felde.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Die Aufnahme unseres Kaisers, die wir in dieser Nummer der „Woche“ als Kunstbeilage veröffentlichen, ist das erste seit Beginn des Krieges aufgenommene Bildnis unseres Herrschers. Der Monarch erfüllte mit dieser Aufnahme eine von uns ausgesprochene Bitte, dem deutschen Volk ein Bild seines Führers in ernster kriegerischer Zeit zu geben. Der Ernst in den Zügen des Kaisers spricht deutlich für die Aufopferung und Arbeit, die der Monarch für sein Volk vollbringt, das sich in dieser Zeit eins fühlt mit dem Herrscher, der durch den Krieg von seinem Land ferngehalten wird. Die Felduniform ist jetzt, wie jedes Soldaten auch sein Ehrenkleid, das Eiserne Kreuz schmückt seine Brust. Um der Aufnahme weiteste Verbreitung zu geben, erscheint das Bild auch als Einzel-Kunstblatt (Bildgröße von 40 : 28,5 Zentimeter) in Tiefdruck zum Preise von 1 Mark und in Handpressenkupferdruck zum Preise von 5 Mark. Bestellungen darauf nimmt jede Buch- und Kunsthandlung sowie der Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, und dessen Geschäftstellen entgegen.

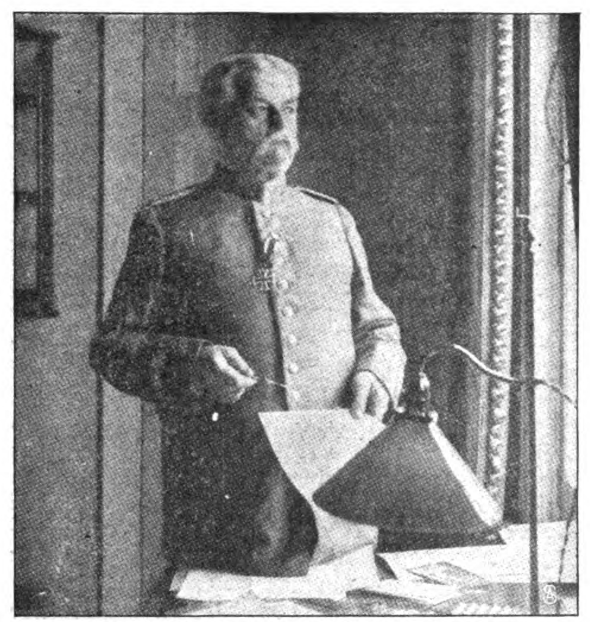
Der Weltkrieg.

Mit ungewöhnlicher Strenge setzt in Frankreich der Winter ein. Mit harter Kälte und strengem Frost haben unsere braven Truppen zu kämpfen, heftige Schneetreiben erschweren die Bewegungen, aber alles das vermag weder den Mut noch die Siegeszuversicht oder die Hingabe unserer Offiziere und Mannschaften zu beeinflussen oder gar herabzusetzen. Im Gegenteil, die niedrige Temperatur ist immer noch viel angenehmer als die naßkalte Witterung, unter der sie so lange Zeit zu leiden hatten, ohne auch nur das Geringste an ihrer Schlagkraft einzubüßen. Selbst unsere Gegner müssen unumwunden zugeben, daß die deutschen Angriffe in ihrer Stärke und Rücksichtslosigkeit geradezu unvergleichlich seien, und daß nur die ungeheuren Erdbefestigungen bisher ein Durchbrechen der feindlichen Linien verhindert haben. Wenn trockene Kälte weiter eintreten sollte, dürften auch die Überschwemmungen, die feindlicherseits hervorgerufen wurden, erheblich von ihrem Wert als Verteidigungsmittel des Feindes verlieren. In Paris sieht man daher unsern Unternehmungen, die dem Feind bisher noch verschleiert sind, mit wachsender Unruhe und Nervosität entgegen — fehlt es doch in der Hauptstadt der französischen Republik jetzt schon an den notwendigsten Lebensbedürfnissen. Zu diesen gehört vor allen Dingen die Kohle, deren Mangel sich in äußerst fühlbarer Weise bemerkbar macht. Der Nordosten Frankreichs, von dem das ganze Land mit den schwarzen Diamanten versorgt wird, befindet sich in deutschen Händen, und ob die Einfuhr englischer Kohle einigermaßen den französischen Bedarf decken kann, ist, wenn sie überhaupt in nennenswerter Weise stattfindet, im höchsten Grade fraglich. So sehen die Pariser und mit ihnen alle Franzosen in den noch nicht besetzten Landesteilen einem entbehrungsreichen, trübseligen Winter entgegen, der die Schrecken des außergewöhnlich harten Winters des Jahres 1870/71 noch weit übertreffen wird. Durch eine solche Aussicht wird die Kampfesfreude und Siegeszuversicht des Landes schwerlich gehoben werden, zumal die Berichte der französischen Heeresleitung von der weitausgedehnten Kampflinie immer kleinlauter werden. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen gewinnen wir dagegen langsam, aber ständig an Boden, so daß selbst schließlich die schon sagenhaft gewordenen langen Messer der indischen Truppen für die guten deutschen Bajonette ihre sogenannten Schrecken verloren haben.

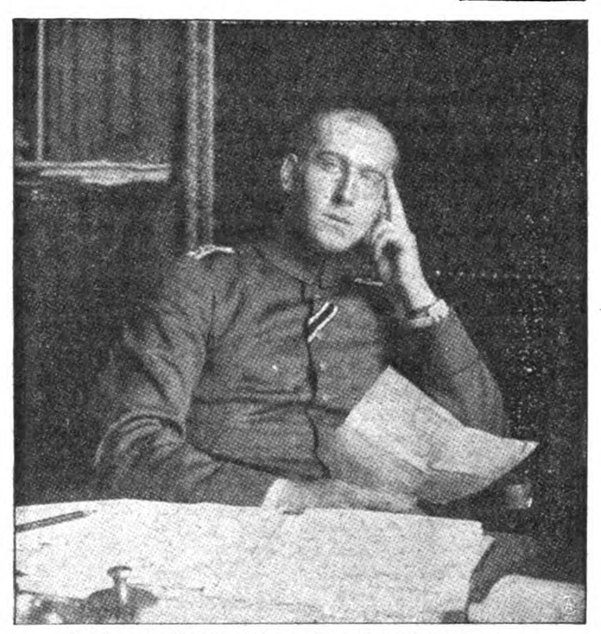


Vom westlichen Kriegschauplatz: Schützenlinie in Erwartung des Signals zum Sturmangriff.

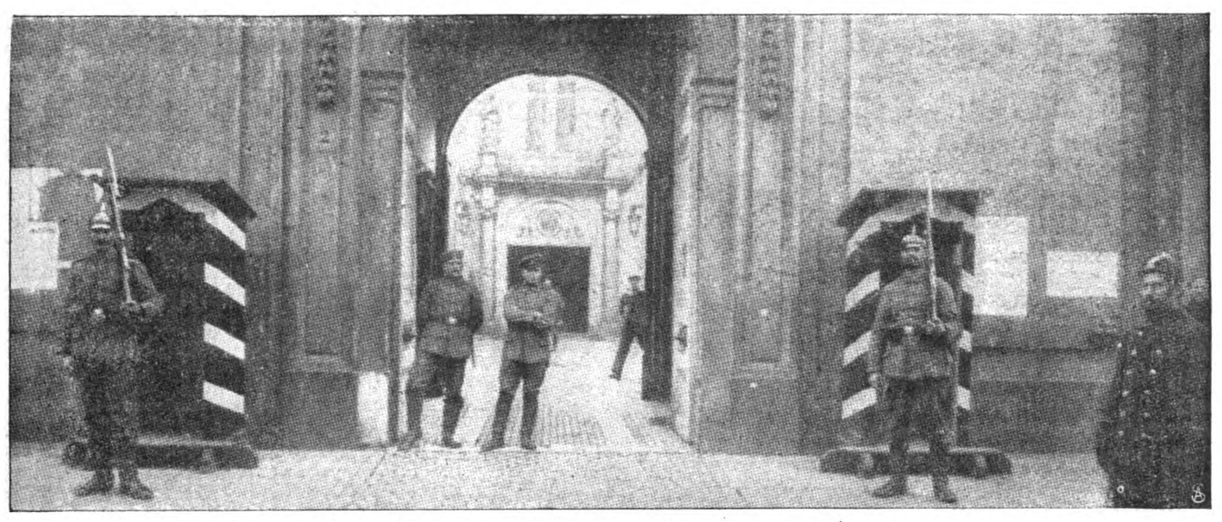




Major Bassermann, Mitglied des Reichstags,
z. Z. Adjutant des Militärgouverneurs der Provinz Antwerpen.



Graf von Goertz, Platzmajor von Antwerpen,
in seinem Arbeitzimmer.



Wachtposten vor dem Gouvernementsgebäude in Antwerpen.



In der Wachtstube des Gouvernementsgebäudes von Antwerpen.

Antwerpen unter deutscher Verwaltung.



Auf dem östlichen Kriegschauplatz ist die Kriegslage für uns so günstig wie möglich. Auf der langen Front von der ostpreußischen Grenze durch Russisch-Polen bis nach Galizien wurde und wird in diesem Augenblick noch gekämpft, wir sowohl wie unsere Verbündeten haben den Russen schwere und empfindliche Verluste beigebracht. Bei Wloclawec wurden die russischen Armeekorps bis nach Kutno zurückgeworfen, und hier büßten sie außer bedeutendem Kriegsmaterial allein 23,000 Gefangene ein. An der ostpreußischen Grenze mußten sie



Karte des serbischen Kriegschauplatzes.

5000 Mann in unseren Händen lassen, und die österreichisch-ungarischen Truppen nahmen ihnen 7000 Mann ab. Solche Einbußen müssen auf die Dauer selbst für das Riesenheer schwächend wirken. Unter allen Umständen läßt sich aber aus diesen Tatsachen der erfreuliche Schluß ziehen, daß von einer ernsthaften Bedrohung der deutschen Grenzen keine Rede sein kann. Ferner ist es nach den eigenen Auslassungen des Generalobersten von Hindenburg auch hier im Osten für uns sehr günstig, daß der Winter mit ziemlicher Energie in das Land gezogen. Die „Einbuddelei" der Russen, in welcher Kunst sie Meister sind, findet bei Frost, wenn das Erdreich festgefroren ist, ein Ende, sie müssen uns im freien Feld entgegentreten, und unsern Sturmangriffen dürften sie kaum genügenden Widerstand entgegensetzen können. Es kommt hinzu, daß die russischen Armeen durch die geniale Strategie Hindenburgs gezwungen wurden, eine Frontveränderung vorzunehmen. Dadurch sind ihre Trains und Bagagen in große Unordnung geraten, die Bewegungsfreiheit der Truppen ist auf das äußerste beschränkt worden. Fernerhin stellt sich immer mehr heraus, daß es bei den Russen an Waffen und Munition zu fehlen beginnt. Es ist bereits altes japanisches Geschützmaterial aufgekauft worden, an Handfeuerwaffen kann kaum der nötigste Bedarf gedeckt werden, und mit Verpflegung und Furage haperte es bereits seit langem.

Auch auf ihrem südlichen Kriegschauplatz sind die Waffen unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen mit glücklichen Erfolgen gesegnet. Starke österreichisch-ungarische Kräfte haben die Kolubara bereits überschritten, allerdings leistete der Gegner in mehreren gut gewählten befestigten Stellungen noch Widerstand. Unsere Waffenbrüder haben dort außer mit dem Feind auch mit überaus ungünstigen Gelände- und Witterungsverhältnissen zu kämpfen. Aufgeweichter Boden und überschwemmte Wasserläufe verzögern zwar das Vorgehen, halten es aber nicht auf. Der Umstand, daß im Gebirge meterhoher Schne liegt, macht die Wege teilweise ungangbar. Aber alle diese Schwierigkeiten sind nicht imstande, das stetige Vordringen unserer Verbündeten aufzuhalten, wie aus der Tatsache hervorgeht, daß von ihnen in den letzten zwei Wochen 13 000 Gefangene gemacht wurden.

Trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit, seit die Türkei in den Kampf eingetreten ist, haben die Türken doch schon gezeigt, daß sie beachtenswerte und gefahrtrotzende Gegner sind. Die türkische Kriegsflotte hat bewiesen, daß sie von mutvollem, angriffslustigem Geist beseelt ist, und die türkische Landarmee steht den Kameraden von der Marine in keiner Weise nach. Die russischen Truppen im Kaukasus sind wiederholt geschlagen und mußten in regelloser Flucht den türkischen Angriffen weichen. Und was für uns eigentlich noch viel wichtiger und wertvoller ist: türkische Truppen sind bereits am Suez-Kanal eingetroffen. Bei Kataba und Kerteba — beide Ortschaften liegen 30 Kilometer östlich vom Kanal — und bei Kantara am Kanal selbst wurden die Engländer von ihnen geschlagen und mußten unter starken Verlusten die Flucht ergreifen. Das ist für die Engländer eine sehr üble Vorbedeutung, und hoffentlich gelingt es der wohlausgerüsteten und siegesgewillten türkischen Armee recht bald, sich in den Besitz der für England fast Ausschlag gebenden Verkehrsader des Suezkanals zu setzen.

Im übrigen aber eilt die Kunde vom Heiligen Krieg durch alle mohammedanischen Lande, überall Begeisterung und Opferfreudigkeit erweckend. Es wird den Dreiverbandsmächten schwer, ja unmöglich werden, ihre Gebiete so abzuschließen, daß die Kunde nicht überall dorthin dringt, wo gläubige Muselmanen zu Allah beten. R. C.

Kaiser Wilhelm im Felde.

Erste Porträtaufnahme des Kaisers in der Felduniform mit dem Eisernen Kreuz.



Kunstblatt der „Woche" Nr. 48.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich mit seiner Tochter.
Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier.





Deutsche und österreichisch-ungarische Generalstabsoffiziere.



Erzherzog Leopold Salvator (links) und Baron Wolff.



Markgraf v. Pallavicini (links) und Major Prinz Solms,
Kommandeur des freiwilligen Automobilkorps.



Capt. Mc Intyre (links) und Major Ford,
amerikanische Militärattachés.

Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier.



Der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef.



Chef des Generalstabs Frhr. Conrad von Hötzendorf (×).



Kriegsminister v. Krobatin (×).

Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier.





Eine Haubitzenbatterie.



Herstellung einer Notbrücke.



Ein Feldspital.

Vom galizischen Kriegschauplatz.

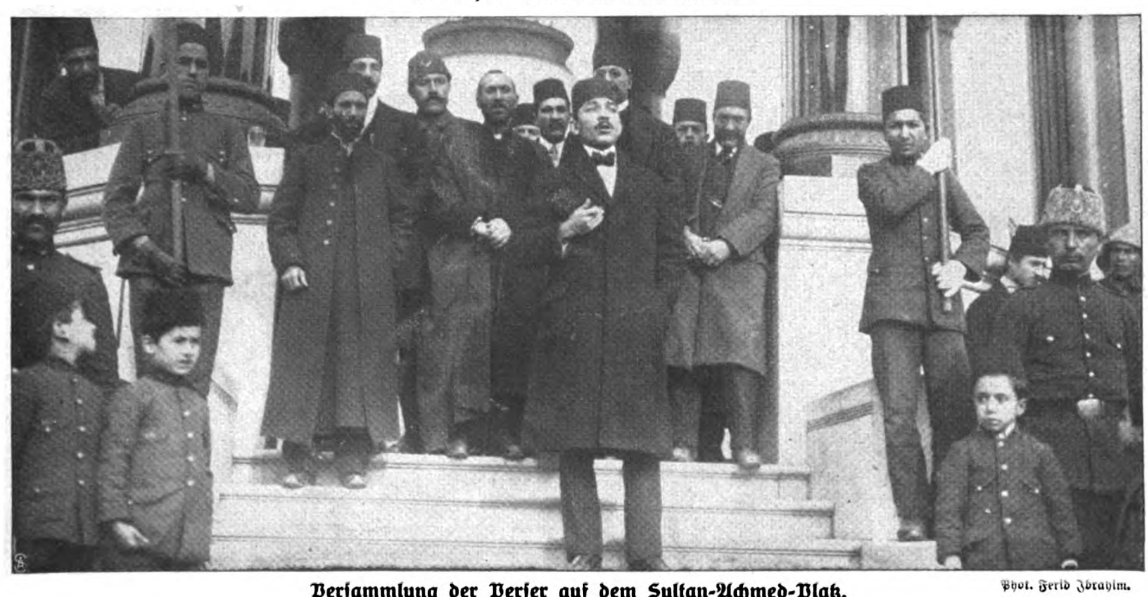


Verlesung des Fetwas vor der Fatih-Moschee.



Von links: Chemal-Pascha, der Oberkommandierende Enver-Pascha, der Großwesir, der Scheik-ul-Islam.

Rückkehr des Sultans vom Serail.

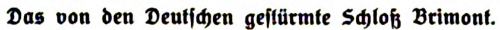


Versammlung der Perser auf dem Sultan-Achmed-Platz. Phot. Ferid Ibrahim.

Die Verkündung des Heiligen Krieges in Konstantinopel.







Das von den Deutschen gestürmte Schloß Brimont.

Ein durch Granatfeuer zerstörter Seitenflügel des Schlosses.

Eine Offiziersableilung auf dem Wege zur Besichtigung der Feuerstellungen.

Phot. Gennecke.

Vom westlichen Kriegschauplatz: Vor Reims.

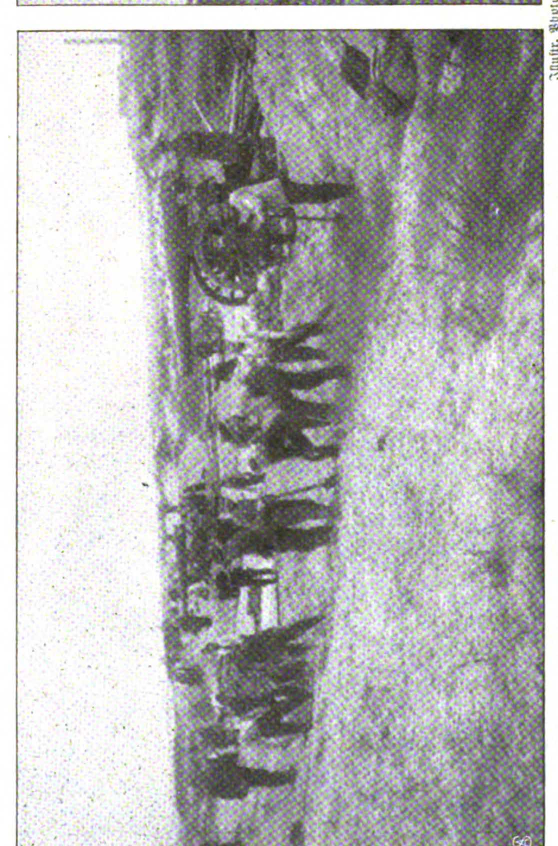


Die erste deutsche Matrosenfeldbatterie mit erbeuteten französischen Geschützen.

Lokomobile zur Fortschaffung schwerer Geschütze.



Benutzung der Straßenbahn zur Fortschaffung erbeuteter Geschütze.



Seesoldaten beim Aufwerfen von Artilleriedeckung bei Ostende.

Illustr. Photoverlag.

Vom belgischen Kriegsschauplatz.



Phot. Höutscheidt.

Professor Dr. Fritz Rausenberger,
Mitglied des Direktoriums der Fried. Krupp A. G.
Hauptmann der Landwehr-Fußartillerie,
wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die Konstruktion der neuen 42-cm-Mörser von der philosophischen Fakultät der Universität Bonn zum Ehrendoktor und von der Technischen Hochschule in Karlsruhe zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber ernannt. Er erhielt vor Lüttich das Eiserne Kreuz.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Generalmajor v. Voigts-Rhetz, Generalquartiermeister †



Mittagessen bei Sturm und Regen.
Von unserm Spezialzeichner C. Mattschaß.



Die Kriegsfürsorge der Wiener Frauen.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

Als das schwere Kriegsunglück über die Welt hereinbrach, gab es in Wien keine Frau, welche sich nicht in irgendeiner Weise für die Zwecke der Kriegsfürsorge betätigte, und auch heute sorgt jede Wienerin für die Soldaten im Feld, deren Frauen oder Kinder oder die Verwundeten. Das alte Großmütterchen, das, durch die Gicht an den Lehnstuhl gefesselt, nicht mehr auf die Straße kann, strickt emsig wollene Strümpfe für die Krieger. Mit sanfter Entschiedenheit mußten die Ämter das anstürmende Heer der Frauen, welches sich zur Krankenpflege meldete, ablehnen, einer solchen Fülle von barmherzigen Schwestern bedurfte es zum Glück nicht. Jeder Standesunterschied, jeder nationale oder konfessionelle Konflikt war verschwunden. Die Prinzessin und die einfache Frau aus dem Volk einigte das gleiche brennende Verlangen, an dem großen Werk mithelfen zu können. Die verwöhntesten Luxusdamen nahmen opferfreudig den härtesten Dienst auf sich, dessen Erfüllung ihnen früher als eine Unmöglichkeit erschienen wäre. Und nun geht es glänzend, weil der gute Wille auch die schwere Arbeit leicht macht. Das alte Wort „Gold gab ich für Eisen" wurde aufs neue lebendig; ohne Zaudern gaben die Wiener Frauen und Mädchen ihren Schmuck und ihr kostbares Geschmeide für den Fonds des Roten Kreuzes. Die aber sonst noch mit Glücksgütern gesegnet sind, wandelten ihre Häuser und Wohnungen in Lazarette um. Von vielen aristokratischen und bürgerlichen Palästen weht die weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Sie kündet Privatpflegestätten für verwundete Offiziere und Soldaten.

Die Mitglieder des Kaiserhauses gingen, wie immer, auch in den Werken der Kriegsfürsorge voran. Die Mutter des Thronfolgers, Erzherzogin Maria Josefa, die Erzherzogin Maria Theresia, die Erzherzogin Isabella, die Erzherzogin Henriette, die Erzherzogin Auguste, die Erzherzogin Paula zogen als Erste die Tracht der Pflegeschwestern vom Roten Kreuz an. Die Erzherzogin Isabella Marie begab sich als Schwester Irmengard mit den Truppen ins Feld. Erzherzogin Maria Josefa richtete in ihrem in traulicher Stille gelegenen Palais inmitten des Augartens ein Verwundetenspital ein, dem sie in treuer Fürsorglichkeit vorsteht. Damit ließ es die hohe Frau nicht genug sein. Sie war auch für jene bedacht, die gesund an der Front kämpfen, und errichtete in ihren hellen Salons eine richtige Schneiderwerkstätte, in der viele fleißige Hände Wäsche sowie wollenes Zeug für die Soldaten anfertigen. Eine interessante Gesellschaft findet sich alltäglich zur Arbeit ein, Mitglieder der Hocharistokratie, Ministerfrauen, Frauen von hohen Staatswürdenträgern, von Industriellen und aus den einfachsten Bürgerkreisen. Von der Erzherzogin bis zur Kammerfrau wird mit größtem Fleiß genäht, Tausende Stücke von Wäsche sind sowohl ins Schlachtfeld als auch an die Spitäler für die Verwundeten abgeliefert worden. Erzherzogin Maria Josefa konnte all die zahlreichen Aufträge in ihrer „Werkstätte" nicht bewältigen und gründete in den verschiedenen Bezirken Wiens sieben Filialen. Diese Nähstuben haben noch einen besonderen Zweck. Sie versorgen nicht nur die Soldaten und Verwundeten, sondern auch Frauen und Töchter der Einberufenen, die eines großen Teils des Verdienstes beraubt sind, weil der Vater dem Ruf des Kaisers folgen mußte. Es sind nämlich in den Filialnähstuben nur bezahlte Kräfte am Werk, und so wurde arbeits- und mittellos gewordenen Frauen eine Erwerbsquelle geschaffen.

Die größte dieser Nähstuben ist die im Militärkasino unter der Leitung der Frau Gräfin Mysa Wydenbruck-Esterhazy. Die edle Frau, welche immer an der Spitze steht, wenn es gilt, Gutes zu tun, und die eine geniale Erfindungsgabe besitzt, für ihre mildherzige Betätigung immer neue Ideen zu ersinnen, arbeitet vom frühen Morgen bis zum späten Abend und gönnt sich oft kaum die Mittagspause. In einem kleinen Erker hat Gräfin Mysa Wydenbruck ihr Kontor, führt dort die recht komplizierte Buchhaltung und wickelt mit aller Liebenswürdigkeit den großen Parteienverkehr ab. Sie verwaltet das Material, teilt es aus, übergibt auch den vielen Heimarbeiterinnen die Bestellungen und wirbt in ihrem Bekanntenkreis um solche. Namentlich hat sich die Gräfin Wydenbruck der Frauen von Flüchtlingen aus Galizien angenommen und beschäftigt sie in ihrer Nähstube, so daß sie von ihrem Verdienst die um Hab und Gut gekommene Familie erhalten.

Die entzückende Tochter der Gräfin Mysa Wydenbruck, Komtesse Tinette Wydenbruck, ist eine der nicht nur von den Patienten, sondern auch von den Ärzten am meisten geschätzten Krankenpflegerinnen im Vereinsreservespital Nr. 2 vom Roten Kreuz in der inneren Stadt, zu dem das größte Schulgebäude Wiens umgestaltet wurde. Dieses Lazarett hat einen Belegraum von zweitausend Betten. Hier waltet mit selbstloser Aufopferung Erzherzogin Maria Theresia ohne Ermüdung Tag und Nacht. Komtesse Tinette Wydenbruck betreut einen großen Krankensaal mit rührender Gewissenhaftigkeit. Mehrere Nächte opfert sie in jeder Woche, um ihren Kranken beizustehen. Man muß es nur sehen, mit welcher Freude sie den Dienst tut. Durch ihre sorglose Heiterkeit wirkt sie auf die Patienten mitunter erfolgreicher als die Ärzte. Lustige Lieder singt sie ihren Schützlingen vor und plaudert mit ihnen vergnügt, daß sie die Schmerzen vergessen. Die Gemahlin des Statthalters, Baronin Anka Bienerth, richtet den Verwundeten in der Küche die Speisen an und sieht darauf, daß sie gut und reichlich zu essen bekommen. Zu den Schwestern des Spitals gehören auch die Gattin des Gesandten in Belgrad, Gräfin Gisela Forgach, die Gemahlin des ehemaligen österreichischen Ministerpräsidenten, Baronin Helene Beck, die Gemahlin des Obersthofmeisters des Kaisers, Fürstin Montenuovo, die Gräfin Haugwitz-Szechenyi und viele andere Damen der Aristokratie und des vornehmen Bürgertums.

Ein Idealspital ist in der Gartenstadt Hietzing entstanden: das der unvergeßlichen und unersetzten früheren Hofschauspielerin Frau Katharina Schratt. Dort haben es die Soldaten und Offiziere besonders gut, denn sie fühlen sich unter der Obhut der unendlich gütigen Frau Schratt, deren Lebensinhalt seit jeher reiche, aber stille Wohltätigkeit bildet wie in einem gemütlichen Familienheim. Die Witwe des Afrikaforschers Dr. Emil Holub, Frau Rosa Holub, eine der schönsten Wienerinnen, Fräulein Mathilde Madeleine Grossinger, die Tochter der Hofburgschauspielerin Babette Devrient, Fräulein Susi Devrient, und Fräulein Virginia von Barry sind die Helferinnen der Frau



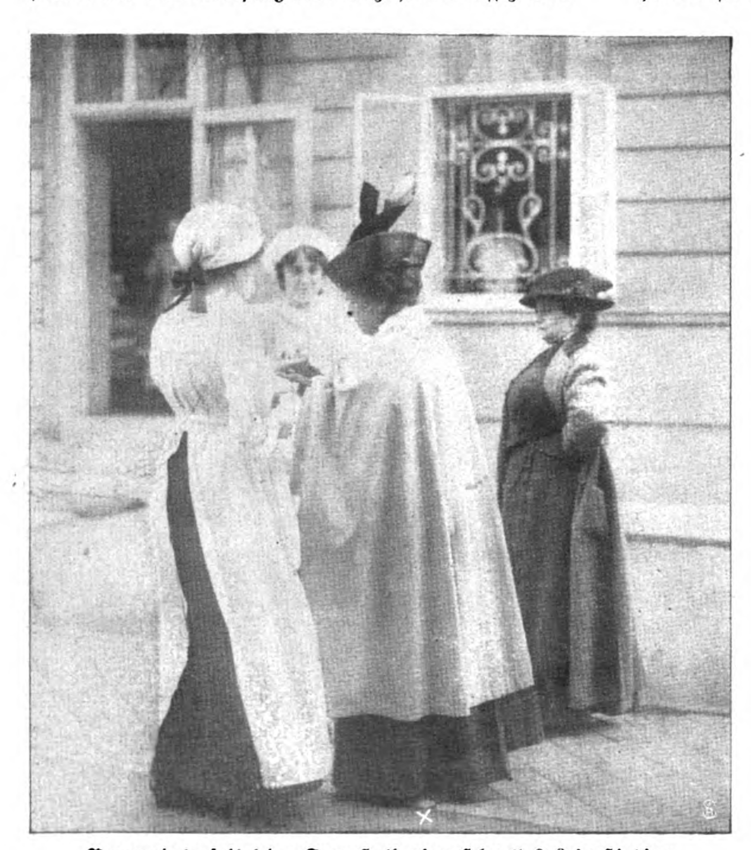


Phot. Cutmann.

Gräfin Mysa Wydenbruck-Esterhazy und Frl. Lucia Stauffer im Kontor der „Nähstube".

Schratt. Drei Leuchten der medizinischen Fakultät, die Generalstabsärzte Geheimer Rat Dr. Josef Kerzl und Dr. Ignaz Kopriva sowie der hervorragende Chirurge Professor Dr. Karl August Herzfeld sind die ärztlichen Leiter dieses Kriegsanatoriums. Eine einstige Kollegin der Frau Schratt vom Burgtheater, Margarete Formes, jetzt Frau Baronin Heinrich Königswarter, pflegt in ihrem Palais am Möllwaldplatz eine Anzahl von Offizieren.

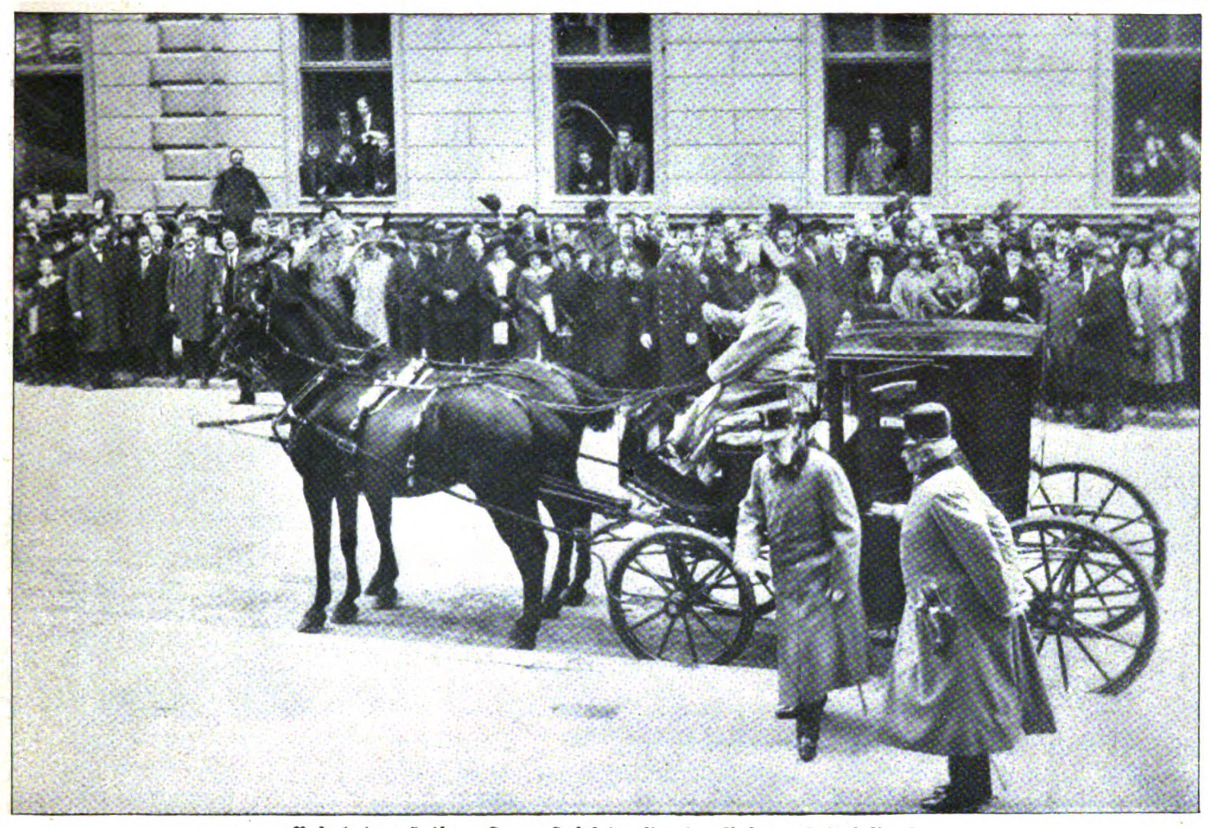
In einem Flügel des früher erwähnten großen Truppenspitals in der Hegelgasse befindet sich zu Friedenzeiten die k. k. Statistische Zentralkommission, deren Präsident Geheimer Rat Dr. Viktor von Mataja ist. Jetzt sieht es in diesen Räumen wie in einem Warenhaus aus. Damen in Zwilchmänteln kauern auf dem Boden über großen Ballen von Wolle, Schneehauben, Joppen, Westen, packen sie ein und probieren, kurz, arbeiten wie Kom-



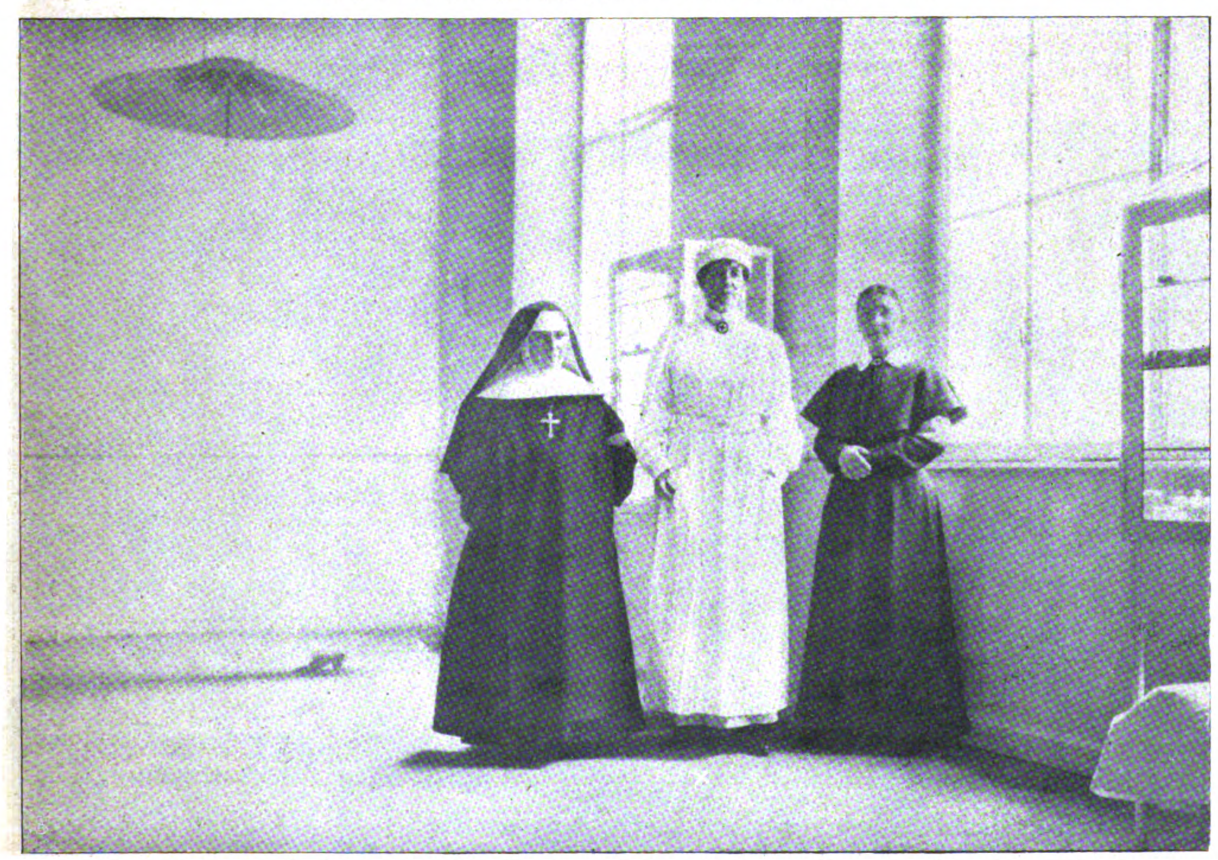
Verwundetenspital der Frau Katharina Schratt (×) in Hietzing.



Baronin Helene Beck,
Gemahlin des früheren Ministerpräsidenten.



Besuch des Kaisers Franz Josef im Vereins-Reserve-Spital Nr. 2.



Erzherzogin Maria Theresia (×) mit Schwester Osana, links, und Schwester Margarete (Baronin Popp), rechts.





Phot. Gutmann.

Die Kälteschutz-Aktion der Frau Geheimen Rat Karoline von Mataja

Von links: 1. Reihe: Baronin Klingspor, Frau Prof. Amelie Kautsch, Exzellenz Frau Karoline von Mataja, Exz. Geh. Rat Dr. Victor von Mataja, Präsident der k. k. Statistischen Zentralkommission, Graveur Prof. Heinrich Kautsch.

spenden ermöglichen es, arbeitslosen Frauen Heimarbeit zu geben.

Wieder ein anderer Zweig der Kriegsfürsorge sind die Ausspeisungen. Neben der großzügigen Ausspeisungsaktion des Schwarzgelben Kreuzes, die die Gemahlinnen des Statthalters, Baronin Anka Bienerth, und des Bürgermeisters, Frau Berta Weiskirchner, leiten, wird auch in verschiedenen Stadtteilen dafür gesorgt, daß die Aermsten der Armen wenigstens einmal im Tag eine warme Mahlzeit bekommen. Die Kinder hat die Präsidentin des Vereins „Jugendschutz“,

mis. Es ist der Sitz der „Kälteschutz“-Aktion der Frau Geheimen Rat Karoline von Mataja. Von allen Seiten laufen wollene Sachen ein, die in Riesenkolli verpackt und abends durch große Trainwagen auf die Bahnhöfe gebracht werden, um als erquickende Grüße der Wiener Frauen den Soldaten ins Schlachtfeld geschickt zu werden. Auch die abgehenden Truppen werden von der Kälteschutzaktion mit Winterzeug versorgt. Die zahlreichen Woll-

Frau Julie Zerner, in ihren Schutz genommen. Unter ihrer Initiative werden seit Anbeginn des Krieges täglich an Hunderte von Kindern, namentlich an solche, deren Väter Soldaten sind, mehrmals des Tages wohlschmeckende Gerichte verabfolgt. Die ganz Kleinen, die noch nicht zur Schule gehen, werden von mehreren Damen der Gesellschaft behütet und spazierengeführt.

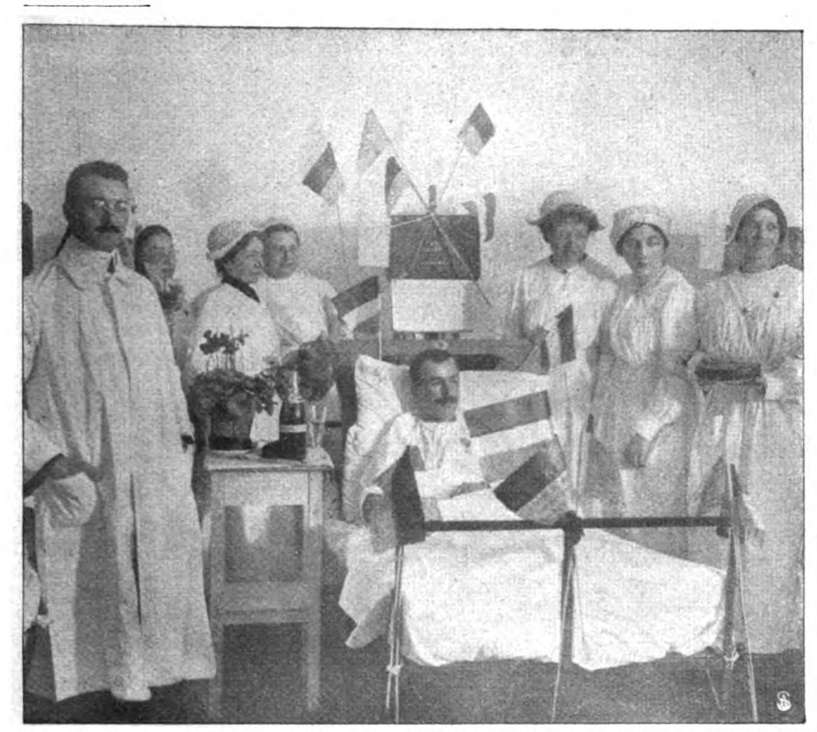
Ein recht schweres Amt haben die Damen des Bahn-



Hofphot. Grünich.

Das Offizierspital im Privatpalais der Baronin Margarete Königswarter-Formes (×), früh. Mitglieds des Hofburgtheaters.







Dekorierung des Zugführers Lörinz vom 60. Inf.-Reg. mit dem silbernen Verdienstkreuz.
Von links: Röntgenologe Dr. Theodor Jakesch, Krankenschwester, Frau Major Fuchs, Baronin Schell, die Gemahlin des Statthalters Baronin Anka Bienerth, die Gemahlin des Gesandten Baronin Gisela-Forgach, Opernsängerin Gabriele Prileszky-Leskyn.



Gräfin Gisela Forgach,
Gemahlin des früheren österreichisch-ungarischen Gesandten in Serbien.



Erzherzogin Auguste
in der Tracht des Roten Kreuzes.

hof-Labedienstes. Die Züge mit den Verwundeten kommen meist in den späten Nachtstunden, Tag und Nacht harren die Frauen aus, wenn die kranken Soldaten nach mehrtägigen Eisenbahnfahrten am ersehnten Ziel in der Heimat eintreffen. Es gehört die ganze Geschicklichkeit der Wienerinnen dazu, mit der sie kahle Bahnhofsräume zu wohl ausgestatteten Küchen eingerichtet haben, um die von der langen Reise erschöpften Verwundeten mit warmen Getränken und Erfrischungen bewirten zu können. Ein Bahnhofsbild zur Nachtzeit hat immer etwas Ungemütliches, Fröstelndes. Wie



Erzherzogin Maria Josefa (×)
als Samariterin in ihrem Palais.



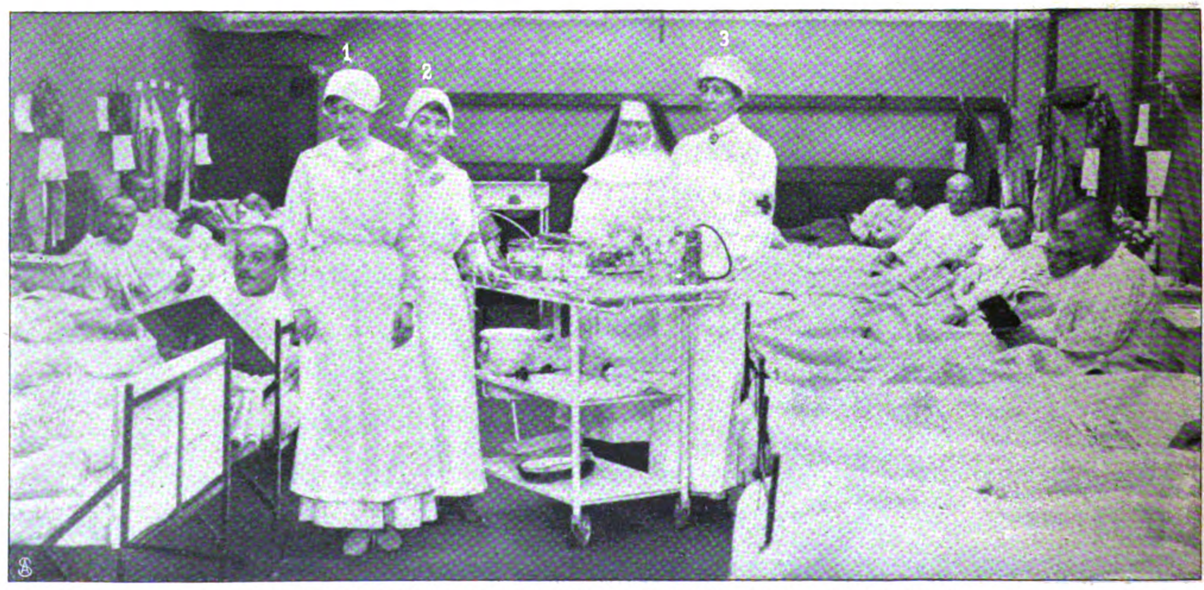
Hofphot. Floed.

Die Leitung des Verwundetenspitals der Frau Katharina Schratt.

In der Mitte der unteren Reihe (sitzend): Der Leibarzt des Kaisers Franz Josef, Generalstabsarzt Exz. Geh. Rat Dr. Josef Kerzl; neben ihm: Chirurg Prof. Dr. K. A. Herzfeld und Generalstabsarzt Dr. Ignatz Kopriva. Obere Reihe von links (stehend): Berufsschwester; Frl. Virginia Barry; Berufsschwester; die Witwe des Afrikaforschers Dr. Emil Holub; Berufsschwester; Frl. Madeleine Groffinger; Berufsschwester.

die Soldaten in der Schlacht halten die Wienerinnen aufopferndstand und reiben sich den Schlaf aus den Augen, um zu jeder Stunde „empfangsbereit“ zu sein. Ihre „Kundschaft“ und ihr „Zuspruch“ ist — leider — groß.

Man kennt die Wiener Frauen nicht, wenn man sie nur im Glück gesehen hat. Ihre innere Schönheit wächst mit dem Unglück. In schlimmen Zeiten, da zeigt die Wienerin ihre heldenhafte Größe und ihre Aufopferungsfähigkeit. Mutig und stolz nimmt sie alles Ungemach auf ihre schwachen und doch so starken Schultern.



1. Komtesse Tinette Wydenbruck. 2. Konzertsängerin Flora Volk. 3. Erzherzogin Maria Therese.

Pflegerinnen vom Vereinsreservelazarett Nr. 2.



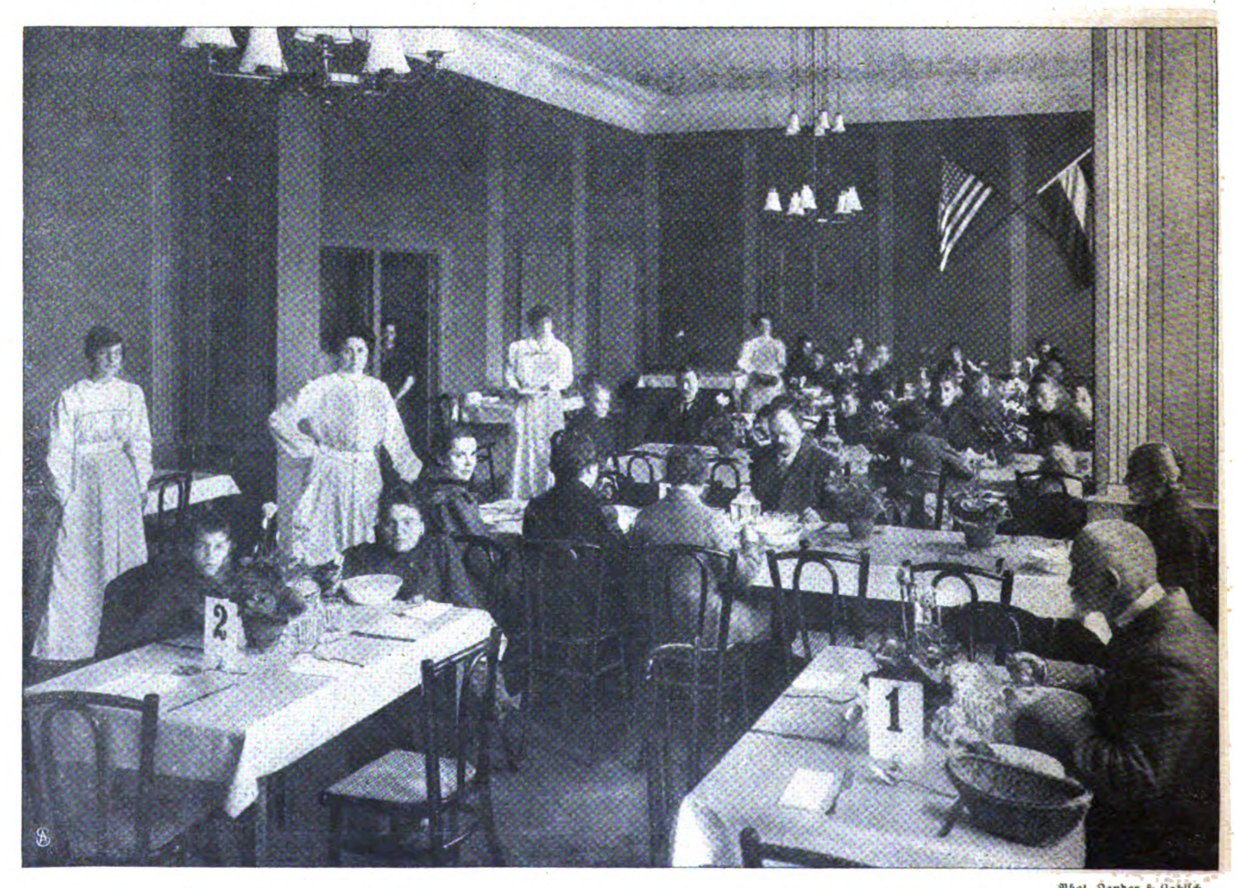
Deutscher Doppeldecker beobachtet einen belgischen Transport.

Vom westlichen Kriegschauplatz.





Großherzogin Luise von Baden (×) bei den verwundeten Offizieren im Johanniter-Offizier-Lazarett in Baden-Baden.



Phot. Sander & Labisch.

Die von der Amerikanischen Handelskammer in Berlin eröffnete Hilfsküche für Notleidende.



Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

1. Fortsetzung.

Laut klang die Stimme des Belgiers, der den Aufruf las: „Wallonen! Deutschland ist der Feind Europas. Heute haben wir nicht bloß gegen das Flamentum zu kämpfen, eine furchtbarere Gefahr bedroht uns: das germanische Ungeheuer! Die Deutschen glauben sich in Belgien wie zu Hause, sie sind anspruchsvoll, impertinent und im allgemeinen schlecht erzogen, aber um so gefährlicher, als sie ein geschmeidiges Rückgrat und ein heuchlerisches Lächeln auf den Lippen haben. Sie überschwemmen unsere Märkte mit ihrem Schund und ersticken so nach und nach unser Gewerbe und unseren Handel. Sie erwarten nur eine günstige Gelegenheit, um über uns herzufallen und Belgien zu stehlen, wie sie Polen, Elsaß-Lothringen und Schleswig-Holstein gestohlen haben. Auf, ihr Wallonen! Weisen wir die barbarischen Horden Germaniens zurück! Nieder mit dem Land der Unduldsamkeit, der Brutalität, des schlechten Geschmackes, der Anmaßung" . . .

Tumult, brüllendes Geschrei, Trommelwirbel, herausgekreischte Rufe: „Nieder mit den Preußen! Nieder mit ihnen! Nieder mit ihnen! Vive la France!"

„Notar!" dröhnte die Stimme Merkens' durch, „wollen Sie nichts zur Beruhigung der Leute tun?"

Frau Merkens, zusammenbrechend, an den Arm des Notars geklammert. Der Notar zuckt die Schulter.

„Wer hier zu vermitteln versucht, wagt sein Leben."

„Dann wagen Sie es!" donnerte ihn Merkens an.

Ein stilles Hohnlächeln um den Zwickelbart des Notars. Die unverschämt hervorbrechende Roheit unter dem Firnis von glattzüngiger Höflichkeit.

„Jetzt laß du mich!" Willi bäumt sich aus den ihn umklammernden Armen des Mädchens heraus. Er hat's genug verbissen, seine weinende Wut, seine wehschreiende Empörung — um ihretwillen, jetzt geht's nicht mehr, jetzt soll sie ihn lassen. Nein, bei Gott, sie läßt ihn nicht, sie schlingt ihre Arme wie Ketten um ihn.

„Laß mich! Wenn keiner hier ein Wort spricht, muß ich es doch. Wir stehen hier und lassen uns in den Schmutz werfen! Ich müßte mir vor Scham den Kopf an die Wand rennen, wenn ich's nicht tät. Ich sag's ihnen, ich kann leidlich Französisch, das Volk ist verhetzt — laß mich!"

Löst mit einem Ruck ihre klammernden Arme. Noch steht der Notar. Da sieht er den Jammer im Blick seines Kindes. Er schlägt ihm wie eine Flamme ins Herz, er brennt ihm die Kruste verbissenen Ingrimms durch. Vor den jungen Stürmer stellt er sich, Brust an Brust, faßt ihn an beiden Schultern.

„Wahnsinn . . . nach dem zweiten Wort schon sind Sie niedergetrampelt. Nur dieses Haus hier bietet Ihnen noch Gottesfrieden, ein Schritt hinaus, und Sie sind verloren."

Da klang's in erschütternder Ruhe von Merkens herüber: „Willi, dann mußt du jetzt wissen, ob es mit deinem deutschen Gewissen vereinbar ist, den Schutz dieses Hauses noch länger zu beanspruchen." Nahm seine Brieftasche, legte das Schriftstück auf den Tisch, das die geschäftlichen Abmachungen über die geplante Heirat enthielt. Mit einer kräftigen, entschiedenen Handbewegung tat er es. Es war der Schwerthieb, der zwei Herzen trennte. So, nun hat man in diesem Haus nichts mehr zu suchen.

„Robert, hilf deiner Mutter, wir wollen versuchen, mit dem nächsten Zug durchzukommen." Ging voran, schwer, unerschütterlich. Vor seinem Sohn, dem jüngsten, dem Benjamin, dem Willi, an dem sein rauhes Herz hing, blieb er stehen, sah ihn an, sah ihn nur an. Er wird ihn verstehen.

Der steht geschüttelt bis ins Mark, in weicher Hingebung das Mädchen an seiner Schulter. Der letzte verzweifelte Versuch der ringenden Liebe.

„Vater," würgte Willi rauh, trotzig heraus, „hier kann jetzt kein anderer entscheiden — nur wir, sie und ich. Keiner sonst. Das haben wir jetzt mit uns abzumachen." Riß sie mit sich hinaus auf die Terrasse.

Der Notar zu Merkens: „Ich erachte Sie noch immer als meine Gäste und werde Sie zum Bahnhof bringen. Sie sehen, die Leute sind weiter gezogen. Überdies, wenn der Notar Leclaire neben Ihnen geht, haben Sie nichts zu befürchten."

„Es fragt sich nur, ob der Merkens aus Aachen neben dem Notar Leclaire hergehen will, und da sagt der Merkens aus Aachen: Nein, danke!" Wendet sich kurz nach der Tür.

„Oh ça," lächelt der Notar hinter ihm her, „die deutsche Geste und das deutsche Bier sind gut — aber die Waffen sind schlecht." An der Tür dreht sich Merkens um, sein Lachen wie eine germanische Fanfare: „Darauf wird Ihnen die Nation von 68 Millionen antworten!" Die Tür knallt zu. Ein dumpfer, drohender Schall. Hammerschlag auf den Sarg eines jungen Glücks. Noch kein Wort zwischen ihnen, die in enger unlöslicher Umarmung in der Glut der untergehenden Sonne auf der Terrasse stehen. Nur stummes, notschreiendes Leid, gelispelte Schwüre, ganz unsinnig gestammelte Verheißungen. O, eine Welt voll Feinde soll sie nicht trennen. Niemals, niemals. . . . Und wie er sein Niemals in leidenschaftlichem Trotz, so sie ihr Jamais." Nun denn, so wollen sie es durchsetzen, er muß ihrer sicher sein, sie muß ihm unlöslich zugehören, der Krieg vereint Liebende, auch sie wollen sich vereinen, unlöslich . . . Nottrauung . . . ehe er ins Feld zieht . . .

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

er wird dann ruhiger sein . . . seine fürchtende Sehnsucht gestillt, die Verzweiflung seines Herzens soll ihm nicht die Kampffreude stören.

Seine Stimme sank zu bezwingender Innigkeit: „ . . . die Hunderttausende, die jetzt ins Feld ziehen und um Weib und Kind kämpfen — siehst du, ich habe dann auch etwas Persönliches, um das ich kämpfe, für mein Weib, für die hellere Zukunft unseres Glücks“ . . .

Spürt er ihr Wehren, ihr Drängen aus seinem Arm? Ist das so? Was sagt sie denn? Sagt sie das wirklich? Ihr Gesicht in plötzlichem, eisigem Erstarren.

„Du willst — freiwillig willst du — du brauchst es nicht, niemand zwingt dich, und trotzdem willst du — und ich soll mich dafür mit dir trau“ . . . Nun sprüht über ihr Gesicht ein tolles, schneidendes Lachen. „Petit fou, petit fou,“ und immer wieder und von Lachen geschüttelt „petit fou“ . . . und ihre Augen voll Tränen, und sie lacht noch. Faßt seine Hand, die von ihr herabgleitet, sie ist eiskalt. „Wenn du gezwungen wärst, für deine Patrie zu kämpfen, würde ich dir noch sagen: bleib bei mir! Und nun willst du für deine Patrie von mir fortlaufen, und ich soll mich noch an dich binden! Tun das eure deutschen Mädchen? Vielleicht ist das sehr scharmant, sehr. Aber ich will nicht so scharmant sein, will nicht. Ich habe dich zu lieb, ich kann nicht, will nicht, tue es nicht — fini!“ Schleudert seine Hand weg, tritt von ihm fort und lehnt sich an das Terrassengeländer.

Er steht noch von jähen Stimmungen geworfen, Zorn und Mitleid, er darf sie nicht nach seinen Empfindungen messen, sie hat nicht das deutsche Herz. Wie ein Riß geht's ihm durch den Körper. Sie hat nicht das deutsche Herz! Vielleicht wird das einmal der Unstern ihres Glückes sein . . . nein, nein, er will's nicht glauben, er sträubt sich dagegen mit wahnwitziger Leidenschaft. Auslachen will er sie und in seine Arme reißen. Er soll sich bei ihr verstecken, während Deutschland, sein Deutschland Schlachten kämpft.

„Herrgott,“ er reckt die Fäuste hoch, „begreifst du denn nicht. Wir werfen uns ja in den Kampf! Wir Deutsche! Gibt es denn einen anständigen Menschen auf der Welt, der ein solches Volk nicht liebt? Honorine . . .“

Wollte auf sie zu, da streckte sie, halb abgewandt, entschieden und abwehrend die Hand gegen ihn aus: „Ich liebe Deutschland nicht, ich liebe nur dich, nur dich!“

„Und für dieses Wort soll ich Deutschland verraten?“ knirscht er sie an.

„Mon dieu, ich würde Deutschland für ein Butterbrot verraten, nur um dich zu behalten, hörst du? Ich liebe dein Deutschland nicht, dieses grausame Land, das solche Opfer von seinen Männern verlangt.“

„Honorine, das wirst du zurücknehmen!“

„Das werde ich bis in meine Todesstunde hinein sagen.“

„Das trennt uns, Honorine.“

„Sei es.“

Er stürmt davon. An der Tür noch einen Blick zurück. Ein Schwanken. — Nein, niemals. Zwischen ihr und ihm eine jäh auflodernde Flamme. Ein Fremdsein. Eine heiße, wehzitternde Feindseligkeit. Fort.

Da bricht sie über dem Geländer zusammen und weint, weint, weint . . .

Ein leiser, federnder Schritt hinter ihr. Der Arm des Notars reckte über ihre Schulter, richtete sie auf und nahm sie auf den Schoß. Er küßte sie, er küßte ihre feuchten Wangen, er streichelte ihr Haar und sagte ihr zärtliche Kosenamen, so wie belgische Herzen in väterlicher Verliebtheit ihre Kinder trösten: „A la bonheur. So mußte meine scharmante Tochter handeln, so und nicht anders. Wenn's auch weh tut, mein Hühnchen — alles pour la patrie. Er ist ein deutscher Knoten, er ist zu roh für dich. Laß ihn laufen — pour la patrie. Wir werden sie jetzt züchtigen, die anmaßenden Barbaren. Die Grande Nation steht hinter uns. Parbleu, sie können einem fast leid tun, die armen Deutschen. Sie sind ja famose Leute. Respekt! Auch dieser Alte, der Wollbaron. Respekt! Ein alter Cherusker. Und der Sohn das in die höchsten Lorbeerbäume hineinstürmende Jungdeutschland. Sei still, armes Kleinchen, nicht weinen, nicht weinen. Wir werden ihn dir wiederholen, noch ehe er zum Kampf ausgebildet sein kann. Noch ehe deutsche Bajonette in belgisches Blut eintauchen können. Ah, sieh mal hier“, er breitete auf ihrem Schoß eine Landkarte aus. „Willst du nicht sehen? Ich bitte dich, sieh nur mal her, lies das, bitte, lies das: Die neue Karte Europas: Das Rheinland wird belgisch. Und im Osten, bitte, sieh doch, bis Berlin russisch. Enfin, also das Rheinland zu unserer Patrie geschoben. Dann trennt ihn kein Vaterland mehr von dir, dann habt ihr ein gemeinsames Vaterland. Und das ist Belgien. Ah, nun weinst du nicht mehr, nun werde ich wohl meinen Kuß bekommen, ja?“

Da fiel eine Dämmerung traurig und schwer über das Land. Die Schornsteine rauchten in die Abendluft. Verirrte Schreie über die Häuser her. Der Zug der Reservisten schwankend zu den Wirtshäusern, von einer Kneipe zur andern. Die Weiber mit trunken blitzenden Augen, das strähnende Haar im Gesicht, die Blusen herausgerissen aus den Rockbinden. . . . „La Liberté naquit sur ce rivage . . .“ Und Stimmen aus der Schenke: „Ah bah, haltet euer Maul! Wir wollen keinen Krieg.“

Hä was, keinen Krieg? Drunter und drüber muß es nu mal gehen. Arme Leute müssen auch mal zu Luxus kommen. Die Preußen überschwemmen unser Land. Raus mit den Preußen. Vive la France!

„Vive l'Allemagne!“ schrie es aus dem Wirtshaus, aus Protest, aus wildem Unmut über das Gegröle. — Hä was! Verdammt sei, wer seine Stimme für die Sauerkrautfresser erhebt. Verräter dadrinnen. Vive la France! — Vive l'Allemagne! Klatsch. Krach. Ein Stein ins Fenster. Vive la France. Vive l'Allemagne. Man drängt hinein. Man drängt heraus. Fäuste sausen nieder. Gläser fliegen. Ein wälzender Knäuel. Vive la . . . Vive l'All . . . Stühle zerkrachen. Hilfe! Polizei! Die Gendarmen sprengen an. „Bitte, meine Herren, Ruhe! Bitte, was ihr zerschlagt, müßt ihr bezahlen.“ „Halt's Maul, Sergeant! Wir wissen, was wir tun, wir sind freie Bürger Belgiens. Zurück mit dem Gaul, er quetscht mir die Hühneraugen. Silence, Jules, lies den Aufruf — hepp!“

„Wallonen! Deutschland ist der Feind . . .“

Da trat hinter ihn ein Mann, ein Hüne, der Wirt aus



der Kneipe, hielt ein brennendes Streichholz an den Aufruf. Das Blatt sengte an, die Flamme zuckte.

„Seht, das geschieht mit Belgien."

Flüche. Gebrüll. Ist der nicht ein Deutscher? Reich hat er sich gemacht mit dem Gift, das er uns verzapfte. Haut ihn nieder. Schlagt ihn tot, den deutschen Hund.

Der Knäuel stürzte über ihn. Er verschwand unter ihren Fäusten, ihren stampfenden Füßen, ihrer trunkenen Raserei.

Das war, als vom Bahnhof her Willi Merkens in die Straße einbog. Der Zug weg, der letzte heute zur Beförderung von Zivilisten. Auf seine Fragen unfreundliches Achselzucken, drohende Blicke. Wohin nun? Übernachten auf die Gefahr hin, morgen wieder abgewiesen zu werden? Hier übernachten, hier, wo er mit ihr die gleiche Luft atmet? Lieber in Nacht und Nebel hineinlaufen, bis er umfällt.

Ein Mann an der Straßenecke. Wartend. Auf ihn? Ein sonderbarer Mann. Dunkler Rock bis an die Knie, schwarzer, steifer Hut. Ein Geistlicher. Er dachte nicht so weit, daß es dann nur ein deutscher Geistlicher sein könnte, daß belgische Geistliche die lange, hinten geschürzte Soutane tragen und den breitkrempigen Hirtenhut.

Der Mann kam mit langsam abgemessenem Schritt auf ihn zu. Ein scharfer, mißtrauischer Blick.

„Monsieur, Ihre Papiere."

Willi Merkens sah überrascht auf, sah an seinem Hute hinauf, bemerkte da erst die gelbe Kordel. Ein Mann der Bürgerwehr, kein Geistlicher. Stumm überreichte er ihm seine Papiere.

„Sie sind mit Notar Leclaire bekannt?"

„Jawohl."

Kopfnicken. Gibt ihm die Papiere zurück.

„Bleiben Sie nicht länger hier, es könnte unangenehm für Sie werden."

„Gut. Wenn Sie mir nur auch sagen wollten, wie ich von hier fortkomme. Kein Zug fährt, die Autos requiriert."

Achselzucken. Wandte sich und ließ ihn stehen. Willi Merkens neben ihm.

„Einer höflichen Auskunft bin ich doch wohl noch wert." Kalt über die Schulter zurück der Bürgerwehr: „Wenn der Name des Notars Leclaire Sie nicht schützte, säßen Sie jetzt als spionageverdächtig im Loch. Wollen Sie noch mehr Höflichkeit?"

Ging seinen gemessenen Schritt weiter.

Und noch vom Wirtshaus herüber der wilde Lärm. Von den Hochöfen her zuckte die leuchtende Glut zum Abendhimmel hinauf. Rauchende Flammenzeichen. Kriegsfackeln. Die geschwärzten Gesichter darin, die wilddrohenden Augen. Die schwarzen Teufel des Kohlenbeckens von Lüttich. Ringsum in der abendlichen Flur ihre Häuserchen mit dem Stücklein Land dabei. Die „Hölle" ist diese Gegend in Belgien geheißen. Es gärt immer fort. Streiks werden wie Schlachten durchkämpft. Wahlen sind kriegerische Ereignisse. Das Blut schäumt. Das Messer zückt. Wallonenblut!

Ziellos, planlos durchstreifte Willi Merkens noch die Straßen. Seine Gedanken noch wüst. Er möchte sich hinsetzen da irgendwo an eine Haustür und die Stirn in die Hand legen und das erst auskämpfen, was ihm seinen Blick nach Deutschland hin verdunkelt. Ei was! Totlachen will er den letzten Gedanken an sie. Ein Mädchen, das sein Vaterland verraten würde. Mit dem soll der Willi Merkens, der Sohn von dem deutschen Eisenkopf, dem Wollbaron, glücklich werden? Wahnsinn. Besser jetzt als die spätere himmelschreiende Enttäuschung. Na ja denn, so wär das jetzt abgemacht, und er kann froh sein, daß ihm zeitig genug die Augen aufgingen. Er ist ja auch froh. Jawohl. Wenn er nur mal erst hier raus ist. Sie tritt ihm ja überall noch entgegen, aus jeder Straße, aus jedem Haus, die Luft hier ist ja noch erfüllt von ihr, von ihr! Herrgott, so leicht reißt man sich keine Lieb aus dem Herzen. So leicht nicht. Teufel! Wenn ihm jetzt die Tränen heraufschlucken, erwürgt er sich.

Achtung! Lastautos! Lütticher Ulanen. Das Volk strömte aus den Häusern. Vive! Die Mädchen mit zierlichem Winken. Kußhändchen.

Der Anblick der Uniformen riß ihn empor. Es stieß ihn etwas wach. Ein Hurra in ihm, ein deutsches Hurra. Dort über den Grenzstrich wird's jetzt in die rheinische Luft hineinschallen und -hallen, das gewaltige, brausende, Europa erschütternde Hurra! Germanischer Siegesjubel. Eine brandende Meereswoge an die Felsen der Erde. Herrgott, und er hier, verwirrt durch Herzeleid, nicht los können von zwei trügerischen Mädchenaugen. Verrückt! Verrückt! Deutschland da drüben überm Grenzstrich in Kriegsnot. Feinde ringsum. Das Vaterland bedroht. Willi Merkens, das deutsche Hurra ruft auch dich! Mann für Mann. Schuß auf Schuß. Stoß auf Stoß. Ein Arm, ein Mann, eine deutsche Brust. Daraus schmiedet man deutsche Heere! Das weiß jetzt der Willi Merkens. Ein Hurra auf die blutende Wunde.

Fort durch die Ladenstraße und zu Fuß weiter Tag und Nacht, Tag und Nacht. Was will das Bürschlein in den Straßen? Ein Boy scout. Und hier und da mit theatralischer Geste noch einer. Eine Dame wird von ihnen angehalten. Papiere. Eine bekannte Dame, man sagt, die Gattin des Direktors der Waffenfabrik. Aber Boy hat Auftrag, verdächtige Individuums aufzuhalten, also nimmt sich Boy irgendein Individuum, z. B. die Gattin des Waffendirektors. Boy ist ein heldenhafter Kerl. Man steht an den Türen und lacht und klatscht wie im Varieté. Bravo, bravo, Boy! Da muß Willi Merkens nur hurtig in die Seitenstraße einbiegen. Wenn ihn solch ein Heldenbaby anrempelt — bei dieser überhitzten Volksstimmung — verteufelt! Wie kam das nur so schnell, so überraschend? Es klappte alles. Ein wohlvorbereiteter Operettenakt. Auf ein Stichwort hin ging die Chose in Szene. Also nur schleunigst da raus. Verdammt, noch ein Trupp Reservisten. Aber ernste, fast düstere Männer. Das Bündel unterm Arm. Aus den Häusern rechts und links schlossen sich ihnen andere an. Verstörte Gesichter. Hinter ihnen an den Türen die weinenden Frauen. Zuruf hüben und drüben.

„Weinen Sie nicht, Mam', sapristi," rief einer mit hängenden Schultern und kohlschwarzem Bärtchen, „wenn's zu heiß wird, machen wir so." Riß sein weißes Taschentuch heraus und schwenkte es. Weiße Fahne. Pardon! Die Frauen lachten in ihre Tränen hinein.



Und vom Bahnhof her noch das Geschrei: La liberté naquit sur ce rivage . . . Ein Nachtrupp machte vor der Kirche halt und verlangte, daß man die Glocken läute. Der Pfarrer war am Taufen, trat ans Portal im weißen Röckel und der Stola, redete begütigend auf die Horde ein, forderte „mes amis“ auf, weiter zu ziehen. Eine Flut von Beschimpfungen gegen ihn. A bas la calotte!

Willi Merkens bog schnell in eine enge, winklige Gasse ein. Sie schien auf die Landstraße zu münden. So wird er denn in die Richtung Lüttich—Aachen hineinmarschieren Tag und Nacht, Tag und Nacht. Hie und da blitzte in den niedern Fenstern schon ein Licht auf. Die kleinen Vorhänge waren zurückgeschoben, man konnte in die ärmlichen Stuben hineinsehen. An einem Lädchen der Filiale Delhaize das Fenster weit offen. Schwatzende Frauen in der Stube. Ihre Köpfe über eiliger Arbeit gebeugt. Sie drehten blinkende Gegenstände in der Hand, hielten sie gegen das Licht. Waffen? In dem Schoß einer Frau lag ein Revolver, eine lange, schwere Waffe, neueste Konstruktion aus der Herstaler Fabrik. Zentralfeuerung, 12-Millimeter-Revolver mit selbsttätiger Patronenhülse. Ein gefährliches Ding. Und die Frauen hantierten vertraut damit wie mit Kochlöffeln.

Willi Merkens blieb stehen, lauschte, spähte. Was jetzt in diesem Lädchen vorging — wer wußte es draußen jenseits des Grenzstriches? Wer hätte es ahnen können.

Da sah er, daß sie die Waffen bräunten. Auch lagen noch Handwaffen aufgehäuft herum, die noch keine Kolben oder Schäfte hatten. Jetzt erinnerte er sich, daß die Fabrik die Waffen als Heimarbeit zum Bräunen gab. Ein gefährliches Handwerk in einer kriegerischen Zeit. Kinder spielten mit den Waffen. Ein Bub schoß mit Platzpatronen. Er mußte die neue Waffe ausprobieren. Und eine Frau mit schlaffem Gang schleppte ein Bündel Gewehre, sah mißtrauisch nach dem Mann vor dem Lädchen, brummte in wallonisch die Frage hin: „Hä la? Qui volez-v' . . .“ (Was wollen Sie?)

Um nicht aufzufallen, trat er in den breiten, gesteinten Hausgang hinein. Da ging die Ladentür auf, und eine Frau kam heraus, eine große alte Frau. Sie schluchzte, sie schneuzte sich mit dem Schürzenzipfel die Nase.

Da dachte Willi Merkens: Eine weinende Frau wird dich nicht verraten, grüßte, fragte auf französisch, wo er ein Fuhrwerk auftreiben könnte. Sie sah ihn an, ein Blick voll mutloser, leidvoller Verdrossenheit.

„Was kümmert mich Ihr Fuhrwerk, mein Herr, gehen Sie doch zum Teufel mit Ihrem Fuhrwerk.“

Humpte schwer in die offene rauchige Küche hinein. Wahrhaftig, tonnerre! Der Herr kam ihr nach. Man soll sie nur in Ruhe lassen, sie hat ihren Jean hergeben müssen, ihren einzigen Jean, damit die Deutschen nicht ins Land kommen und die Frauen mißhandeln. Der Sprache nach ist der da wohl ein Ausländer, vielleicht gar ein Deutscher, den der Teufel holen soll.

„Das sag ich Ihnen, wenn Sie einer von den schmutzigen Deutschen sind, dann machen Sie nur schnell, daß Sie heimkommen.“

„Liebe Frau, das will ich ja auch grade — heimkommen. Aber kein Zug geht mehr, mit dem letzten fuhren meine Eltern.“

In dem Gesicht der Frau ging etwas vor. Die Augen fielen tief. Die Eltern, ja, die haben's immer schlimm. Der da hatte wohl auch eine Mutter, wie sie eine ist, die ihren Sohn hergeben muß, alle müssen es, alle, reich und arm. Sie dachte nach.

„Wollen Sie etwas essen?“

„Nein, danke, liebe Frau, nur ein Fuhrwerk, ein Fuhrwerk, aber schleunigst.“

„Kommen Sie mit.“ Kurz und karg. Sie weinte nicht mehr. Sie humpte ihm voran in die Straße hinaus, sie sprach nichts, er auch nicht.

Am Eckhäuschen an der Landstraße, wo die Laterne brannte, blieb sie stehen.

„Der Heizer Gilard ist mein Bruder, der wohnt dort. Wenn ich mit ihm spreche, nimmt er Sie im Güterwagen bis Verviers mit. Warten Sie, bis ich herauskomme, ein paar Säufer sind da drin, die würden Sie ungesprochen auf den Rücken legen.“

Aus dem Lichtkreis der Laterne heraus trat der junge Merkens in die Schatten der Häuserchen. Wartete. Auf der Landstraße warf der Wind die Baumwipfel. Ihre klumpigen Schatten wogten gespenstig an den Häuserfronten hinauf. Aus einer Dachstube heraus spielte ein Phonograph.

Die Landstraße herauf ein klatschender Schritt. Ein Mann zwischen den rauschenden Bäumen. Im flatternden Kittel. Ein Bauer. Er trug ein Bündel unterm Arm, schwer auf den Stock gestützt. Ein Hund lief quer über die sandweiße Landstraße und bellte den Mann an. Der Mann drohte mit dem Stock. Da sprang der Hund ihn an. Vom Haus her pfiff man nach dem Hund. Der Besitzer kam näher.

„Halten Sie mir den Hund vom Leib, oder ich schieße ihn nieder!“ rief der Bauer wütend. Der Besitzer schlenderte zu ihm.

„Tiens? Sie wollen wohl mit dem Stock schießen, he?“

„Allerdings.“ Hob den Stock, drückte auf einen Knopf, schoß in die Luft.

„Ei tonnerre, ein Stockgewehr?“

„Haben Sie keins? Dann sorgt, so schnell Ihr könnt. Wenn jetzt die Deutschen kommen, muß es aus allen Häusern heraus auf sie loskrachen. Oder aber man kann mit solch einem Ding“, er schwenkte sein Stockgewehr, „als harmloser Bauer spazierengehen und unversehens einem preußischen Leutnant — wissen Sie, immer auf die Leutnants — eins aufbrennen.“

„Sapristi! Dann sind Sie wohl solch ein Bauer?“

„Vielleicht, sacredieu!“

„Und das da“, er klopfte auf das Paket unter des Bauern Arm, „ist wohl schon ein Preußenkopf?“

„Da? Das sind 500 Preußenköpfe, 500 Flugblätter. Morgen finden Sie vielleicht eins unter Ihrer Haustür. Dann ist's Zeit, die Revolver zu laden. Au revoir und vive la France!“

„Halt! Woher kommen Sie?“

„Von Namur her.“

„Hart an Frankreich. Ihr habt's leicht, hinüberzuflüchten.“

„Sacredieu, non! Wir flüchten nicht hinüber, die Franzosen kommen zu uns herüber, mon brave.“ Trat



einen Schritt näher. „Ein französisches Regiment, das 45iger, sitzt schon in Namur fest. Zur Sonntagsvesper hoffen wir in Aachen die Domglocken zu läuten. “

„Teufel, das wär schnell.“

„Nicht schneller, als unsere Flieger diese Nacht über Berlin kreuzen.“

Die Tür am Eckhaus ging auf, da trabte der Bauer weiter. Die Frau kam mit dem Heizer heraus. Der maß den jungen Herrn mit mürrischem Blick. Bien, weil seine Schwester es sagt, will er es tun. Um zehn Uhr hat er einen Gütertransport für Militär nach Verviers, dann will er den Herrn in den Bremskasten verladen, anders geht es nicht.

Wollte ohne Gruß wieder in das Haus hinein, wandte sich noch um: „Auf der Landstraße Aachen—Lüttich kämen Sie überhaupt nicht mehr durch, die ist von Lütticher Ulanen besetzt.“

Willi Merkens rief der Frau seinen Dank nach. Sie machte eine müde, abwehrende Handbewegung. Kam dann aber mit schwerem, wackelndem Schritt näher.

„Sie sind ein Deutscher, hä? Ich sagte dem Bruder, daß Sie ein Holländer sind. Sagen Sie immer, daß Sie ein Holländer sind, solange Sie in Belgien rumlaufen. Sie werden in den Krieg ziehen, hä? Aber das sag ich Ihnen, wenn Sie meinen Jungen in der Schlacht sehen, dann denken Sie dran, was die Madam Suzann für Sie getan hat. Mein Jung wird in Lüttich kämpfen, er ist der Trompeter Henry Paul. Gute Nacht.“

Sie schwankte in das Dunkel des Gäßchens zurück. Der Wind stieß um die Häuserecke, daß die Flamme in der Laterne aufzuckte. Mit ein paar eiligen Schritten war Willi Merkens auf der Landstraße. Der Bauer nahm die Richtung rechts. Wohin ging der Bauer? Etliche Worte der Unterredung vorhin, die er haschte, wühlten einen Verdacht in ihm auf, über den er nicht mehr Herr wurde. Der Zettel auf dem Schreibtisch des Notars . . . ein Bauer wird zur Nacht kommen . . . Flugblätter . . . Aufforderung an die Bevölkerung, aus ihren Häusern auf den Feind zu schießen . . . ein wohlvorbereiteter Franktireurkrieg . . . Herrgott, was harrte deutschen Truppen, wenn sie dieses Land betreten! Kann er noch warnen? Wird's nicht zu spät sein? Um zehn Uhr fährt der Zug, in der Nacht wird er in Verviers ankommen, am Morgen kann er in Aachen sein. Eine Hast, eine jagende Unruhe in ihm. Dort der Bauer schwenkt in die Villenstraße ein . . . Willi Merkens stand. Nicht weiter. Er kann nicht dort hinein, kann das Haus nicht mehr sehen. Zurück. Er hat ja auch genug gesehen. Genug. Hier ist heißer feindlicher Boden. Und sie kamen und haben auf einer Hölle Liebesfeste gefeiert. Hohnvoll, schmachvoll. Man ist artig, man macht in Courtoisie, man drückt die biedere deutsche Rechte mit parfümierten Fingerspitzen, man bringt so was fertig und trägt schon das geschliffene Messer in der Hemdbrust.

Ein Leu mit der Hyäne gepaart,
Welsche Art, nicht deutsche Art,

und sagte sich das immer wieder und stählte und verhärtete sich daran.

Drei Viertel zehn zeigte die Rathausuhr. Am Bahnhof von dem Heizer nichts zu sehen. Ein Magazinarbeiter in kurzem, blauem Kittel, Käppi, die Laterne schwenkend, schurfte über den Bahnsteig, rief den jungen Herrn an: „Es geht kein Personenzug mehr.“

Willi Merkens sagte, daß er auf den Heizer warte.

„He, Heizer, man wartet auf dich!“

Der Heizer trat aus dem Dienstraum, wo er im Kontrollbuch die Nummer seiner Maschine, die er anzuheizen hatte, ersah. Er pfiff den jungen Herrn an, winkte ihm. Der Arbeiter blieb wartend, mißtrauisch stehen.

„Der Herr ist ein holländischer Viehhändler“, brummte der Heizer. Ging mit ihm in die Machinenhalle. Brummte noch: „Ich kann Sie nicht im Bremskasten unterbringen, non, dä! Wenn der Bremser was rauskriegt, schmeißt er Sie auf die Schienen hinunter. Ah oui dä! Ich nehme Sie also auf die Maschine mit. Hier der Öler, schmieren Sie gut in drei Teufels Namen. Die spitze Röhre in jedes Loch, in jedes Sieb, au nom de dieu!“

Spuckte aus, begann die Maschine zu heizen. Das hohe, schwarzrußige Ungetüm. Der massige Klumpen des Vierkant-Rauchschlots. Eine unsaubere belgische Tendermaschine. Der Dampf puffte unter den Rädern heraus, die Signaltrompete schrie. Lärmend dröhnte das Ungeheuer aus der Halle. Rangierpfiffe. Hin und her zerrende Wagen, Bremser, die mit den Armen winken, rufen, ins Horn stoßen. Der Lokomotivführer schwenkte die Laterne im Kreis. Abfahren! Heizer, Dampf! Die Kohlen rasselten in den eisernen Bauch der Maschine. Die Wagen zerrten, rissen. Und dann das monotone Rollen hinaus in die Nacht. Willi Merkens saß auf den Kohlen, starrte in die fauchende Glut vor ihm. Der Mann am Auslug, die rechte Hand an der Bremse, die linke am Signalhebel. Wenn's abschüssig wird, drückt er auch die Sandbremse ein. Mit gespreizten Beinen stand er, vornübergebeugt. Ein Lichtsignal blitzte auf. Keine Einfahrt. Lütticher Güterbahnhof. Rollen, Stampfen, Prusten. Ein langer Zug raste vorüber. Käppis an den Fenstern, vollgepfropft die Wagen. Der Lokomotivführer rief den Heizer an. 50,000 Mann seien in der Umgegend von Lüttich zusammengezogen. — Hepp! Weiter. Hornstöße, Trillerpfiffe, Geschrei. Verschwunden in der Nacht. Dampf! Der Heizer stocherte die Glut zusammen, schob sie mit der langstieligen Schaufel nach hinten und legte vorn die frischen Kohlen auf. So biß die Glut eher an, und der Dampf entwickelte sich schneller. Es ist auch ein Kunststück, zu feuern. Durch! Nirgends Halt. Städte, Dörfer, Wälder. Blitzende Lichter in der Nacht. Dann wieder lag man auf freier Strecke fest. Der Schnellzug Ostende passierte. Deutsche Badegäste. Es fing an zu tropfen, feiner Sprühregen. Willi Merkens schlug den Rockkragen hoch. Verviers-Ost. Jetzt schleunigst runter von der Maschine. Er drückte dem Heizer das Frankengeld, das er noch besaß, in die Hand. Der Heizer nahm's mit abgewandtem, finsterm Gesicht. Aber er nahm's.

Expreß Ostende weiter nach Verviers-West. Kurzerhand sprang Willi Merkens auf den Zug.

„Runter, au nom de dieu!“ fluchte ihn einer mit rotem Käppi an.

„Au nom di m' gatte — non!“ (Im Namen meiner Ziege — nein!) fluchte Willi Merkens, der sich des wallo-



nischen Kernfluchs aus der „Hölle" erinnert. Schob sich in den Durchgang des D=Zuges ein. Deutsche Laute. Kölner Herren und kölnische Witze. Eine Berliner Familie mit Kindern, Gepäck, Sandschaufelchen, Eimerchen, Muschelkasten. Mutter saß Vatern auf dem Schoß. Kein Platz, keine Luft, nicht Essen und Trinken. Aber noch Humor. Eine gute Stunde, und man ist auf deutschem Boden. Sie schüttelten dem jungen Herrn, der so schneidig auf den Zug sprang, die Hand, der junge Herr schüttelte ihnen die Hand. Man war glücklich, man war Familie, eine deutsche, ehrliche, helfende Familie. Neuigkeiten aus Deutschland? Ob Frankreich schon mittut? . . . Mein Mann muß mit. . . . Der meinige auch. . . . Ach Gott! . . . Kopf hoch, gnädige Frau, jede Kugel trifft nicht. . . . Ach Gott, sie hat vier Kinderchen. . . . Na eben, für seine Kinderchen nimmt er das Schwert in die Faust, für ihre vaterländische Zukunft. . . . Still, Frau, still, wir wollen in den Krieg! Wir brennen darauf! Hurra! . . . Und: Hurra! Hurra! echote es aus andern Abteilen. . . .

Rrrhupp! — stand der Zug. Die Türen flogen auf. „Descendre!"

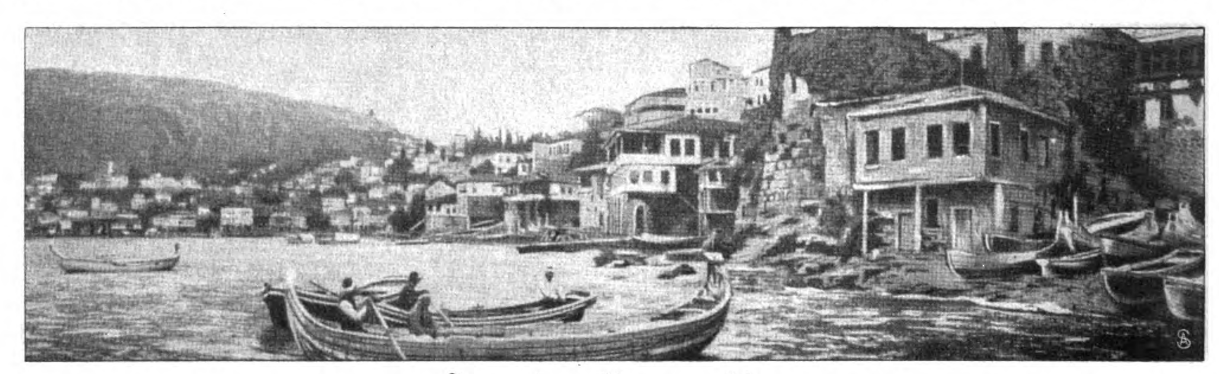
Was — aussteigen? In Verviers=West? In der Kopfstation? Was ist los? Höhnisch einladende Handbewegung der Beamten: „Descendez!"

(Fortsetzung folgt.)

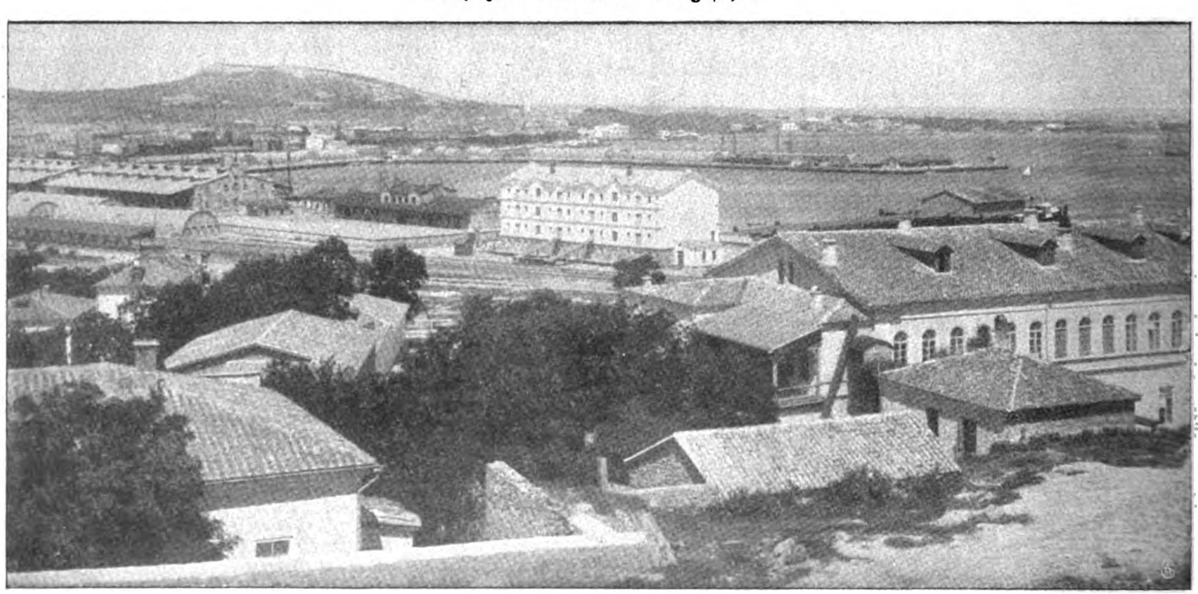
Vom russisch=türkischen Kriegschauplatz.

Von Felix Baumann. — Hierzu 10 Aufnahmen.

Auf dem Katharinenplatz in Odessa erhebt sich ein Denkmal der Gründerin der Stadt, der Kaiserin Katharina II. Wenn man vor der Bronzegestalt der nordischen Semiramis steht und die kühne Haltung gewahrt, in der die Schöpfer des Denkmals, Dimitzenko und Popow, die Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt=Zerbst und Gemahlin Peters III. verewigt haben, so kommt einem der Gedanke, daß Odessa auf eisernen Füßen stehen müsse. Stolz schaut das Antlitz der Kaiserin auf das Schwarze Meer hinaus, und die Geste der



Trapezunt vom Meer aus gesehen.



Ansicht von Theodosia.





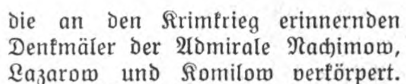
Die Stadt Bajazet.

linken Hand scheint zu besagen: „Das ist mein Werk! Wer wagt's anzugreifen?"

Die Türken haben es gewagt. Sie haben die nach ihrer Einwohnerzahl vierte Stadt des Zarenreiches bombardiert, und der Bevölkerung mag eigentümlich zumute gewesen sein, als die türkischen Geschosse in die Stadt hagelten, die Petroleumniederlagen in Flammen aufgingen und ein russischer Kreuzer im Hafen zu seinen Vätern unseligen Tsushima-Angedenkens versammelt wurde.

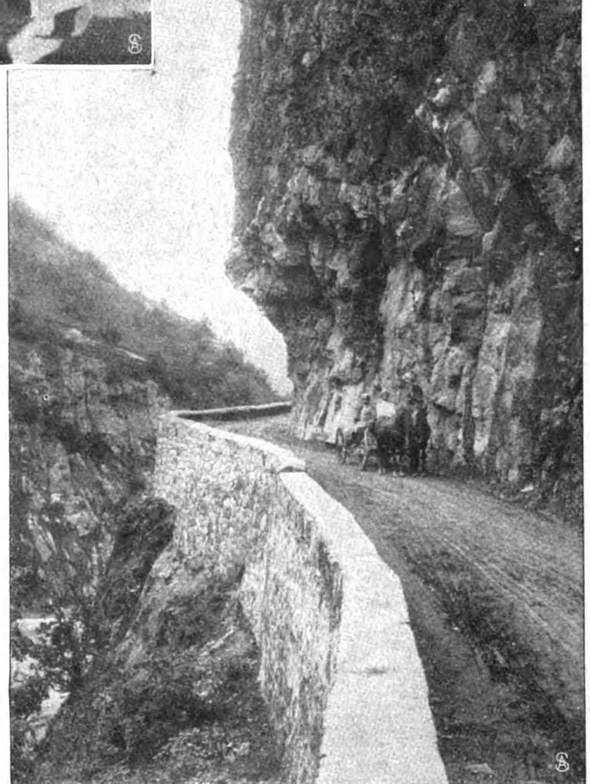
Der ganze Umfang der Zerstörung durch das Bombardement ist nicht bekannt geworden, aber es ist in Odessa so manche architektonische Schönheit dem Feind preisgegeben, wie die prachtvolle Bibliothek mit ihren 150 000 Bänden, die herrliche Granittreppe, die zum Hafen führt, und deren Schöpfers, des Herzogs von Richelieu, Standbild sich auch in unmittelbarer Nähe erhebt. Odessa verdient den Ruf einer Stadt von besonderer Schönheit. Ein Bummel auf dem Nikolai-Boulevard offenbart nicht nur eine wundervolle Aussicht auf das Schwarze Meer, sondern läßt auch einen großen Teil städtischer Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen.

Ist Odessa Handelstadt, so kommt Sebastopol mehr als Kriegshafen in Betracht. Seit dem Aufschwung Theodosias hat Sebastopol an Handelsbedeutung ganz verloren. Die Geschichte Sebastopols wird schon durch



die an den Krimkrieg erinnernden Denkmäler der Admirale Nachimow, Lazarow und Komilow verkörpert.

Den Bewohnern von Theodosia (Abb. S. 1958) haben die türkischen Geschosse ebenfalls zu verstehen gegeben, daß das Schwarze Meer in den Bereich des Kriegschauplatzes gezogen worden ist. Die Stadt erfreut sich eines guten und sturmsicheren Hafens, von dem hauptsächlich Obst und Getreide ausgeführt wird. Vom Meer aus gewährt die Stadt mit ihren



Weg zwischen
Batum und Artwin.

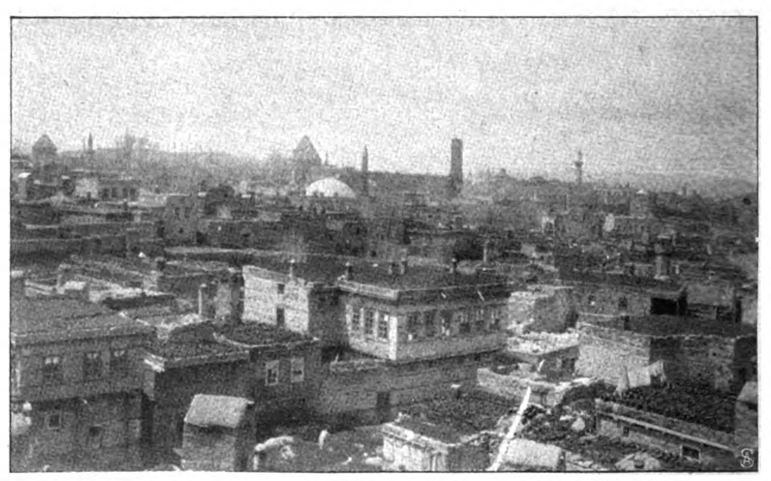
hellen Sandsteinhäusern einen hübschen Anblick. Die alten Hellenen haben nicht mit Unrecht die Stadt wegen ihrer guten Lage am Eingang zur Kertschstraße Theodosia, d. h. Gottesgeschenk, genannt.

Einen krassen Gegensatz zu dem freundlichen Hafenanblick von Theodosia bildet das enge und dunkle Hafenviertel in Batum

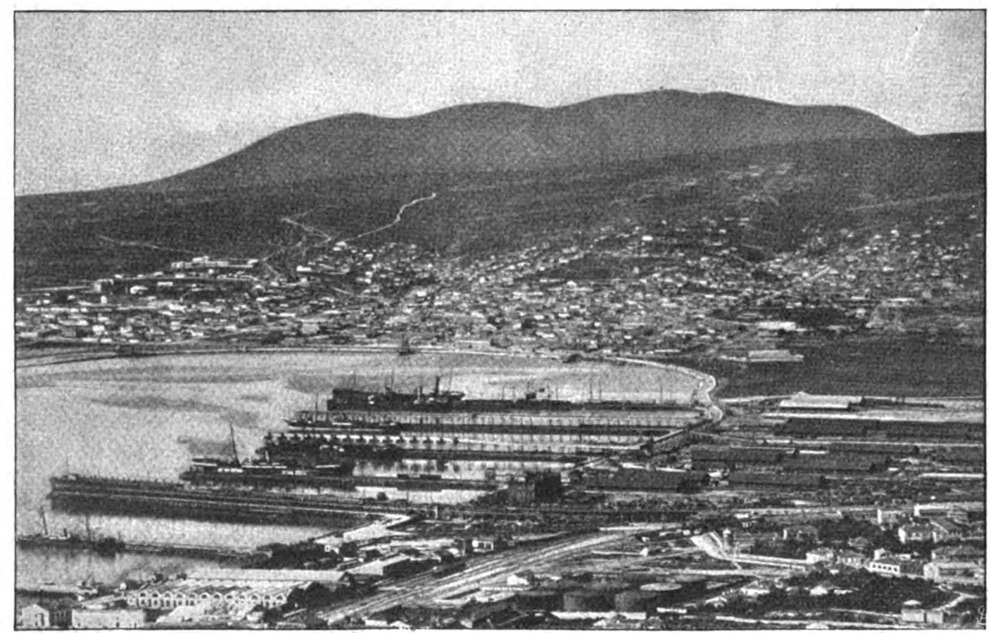


Ansicht von Batum.

(Abb. S. 1959). Der Ort ist in erster Linie Petroleumstadt; denn die gesamten Naphthawerke Bakus führen über Batum aus. Eine Besonderheit der Stadt sind ihre herrlichen Pappeln, die eine selten grüne Frische aufweisen. Das Klima ist sehr ungesund und spiegelt sich in den vom Fieber mitgenommenen hohlen Wangen der aus Russen, Armeniern, Georgiern, Türken, Juden, Tscherkessen, Tataren sowie den der Blutrache huldigenden und durch ihre georgische Sprache mit den Kaukasusvölkern verwandten Lasen zusammengewürfelten Bevölkerung wider. Im Jahr 1878 noch ein kleiner türkischer Ort, hat sich Batum überraschend schnell



Blick auf Erzerum.



Der Hafen von Odessa.

zu einer bedeutenden Handelstadt an der ostpontinischen Küste entwickelt. Schöne Straßen, ein herrlicher Strandboulevard, mit Zypressen, Lorbeeren, Palmen, Lebensbäumen und Magnolien bepflanzt, und eine malerische Umgebung lassen das düstere Hafenviertel vergessen. In der Nähe Batums finden sich mehrere Türkendörfer sowie die sehenswerten stattlichen Besitzungen im Tschakwatal. Maisfelder, Bambuspflanzungen, Apfelsinengärten und die großen Teeplantagen versetzen einen in die Tropenwelt. Die Lack-, Wachs-, Kampfer- und japanischen Papierbäume erhöhen noch den exotischen Eindruck. Ein Ausflug nach dem nur 90 Werst entfernten, terrassenförmig ansteigenden Ort Artwin gewährt einen Blick in die schöne Gebirgsumgebung Batums (Abb. S. 1959). Auf türkischem Boden ruft der neue Konflikt Erinnerungen an alte Kriegswunden von 1828, 1829 und 1876/77 wach. An der Grenze gemahnt die an der großen Straße nach Täbris im Wilajet Erzerum gelegene Hauptstadt des Sandschaks Bajazet (Abbildung Seite 1859 gleichen Namens an die Uebergabe der Stadt vom 8. September 1828. 1854 wurde die Festung von den Russen zerstört, 1877 wiederum von den Russen besetzt.



Ansicht von Baiburt.





Ansicht von Samsun.

Die nach Erzerum bedeutendste Stadt im türkischen Hocharmenien, Baiburt (Abb. S. 1860), ist strategisch wichtig, weil es, auf der Grenze des südlichen armenischen Hochlandes und der nördlichen pontischen Bergregion gelegen, den Vermittlungspunkt zwischen beiden bildet.

Da im Jahr 1864 die Festungswerke von Erzerum einer gründlichen Renovierung unterworfen und seitdem auf der militärischen Höhe gehalten wurden, so bildet die Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets (Abb. S. 1959) ein festes Bollwerk gegen russische Einfälle. Nicht weniger als 65 Moscheen und 15 Derwischklöster verleihen Erzerum schon architektonisch seinen orientalischen Anstrich. Die ungefähr 39000 Einwohner zählende Bevölkerung rekrutiert sich aus Türken, Armeniern, Persern und Griechen.

Eine altberühmte Stadt ist Trapezunt (Abb. S. 1958). Der Weg nach dem hochgelegenen griechischen Nonnen=



Ein Türkendorf in der Nähe von Batum.



kloster Kizlar Monastir ist ziemlich beschwerlich, aber er lohnt die Aussicht, die man von dort auf Trapezunt und das Schwarze Meer genießt. Die Stadt ist heute nach Smyrna der bedeutendste Handelsplatz der asiatischen Türkei.

Die Bahnverhältnisse im türkischen Kleinasien harren noch der Erschließung. Daher verdient Samsun am Schwarzen Meer (Abb. S. 1961) Beachtung, weil von hier eine Heerstraße ins Innere des Landes nach Kawsa führt und sich dort in zwei Arme teilt, von denen der eine nach Südosten in das Gebiet des Oberlaufs des Euphrat und Tigris leitet, während der andere Arm in südwestlicher Richtung läuft, also den Anschluß an die Anatolische Bahn verbindet.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy-Ed.

17. Fortsetzung.

Als das feine Singen und Klingen, dies dünne Vorspiel des Erwachens wieder in Klaras Ohr begann, dämmerte eine Art Verwunderung in ihr. Sie horchte dem wieder nach, wie lange das andauerte. Sie wußte nicht, daß viele tote, schwarze Minuten dazwischen lagen, seit sie es zuerst gehört.

Dann hatte sie eine Art von Erstaunen, sie lag auf ihrem Bett?

Wie kam sie dahin? Sie saß doch bei Tisch?

Sie schlug die Augen auf. Fast zugleich hörte sie eine Stimme sagen: „Gottlob!"

Und ein weibliches Haupt neigte sich über sie, es schien das der Wirtschafterin, und man versicherte tröstend, daß Doktor Silvester gewiß gleich dasein werde.

Da kam ihr Bewußtsein klar zurück, und zugleich brach sie in leidenschaftliches Weinen aus und drückte ihr Gesicht tief in die Kissen.

Der alte Mann, der wuchtig und gebändigt, vor Sorge und Schmerz außer aller Fassung in seinem Stuhl wartete, jagte bald Leupold, bald den flinken, jungen Georg hin und her. An dem Türspalt des Schlafzimmers mußten sie Nachricht erfragen.

Und endlich kam Leupold und sagte: „Die gnädige Frau ist wieder zu sich gekommen, aber dann sogleich in ein furchtbares Weinen verfallen. Der Doktor ist schon unterwegs."

„Komm her!" befahl der Geheimrat.

Er packte die Hand des alten Dieners um das Gelenk, er schüttelte ihn beinah. Sein alter, brausender Zorn war wieder über ihn gekommen.

„Hör du," sagte er rauh, „ein Vierteljahrhundert bist du hier, und mein Leben ist für dich von Glas, sprich, was geht in meinem Haus vor, sprich als Mensch, nicht als Diener, sprich."

„Herr Geheimrat," sprach der Mann blaß und verstockt, „hier im Haus geht nichts vor. Das wissen Herr Geheimrat doch selbst."

„Mensch, keine Wortklauberei. Sag, was du denkst."

„Ich denke, daß die Ohnmacht und die Tränen der gnädigen Frau wohl damit zusammenhängen, daß die Baronin Hegemeister heute hier war."

„Die Baronin."

„Ich war zufällig auf der Diele. Und dann blieb ich da, um Wache zu halten, daß niemand horcht."

„Warum? Die Baronin, das ist eine Freundin des Hauses, ist zahllose Male hier gewesen, was wär da zu horchen", fragte er lauernd, denn in seinem Gedächtnis war immer wach, was die alte Lamprecht ihm vor vielen Wochen schon zugetragen hatte.

„Sie ist seit Monaten nicht hier gewesen. Und — Herr Geheimrat haben befohlen, daß ich sprechen soll. Und die ganze Gegend klatscht davon, daß sie und unser junger Herr . . . Und ein Matrose der ‚Klara', der hier auf Severinshof sich 'ne Braut angeschafft hat, war neulich da zum Besuch und erzählte, daß der junge Herr nur ein- oder zweimal mitgesegelt ist. . . . Und da dachte ich, die Frau Baronin hat vielleicht viel abzubitten. Und ich wollte nicht — dem Georg muß man immer mal aufpassen — daß er horcht. Und ich selbst mußte mir Mühe geben, wegzuhören. Die Baronin weinte und jammerte manchmal laut. Was soll ich noch mehr sagen. Mehr schickt sich nicht. Herr Geheimrat wissen auch, wie wir die gnädige Frau alle vergöttern, ich auch, ja — und denn der Kleine! — Nein, so was durfte nicht kommen. Verzeihen mir, Herr Geheimrat, aber Sie haben befohlen, ich sollte sprechen."

Es sättigte ihn wohl, sprechen zu dürfen. Denn der Groll fraß ihm schon lange das Herz ab. Aber er ängstigte sich auch schwer. Sein Herr war in den letzten Monaten weniger frisch gewesen. Eine Aufregung konnte den zweiten Schlaganfall bringen, auf den er seit zwei Jahren täglich mit heimlichem Zittern gefaßt war.

Aber was der treue Mensch dann sah, benahm ihn vor Erstaunen. Der alte Mann brach keineswegs zusammen. Er atmete tief auf, langsam hob er seinen Oberkörper, richtete sein Haupt empor. In jener furchterweckenden Herrscherhaltung, der verkörperte Wille selbst, saß er da.

Das Licht füllte den Raum, die unterbrochene Mahlzeit stand kalt auf dem Tisch, der in Unordnung war. Das blitzende Auge sah über alles weg.

Ein schweres Schweigen herrschte.

Leupold wagte nicht, sich zu rühren, um nicht die Gedanken seines Herrn zu stören.

Was mochten es für Gedanken sein? Zornesfalten standen auf der breiten Stirn. Und eine mächtige Bewegung arbeitete in den großen Zügen.

Nein, das sah nicht aus, als habe ein hinfälliger Greis einen Stoß empfangen, der ihn umwerfen mußte, das sah vielmehr so aus, als sei alle Kraft von neuem erwacht. Als spanne sich jeder Nerv in diesem gewaltigen Körper in straffer Energie.

Nun sah er, wie die Hände, ohne zu zittern, nach der Brusttasche griffen, da trug der Geheimrat ein Büchlein. Er nahm es, schrieb ein paar Zeilen auf, riß das Blatt ab.



„Nimm", sagte er. Nein, wirklich, nicht einmal seine Hände zitterten.

Leupold nahm es. Er sah, es war eine dringende Depesche nach Köln. An den Sohn des Hauses. Und sie lautete: „Ich erwarte Dich unter allen Umständen morgen früh hier. Dein Vater."

Dann ging der Tag seinen Gang.

Klara auf ihrem Bett sank aus den leidenschaftlichen Tränen allmählich in einen Zustand der Erschöpfung hinüber. Silvester hatte ihr ein Pulver aufgedrängt, sie nahm es aus Gefälligkeit gegen den besorgten Arzt. Es mochte helfen, daß die Erschöpfung in einen ruhigen Schlaf überging.

Als sie erwachte, war es dunkel. Und sie hörte sausende Töne. Kam das vom Werk hier? Nein, Sturm. Der Nebel war weggepeitscht.

Klara richtete sich auf. Besann sich. Ihre Fassung war nun vollkommen.

Sie hatte seit Stunden nicht mehr gedacht, nicht denken können. Und dennoch war in ihr eine eherne Gewißheit und Festigkeit.

Sie wußte, ihre Pflicht war es, noch einmal von vorn anzufangen und um des Vaters wie des Kindes willen ihrem Mann zu vergeben, zu helfen. Sie wollte mit ihm sprechen und mit seiner schwachen Natur kämpfen, damit er begreife, er müsse sich zunächst ihre Achtung erringen.

Dies war das kleine Streckchen Lebensweg, was sich übersehen ließ, ob es im Dunkeln mündete, ins Helle führte, das mußte die Zukunft lehren.

Dieser gegenwärtige Augenblick forderte eine leichtere Pflicht von ihr. . . . Sie mußte den Vater beruhigen! In welche Aufregung mochte ihn ihre Ohnmacht gestürzt haben?

Sie kleidete sich an, rasch, und dachte: Ich nehme den Kleinen mit hinauf.

Sie fand ihn im Zimmer nebenan, in seinem Wagen lag er, seine Stimme übend, mit jenen unbegreiflichen Lauten, die noch keine Worte formen können und doch so beredt zu einem Mutterohr von prachtvollem Behagen und Wohlsein sprechen. Zwischen Spitzen und hellblauen Schleifen sah man das runde Gesichtchen und die prallen Arme. Und die großen Augen glänzten tief.

Die junge Frau nahm das Kind und hob es hoch empor und legte das flaumige Köpfchen gegen ihre Wange, in leidenschaftlichem Glück die Nähe des kleinen Geschöpfes genießend.

So schritt sie hinauf.

Sie merkte kaum, daß ehrfürchtige und eilige Hände alle Türen vor ihr öffneten.

Sie gelangte hinauf. Mit ihr kam ein Lichtstrom in einen völlig dunklen Raum.

In seinem Sessel, zwischen den unverhüllten Erkerfenstern, saß der alte Herr im nicht erleuchteten Raum.

Nun sah er die junge Frau, wie sie im Lichtstrom heranschritt, im linken Arm hoch das Kind tragend, mit der Rechten das kleine Haupt gegen ihre Wange drückend. Und um sie der Schimmer von Glanz. . . .

Madonna . . . dachte er.

„Wir wollen Großvater gute Nacht sagen."

Und ihre Stimme klang wie immer.

„Du hättest liegen bleiben sollen."

„O nein," sagte sie leichthin, „es geht mir wieder gut. Hoffentlich hast du dich nicht erschreckt. Du weißt ja: ‚Der Frauen Zustand ist beklagenswert, wir sind ein jämmerliches Geschlecht.'"

Heldin, dachte er.

Er wußte noch nicht, sollte er mit ihr sprechen, mit ihr schweigen.

Aber nun mußten erst die großen Greisenhände die winzigen Fäustchen nehmen, denn der kleine Regent sollte bald in sein Nachtröckchen gesteckt werden. Und da erschien auch schon die Amme in ihrer schwarzbunten Tracht und wollte ihn wieder hinabholen in sein Kinderstubenreich.

„Schlafe, mein Kerlchen, störe deine Mutter nicht, sie ist für dich und mich alles, sie darf uns nicht krank werden. Schlaf fest."

„Dei, dei, dei", klöhnte das Kind, als wolle es sehr Vernünftiges versprechen.

Die Amme ging mit ihm davon, hinter ihr schlossen sich die breiten Türen, durch die der Lichtstrom hereingekommen war.

„Du sitzest im Dunkeln?" fragte Klara.

Sie hockte sich auf den niedrigen Stuhl neben dem thronartigen Sitz des Vaters hin, da, wo so recht eigentlich ihr Platz war.

„Ich habe mich mit meinem Werk unterhalten," sprach der Alte, „es hatte mir viel zu sagen."

Durch die schwarzblanke Glasfüllung der Fenster sah man hinaus in den Novemberabend, aus dem der Sturm allen Nebel geblasen. Und vor dem nächtigen Hintergrund erkannte man die hellen Schornsteine, weil von der Kokerei, den Hochöfen und der frei brennenden Gasflamme her roter und gelber Schein kam, der die Bauten helldunkel umleuchtete. Von bläulichen elektrischen Lichtern war das düstergroße Bild überfleckt, und all diese Lichtkerne mit der Strahlenglorie rundherum erinnerten so merkwürdig an Weihnachten. Die plumpen Burgen der Hochöfen waren halb angestrahlt, halb lösten sich ihre Formen in Dunkelheit auf.

Der Gesang des Sturms nahm mit seinen langgezogenen Heultönen alle Geräusche vom Werk fort und trug sie auf seinen Fittichen ostwärts dem Meer zu.

Drunten der Fluß war an seinem kohlschwarzblanken Gleißen nur zu erkennen, wo vom Werk her Licht über ihn hinspielte. Außerhalb der verständlichen und übersehbaren Wirklichkeit krochen ein rotes und ein grünes Licht in der Dunkelheit heran. Die Augen eines Dampfer, der sich gegen Strom und Wind flußauf quälte.

Die junge Frau legte ihren Kopf gegen die Lehne des Stuhls.

Bald fühlte sie die wuchtige Hand schwer auf ihrem Haar.

So saßen sie und sahen zu dem vom rötlichen Schein angehauchten Rauch hinüber, der sich in der schwarzen Höhe verlor. Sie sahen von diesem Stück Welt des Eisens und der Kohle mit geistigem Auge noch viel, viel mehr, als das Nachtbild ihnen zeigte. Sie sahen alle tausend Fäden, mit denen es an die Gegenwart, an alle großen Fragen und Forderungen der Zeit gebunden war. Sie sahen sich als Diener dieser Zeit, ihre Herzen wurden bescheiden und still.

Leise sprach der Alte, für sich hin, zu ihr, die mit seinem Enkel sein Werk bewachen und fortsetzen sollte, vielleicht hinaus zu Tausenden, die ihn nicht hörten.

„Ich habe gedacht . . . eine neue Zeit läßt nicht nur neue Formen, Schönheiten, Anschauungen, volkswirtschaftliche Notwendigkeiten entstehen, wälzt nicht nur Technik und Bedürfnisse um — fast fürchte ich mich, es auszusprechen: sie wertet auch unsere Empfindungen um! Man sagt, daß



alte Geschlechter, die seit Jahrhunderten auf ihrer sich forterbenden Scholle sitzen, diese mit heißer Inbrunst lieben. Wie sollten sie nicht! Und dennoch muß die Liebe, die Männer wie ich zu ihren Werken haben, noch von einer andern Art sein. Tiefer und ausschließlicher. Denn sie ist noch fruchtbarer. In meines Sohnes Adern fließt mein Blut — nur mein Blut — vielleicht, nein gewiß, noch mehr von dem der Frau, die ihn gebar. — In den Adern meines Werkes fließt nicht nur mein Blut, auch meine Kraft, mein Geist, meine Energie, alles, was ich bin, körperlich und seelisch hab ich hinübergepflanzt in dies Werk. Geheimste Ströme gingen von mir fort in meine Arbeit und gaben ihr Leben. Und ist so dies Werk nicht noch mehr mein Kind, in viel unzerstörbarerem Sinn, als mein Sohn es ist? Ist diese Wahrheit erschreckend? Ist sie nicht vielmehr voll geheimer Größe? Voll drohender Mahnungen? Werte abwägen gegeneinander — das fordert die Zeit. Vielen, vielen ließ sie das Idyll des Familienlebens und das Auskosten seiner kleinen und großen Kämpfe. Aber für die, denen ein Platz wurde in der Front der Schaffenden, heißt es, sich fragen: Was ist wichtiger: Dein Kind oder dein Werk? Und da, wo ich stehe — und so wie mein Sohn ist — trotz allem, was ihm geopfert wurde, ein Halber — muß ich mich besonders fragen: Was ist Tausenden wertvoller, nötiger — mein Sohn oder mein Werk? Was ist meinem Herzen teurer, mein großes, starkes, kraftvolles Werk oder mein haltloser Sohn?" . . . .

Seine Stimme war zuletzt fast raunend geworden — er sprach wie einer, der sich vor sich selbst fürchtet. —

Und die junge Frau fühlte: Er wußte vielleicht alles — er war vielleicht bereit, den Sohn preiszugeben.

Aber das war doch unmöglich. — Wie sollte, wie konnte das geschehen? Die einfache Tatsache der festgefügten Lebensverhältnisse verbot es. Vielleicht eine zornige Aufwallung, die milderer Stimmung weichen konnte? Aber so seltsam gefaßt, so wunderbar vorsichtig, furchtsam vor dem Klang der eigenen Worte spricht nicht der Zorn.

„Du und dein Kind, ihr wißt es, ich habe ein Herz! Deine Mutter wußte es! Und dennoch — dennoch — wenn ich denn ein unnatürlicher Vater bin — mein Werk steht mir näher als mein Sohn — ihn könnt ich lassen — meinem Werk gehört mein letzter Gedanke. Wir Menschen von heut, wir arbeiten so furchtbar, daß Blut und Schweiß uns zusammenschmiedet mit unserer Arbeit — und wenn unsere Kinder dies heilige Bündnis nicht verstehen, seien sie davon geschieden" — —

Klara fror — die Unerbittlichkeit sprach zu ihr — und ihr war, als sei es kein Zufall, daß seine Faust sein Leben lang dem Erz das Eisen abgerungen habe. . . .

„Vater," sprach sie leise, „wir müssen doch Geduld haben."

Da drückte sich die Hand noch fester auf ihr Haupt und lag da schwer — und dennoch wie Segen — Trost — Dank.

Sie mochten nicht mehr sprechen und schauten still durch die Nacht hinüber auf den bestrahlten, quellenden und zerreißenden Rauch, der toll vor dem schwarzen Himmel jagte. —

(Fortsetzung folgt.)

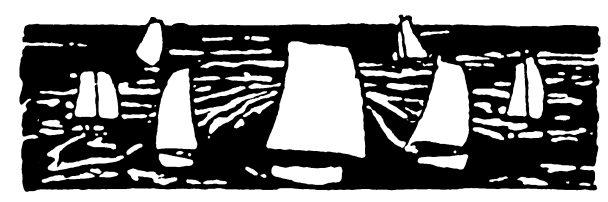
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 49. | Berlin, den 5. Dezember 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

25. November.

Das englische Linienschiff „Bulwark" fliegt bei Sheerneß in die Luft. Etwa 800 Mann kommen dabei um.

26. November.

Ein deutsches Unterseeboot vernichtet im Kanal einige Meilen nordwestlich von Le Havre den auf der Fahrt von Liverpool nach Le Havre befindlichen englischen Dampfer „Malachite".

In den Kämpfen der Truppen des Generals v. Mackensen bei Lodz und Lowicz haben die russische erste und zweite und Teile der fünften Armee schwere Verluste erlitten. Außer vielen Toten und Verwundeten haben die Russen nicht weniger als etwa 40000 unverwundete Gefangene verloren; 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre sind erbeutet, 30 Geschütze unbrauchbar gemacht worden.

27. November.

In einem Armeebefehl an seine Truppen teilt Generaloberst von Hindenburg das Telegramm des Kaisers mit, das ihn zum Generalfeldmarschall befördert.

Czernowitz ist wieder von den Russen besetzt worden.

28. November.

Der frühere italienische Minister des Aeußeren Emilio Visconti Venosta ist, 75 Jahre alt, gestorben.

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz ist von seiner Stellung als Generalgouverneur von Belgien enthoben und für die Dauer des mobilen Verhältnisses der Person des Sultans und dessen Hauptquartier zugeteilt worden. Zu seinem Nachfolger als Generalgouverneur von Belgien wurde der General der Kavallerie Freiherr von Bissing ernannt.

Hindenburgs Generalstabschef Ludendorff ist zum Generalleutnant ernannt worden.

29. November.

Der Kaiser befindet sich jetzt auf dem östlichen Kriegschauplatz.

In den Karpathen werden die auf Homonna vorgedrungenen Russen geschlagen.

Die Türken sind bis auf 10 Kilometer vor Batum vorgerückt.

Angesichts der verschiedenen Gerüchte, die in Rußland über den Umfang des russischen Sieges zwischen Weichsel und Warthe umlaufen, warnt der russische Große Generalstab vor diesen Gerüchten, die durch die Tatsachen nicht begründet sind und mit Vorbehalt aufgenommen werden müssen.

30. November.

In Ostpreußen werden die russischen Angriffe abgewiesen; auch in der Richtung aus Warschau und östlich von Czenstochau brechen die russischen Angriffe zusammen.

In Serbien haben die österreichisch-ungarischen Truppen die Kolubara-Niederung überschritten.

In Konstantinopel trifft die Nachricht ein, daß in Täbris zweitausend Russen von Angehörigen persischer Stämme getötet worden sind.

Kaiser Wilhelm verleiht dem General der Kavallerie von Mackensen den Orden Pour le Mérite.

An der ostpreußischen Grenze mißglückte ein Ueberfallsversuch stärkerer russischer Kräfte auf deutsche Befestigungen östlich von Darkehmen unter schweren Verlusten. Der Rest der Angreifer, einige Offiziere und 600 Mann, wurden gefangengenommen.

Südlich der Weichsel führten deutsche Gegenangriffe zu nennenswerten Erfolgen. 18 Geschütze und mehr als 4500 Gefangene waren die Beute.

Kaiser Franz Joseph hat an Generalfeldmarschall v. Hindenburg und dessen Generalstabschef Ludendorff aus Anlaß ihrer Beförderung Glückwunschtelegramme gesandt. In dem Telegramm an v. Hindenburg teilt Kaiser Franz Joseph dem Generalfeldmarschall mit, daß er ihn zum Oberstinhaber des 69. Infanterie-Regiments gemacht habe.

Deutsches und fremdes Geld.

Von Leo Jolles.

Durch den Krieg sind die internationalen Beziehungen unterbrochen worden; und diese Störung übt Einfluß auf die gegenseitige Bewertung des Geldes. In Friedenstagen kümmern sich die wenigsten um das Wesen der gesetzlichen Zahlungs- oder Tauschmittel. Es genügt, zu wissen, daß der als allgemeiner Wertmesser eingeführte materielle Begriff mit einer bestimmten Kaufkraft verbunden ist. Jede in Geld auszudrückende Summe stellt einen genau begrenzten Einfluß auf eine Gütermenge dar. Das Geld an sich wäre ein Spielzeug, wenn es nicht eine sogenannte Funktion auszuüben hätte. Und diese Aufgabe besteht darin, eine Brücke vom Begehren und Bedürfen zur Erfüllung zu schlagen. Jedes Volk hat wirtschaftliche und Luxusbedürfnisse. Die entwickeln sich mit dem Wachsen des Reichtums; und der Reichtum schafft, umgekehrt, die Möglichkeit, daß die Nation ihre Lebensbedingungen und -wünsche nach dem Maß ihres Vermögens durchsetzen kann. So zeigt sich eine leicht sichtbare Wechselwirkung zwischen dem Besitz von Gütern und der Verfügung über das Geld. Dieses nimmt gegenüber jenen eine untergeordnete Stellung ein. Hätte ein Land nur Geld und keine Güter, so wäre es arm in dem Augenblick, der ihm die Wege zu den Märkten der Fremde sperrte. Ein Volk, dessen ganzer Besitz in Geld bestände, müßte alles, was es braucht, jenseits der Grenzen kaufen. Das ginge im Frieden ohne besondere Schwierigkeiten. Es gäbe nur ein Hemmnis: die Abneigung des anderen Wirtschaftsgebietes

gegen eine Verminderung seines eigenen Reichtums an Waren zugunsten des Geldstaates. Hohe Zollmauern können aufgebaut werden, um die Ausfuhr bestimmter Güter zu hindern. Hat aber ein Land alle Naturschätze und Fabrikate, deren es bedarf, um seine Existenz fest zu verankern und zu schmücken, so kann es auf die Form des Tauschmittels, die das Geld bildet, verzichten. Ein Mangel an dieser Hilfskraft würde ihm nie gefährlich werden. Denn ein Mittel zum Zweck ist überflüssig, wenn man ohnedem ans Ziel kommt.

Das Deutsche Reich ist nicht nur durch die Ordnung seiner Finanzen den Gegnern überlegen. Es hat jede Probe seiner Bereitschaft abgelegt und den Erfolg der Kriegsanleihe als Befähigungsnachweis erbracht. Aber die Willigkeit des Geldes ist es nicht allein, die dem Vertrauen einen sicheren Rückhalt bietet. Mindestens so wichtig wie diese Kraftquelle ist die Menge der Güter, die innerhalb der deutschen Grenzen in den Schatzkammern der Landwirtschaft und der Industrie aufgespeichert sind und ergänzt werden können. Die Summe dieses Besitzes füllt den Begriff der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit aus. Nicht das Geld: — die Güter sind es, die Deutschland stark machen. Wenn man diese Erkenntnis gewonnen hat, ist es nicht schwer, mit gewissen Aeußerlichkeiten der valutarischen Eigenschaften des Geldes fertig zu werden. Der Staat trifft die Bestimmungen, die dem in seinen Machtgrenzen umlaufenden Gelde die Glaubhaftigkeit verleihen. Er setzt sich selbst für den Wert der von ihm geschaffenen Zahlungsmittel ein. Sein Ansehen, seine Macht, sein Vermögen sind die Garantien, die er bietet. Auf diesen Voraussetzungen beruht die Kaufkraft seines Geldes. Aber er begnügt sich nicht damit, vom Volk das Vertrauen in die erwähnten Eigenschaften zu verlangen. Er bietet außerdem greifbare Beweise, indem er einen leicht verständlichen und allgemein anerkannten Wertmesser einsetzt: das Gold. Das vornehmste Edelmetall ist der Inbegriff aller Wünsche. Ich brauche keins von den bekannten Worten anzuführen, um die Mission des Goldes zu kennzeichnen. Jeder weiß Bescheid. Das Gold ist als Währungsmittel nicht zu übertreffen. Die überzeugende Gewalt, die es ausübt, hat ihm die meisten Staatsgebiete erobert; denn auch in den Ländern der Doppelwährung, in denen das Silber neben dem Gold eine Rolle spielt, ist das gelbe Metall die eigentliche Sicherung. Das Deutsche Reich hat sein Geldwesen gesetzlich geregelt. Würde die Gesamtmenge des gemünzten Goldes (mehr als fünf Milliarden) sich selbst überlassen sein, so träte bald ein Mangel an Geldmitteln ein; denn die Goldstücke sind keineswegs alle im Umlauf. Viel Gold liegt in den Panzerschränken, und eine nicht geringe Summe befindet sich zu jeder Zeit im Ausland. Nur wenn Deutschland selbst so viel Gold den Erzgängen seiner Berge abzapfen könnte, daß es imstande wäre, alle Adern seines Körpers mit diesem Stoff zu sättigen, dann brauchte es sich nicht um eine technische Vervollkommnung seines Geldes zu kümmern. Daß die Goldproduktion beschränkt ist und uns zwingt, den Bedarf an Edelmetall im Ausland zu decken, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Um also die Menge der Umlaufmittel in das richtige Verhältnis zu den wirtschaftlichen Ansprüchen zu bringen, mußten besondere Geldzeichen eingeführt werden: Papier und Scheidemünzen (Silber, Nickel, Kupfer). Und für die Gesamtheit dieser Tauschmittel war ein festes Verhältnis zum Gold herzustellen. Darin gipfelt die Aufgabe des Staates als Inhabers der Geldhoheit. In Deutschland ist die Reichsbank die höchste Instanz für die Angelegenheiten des Geldes. Sie hat dafür zu sorgen, daß die Bestimmungen des Gesetzes gehalten werden, daß das Ansehen des Reiches durch eine Entwertung seines Geldes keinen Schaden leidet. Es kam darauf an, den Banknoten eine ausreichende Golddecke zu verschaffen und zu verhindern, daß je ein Mangel in dem Sicherungsmaterial entstehen kann. Die Ausweise der Reichsbank sind stets sich erneuernde Dokumente der Güte unserer Geldverfassung. Noch an keinem Tage des Krieges ist die Golddecke so kurz gewesen, wie sie nach dem Gesetz sein darf. Sie hat stets noch ein ansehnliches Stück über das letzte Maß hinaus gehabt. Und sie wäre noch länger, wenn alles Gold, das ein nutzloses Dasein in der Dunkelkammer fristet, unter der Obhut der Reichsbank wäre. Die Leute, die ihr Gold für sich behalten, sehen nicht, daß der Wert dieses Besitzes einzig und allein von dem (erwähnten) Einfluß auf die Wirtschaftsgüter und von der politischen Macht des Reiches abhängt. In der falschen Auffassung steht die geschilderte valutarische Eigenschaft des Goldes an der Spitze, während die wirtschaftliche Bedeutung des Geldes unerkannt im Hintergrund bleibt. Man übersieht, daß die Summe gemünzten Goldes keine größere Kaufkraft hat als der gleiche Betrag in anderen Zahlungsmitteln; und die Folge ist, daß dem Gold und seiner Hüterin, der Reichsbank, die Bewegungsfreiheit gehemmt wird. In jeder Woche steigt der Goldschatz des Hauptinstituts um 30 bis 35 Millionen. Das sind Gaben, die wachsende Erkenntnis und gefestetes Vertrauen darbringt. Aber sie könnten reicher sein, und der Goldstrom, der in das breite Becken fließt, könnte ein rascheres Tempo haben.

Das Ausland weiß den Wert des deutschen Goldes zu schätzen. Es hat immer versucht, uns nach Möglichkeit diesen Besitz leichter zu machen. Im Frieden weniger eifrig und mit geringerer Bedeutung als im Krieg. Aufkäufer von Gold sind am Werk und fangen die Habgierigen mit lockenden Prämien ein. Sie zahlen für jedes Goldstück, dessen sie habhaft werden können, ein Aufgeld und finden gewissenlose Menschen, die ihnen ihr Gewerbe ermöglichen. Die Namen solcher Goldverkäufer werden an den Pranger gestellt, und sie selbst sind der Strafe, die auf eine solche Tat folgt, verfallen. Aber der Reiz des Gewinns ist stärker als die Furcht vor der allgemeinen Verachtung und vor dem Arm des Gesetzes. Deshalb muß, unter Umständen, dem häßlichen und des Volksgeistes unwürdigen, lichtscheuen Treiben ein kräftiger Riegel vorgeschoben werden. Ein striktes Ausfuhrverbot für Gold, unter Wahrung der sich aus dem internationalen Handel ergebenden Notwendigkeiten, wäre vielleicht zu erwägen. Die Goldverschacherer arbeiten den im Ausland tätigen Spekulanten in die Hände, deren Ziel die künstliche Entwertung des deutschen Geldes ist. Aus dieser unsauberen Quelle wird zum Teil eine Erscheinung gespeist, die seit Wochen Staunen, Verblüffung und (unberechtigte) Sorge erweckt. Es besteht ein auffallender Gegensatz in der Bewertung deutschen und ausländischen Geldes. Holländische, schweizerische, italienische, französische, belgische Banknoten erreichten Kurse, die sie in Friedenstagen nie gesehen haben; und die natürliche Folge war, daß der Preis des deutschen Papiergeldes unverhältnismäßig niedrig erschien. Ängstliche Leute überlegten nicht lange. Ihnen war es eine Tatsache, daß der deutsche Kredit gelitten haben müsse, weil man der Zahlkraft des Reiches nicht mehr traue. In der Wirklichkeit handelt es sich bei dem ganzen Farbenspiel der verschiedenen Geldnationalitäten um ein Blendwerk.



Um eine durch den Krieg gesteigerte und übertriebene Folge des Wechselspiels von Angebot und Nachfrage. Auch das Geld ist ein Handelsartikel, unterschieden von der gewöhnlichen Ware durch die fehlenden Beziehungen zur Produktion. Es kann kein Überschuß und keine Knappheit mit **den** Konsequenzen entstehen, die im Güterverkehr eintreten. Nur beim Handel mit ausländischen Zahlungsmitteln (Geldsorten, Valuten, Devisen) ist eine Preisbewegung ähnlich wie bei allen Gegenständen, die einen Markt haben, zu beobachten. Wenn fremdländisches Geld bei uns hoch im Kurs steht, so ist Nachfrage vorhanden; und es fehlt aus irgendeinem Grund die Möglichkeit, durch Begehr nach deutschem Geld einen Ausgleich zu schaffen. Bei Beginn des Krieges war der Preis des russischen Rubels so wohlfeil, wie er nicht einmal während des Krieges mit Japan gewesen ist. Dann schnellte der Kurs plötzlich in die Höhe. Grund: Russisches Geld wurde für das Heer gebraucht. Was in Rußland an Nahrungsmitteln entnommen wird, findet bare Bezahlung. Der Bedarf der Armee war der eine Anlaß zur Überbewertung der feindlichen Geldzeichen. Der zweite war die Sperrung des Güteraustausches. Diese Ursache kam für die Banknoten der neutralen Länder in Betracht. Deutschland ist vom Überseeverkehr abgeschnitten. Das riesige Schwungrad seines Handels bewegt nur noch die Transmissionsriemen, die zu den friedlichen Nachbarn laufen: Holland, Schweiz, Italien. Wir kaufen von diesen Ländern mehr, als wir ihnen verkaufen, da unsere Einfuhr hauptsächlich in Lebensmitteln und Rohstoffen besteht, während sich der Export um Fabrikate dreht. Jene gewinnen durch den Krieg an Bedeutung, diese verlieren. So ergibt sich von selbst das Übergewicht des Imports. Der muß in der Währung des Lieferanten bezahlt werden. Im Frieden findet eine Verrechnung statt durch die Zahlungsansprüche, die der deutsche Kaufmann ans Ausland hat. Im Krieg ist er Schuldner; und die Forderungen können nur gegeneinander ausgeglichen werden, wenn der ausländische Staat Zinsen auf Anleihen, die in Deutschland untergebracht sind, schuldig ist. Die Teuerung des fremden Geldes hat also nichts mit den Eigenschaften der deutschen Währung zu tun. Sie stellt eine vorübergehende Erscheinung dar, die, je mehr Deutschland sich auf die eigene Güterproduktion beschränken kann, desto mehr verblassen wird. Wer sich von Zweifeln nicht freizumachen versteht, findet ein überzeugendes Dokument der Wahrheit in dem Verhalten der belgischen Banknote. Die ist nicht viel mehr, als ihr papiernes Dasein besagt. Die politische Macht des Staates, die der Landeswährung das Ansehen verschafft, ist zurzeit nicht vorhanden. Und die Decke, unter der die Geldzettel ihren Schutz haben, ist von ihnen weggezogen worden. Sie sind nackt und bloß und haben nichts, womit sie ihre Existenz als Geld beweisen können. Trotzdem war noch im Oktober die Einsetzung eines bestimmten Umwechslungskurses für belgische Noten erforderlich, damit eine Preistreiberei abgedrosselt wurde. Die belgischen Kaufleute berechneten den Geldkurs nach ihrem Belieben; und dabei kam die deutsche Mark schlecht weg. Willkür auf der einen Seite, Langmut auf der andern haben dem Mißverhältnis in den Geldpreisen nachgeholfen. Extra et intra muros arbeiteten die Spekulanten. Draußen wird, durch Verbreitung von Lügen über Deutschlands Befinden, auf den Kurs gedrückt; und die Leute, die deutsches Geld verkaufen, lassen sich von den geriebenen Gaunern die Federn ausrupfen. Drinnen spielt sich der Handel in ausländischen Geldsorten ohne die Kontrolle der Börse und den Nachweis des Kurszettels ab; und die Folge ist, daß Preise entstehen, die gemacht sind.

Der sicherste Regulator ist die Zeit und die mit ihr wachsende Kenntnis vom wahren Gesicht der deutschen Wirtschaft. Ganz verschwinden können die ungereimten Geldkurse erst, wenn die Nationen dem Geld die Wege wieder geöffnet haben. Jetzt liegen überall Zahlungsverbote auf der Lauer. Wehe der Banknote, die zum Feinde überläuft. Kein Geld, kein Stückgut legt Zeugnis vom friedlichen Verkehr auf den Handelswegen ab. Auf einem so unfrohen Boden kann nur Mißwuchs gedeihen. Das ist auch die unfruchtbare Blüte der ausländischen Valuta. Wo ehrliche Nachfrage für fremdländisches Geld besteht, läßt sich zur Verhinderung übertreibender Preise manches tun. Ein brauchbares Mittel haben die Verbündeten, Deutschland und Österreich-Ungarn, gefunden. Die habsburgische Monarchie bezieht während des Krieges große Warenmengen aus dem deutschen Wirtschaftsbereich. Für ihre Zahlungen braucht sie Wechsel, die auf Reichsmark lauten. Die sind bei der schwarzgelben Bankwelt rar geworden und im Kurs gestiegen. Um eine weitere Bewegung zu verhindern, haben deutsche Banken der österreichischen und ungarischen Regierung ein Guthaben von 300 Millionen Mark eröffnet. Das beweist zweierlei: erstens die Möglichkeit des Eingreifens, zweitens die Tiefe des deutschen Geldbrunnens. In die darf man ruhig jeden Zweifel an der Güte des deutschen Geldes und die unberechtigte Überschätzung der fremden Valuta versenken.

Schachspiel und Strategie.

Von Dr. Emanuel Lasker.

Es ist eine alte Frage, ob tüchtige Schachspieler die Anlage zum Strategen haben müssen, und sie hat immer zwei entgegengesetzte Meinungen hervorgerufen. Man kann diese Meinungen charakterisieren, indem man sie die praktische und die theoretische nennt. Der in der Praxis der Dinge Steckende sieht den Spieler vor Augen, der in einer Mußestunde um einen kleinen Einsatz Holzfiguren auf einem Brett schiebt, vergleicht ihn mit dem Mann, der lebendige Menschen für die vitalen Interessen seines Volkes in den Kampf führt, und ist durch diese handgreiflichen Unterschiede gefangen. Der Theoretiker dagegen sieht zwischen dem Schachmeister, der durch die Klugheit seiner Pläne trotz des Widerstandes des Gegners das Schachmatt erzwingt, und dem weitblickenden Feldherrn, der die Kraft seiner Truppe an dem richtigen Orte und zur rechten Zeit ansetzt und so den Sieg erringt, einen tiefliegenden Zusammenhang. Die beiden Ansichten prallen aufeinander, und noch ist die Frage in der öffentlichen Meinung nicht entschieden.

Um das Problem scharf zu erfassen, muß man sich zunächst klar werden, was es heißt, ein Schachmeister zu sein. Dieser Begriff ist nicht einheitlich. Auch unter den Schachmeistern gibt es die beiden Menschengattungen des Praktikers und des Theoretikers oder Philosophen. Der



erste versteht das gegebene, umrissene Spiel, das nach den festen Regeln der Schachkunst vor sich geht, außerordentlich gut, wäre jedoch ein hilfloser Stümper, wenn man diese Spielregeln ein wenig umwandelte, etwa die Zahl der Felder auf hundert brächte, die der Figuren vermehrte und deren Gangart änderte. Er spielt gut vermöge seines Gedächtnisses, das eine Menge von Stellungen und die dafür passenden Züge treu bewahrt hat. Zudem hat er eine lebhafte Phantasie, um bald diese Stellung aufs Brett zu bringen, bald jene, und so seine aufgespeicherte Gedächtniskunst zu nutzen. Diese Gattung von Schachmeistern hat einen engen Aktionsradius, und es steht durchaus nicht zu erwarten, daß sie irgend etwas meistern könnte, wobei ihre kräftige, geübte Erinnerung nicht zur Geltung käme. Dagegen hat es immer Schachspieler gegeben, die keinen Schachzug machen konnten, ohne sich eines allgemeinen Gesetzes bewußt zu sein, das den Zug umfaßt und begründet. Diese stehen über den Zufälligkeiten einer gegebenen Lage. Der Weltmeister Wilhelm Steinitz ist ein solcher Typ gewesen. Wer in seinen Werken zu lesen versteht, wird an vielen Stellen das heiße Begehren des Mannes herausmerken, sich über jede Regel Rechenschaft zu geben und sie in einen sehr großen, sehr allgemeinen Zusammenhang zu spannen. Und sicherlich verdankte er diesem philosophischen Grundzug seines Wesens die eminente Stärke, die ihn himmelhoch über alle seine Zeitgenossen erhob, so daß er erst im Alter unterlag.

Freilich soll nun nicht gesagt werden, daß der Theoretiker notwendig erfolgreicher ist als sein Gegenpart. Er ist aber vielseitiger und daher ein höherer Typ. Gewiß ist der Erfolg im Leben dadurch nicht gesichert. Es gibt auch ein Übermaß des abstrakten Denkens, wenigstens für die Zwecke des Kampfes ums Dasein, selbst für den Kampf auf den 64 Feldern des Schachbretts. Indessen dürfte man wohl mit Zuversicht den Satz verfechten, daß in der menschlichen Geschichte die wahrhaft Großen, die dauernd Wirkenden, ausnahmslos Denker gewesen sind, die durch das Ding, mit dem sie sich beschäftigt haben, hindurch und über es hinweggesehen haben. Raffael, Shakespeare, Beethoven, Goethe, Napoleon, Moltke waren gewiß Philosophen. Man merkt es an kleinen Zügen, an diesem Wort, an jener Tat. Und sagen wir es gleich, ohne den ungeheuren Abstand zwischen dem Schachmeister und jenen Großen verkennen und auch nur im geringsten verkleinern zu wollen, auch Wilhelm Steinitz war ein Philosoph. Sie alle, ausnahmslos, mußten es sein, um die Höhe zu erklimmen. Sie haben die andern überragt, weil sie theoretisch, in weiten Zusammenhängen, über ihre Aufgabe hinaus zu denken vermochten.

Daß ein Schachmeister, der bloß die Technik seines Spiels beherrscht, dessen Kunst auf Übung und Gedächtnis gegründet ist, ein guter Stratege sein müsse, liegt kein Grund vor zu behaupten. Aber daß ein Schachmeister, der sich in seinem Spiel von allgemeinen Grundsätzen bestimmen läßt, auch als Feldherr Tüchtiges geleistet hätte, ist eine These, die man sehr wohl verteidigen kann.

Das Schachspiel ist entstanden, um als Kriegspiel zu dienen. Verfolgt man die Geschichte des Schachspiels in seine Anfänge hinein, indem man die alten Dokumente nachliest und die Bedeutung der sich wandelnden Regeln und Bezeichnungen prüft, so stößt man auf tausend Umstände, die die Herkunft des Schachspiels aus den Bedürfnissen einer alten Kriegskunst heraus dartun. Gewiß also hat das Schachspiel als eine Vorschule zur Strategie dienen sollen. Und daß es so, wie es ist, irgendeinem Bedürfnis der menschlichen Natur entspricht, wird durch seine Verbreitung über die ganze Erde hin und durch sein hohes Alter bezeugt. Man muß daraus schließen, daß der Zweck, dem es dienstbar gemacht werden sollte, von vielen begriffen und gutgeheißen worden ist.

Wieso aber gutgeheißen? Doch wohl nicht, weil es anderen Zwecken zu dienen vermochte als denen, die dem Erfinder vorgeschwebt haben. Es wäre ja ein sonderbarer Zufall, wenn es anders wäre, wenn zum Beispiel das Schach ein guter Rechenlehrer wäre und darum Erfolg gehabt hätte. Wer nachweisen wollte, daß das Schachspiel die strategischen Bedürfnisse, die die Menschen für ihren Daseinskampf haben, nicht befriedige, hätte sich gewaltsam eine Aufgabe gestellt, und gering wäre seine Aussicht, sie durchzuführen.

Allerdings gibt es Leute, die die Erfindung des Schachspiels auf die Kriegswissenschaft zurückführen und dennoch behaupten, daß zwischen dem modernen Krieg und dem Schach gar kein Zusammenhang bestehe. Sie argumentieren, daß das Schach nur in jenen längst vergangenen Zeiten, wo mit Elefanten, Reitern und Fußvolk gekämpft wurde, einen Wert als strategisches Spiel besessen habe, daß sich aber der Krieg seit jener Epoche von Grund auf geändert habe. Und sie erachten es für vergebliche Mühe oder geradezu kindisch, vom alten Spiel auf das moderne Leben Schlüsse ziehen zu wollen.

Dieses ganze Argument ist aber falsch. Schon in jenen uralten Zeiten, wo irgendein orientalischer Stratege das Schachspiel erfunden hat, hat es nicht taktische Maßnahmen des Krieges veranschaulichen sollen. Jener Feldherr hat nicht geglaubt, daß er einen Elefanten in der Schlacht so verwenden müsse wie einen Turm beim Spiel. Noch viel weniger hat er angenommen, daß sein Fußvolk, wie die Bauern des Schachspiels, nur in einer Richtung marschieren könne. Und die Umwandlung des Bauern auf der letzten Reihe entsprach gewiß keinem greifbaren Vorgang. Es ist offenbar, daß schon der Erfinder der Spielregeln nur ein Symbol hat schaffen wollen. Die Bedeutung dieses Symbols hat zu allen Zeiten nur durch Reflexion erfaßt werden können. Diese Bedeutung steht über dem Wechsel der Zeit. Hat das Symbol je einen Wert gehabt, so hat es ihn noch jetzt in ungeschmälertem Maß, sogar in der gleichen Weise wie je.

Nun könnte man ja die Möglichkeit, strategische Gedanken durch ein Spiel zu beleuchten, überhaupt bestreiten. Dann müßte man sagen, daß schon in den alten Zeiten das Schachspiel keine wertvolle Belehrung hat erteilen können. Man müsse folgerichtigerweise auch den in modernen Heeren üblichen Kriegspielen ebenso wie dem Marinespiel, die doch mit dem Schach den Ursprung gemein haben, die Nützlichkeit absprechen. Eine solche Meinung, wiewohl sie sehr angreifbar ist, wäre vielleicht zu stützen. Aber sagen, daß das Schachspiel der Strategie früher hat Dienste leisten können, und daß es jetzt dazu nicht mehr imstande sei, etwa, weil es sich zu sehr von der Wirklichkeit entfernt, heißt, die Natur der Spiele aufs gründlichste verkennen und eine Meinung verfechten, die sich selbst widerspricht.

Alle Spiele überhaupt sind auf Illusion gegründet. Das spielende Kind, obgleich es ganz in der selbgewählten Rolle aufgeht, weiß doch, daß es sich willkürlich einer Täuschung hingibt. Dieser ist Brigant, jener Gendarm, dieser ein Pferd, jener Kutscher, nicht in Wirklichkeit, sondern in der Einbildung. Der mentale Vorgang beim Spiel ist also das Bedeutsame. Selbst bei den Spielen, die eine körperliche Übung bezwecken, wie Greif, Versteck, Ballspiel, lernt das Kind denken, lernt es



Zwecke und Naturkräfte begreifen. Und je weniger Anlehnung an das Sinnlich-Körperliche seine Spiele bedürfen, desto mehr tritt bei ihnen das Symbol, der Geist in den Vordergrund.

Darum kommt es auch nicht so sehr darauf an, was, sondern wie man spielt. Für den Chinesen ist das Go-Spiel, was für die weiße Rasse das Schachspiel ist, denn seine Gedankengänge sind beim Go in wesentlichen Merkmalen die nämlichen wie die Überlegungen des europäischen Meisters beim Schach. Und man kann gewiß nichts dagegen einwenden, daß Offiziere ihr eigenes Kriegspiel treiben, um ihren strategischen Gedanken das ihnen vertraute Gewand zu geben. Sie werden daraus sicherlich Belehrung und Anregung schöpfen.

Freilich gewährt das Alter dem Spiel einen gewaltigen Vorzug. Vermöge seines Alters hat es sich lange Zeit entwickeln können, eignet es eine Geschichte. Der menschliche Geist hat sich um das alte Spiel gerankt und sich ihm angeschmiegt. Das junge Spiel hat noch diese und jene Schwächen in der Konstruktion, und sein Lehrgehalt wird noch mißverstanden. Es tritt vor uns als junge, neue, unfertige Klugheit, das alte Spiel dagegen hat mehr als das, es ist wundersam gereift, es hat Weisheit.

Nicht oft ist diese Weisheit in Büchern zu finden. Was in tausend Jahren gewachsen ist, ist fein verästelt und hat tausend Zweckmäßigkeiten, die man nicht völlig begreifen kann. Man kann bewundernd davor stehen, seine Schönheit empfinden wie die einer tausendjährigen Eiche, aber der Verstand wird sich vergeblich mühen, dafür eine Formel zu finden. Und doch kann ein Buch eben nur Formeln enthalten, Gedanken, die in ein gleichartiges Gewand gekleidet sind und darum mitteilbar sind.

Die besten Gedanken des Schachspiels sind langsam entstanden, durch Überlieferung, und häufig in eine Spielregel verwoben, so daß sie ein Ding, eine Institution geworden sind. Bisher hat noch niemand sie anders als stammelnd auszudrücken vermocht. Aber auch die zweitbesten Gedanken des alten Spiels sind noch tief. Auch darum rankt sich noch manche Weisheit.

Und diese weisen Gedanken betreffen nicht einen gegebenen Zug, natürlich nicht. Die Züge einer Meisterpartie sind die Offenbarung von Ideen, die sich an jenen Zügen nur erproben und keineswegs vollgültig aussprechen. Und diese Ideen, häufig dem Denkenden unbewußt, sind Strategie. Denn Strategie ist der Keim, aus dem das alte Spiel erwachsen ist, und die Wurzel, die ihm in den Jahrhunderten die Nahrung zugeführt hat.

Thanatos auf dem Schlachtfeld.

O Mitternacht! — Und blutend sind die Matten,
Die doch im großen Herbste schon erblaßten...
Es regt sich, als ob junge Arme tasten
Nach Glück — und ist doch eine Welt voll Schatten.

Wo tags der Kampf gebrüllt, liegt nun die Stille,
Durch die nur Rufe wie um Hilfe wimmern.
Da kommt durch alle Schatten her ein Schimmern:
Ein Fremdgewaltiger in Schönheitfülle...

Das ist nicht Tod, der grinst, das ist nicht Grauen,
Das ist das Ende nur in Seligkeiten;
Der letzte Sieger ist's im Lebenstreiten,
Den Liebende und Helden nur erschauen.

Und die noch heut in Jugendfeuern lohten,
Die wirst du nun mit deinen Lilien krönen.
O Thanatos, du bist vom Land des Schönen,
Mit Lächeln neigst du dich zu jungen Toten:

„Ich küsse euch, ihr Frühgeknickten, Bleichen,
Von meinen Lilien leuchtet euer Sterben!
Dich, Bettlers Sohn, dich, eines Herzogs Erben,
Entführ' ich brüderlich zu meinen Reichen." ..

Sein Wort vertönt in herbesüßem Schalle,
Er wandert weit durch Länder, über Firnen,
Und legt das letzte Glück auf Siegerstirnen,
Und, die er küßte, lächeln alle — alle...

Alberta von Puttkamer.

Weihnachtsbücher.

Von Walter Tiedemann.

Kriegzeiten sind im allgemeinen den Musen nicht hold, denn gegen die Heldensänge, die draußen auf blutiger Walstatt der größte aller Dichter, das Schicksal, anstimmt, vermag kein noch so meisterhaftes Spiel der menschlichen Phantasie aufzukommen. Aber sollen wir, die Daheimgebliebenen, deshalb der stillen Gesellschaft eines guten, fesselnden Buches ganz entsagen? Das wäre verfehlt, solange wir noch irgendeine wertvolle Anregung, Trost oder Zuversicht daraus schöpfen; ja, auch lediglich zum Zwecke der Entspannung, zur Beruhigung der erregten Nerven kann ein Lesestündchen gerade unter den heutigen Verhältnissen auf viele nur von günstigstem Einfluß sein. Verzichtet deshalb auch diesmal nicht darauf, Bücher unter den Weihnachtsbaum zu legen! Abgesehen von den durchaus notwendigen Dingen, gehören Bücher auch in unseren ernsten Tagen immer noch zu dem Besten, das man den Angehörigen, den Freunden und Kindern darbieten kann. Und quillt augenblicklich aus erklärlichen Gründen der sonst so ergiebige Quell der Literatur nicht so stark wie in normalen Zeiten, so ist doch immerhin genügend viel Neues und Gutes erschienen, um den Weihnachtstisch des Bücherfreundes reichlich zu schmücken.

Ganz besonders willkommen, und nicht zuletzt den Frauen und jungen Mädchen, ist wohl stets die neueste Schöpfung eines unserer Meistererzähler. Da trifft es sich gut, daß der Verlag August Scherl G. m. b. H. in Berlin soeben zwei Romanbände herausgebracht hat, die bei allen Liebhabern einer gehaltvollen, spannenden Lek-



türe des Beifalls sicher sein dürfen: einen neuen Stratz und einen neuen Gottberg. Beide Verfasser, Rudolph Stratz und Otto von Gottberg, haben trotz aller Verschiedenheiten ihres Schaffens etwas gemein, das sie — wenn schon durchaus rubriziert werden soll — einer bestimmten Klasse der heutigen Romandichter zuweist: beide sind Männer von Welt, keine Stubenliteraten und lebensfremden Fabulierer, sondern Beobachter von scharfem Blick, die auf weiten Reisen eine Fülle von Erfahrungen gesammelt haben und die mannigfachsten Gesellschaftskreise aus eigener Anschauung wirklich kennen; beide verleugnen nicht den ehemaligen Offizier, der selbst bei einer so unmilitärischen Beschäftigung, wie das Romanschreiben es doch eigentlich ist, eine gewisse, sehr angenehm berührende Straffheit des Denkens und Klarheit des Stils bevorzugt. Der neue Roman von Rudolph Stratz heißt „König und Kärrner“ (Preis geb. 5 M.). Stratz entnahm seinen Stoff diesmal dem Gebiet sozialer Probleme, aber wie er seinen Helden, den anfänglichen Himmelstürmer und allmählich sich zu weiser Beschränkung durchringenden Idealisten Werner Winterhalter zu der Erkenntnis gelangen läßt: „Ich werde das Buch mit sieben Siegeln, die große Frage, so wenig lösen wie irgendein anderer; was ich baue und schaffe, ist ein Sandkorn, ist Stückwerk“ ..., so bescheidet sich Stratz damit, den gewaltigen Komplex der sozialen Frage nur zum Hintergrund fesselnder Einzelschicksale zu wählen. Werner Winterhalter und Eva Römer, beide sind echte Kinder der Zeit und dennoch wieder so wenig alltäglich, so abseits von aller Romanschablone, daß wir ihr Suchen und ihr Sichfinden durch alle Irrungen, Wirrungen hindurch mit spannendster Teilnahme verfolgen. Rudolph Stratz, just ein Fünfzigjähriger, wird sich mit diesem auf des Lebens Höhe geschaffenen, Ernst und Schalkhaftigkeit vereinenden Werk zu den zahllosen alten Freunden sicherlich viele neue erwerben.

In gänzlich anders geartete Kreise führt Otto von Gottbergs neuer Roman „Die werdende Macht“ (Preis geb. 4 M.). Es ist sonderbar: das Buch war schon vor Ausbruch des Krieges vollendet, und dennoch hat es fast den Anschein, als ob es im engsten Zusammenhang mit den Ereignissen stände, die uns jetzt täglich erschüttern. Die werdende Macht, das ist die deutsche Flotte. Aber wenn es wirklich noch eines Beweises bedarf, daß unsere Flotte vom Werden und Lernen zur Reife und Meisterschaft gediehen ist, dann liefern Gottbergs treffsicher gezeichnete Marineoffiziere und blaue Jungen diesen Beweis aufs überzeugendste selbst. Es war ein trefflicher Einfall, einmal das von der Belletristik bisher ganz merkwürdig vernachlässigte Gebiet der Kriegsflotte zum Gegenstand eines Romans zu machen. Otto von Gottberg ist an seine Aufgabe mit all der Gründlichkeit und dem scharfen Blick für das Wesentliche herangetreten, die man von ihm gewöhnt ist. Er hat unsere Kriegschiffe auf Manöverfahrten begleitet, er kennt die Arbeit und die bescheidenen Freuden in diesen schwimmenden Burgen von Eisen und Stahl, er ist mit den Unterseeboten vertraut, er weiß, wie ein Torpedo abgefeuert wird. Und er kennt vor allem die prächtigen Menschen, die da im Dienste des Vaterlandes ihr Brot auf den Wassern suchen; er zeichnet sie zum Greifen ähnlich mit ihrer so selbstverständlichen Pflichttreue, dem Tonfall ihrer Umgangsprache, dem Ausharren bis zum bitteren Ende. Gottberg ist ohne Rührseligkeit, ohne Pathos, ohne falsche Romantik; er hat etwas Herbes in seiner Darstellungsart, erfrischend wie der salzige Atem der See, der dieses männliche Buch durchweht. Und dennoch weiß er auch wieder die Saiten anzuschlagen, die ein weibliches Herz in Schwingungen versetzen, und mit derselben Kraft, die seine Offiziersgestalten leibhaftig werden läßt, entwirft er in sicheren Umrissen die Porträte anziehender Frauen- und Mädchengestalten, verfolgt er die zarten Regungen der jungen, reinen Liebe.

Im Scherlschen Verlag sind auch zwei Jugendbücher erschienen, eines für Knaben und eines für Mädchen. An die Knabenwelt wendet sich „Scherls Jungdeutschland-Buch 1915“, ein prächtig ausgestatteter, reich mit Abbildungen geschmückter Band (Preis geb. 4 M.), der hiermit im zweiten Jahrgang vorliegt und von Major Maximilian Bayer, dem Zweiten Vorsitzenden des Deutschen Pfadfinder-Bundes, herausgegeben worden ist. Kein geringerer als Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz hat das schöne Werk der Ehre gewürdigt, ein Geleitwort dafür zu schreiben, in dem er die Zwecke und Ziele des von ihm geförderten Jungdeutschlandbundes mit markigen Worten skizziert. Selbstverständlich steht Scherls Jungdeutschland-Buch im Zeichen des Krieges. In fesselnden Erzählungen und belehrenden Aufsätzen, in packend illustrierten Episoden von den Kriegschauplätzen und in flammenden Gedichten wird unserer großen Zeit gehuldigt; eine Reihe unserer besten Schriftsteller hat dazu beigetragen. Daneben kommen aber auch die verschiedenen Gebiete friedlicher Wissenschaft und Technik zu ihrem Recht, ebenso wie die mannigfachen Liebhabereien der Knabenwelt und ihre Freude an ergötzlichen Dingen. Es ist eigentlich mehr als bloß ein Knabenbuch, man kann es getrost ein Familienbuch nennen, denn vieles vom Inhalt wird auch den Erwachsenen fesseln.

Als Gegenstück hierzu tritt zum erstenmal „Scherls Jungmädchen-Buch“ in ebenfalls höchst anziehender, wahrhaft künstlerischer Gestalt an die Öffentlichkeit (Preis geb. 4 M.). Ein ganzer Stab auserwählter Kräfte hat sich hier unter der Leitung von Lotte Gubalke vereinigt, um in Wort und Bild Mustergültiges zu bieten. Dieses gesunde und frische Mädchenbuch hat mit den sattsam bekannten Erzeugnissen der sogenannten „Backfischliteratur“, mit ihrer Seichtheit und faden Süßlichkeit nichts gemein. Wohl ist es auch sein Bestreben, zu unterhalten und zu erfreuen, aber auf eine würdige, allem hohlen Tand abgekehrte Weise und in literarisch vortrefflicher Form. Es bringt gleich dem Knabenbuch in bunter Reihe Erzählungen und Aufsätze, alles reich mit Bildern geschmückt, Schilderungen aus dem Kriege, gemütvolle Gedichte, Anleitungen zur Handarbeit und allerlei kleinen Künsten; es will belehren und fördern, ohne langweilig zu sein, und trifft ausgezeichnet den richtigen Ton, der sich an Kopf und Herz der jungen Menschenkinder wendet. Dieses Jungmädchen-Buch wird zu jenen Weihnachtsgeschenken gehören, deren Wahl dem Spender ebenso viel Freude macht wie dem Beschenkten.

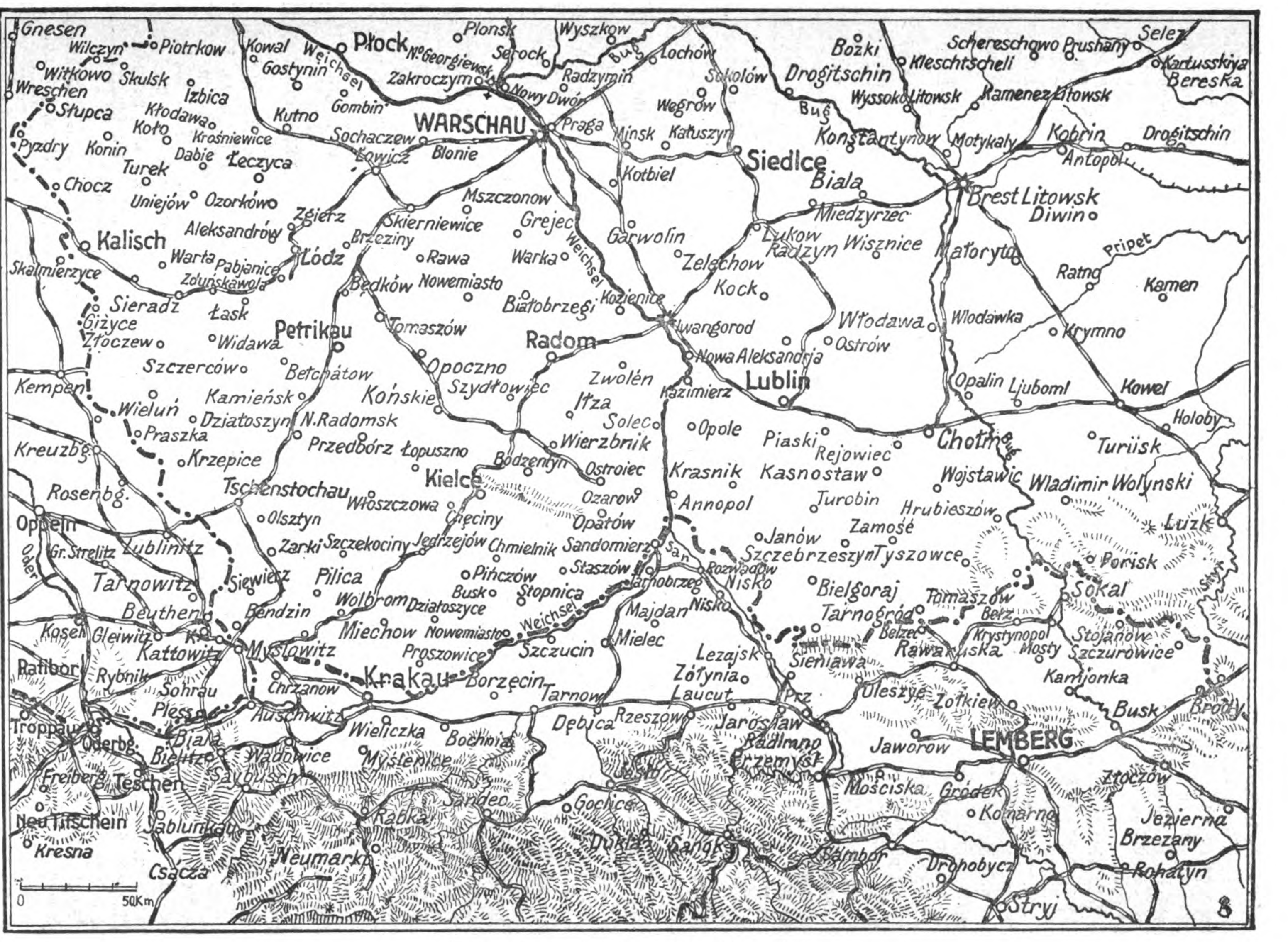
Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Wir sind mit Gottes Hilfe und dank Hindenburgscher Strategie auf dem östlichen Kriegschauplatz wieder einen beträchtlichen Schritt weitergekommen. —

Nach Tagen zuversichtlichen Harrens brachte uns die letzte Woche den herrlichen Sieg von Lowicz, bei dem uns neben gewaltigem Kriegsmaterial — hundert Geschützen, zahlreichen Maschinengewehren und Munitionswagen — 40 000 unverwundete Gefangene in die Hände fielen.





Karte vom polnischen Kriegsschauplatz.

Und zu derselben Zeit, da Kaiser Wilhelm Deutschlands jüngsten Volksheroen zum Feldmarschall ernannte und Hindenburg in einem Armeebefehl seinen heldenmütigen Truppen dankte und gleichzeitig verkündete, daß man dem Feinde nunmehr in den letzten Schlachten 60,000 Gefangene, 150 Geschütze und 200 Maschinengewehre abgenommen habe, geben sich London und Paris einem närrischen Siegestaumel hin, weil der Bundesbruder Rußland die Deutschen in Polen „vollständig" geschlagen und dem größten Teil der Hindenburgschen Armee ein „Sedan" bereitet habe.

Es fällt einem wirklich schwer, hierüber nicht eine blutige Satire zu schreiben. Und selbst dem sonst skrupellosen russischen Generalstabe begann vor dem Treiben dieser „Freunde" zu grauen. In einer amtlichen Note warnte er vor übertriebenen Siegesmeldungen und betonte, daß die Gerüchte über große russische Erfolge „durch die Tatsachen nicht begründet seien!" Überhaupt bestätigen die gewundenen, nichtssagenden Berichte aus Petersburg die Nachrichten der deutschen Siege.

Und als ob den Braven, die auf den frosterstarrten Fluren Polens ein Siegesdenkmal ans andere reihten, sofort die schönste Belohnung zuteil werden sollte, die es für den Soldaten gibt, wurde am vergangenen Sonntag amtlich verkündet, daß sich Se. Majestät der Kaiser nach dem östlichen Kriegschauplatz begeben habe.

Nun wird im Osten der oberste Kriegsherr, wie vordem in Frankreich, von Truppe zu Truppe eilen, mit stürmischem Jubel begrüßt und begleitet, und mancher, der dem Tode lachend ins Antlitz sah, wird bald seinem kaiserlichen Herrn Auge in Auge gegenüberstehen und in dem Bewußtsein Lohn für alle Mühen finden, daß er in Gegenwart des Kaisers kämpfen durfte.

Wer noch an unserm endgültigen Erfolg im Osten zweifelte, wird durch die Reise des Kaisers überzeugt werden, da durch diese vorübergehende Verschiebung des Schwergewichtes unserer obersten Heeresleitung nach Rußland die Zuversicht bezüglich des Standes der Dinge klar zum Ausdruck kommt.

Auf unserm rechten Flügel haben die Österreicher nicht minder wacker ihre Pflicht getan. — Die Zahl der russischen Gefangenen erreichte auch bei unsern Verbündeten eine schwindelnde Höhe, und schon am 25. meldete man aus Wien 29,000 Gefangene und 49 eroberte Maschinengewehre, die am 29. 11. auf 35,000 stiegen. Derartige Verluste an Menschen und Material an verschiedenen Punkten der Schlachtfelder hält auch die größte Armee nicht aus.

Unsere Zuversicht, daß die militärische Widerstandskraft Rußlands mit schnellen Schritten dem Zusammenbruch entgegengeht, ist nach den letzten Erfolgen in Russisch-Polen begründeter denn je. In Ostpreußen gelang es uns, die schwächlichen Vorstöße des Gegners energisch abzuweisen.

Im Westen blieb es verhältnismäßig ruhig. Aber das zähe Ringen im Festungskrieg dauert fort, und Schritt vor Schritt drängen wir die Verbündeten zurück. — Rechnet man dazu, daß Krankheiten und teilweise mangelhafte Verpflegung am Mark des französisch-englischen Heeres saugen, so kann auch in Flandern und südlich bis an die Vogesen der Augenblick nicht mehr fern sein, wo an einer Stelle der Riesenfront der Widerstand erlahmt. Wo wir aber auch zuerst durchbrechen mögen, dieser Erfolg wird sich alsbald lawinenartig überall hin fortpflanzen und eine endgültige Entscheidung herbeiführen.

In London steigt die Besorgnis und Unruhe von Tag zu Tag. Nicht einmal der Kanal ist ein sicheres Fahrwasser mehr, nachdem unsere Unterseeboote dort in kühnen Fahrten englische Dampfer versenkten. Man hat das dumpfe Gefühl, daß vor der rauhen Wirklichkeit des Krieges alle Kombinationen zu Wasser wurden, daß die Idee von der Beherrschung der Meere ein Märchen ward, und der Tag immer näher heranrückt, da die letzte große Abrechnung seitens Deutschlands erfolgt.

Und so versucht man denn abermals ein unglückliches Land — Portugal — brutal zu vergewaltigen und in den Kriegsstrudel mit hineinzureißen, nur damit die kleine portugiesische Armee Knechtsdienste für das gewissenlose, angstschlotternde England tut. — Das letzte Wort ist ja noch nicht gesprochen, vermutlich aber dürften die portugiesischen „Hilfsvölker" in Aegypten Verwendung finden, wo der „heilige Krieg" ganz neue Verhältnisse schuf. — Die Türken sind bereits bis an den Suezkanal vorgedrungen, und Araber und Beduinen haben sich ihnen in Scharen angeschlossen.

Der Herzstoß ins britische Weltreich steht unmittelbar bevor, denn wenn der Kanal gesperrt oder zerstört ist, bedeutet das die Auseinanderreißung des Mutterlandes und der Kolonien. Wie nahe die Beziehungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns mit der Türkei sind, geht aus der Kommandierung von der Goltz-Paschas nach Konstantinopel zur Person des Sultans hervor. Auch von Wien aus soll ein hoher Militär entsandt werden, und ein Gleiches will man von der Pforte aus tun!

Die Türkei, und in weiterem Sinne der Mohammedanismus, haben jüngst recht erfreuliche Zeichen ihrer Lebensfähigkeit gegeben. Nicht nur im Schwarzen Meere bewährte sich der Kampfesmut der türkischen Flotte, sondern auch am Kaukasus geht es so rasch voran, wie es die winterliche Jahreszeit irgend zuläßt. Und die Ausbreitung der Erhebung aller Anhänger des Propheten wird über Persien, Afghanistan bald auch nach Indien übergreifen trotz strengster Absperrmaßregeln der besorgten Engländer.

Auf dem Balkan hat die Spannung nunmehr den Höhepunkt erreicht, und ganz besonders in Rumänien und Bulgarien ist die zwölfte Stunde gekommen, um einen endgültigen Entschluß zu fassen. Fortgesetzt bearbeitet der Dreiverband die Regierungen in Sofia, Bukarest und Athen, um sie zum Eingreifen zu veranlassen. Aber man war bisher klug genug, diesen Lockungen zu widerstehen, und es ist nach Lage der Dinge anzunehmen, daß unliebsame Ueberraschungen für uns nicht mehr zu erwarten sind.

Wir können daher bei unserem Rückblick auf die Kriegsereignisse der letzten Woche feststellen, daß der Erfolg uns, entsprechend der aufopfernden Tätigkeit unserer Heere, treu geblieben ist. Auf keinem der zahlreichen Kriegschauplätze fand auch nur der geringste Rückschlag statt, überall schritten wir vorwärts, und England und Rußland zumal hatten schwere Verluste an militärischem Ansehen zu erleiden.

Welche Hoffnungslosigkeit im Reiche „Väterchens" herrscht, geht aus dem Notschrei hervor, den man nach Tokio um Unterstützung richtete. Ein Armutszeugnis, wie es vernichtender nicht gedacht werden kann.

Selbst wenn das Unwahrscheinliche Ereignis würde und gelbe Truppen aus Asien kämen, woran aber nicht zu denken ist, dann kämen sie für die Entscheidung doch zu spät! F. N.



Nummer 49.

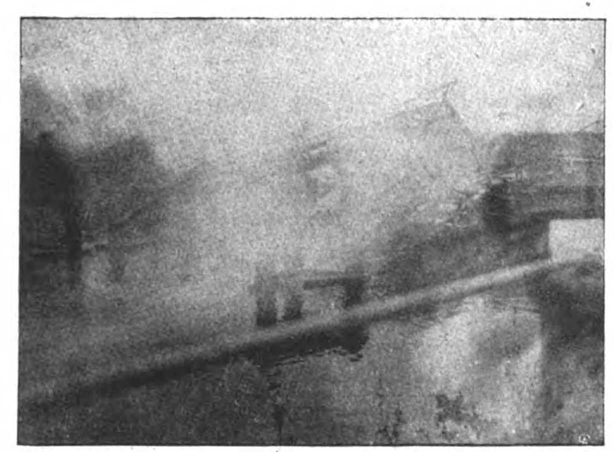
DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



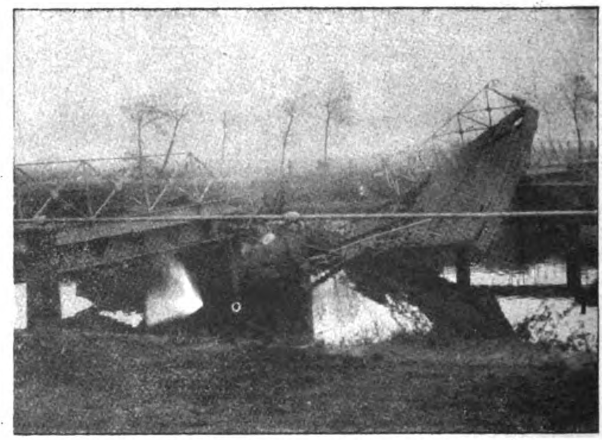
Hofphot. Noack.

General von Bissing,

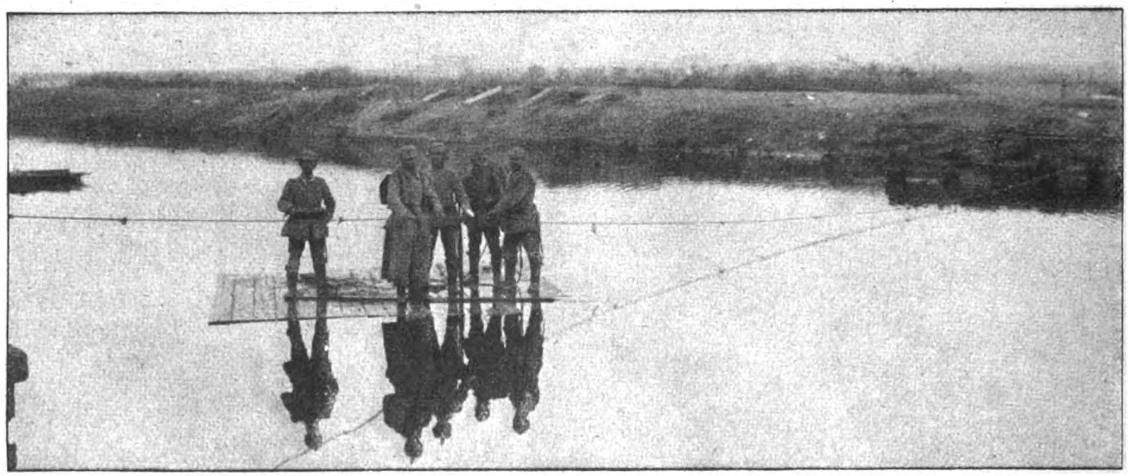
der neue Generalgouverneur von Belgien



Die Chausseebrücke von Schoorbake im feindlichen Feuer.



Dieselbe Brücke vom Feind gesprengt.



Eine zum Munitionsnachschub eingerichtete Ziehfähre, die fortgesetzt dem Granatfeuer ausgesetzt war.
Von den erbitterten Kämpfen an der Yser.

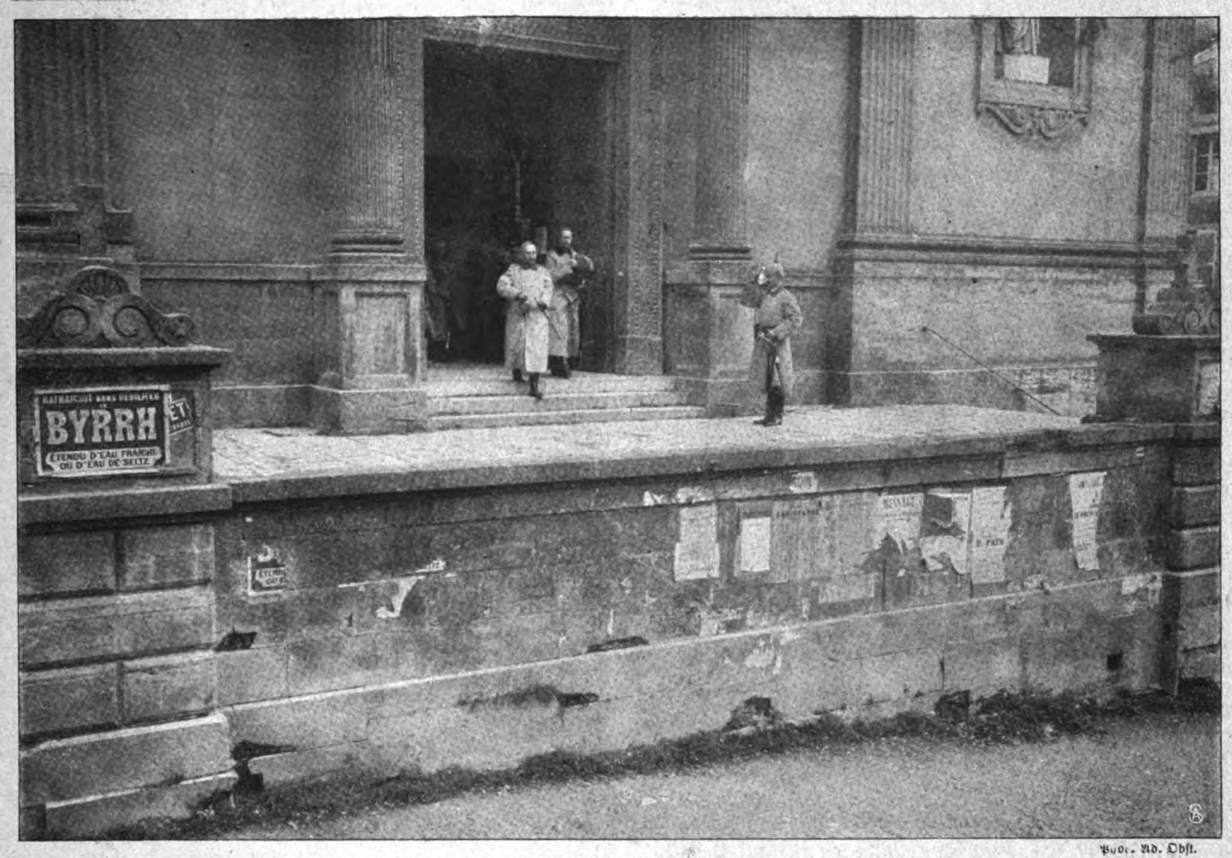


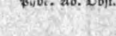
Bewachung der Eisenbahn im Süden von Belgien.



Auf Posten in der Nähe von Dixmuiden.

Der Winter auf dem westlichen Kriegschauplatz.



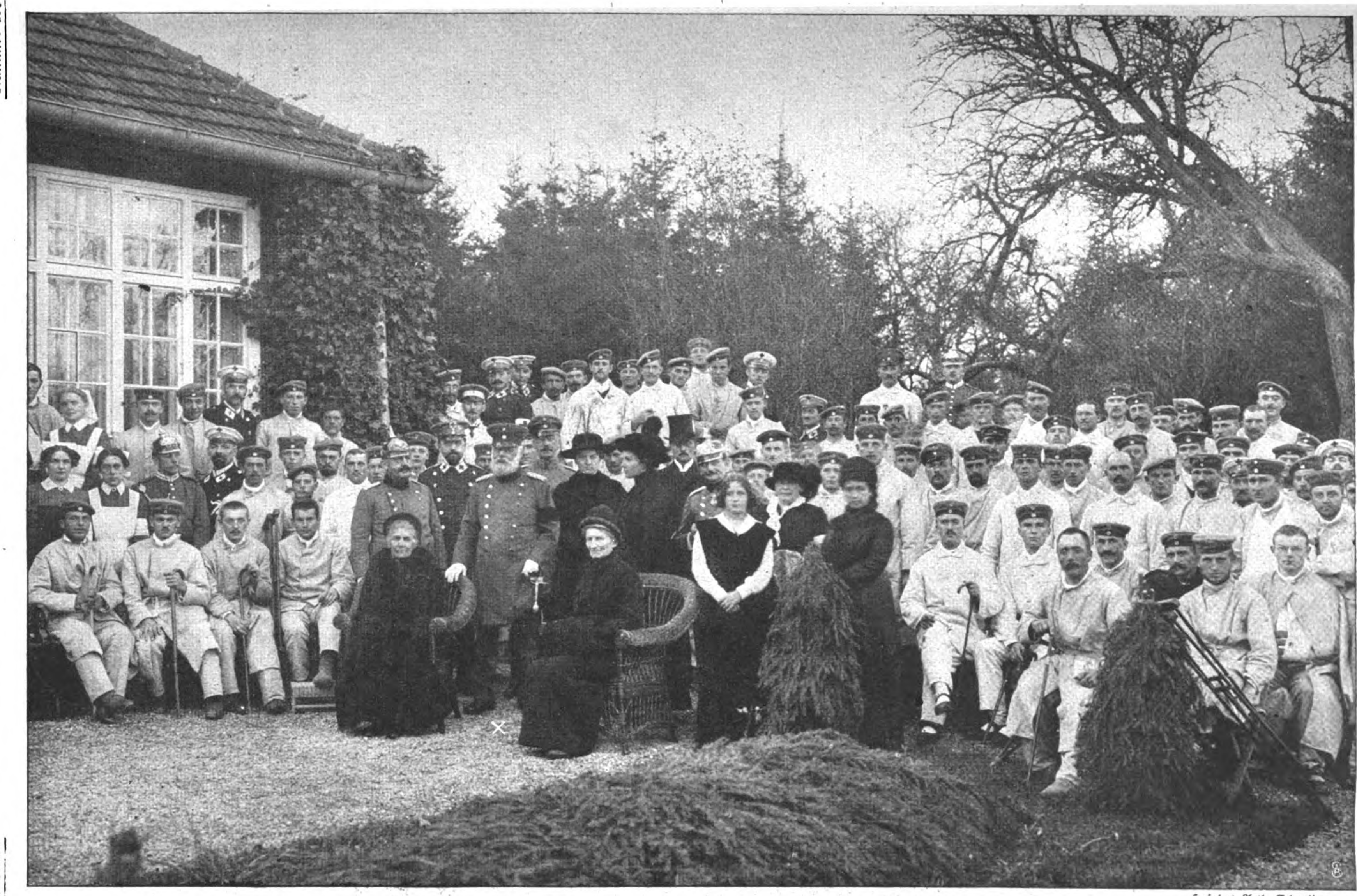

Phot. Ad. Obst.

Der Kaiser im Felde: Kaiser und Kronprinz nach dem Gottesdienst.



Phot. Berl. Ill.-Ges.

Die Kaiserin beim Lazarettzug des Johanniterordens.



Hofphot. Arth. Schneider.

König Ludwig von Bayern (×) mit seiner Familie im Vereinslazarett „Holzen“ bei Ebenhausen.

Hofphot. Fr. Langhammer.
Hauptmann Carracciola.

Phot. Gottheil & Sohn.
Oberstlt. Ewald v. Steinkeller.

Hofphot. Hahn.
Oberst v. Kiesenwetter.

Major Dittelberger.

Hofphot. Höffert.
Lt. Freiherr v. Manteuffel.

Lt. Franz Ohrtmann.

Phot. Otto Hillebrand, Züllichau.
Vizewachtmeister Oswald Regel.

Phot. Klausal.
Oberlt. u. Reg.-Adjutant Messow.

Lt. d. R. Georg Droese.

Vizefeldw. Paul Vorberg.

Feldwebel Walter Bachmann.

Oberlt. Stabel.

Feldwebellt. Toni Grüters.

Phot. E. Kröger.
Reservist Gustav Bückert.

Unteroffizier Oswald.

Feldwebel Kruschwitz.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



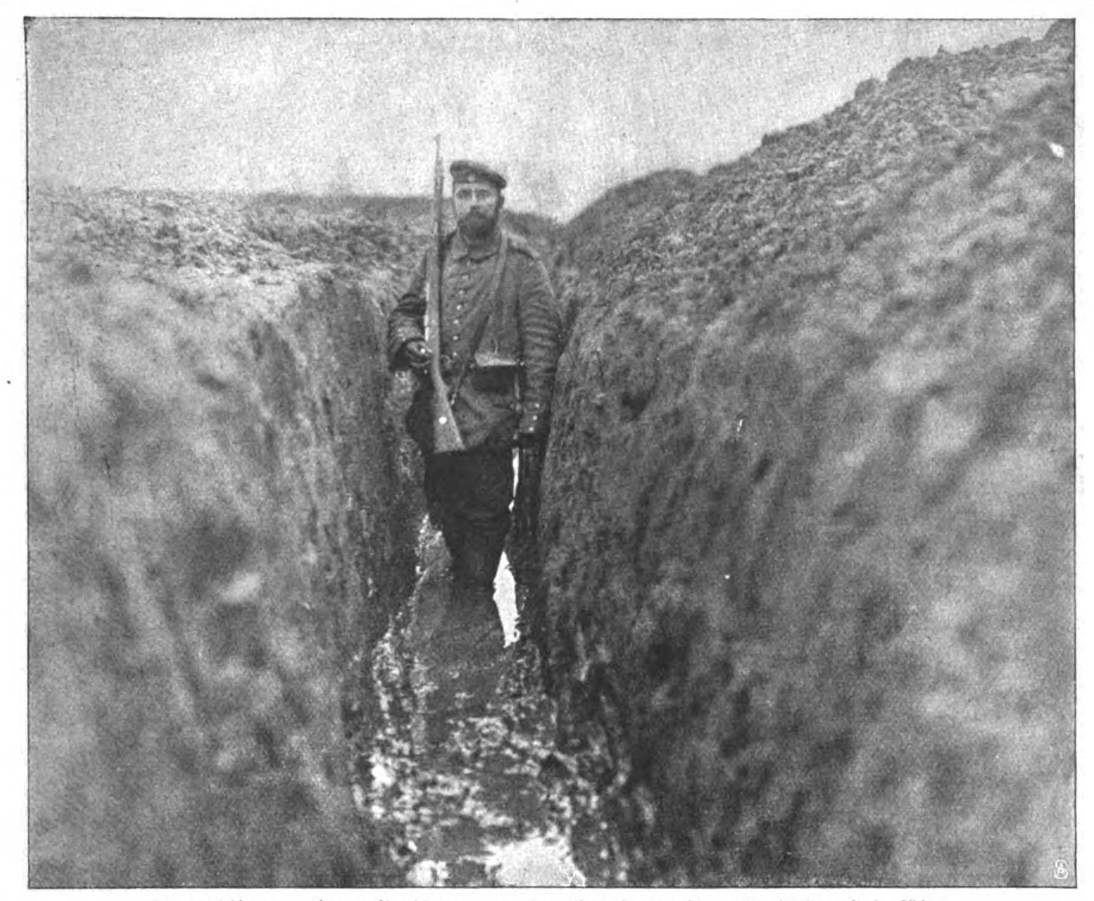
Der verwundete Prinz Georg von Serbien wird in das Militärspital von Nisch übergeführt.



Nach der Schlacht bei Jovanowatz: Im Vordergrund die Gefallenen des 14. serbischen Infanterie-Regiments.

Vom serbischen Kriegschauplatz.





Der 3 Kilometer lange Verbindungsgraben, der bis in die erste Schützenlinie führt.



Phot. Presse-Zentrale.

Der Posten, der das Feld vor dem Schützengraben beobachtet.

Im vordersten Schützengraben.





Das Lazarett der Gräfin Botho Wedel
im Philippsburger Park.



Rudolph Stratz, der bekannte Romanschriftsteller.
Zu seinem 50. Geburtstag am 6. Dezember.

Phot. Becker & Maaß.

Fürstin von Pleß als Schwester im Reservelazarett Tempelhof.

Wie unsere Landbevölkerung am Kriege teilnimmt.

Von Paula Kaldewey. — Hierzu 7 photogr. Aufnahmen.

Die schicksalschweren Augusttage dieses Jahres gingen an unserer Landbevölkerung gleichfalls nicht spurlos vorüber, auch ihr wurde die Zeit ernstester Sorge um das Vaterland eine Zeit der Erhebung und der Hingabe an das gemeinsame Ganze. Die Männer eilten zu den Fahnen, und mit einer bewunderungswürdigen Selbstverständlichkeit unternahmen es die Frauen, deren Stelle auszufüllen. Und man befand sich gerade inmitten der Ernte, als die Mobilmachung erfolgte! Da durfte nicht rechts und links geschaut werden, damit der goldene Segen rechtzeitig unter Dach und Fach kam. Nur einmal blieb man, trotzdem kein Sonn- oder Feiertag im Kalender stand, freiwillig den Feldern ein Stündchen fern. Das war, als die Wehrfähigen hinausziehen mußten, zuvor sich aber noch unter der Friedenseiche des Dorfplatzes sammelten, um den Worten des Geistlichen zu lauschen, der die Hilfe des Allmächtigen auf ihre Kriegsarbeit herabflehte. Ein eigenartiger Gottesdienst — die Teilnehmer alle im Werkeltagskleid, Rechen und Sense in der Hand und doch — wie ein Augenzeuge versicherte — in Stimmung und Haltung würdig wie vielleicht nie zuvor. Überhaupt mögen die Dörfler ihren „Gottesdienst im Freien" in dieser Zeit nicht entbehren. Wenn die Siegesglocken durch die Lande klingen und die Witterung es irgendwie zuläßt, dann findet sich die andächtige Gemeinde an einem schnell bestimmten Platz zusammen, dem Schöpfer aller Dinge Dank zu sagen für seine Treue und Gnade (Abb. S. 1984).

Gleich den Städtern wetteifert auch die Landbevölkerung, ihr Scherflein zum Vaterlandsdienst beizutragen. Kaum ist die Kunde gekommen, daß auf den nahegelegenen Stationen Truppendurchzüge bevorstehen, wird die Halle des Guts- oder der Flur des Pfarrhauses zur Sammelstelle von Dingen, die des Kriegers Herz erfreuen. Eine Landedelfrau schilderte jüngst, daß zwei bis drei Personen vollauf mit dem Sortieren zu tun hätten, wenn die Wallfahrt der gabenspendenden Bäuerinnen begonnen. Da werden Butterstücke in Eimer geknetet, rohe und gekochte Eier in Häcksel verpackt. Die Flaschen mit Kaffee, Saft oder Apfelmost birgt man in Strohhülsen; Obst, Brot, Wurst und Schinken findet in Körben Platz. Auf einem Gut, nicht gar zu weit von Berlin, benachrichtigte man bald nach der Mobilmachung die Gutsherrin telegraphisch, daß am nächsten Morgen an der zwei Stunden entfernten Bahnstation Liebesgaben benötigt würden. Die Bitte dringt von Mund zu Mund, und als dann in aller Herrgottsfrühe der Jagdwagen abfährt, sind nicht weniger als 5000 Eier, mehrere Zentner Wurst und Fleischwaren sowie unendliche Mengen Milch und Brot in ihm verstaut. Das ist wahrlich Gebefreudigkeit!

Dankenswerterweise hatten es sich die gebildeten Frauen auf dem Land zur Pflicht gemacht, ihre Leute immer wieder auf die Wichtigkeit hinzuweisen, die Ernte des Gartens und der Felder so nutzbringend wie nur möglich zu verwerten. Nach ihrer Anweisung wurde konserviert und gedörrt und, wo es am eigenen mangelte, der Sterilisierapparat bereitwilligst hergeliehen. Mit merklichem Eifer beteiligte sich die weibliche Bevölkerung auch an dem Einkochen von Früchten, Gelees und Marmeladen für die Lazarette, das meist in der Herrschaftsküche vor sich ging (Abb. S. 1983). Das hierzu erforderliche Obst entstammte natürlich ebenfalls Liebesspenden, und es war herzerfreuend, miterleben zu dürfen, wie für unsere Tapferen, die ihr Blut für das Vaterland vergossen, das Beste immer noch nicht gut genug erschien! Die Lazarette stehen überhaupt bei den Landbewohnern jetzt während des Krieges in ganz besonderer Gunst. Ohne Aufforderung senden sie dorthin, was sonst als Sonn- und Feiertagsbraten gerechte Würdigung erfuhr: Hasen, Fasanen, Gänse und Hühner. Als Beipack fehlen natürlich weder frisches Obst noch frische Eier, und auch ein Sack voll Kartoffeln nimmt sich mühelos mit, wenn doch schon einmal die Fuhre nach der Stadt unterwegs ist.

Nach welcher Richtung wir unser liebes Vaterland durchstreifen mögen, ob nach Ost oder West, Nord oder Süd — es gibt augenblicklich wohl kaum eine Gutsherrschaft, die ihre Räume nicht geöffnet hätte zur Errichtung von Näh- oder Strickstuben (Abb. S. 1984). Anfangs gab es dabei sicherlich manche Schwierigkeit zu überwinden. Die Hand, die nur rauhe Feldarbeit gewohnt, wußte Nadel und Faden nicht gerade geschickt zu führen, aber schnell half freundlicher Zuspruch jede Mutlosigkeit bannen, und mittlerweile betrachten es die jungen Dorfmädchen fast als Selbstverständlichkeit, daß sie sich ein- bis zweimal wöchentlich während der Wintermonate zusammenfinden, um durch Nähen oder Stricken mitzuhelfen an der Ausrüstung unserer Streiter im Felde. Daheim folgen die Mütter und Großmütter ihrem Beispiel, und es ist rührend, zu erfahren, daß selbst Acht- und Neunjährige, statt zu spielen, nach der grauen Wolle greifen. Die Begeisterung für die Soldaten dämmt schon bei ihnen jeden anderen Wunsch ein.

Auch in den Jungfrauenvereinen wird auf dem Lande viel Liebesarbeit geleistet. Kaum war der Krieg ausgebrochen, da wollte natürlich von den Jüngeren eine jede mithinausziehen, in den Lazaretten — die Kühnen womöglich sogar in der Feuerlinie — pflegen zu helfen. Der Gemeindeschwester fiel nun die keineswegs leichte Aufgabe zu, die Unverständigen von der Nutzlosigkeit ihres Vorhabens zu überzeugen und ihnen klarzumachen, daß nur geschulte Kräfte für die Wartung der Verwundeten in Betracht kommen. Damit beackerte sie in günstigster Weise den Boden zur Abhaltung eines Samariterkursus (Abb. S. 1983). Die Anmeldungen zu diesem häuften sich. Man lernte allerhand von Hygiene und Verbandlehre, übte sich in praktischen Hilfeleistungen und verspürte dann deutlich, daß das erworbene Wissen wohl dem häuslichen Leben zugute kommen würde, jedoch niemals ausreicht, um Schwerverletzte der Genesung entgegenzuführen. — Regen Besuchs erfreut sich auch der Nähabend, und wer ein Männerhemd fertiggestellt, dem winkt an manchen Orten ein bescheidener Preis in Gestalt von Ansichtskarten oder einer Tafel Schokolade.

Und nun erst die Vorbereitung für die Weihnachtspakete, die rechtzeitig hinausmüssen, wenn sie unsere Kämpfer am Christabend erreichen sollen. Vor allem gilt es doch, wärmende Sachen dafür herzurichten, und auch an Backwerk darf es nicht fehlen. In einem Dorf am Niederrhein sammelten die jungen Mädchen bereits



wochenlang zu diesem Zweck. Als endlich Eier, Butter, Mehl in Hülle und Fülle vorhanden waren, buken sie unter Aufsicht der Pfarrfrau die goldbraunen, knusprigen Stollen und die andern Kuchen, die man nach altem Brauch zu weihnachtlicher Zeit nicht missen mag. Und noch weiter ging der Patriotismus in jenem Gemeinwesen! Bevor die Pakete versandfertig gemacht wurden, veranstaltete man eine große Wäsche, damit ihr linnener



Die Gutsherrin verliest die neusten Depeschen.



Studium der neusten Depeschen vom Kriegschauplatz im Dorf.

Inhalt auch in schneeiger Weiße schimmert. Hundert Hemden, hundert Handtücher, fünfzig Bettücher — alle bestimmt für die Wehrhaften im Schützengraben und im Lazarett, waren zu säubern und zu plätten. Die Arbeit geschah natürlich freiwillig, und dennoch herrschte kein Mangel an Kräften. Ob die anderen kriegführenden Nationen sich auch wohl einer derart opferwilligen Bevölkerung rühmen können?

In manchen Kreisen begegnet man der Anschauung, unsere Landbevölkerung nehme nicht recht teil an den Ereignissen, die sich draußen auf den Kampfplätzen abspielen. Das ist ein großer Irrtum! Gewiß ist ihre Art stiller als die des Städters, besonders des Großstädters, aber sicherlich leidet sie ebenso wie jene unter dem Ausbleiben von Nachrichten über die Hinausgezogenen. Und wenn gar mal traurige Kunde kommt, dann breitet die Angst ihre grauen Schwingen über Häuser und Hütten. Jedoch schnell wandeln sich Zaghaftigkeit und Mutlosigkeit, sobald an dem Postamt eine der herrlichen Siegesdepeschen aushängt, die uns von den Erfolgen unseres Heeres berichten (Abb. nebenst.). Keiner, der vorübereilt, der nicht den Schritt hemmt, um die Freudenbotschaft zu lesen und sie dem getreuen Nachbarn zu übermitteln. Und wie dankbar sind die Dorfbewohner der Gutsherrin, daß sie den Weg nicht scheut, ihnen vor dem Gemeindehaus die neusten



Einkochen von Früchten für die Lazarette.

Vorgänge vom Kriegschauplatz vorzulesen. (Abb. S. 1982). In ihre Häuslichkeit verirrt sich nur selten eine Zeitung, und doch sind sie so begierig, von allem unterrichtet zu sein, was sich jetzt in der Welt zuträgt.

Wenn aber ein neuer Sieg sich an den letzten reiht, dann kennt die Begeisterung keine Grenzen. Patriotische Lieder erschallen, und die Hochrufe auf Kriegsherr und Armee nehmen schier kein Ende. Auch die Dorfjugend beansprucht ihr Teil an der allgemeinen Begeisterung. Da werden Trommeln und Pfeifen herbeigeholt; man entrollt die Fahne, die sonst bei Schulfesten Verwendung findet, und fort geht's in



Krankenpflegekursus im Dorf.





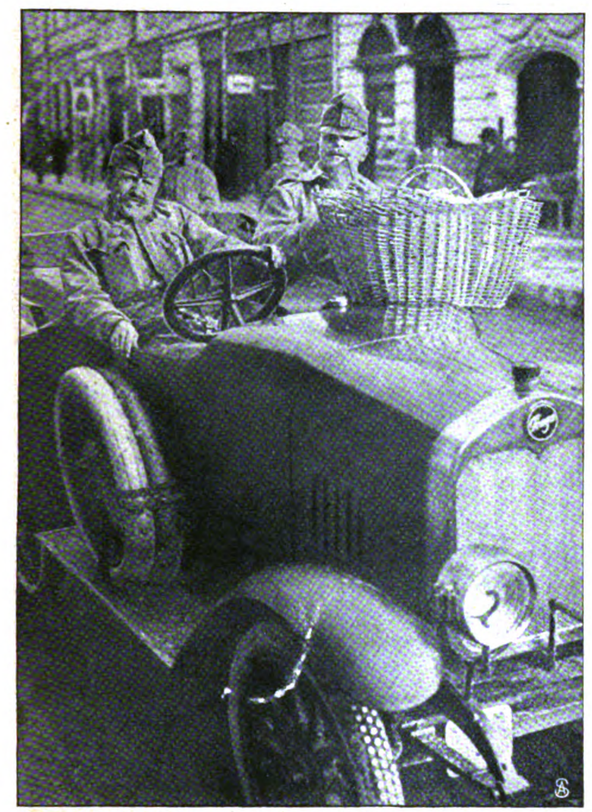
Dankgottesdienst im Freien.

geschlossenem Zug unter Führung eines strammen Kameraden. Vor dem Gutshaus wird haltgemacht und meist auch so viel Lärm, daß die Herrschaft erscheint. Willig nimmt sie den wohlgelungenen Parademarsch ab und zögert auch nicht, dem Höchstkommandierenden Worte der Anerkennung zu widmen. So feiert Deutschlands Zukunft die Heldentaten der Tapferen, die ihr Vorbild sein mögen bis in die fernsten Zeiten.

Die patriotische Dorfjugend vorm Schloß.



Strickstunde im Schloß.



Vaterlandsverteidiger als Mädchen für alles:
Soldaten fahren im Auto einkaufen.



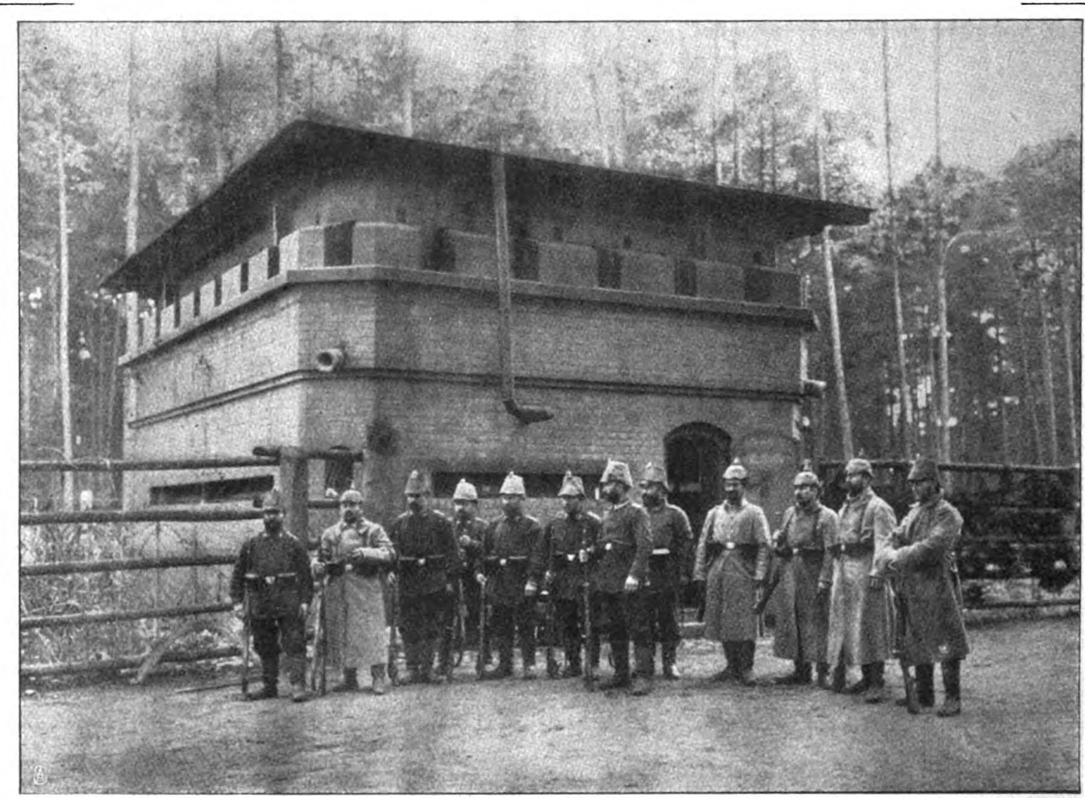
Verhütungsmaßregeln gegen Einschleppung von Ruhr und Cholera:
Durch Posten bewachtes Trinkwasser auf einer galizischen Station.



Das goldene Wiener Herz.
Händlerin vom Naschmarkt läßt es sich nicht nehmen, dem verwundeten Soldaten eine Blume ins Knopfloch zu stecken.



„Mein lieber Graf Stürgkh!“
Proklamation des Kaisers in Tarnow an den Statthalter, den armen galizischen Einwohnern in jeder Weise behilflich zu sein.



Phot. Paul Lamm.

Blockhaus an der deutsch-russischen Grenze, in dem eine Landsturmwache untergebracht ist.



Phot. Paul Lamm

Unsere Landstürmer im Blockhaus.

Neben dem Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz (×) Generalmajor Jung.

Vorbeimarsch der 1. Res.-Ersatzbrigade vor Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz in Gent.





1. Frau Direktor Jacques Mayer 2 Frau William Lutge 3. Frau Elvira A. de Faber. 4. Frl. A Anthes.

Komitee der in Berlin lebenden Amerikanerinnen zur werktätigen Hilfe für unsere Truppen.



Phot. Kreuger.

Fürst Schönburg-Hartenstein verteilt auf dem Schlachtfeld die silbernen Tapferkeits-Medaillen.



Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

2. Fortsetzung.

Der Regen platschte. Raus! Eine Karawane von Männern, Frauen, Kindern, Gepäck, Sandschaufeln, Eimerchen, Koffern, Körben. Fragen. Umherirren. Schimpfen. Der Regen strömt. Wohin nun? Achselzucken. Und immer wieder Achselzucken. Das entsetzliche, aufreizende, ungewisse Achselzucken. Und dann eine Antwort wie ein geschleuderter Pflasterstein: „Seht, wie ihr weiterkommt, sales Allemands!"

„Wir wollen mit Geld und guten Worten ein Fuhrwerk requirieren", schlug Willi Merkens vor. Die Herren zogen aus und nach der Stadt. Man klopfte da und dort an, beschwor das Mitleid mit Frauen und Kindern herauf, legte die gefüllte Börse auf den Tisch. Kopfschütteln. Wer möchte das jetzt riskieren? Gaul und Gefährt würden einem von den „Gamins" zusammengeschlagen. Ob man nicht den Lärm in den Straßen höre? Die Sozialisten protestierten gegen den Krieg. Und wenn man da mit einer Karre voll Deutschen rangefahren käm, und da doch der Deutsche Kaiser schuld sei an dem verdammten Krieg — Mann Gottes! Die Wahrheit steht auf dem Kopf. Irregeleitetes Volk.

„Bien — dann stellen Sie sich auf die Place verte, und sagen Sie das den Leuten." Sehr höhnisch, sehr ärgerlich, fühlte aber doch ein menschliches Rühren, als eine zweite gefüllte Börse auf dem Tisch lag. Hä ja, vielleicht wird auch der Mathieu mitmachen, der nahe bei der schwarzen Muttergottes wohnt. Los! Zwei Fuhrwerke.

Bien — da haben wir's schon. Ein schlechtgewaschener Kerl hielt den Wagen an. Verräter von Fuhrmann. An die Laterne mit ihm. Scht . . . Brav 'homme, scht . . . Man drückte ihm ein Fünffrankstück in die Hand. Er fluchte fürchterlich. Aber nahm's. Passez!

Der Regen schoß wolkenbruchartig herab. Die Frauen krochen in die Überzieher der Männer. Holpernd auf langen, öden Wegen auf Dolhain zu. Ein trübes Flüßchen plätscherte nebenan. Eine große Traurigkeit in der leeren Flur. Und als wirrte schon durch den Morgendunst, durch die türmenden Nebelschwaden, durch dampfende Wolkenschlüfte hin über das wehklagende Land die Furie des Krieges.

Aus Nebel und Dunst ein Hämmern und dumpfes Pochen. Erdarbeiter an der Vesdre-Brücke. Gräben werden aufgeworfen. Kisten vorsichtig geschoben. Nicht rauchen! Achtung, Finger weg! Und weiter den Schienenstrang entlang. Schleichende Männer, eilende Männer. Ein Tunnel. In dem finstern Schlund rotglühende Lichter, schwanken, wirren, verschwinden in der dumpfen Finsternis.

Eine Maschine rollt heran. Eine zweite, eine dritte. Plumpe, stöhnende Ungeheuer, eingehüllt in dickem Qualm. Rollen in den Tunnel ein. Signal. Halt! Die Lichter verlöschen. Totes, grauenhaftes Dunkel. Die Blaukittel springen von den Maschinen ab. Die Beamten winken, eilen. Keine lauten Signale mehr. Nur Winken, stummes, lauerndes Winken. Tunnel absperren. Bequem will man es den Herren Guillaumes II. nicht machen, hä nein, sacredieu! Jede Brücke ein Schlund, jeder Tunnel ein Abgrund, jedes Haus eine Kanone, jede Hecke ein Hinterhalt.

Jetzt — los! Zwei Maschinen unter Volldampf. Die eine diesseit des Tunnels hinein, die andere jenseit. Der Dampf brüllt. Die Räder knirschen. Hä Dampf! Dampf! Der Bremshebel hoch. Hä lah! Puff! Los. Die Schwengel wirbeln, drehen, wuchten. Pfffhh . . . Pfffhh . . . Schnaubendes Ungetüm. Wälzende Riesenschatten. Rasend anstürmende Raubtiere. Jetzt, Heizer abspringen! Jetzt in das tosende Dunkel. Jetzt — ein Krach, ein Bersten, ein Tosen, Schallen, Knirschen. Weit in die Flur brüllt das Echo.

In der grauenhaften Finsternis festgebissen und geklemmt die Eisenkolosse. Steil hinaufgestoßen, die wuchtigen Quaderleiber felsengetürmt übereinander. Ein glühender, funkensprühender Rachen speit auf in dem Schlund des Tunnels. Die Kohlenglut stäubend und feuerwirbelnd, verschüttet im weiten Umkreis. Die Funken springen auf die Pulverstreu. Flatterminen bersten. Knall und Rauch. Krach auf Krach. Die Felsstücke fliegen. Eine Hölle tobt in der Tiefe des Tunnels.

Das Werk ist getan. Nun mögen sie kommen, die Heere Guillaumes II.

Langsam schleppten die Fuhrwerke unter den triefenden Bäumen der Landstraße dahin. Ab und zu tauchte es noch an Wegkreuzungen auf, Bürgerwehr und spähende Zollmänner in Zivil. Noch letzte finstere Blicke, dann . . .

„Halt! Wer da?" Gewehr im Busch. Ein Arm, ein ganzer Mensch, ein Feldgrauer. Die ersten deutschen Truppen. Grenzwache.

„Hier Deutsche! Gut Freund! Hurra!"

„Hurra!" antwortete der Feldgraue, sprang aus dem Busch. Und noch einer und noch und noch — der ganze Busch schwankte, knackte, rauschte. Hurra die Grauen im Busch. Brüder. Deutsche. Retter. Hurra auf deutschem Boden. Der Morgenwind rauscht durch Deutschlands Eichen.

Nu aber die Brotbeutel auf und die Kindlein mit Zwieback gefüttert. Nein, nein, die Kindlein wollen Kommißbrot. Auch jut, also man die Kaiser-Wilhelm-Torte angeschnitten. Herr Scherschant, hier sind auch Berliner.

Man hilft den Damen vom Wagen, man nimmt die Kinder auf den Arm, man läßt sich erzählen, was man

*) Die Formel „Copyright by . . ." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



ausgestanden hat. „So 'ne Gemeinheit! Na, nur still, jetzt gibt's deutsche Haue. Jawohl, Soldaten, drauf! — Wollen wir besorgen. Die Krautmesser sind ja geschliffen." Griff lachend an sein Seitengewehr. Die Männer mit ernsten Mienen um den Sergeanten. Ob Frankreich wirklich mittut? Dann gibt die Stimmung in Belgien zu bedenken. Man verbaut ja wie toll die Lütticher Festung. — Keine Bange, ihr Herren, wenn erst die Kruppschen Knalldroschken anrücken. . . . Lächelt in ruhiger Zuversicht. Und überall dieser stille, stolze Mut, dieses treue, schlichte, wortarme Selbstbewußtsein.

Autohupe. Ordonnanzauto. Es lenkte nach der Patrouille hin. Die Wache blinzelte: Der Häuptling mit der Bataillonstante. Und blinzelte noch geheimnisvoller: „Einer mit Siegellackbuxe war auch schon da." — „Morjen, Herr Hauptmann."

„Ist das Hauptmann v. Precht?" fragte Willi Merkens vordringend. Hauptmann v. Precht, der Dutzfreund seines Vaters? Glorreicher Zufall. „Morjen, Herr Hauptmann!"

„Faktisch, der verlorene Sohn. Hat ihm schon. Und soeben noch war mein oller Merkens bei mir, hat dolle Sorge um Sie gehabt. Wissen Sie was? Steigen Sie ein in den Kasten. Ich hab da ein mutiges Kerlchen von der Jugendwehr drin sitzen, der hier herum Strauch und Busch kennt. Er soll mit aus der Kaserne Generalstabskarten herholen. Da können Sie gleich mit, und ihre Eltern sind beruhigt."

„An der Kaserne Elsasserstraße? Dann darf ich wohl am Bezirkskommando haltmachen, Herr Hauptmann? Ich möchte mich gleich stellen."

Der Hauptmann stand vor ihm, seine Hand fiel auf des jungen Mannes Schulter, schüttelte sie mit festem Druck, sein Kommandoblick strahlte über diesen prächtigen Menschen hin. Ein sinnender Ernst darin.

„Gleich stellen möcht er sich. Nicht mal der Mama die Tränen trocknen vorerst; gleich stellen. Jawohl, das ist er, der deutsche Geist." Drückte ihm kurz die Hand: „Recht so, man darf Deutschland nicht warten lassen." Nickte ihm zu: „Held Willi."

Der Führer kurbelte an, der Motor lärmte. Kehrtwendung. Lossauste das Ordonnanzauto der alten Kaiserstadt zu.

Eine weiße Regensonne brannte hellauf durch das Gewölk. Ein strahlender Sonntagshimmel. Eine köstliche Fahrt durch den Aachner Wald. Kirchenstille in den dämmergrünen Schlüften. Wie schlanke Tempelsäulen die Bäume. Tiefe, geheimnisvolle Waldalleen. Aus dunklen Gründen duftete es wunderbar.

Und ein Murmeln — fernher. Kam näher über die Moospfade des Waldes. Eintöniges, murmelndes Beten. Ein Trupp Frauen und Kinder, die Kleider bis unterm Arm geschürzt. Wallfahrer zum „Eichschen" in Moresnet. Trab, trab mit gesenkten Köpfen, gefalteten Händen. Die dumpfen, seufzenden Stimmen: „Herr, erhalte uns den Frieden."

Die Rotaugen in den leidvollen Gesichtern. Ein letztes Ringen im Gebet zu Gott, dem obersten Feldherrn. Trab. Trab . . . es zwitschert im rispelnden Laub. Der Wind verweht die flehenden Seufzer . . . Und weit noch, weit und verloren im Wald: Herr erhalte uns den Frieden . . .

„Der Karren frißt doch seine 90 Kilometer", sagte Willi Merkens dem Führer, stellte den Schnelligkeitshebel. Der Wagen stieß voran, schoß in rasender Fahrt los. Hallo, recht so. Man fährt doch nicht spazieren, man fährt zu Deutschlands Fahne! Man atmet nicht mehr, man ringt nach Luft, um endlich ans Ziel geworfen zu werden. — Hei, das tost und surrt vorüber, Militärautos, Radler mit der Depeschenmappe, immerzu, immerzu, rasende Eile. Kein Müßiggänger mehr, kein Sonntagsbummler. Eine Welt in Spannung. Und Eile, Eile, Eile.

Die Villen der Lütticher Straße, blühende Vorgärten. Auf den Terrassen lichtweiße Gestalten. Man spähte nach der Stadt.

Glockenklang von der Jakobskirche her. Schwer und feierlich. Die Leute strömen. Herr Gott, erhalt uns den Frieden . . .

An den Häusern die blauen Plakate des Landsturmaufrufs: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden, Deutscher Kaiser, König von Preußen . . ."

Eine Schar Menschen davor. Kleine Leute. Ein Feldgrauer eingezwängt zwischen ihnen. . . . Jetzt geht's los, jetzt werden sie vermöbelt. . . . Die Frauen in verhaltenem Grauen: „Jott stank mich bei! Mobilmachung eß immer noch kein Krieg, wat? Wenn Jott und onse Kaiser net will, jibt's kein Krieg." Und in unendlichem Vertrauen auf den, der da droben ist, und den, der in Berlin ist. Wenn Jott und onse Kaiser net will . . .

So treten sie in das Gotteshaus ein. Die Orgel braust. Der Weihrauch wölkt zum schimmernden Altar hinauf.

Und noch das Läuten der Glocken, da und dort, feierlich rufende Stimmen. Kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid . . . Ein Trupp Männer, robuste Arbeitsburschen, ein fest verschnürtes Paket unterm Arm. Aus dem Fenster einer Wirtschaft reckt eine Hand mit gefüllten Biergläsern.

„Kommt her, ihr Männer, trinkt eins."

„Gern — danke. Das wäscht einem die Wut runter."

„Schon einberufen?"

„Jawoll, auf dem Weg zur Kaserne."

„Ihr seid allemal verheiratet, was?"

„Fünf Kinder," brach ab.

Aber der andere, die schwerhängenden Fäuste zur Faust krampfend, die Augen zornblank: „Jetzt schlahn wir drein, bis die Knochen kapott gehn. Mit Gott für König und Vaterland!" Stieß sein Glas aufs Fensterbrett.

Und der dritte: „Das sag ich euch — heimkommen tun wir net eher, als bis Wilhelm II. Kaiser von Europa ist, damit endlich Ruhe im Land wird . . . endlich Ruhe", knurrte es wie ein Schwur in sich hinein.

Jetzt los zur gelben Kaserne. Holla! Automoppel. Beiseite. Ist das nicht der junge Merkens? „Dag, Herr Willi." Der schwenkt den Hut.

„Hurra! Es lebe der Kaiser!"

Hurra! donnern sie ihm nach. Hurra!

Und der schwenkt noch den Hut, steht hoch aufgerichtet im Auto. Am festlichen Elisenbrunnen vorüber. Rauschende Klänge. Die Scharen erregter Menschen an den weißgedeckten Tischen. Da erspäht er unter den Kolonnaden die lange Tischreihe der Studentenmützen. Hochschüler, seine Stammtischfreunde. Ein Hurra zu ihnen hinüber. Ein Hurra zu ihm her. Sie springen auf, sie

schwenken die Mützen. Mit Trommelwirbel setzt die Musik ein. Die Wacht am Rhein. An allen Tischen unter den rauschenden Bäumen, zwischen den weißen Säulen, und weiterhin, wo hinter den Efeuhecken und unter den roten Schirmdächern die Kurgäste saßen, und überall, überall hallte es, schallte es . . . Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall . . .

Auf den Sitz zurück fiel Willi Merkens und sang noch mit, als das Auto längst in die Adalbertstraße einbog. Die Kleinbahn klingelte vorüber. Die Menschen strömten — horchten auf. Ein Auto. Männergesang darin . . . Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein . . .

Es sprang auf sie über, auf das klingende Metall ihrer erregten Herzen . . . fest steht und treu . . . sie summen es mit — nein, sie jubeln, sie dröhnen es mit . . . die Wacht, die Wacht am Rhein . . . Und die lange Straße hinunter wie ein Funke, der weiterspringt und glüht und zündet . . . Fest steht und treu die Wacht am Rhein . . .

Männer schütteln sich die Hände, fremde Männer. Das übervolle Herz drängt nach Aussprache. Und der und diese drängt hinzu. Ein Kreis um sie. Mag der Krieg kommen, wir sind bereit.

Würde und Fassung. Zuversicht, Vertrauen. Achtung! Lastauto mit Soldaten. Unsere 25er. Die müssen gleich ran an den Feind, wenn wirklich der Franzos losschlägt. Ha, stramme Kerle, wildfröhliche Draufgänger. Der Lastwagen dröhnt vorüber, als müßten die Häuser einstürzen. Das Hurra der Mannschaft donnert hinein.

Am Kaiserplatz kein Durchkommen mehr. Wogende, schiebende Massen. Von der Straßenkreuzung, von den Alleen her, von allen Seiten die schwankend vollen Straßenbahnen, die rasenden Autos, die Droschken, die Reiter. Züge von Reservisten, Trupps Garnisonsoldaten. Achtung! Kanonen — nee, Maschinengewehr — nee, Feldküche. Hallo, Gulaschkanone. Platz da! Vorsicht! Kinder weinen. Und alles drängt und zwängt und stürmt hinein in den Adalbertsteinweg, hinauf zur Kaserne, zum Bezirkskommando. Eilende Männer, ernst und gemessen. Gestellungspflichtige, gediente Mannschaften der Ersatzreserve, des Landsturms.

„Wir kommen nicht durch", sagte der Führer zu Willi Merkens. Da sprang dieser ab. Hinein in das Gewühl. Mit kräftigen Armbewegungen schaffte er sich Platz. Sein Kopf über der wogenden Menge. Und wo sie wie eine Mauer standen, zwei, drei gute Worte. „Platz für Gestellungspflichtige!" Sie wichen zurück, sie machten Bahn frei. Platz für Gestellungspflichtige. Eine warme Ehrfurcht, eine große, stille Liebe für die, die nun das Vaterland retten sollen.

„Platz da!" drang nun auch die Schutzmannstimme von der Absperrung her durch. Eine Frau hing noch da am Arm ihres Mannes, wollte mit. Geht nicht. Zurückbleiben. Kömmt er denn widder? Eine bangwirre Frage. Da drängten schon andere vor, zwischen sie und den Mann, von dem sie noch nicht Abschied genommen hat.

Am Bezirkskommando ein Andrang von Tausenden bis in die Düppelstraße hinaus. Und immer noch strömte es herzu, truppweise, scharenweise, kraftvolle Männer, sonnverbrannte Gesichter, schwielige Fäuste. Willi Merkens unter ihnen. Er sah die Tausende, sah sie warten stumm und pflichttreu. Männer, die wissen, was sie wollen. Sie fluchen und murren nicht. Nachdenksame Männer, die sich sagen: „Jetzt sind wir die Millionen Rädchen an der großen deutschen Militärmaschine, jetzt müssen wir dort stehen, wo man uns hinstellt, dort und nicht anders, stumm und pflichttreu." Die, die sie dort hinstellen, wissen, warum sie das tun. Die wissen es. Mehr bedarf es nicht. Sie gehorchen aus Überzeugung. Und Vertrauen, unendlichem Vertrauen.

„Dag, Herr Merkens." Ein Schutzmann trat vor. „Eine Probe auf ‚Standfestigkeit', was?" Sein Blick ging über die Tausende.

Willi Merkens stieß den Hut in den Nacken.

„Herrgott ja, ich muß das noch lernen, das Warten. Hätt ich bloß man 'n Säbel an der Seite, damit man aus dem Zivilistenrock raus ist."

„Wo gedient, Herr Merkens?"

„Gar nicht. Saudumm, was?"

„Tscha, dann sind Se hier nich richtig. Die Unausgebildeten werden im Polizeipräsidium abgefertigt."

„So — danke."

War schon davon. Jetzt nur schnell irgend was Fahrbares. Kleinbahn kommt nicht durch die Absperrung. — Ah, dort 'ne Droschke. Eine ganze Familie darin. Taschentücher vorm Gesicht. Der Mann steigt aus. Sie weinen drinnen, er beißt die Lippen — fort. Er blickt nicht mehr zurück, er ist froh, es überstanden zu haben.

Willi Merkens sprang zu dem Kutscher auf den Sitz. Er soll ihn wenigstens bis zum Kaiserplatz mitnehmen. Am Kaiserplatz telephoniert er im Automat nach Hause. Will eben schnell die Eltern beruhigen. Hier Willi! Die Mama an den Apparat rufen. Dag, Mödderche. Dein Jong ist wohlbehalten da. Wo ist Vater? Wie? — ist ein Auto auftreiben, um mich rüberzuholen? Na, schick ihm den Püß nach. So? Püß auch einberufen? Robert auch? Natürlich. Alle müssen wir mit, alle. Ach, Mödderche, was für eine große Zeit! Wie? Roberts Frau trostlos? Quatsch! Sie soll sich doch zusammennehmen. Ade, Mutter, ich geh mich aufs Polizeipräsidium melden. Hoch, Deutschland!

Er rannte fast in einen Zug Reserve hinein, der von der Kaserne zurück zum Bahnhof marschierte. Marsch. Marsch. In dröhnendem, wuchtigem Schritt. Ein Schritt, der die deutsche Erde wachpocht. Kavalleriereserve über die Graben hin zum Bahnhof. Schwarzweißrot die Fahne voran. Theaterplatz. Marsch. Marsch, auf das Denkmal Wilhelms des Großen zu. Das kolossale Reiterstandbild, von der mittaghell flutenden Sonne mit goldenen Kränzen umwunden. In imposanter Ruhe der Reiter auf dem ausschreitenden Schlachtroß. Die majestätische Ruhe der Hohenzollern. Holt nicht sein Arm aus, der Arm, der Frankreich niederschlug? Hochgereckt in die Sonne hinein das deutsche Schwert. Sieht man's? Sieht man's ragen? Heute wieder die Feinde an den Toren Deutschlands. Der Hohenzoller ruft wieder zur Fahne.

Schwarzweißrot weht sie zu dem Reiterstandbild hin. Halt! Der Fahnenträger — ist das nicht? Jawohl, es ist der Püß, der Autoführer bei Merkens. He, Püß! Auch dabei? — Jawohl, Herr Willi. Aber sein Gesicht in traurigem Ernst. Na, Püß, nicht schlapp sein!

„Neä, jewiß nich, Herr Willi — aber mein Kind ist krank, sehr krank, ich dacht, es hätt die Nacht nich überlebt."

„Kopf hoch, lieber Pütz. Die Mama wird schon sorgen, ich werd's der Mama sagen."

„Dag, Herr Willi. Wir ziehn auch los."

Der fährt herum. Leute aus der Merkensschen Fabrik, saubere, frische Arbeiter, treuherzige Öcher Jonge. — Holla, der Hubert Esser und auch der Lampertz, der Bündges, der Gerharts und der ganze Trupp dort, die Jüngern aus der Fabrik.

„Herr Willi, wir sind die Freiwillige."

„Brav, Jongens." Drängt mit ausgestreckten Händen in den Trupp hinein. „Der Willi Merkens ist auch dabei. Der ist auch freiwillig. Hand her. Schlagt ein. Wir sind heut Brüder, wollen Brüder sein. Schorsch, ühr habt acht Kinder zu Haus, wat? Net die Pütsch hange losse, Schorsch. Für was wär denn sonst die Mama Merkens? Und ich sag noch ens: Wer met reätschaffene Sinn und Gottvertroue in't Feld zieht wie wir Deutsche, der wird siegen oder sterben. Net wohr, ühr Mannslüh?"

„Joe, joe! Hoch der Herr Willi, hoch." . . .

„Neä, net esu, net hoch. Hurra! Und jetzt's mal ran an den Feind, dann brüllt, daß die Kirchtürm wackeln: Hurra, die Öcher Jonge komme!" . . .

Seine Worte ersticken in dem Schwall und Braus tosender Stimmen. Rauher, dröhnender Kriegsgesang zu dem Reiterstandbild hinauf.

„Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil, Kaiser, dir . . ."

„Pütz, die Fahne hoch!" Was ist mit dem Pütz? Ein Kind drängt an ihn, will ihn mit sich fortzerren.

„Herr Willi, ming Kenk eß schlimmer — ich muß — ein Momang —" Und fort.

„Et eß schon dut", (tot) sagte jemand hinter Willi Merkens. Der griff die Fahne auf. Hoch die Fahne. Und voran. Wir sind heute Brüder, wollen Brüder sein. Marsch. Trab. Trab. Eine trunkene Wonne der Begeisterung in ihm. Ein Reservemann in schlichter erhabener Ergriffenheit hinter ihm:„ Nu los mit Gott für König und Vaterland, Hurra!"

Der Mittagwind riß in die Fahne, sie wehte winkend und grüßend. Und weiter durch die Theater- und Hochstraße. Eine alte Frau trabt im Zuge mit, die Augen rot, den Schürzenzipfel in den gekrümmten Fingern. Tritt dann aus den Reihen der Marschierenden. Einmal muß es doch sein . . . „Adie, leive Jong" . . . Sie geht weiter, sie geht irr und wirr. Wohin mit ihr? Der Jong, der Ernährer fort, fürs Vaterland, sie mutterseelenallein . . Und geht und geht, ach Gott, sie möchte ihre Füße wund laufen, um nur nicht mehr heimzugehen, wo die leeren Wände starren — und die Not.

Und da stürzt noch einer aus der Haustür, ein Reservemann, drückt der weinenden Frau noch die Hand: „— und versörg alles jut, Lennche" . . . Spricht's in herzergreifender Einfachheit. Sie machen nicht viel Worte, diese Männer des Volkes.

Aus der Wilhelmstraße heraus ein Zug Trommler und Pfeifer. Unabsehbar ein Zug Ersatzreserve. Einige schon in der schmucken grauen Uniform. Die Masse der andern noch in Zivil, aber schon das Gewehr über der Schulter.

Der weite Bahnhofsplatz überflutet. Schwarz voll Menschen. Frauen Schulter an Schulter zum Spalier gedrängt. Zwei Mädchen in tändelnder Oberflächlichkeit. Schäkerndes Lachen, Witze, dumme Reden. Ein junger Mensch, bleich vor Zorn, wirft ihnen seine Entrüstung in die leichtfertigen Gesichter: „Unerhört! . . . Die Zeiten sind zu ernst." . . .

Trab, trab in die Bahnhofshalle. Abschiedwinken. Grüße. Die Angehörigen drängen zum Bahnsteig hinauf nach. Ein Mütterchen mit schwarzem Kapotthut auf dem grauen Haar drückt einem Reservemann ein Päckchen verstohlen in die Hand.

„Mein Sohn ist auch schon fort, und ich denk, wenn ich's hier geb, kommt's ihm anderswo zugut."

Adie, Schäng, auf Widdersehn. Und — schlag ordentlich drein . . . Schors grüß mir noch den Onkel . . . „Wie eß et dich, leive Mann?" Reicht ihm noch schnell das Jüngste auf den Arm. Er nickt nur, gibt ihr das Kind zurück mit einem langen, tiefen Blick. Steigt ein.

Signalpfiff. Abfahren. Brüder, ade, Wiedersehen. Schlagt ordentlich drein. — Winken. Rufe. Auf Wiedersehen . . . In der Ferne verhallt's. Die Frauen winken noch, die Träne im wehlächelnden Auge zerdrückend. Ade! Ade!

Die Treppe herauf viel hundert Schritte. Infanteriereserve. Willi Merkens ihnen entgegen, hat an Zigarren aufgekauft, was am Bahnhof zu haben war, teilt sie den Mannschaften aus. Dank schön sollen sie nicht sagen. Ach was, Kamerad, wer's hat, kann's unbedankt geben.

Eilt dann zum Polizeipräsidium. Und endlich nach Hause. Der Rausch der Begeisterung hatte ihn hochgehalten, er lebte dem erhabenen Augenblick und vergaß alles, alles. Ein jauchzender Mut, über seine zertrümmerten Hoffnungen hinwegzukommen.

Jetzt kam der Rückschlag, die Müde, die Schwere. Er fühlte es um so drückender, je mehr er in stillere Straßen kam. Aber er mußte nun doch heim, sich mal hinlegen, schlafen. Na ja denn.

Wie eine glatte Felsenmauer stand's, das alte Patrizierhaus des Wollbarons. Die strenge, grausteinerne Fassade, die großbogigen Fenster, das hochgebaute Tor mit dem bronzenen Löwenkopf.

In der Einfahrt die Oleanderbäume. „Ach Jott, der Herr Willi, Madame." . . . Anna in der blühweißen Schürze stürzt die Treppe hinauf. Madame, schon wartend droben, sie hatte ihn kommen sehen, den Herumläufer, den bösen Jungen. Ob Anna auch das Essen warm gestellt hat?

Die Tür zu dem weiten, behaglichen Wohnzimmer weit offen. Vater ist mit dem Auto nach Köln, den Amtsrichter abholen. Er muß doch noch Abschied von Mutter nehmen. Robert mit seiner Frau auch hier. Sie wollen nun zum letzten noch alle beisammen sein.

Nahm den Sohn, den großen Bengel, um die Hüften, sah ihn an, sagte nichts, sah ihn nur an mit sorgenden Blicken. Aus seinem Gesicht wollte sie herausholen, was ihm geschehen war. Da wehrte er ab, ging hastig von ihr fort. „Nicht weich machen, Mutter, nicht weich machen." Seine Stimme schluckte. Er riß den Überzieher ab, warf sich aufs Sofa, das Gesicht nach der Wand.



Da ging still die Frau hinaus und sorgte für Ruhe. Das war noch ein Haus mit breiten, hohen Korridoren. Korklinoleum und Smyrnaläufer darüber. Auf dem weitausgebauten Treppenpodest das lebensgroße Bild des Gründers des Hauses Merkens. Aus Cadiner Kacheln. Im Speisezimmer hing das alte, schwärzliche Gemälde, nach dem es angefertigt war. Darunter stand der Wahrspruch, der aus dem kleinen Tuchweber Leonard Merkens den reichen Tuchfabrikanten und Großmühlenbesitzer Merkens & Söhne gemacht hatte:

Rein die Hand,
Grob die Faust,
Deutsch das Herz,
Dann geht's allerwärts.

Und dieser uralte Leonard Merkens schien nun aus den Cadiner Kacheln herauszutreten, marschiert durch die vornehme Stille des Hauses.

Und stand vielleicht vor der Tür — dahinter einer dumpf und schwer schlief . . . Held Willi. Rein die Hand, grob die Faust, deutsch das Herz. . . . St . . . Held Willi träumt von Deutschlands Siegen.

* * *

Sie waren alle beisammen, die Merkens, zum letzten Abschied! Der Amtsrichter mit Frau und zwei Kinderchen. Die große üppige Blonde. Eine resolute Frau, Soldatenkind. Sie wird bei ihrer Mutter in Aachen, Kaiserallee, bleiben. Auch ihr Vater, der General a. D., hat sich wieder zum Heer gemeldet.

Robert und Frau unzertrennlich beisammen. Zum letzten-, zum allerletztenmal! Sie wurde nicht müde, sich dies Schwert ins Herz zu bohren.

„Die Frau macht ihn ganz hin", sagte Emma, die Amtsrichterfrau. Die Männer saßen um den Rauchtisch. Man hatte ihn in den alten Prunksaal hereingerollt. In dem festlichsten Raum des Hauses wollte man den stillen Kriegerabschied feiern.

Die weißen Rauchwölkchen federten an den leuchtenden alten Gobelins hinauf, woben um die bronzenen Leuchtkörper. Man hatte dort sämtliche Kerzen angezündet. Ein feierlicher Schein wie aus Jahrhunderten heraus.

„Es fehlt nur noch der Weihrauch", scherzte der Amtsrichter und fuhr mit dem Bürstchen durch seinen kurzgeschnittenen braunen Bart.

In dem trauten Zwielicht die schweren Schattenrisse der geschnitzten Schränke, Truhen, Sessel. Altitalienisches Mobiliar. Tische und Tischchen mit Büchern, Bronzen, Albums bedeckt.

„Um wieviel Uhr morgen?" fragte Merkens kurz, wortkarg. Es stak ihm in der Kehle und war nicht hinunterzuwürgen. Die Frauen mit ihren Leidensmienen steckten einen wahrhaftig an. „Na also, um wieviel Uhr morgen?"

„Um neun zu melden", sagte der Amtsrichter.

„Und keine Andeutung wohin?"

„Da ich in Berlin gedient habe — wohl zu den Russen. Robert wird ja wohl für Frankreich aufbewahrt. Frankreichs Antwort auf die deutsche Anfrage ist ausweichend und zweideutig, das wollen wir uns nicht verhehlen."

„Du, Emma, hat dein Vater nichts verlauten lassen? Der muß doch was Näheres wissen."

„Nichts weiß er, ganz und gar nichts. Der Generalstab macht's, von Berlin aus tippt man auf die große deutsche Maschine, auf die elektrischen Knöpfe, weißt du, und das funktioniert dann durchs ganze weite Deutsche Reich hin, prompt, exakt, großartig. Ach, Kinder, was haben wir ein schönes Deutsches Reich; nicht wahr, Willi?" Platschte ihm kräftig auf die Schulter.

Der nickt ihr zu, küßte ihr die Hand.

„Willi war heute Fahnenträger," lächelte der Amtsrichter, „die ganze Stadt spricht davon. Unsere gesamte Arbeiterschaft war ja wohl dabei. Was sagten denn die Leute?" stieß Willi ans Knie. Der Mensch schien überhaupt nicht hinzuhören. Der saß aufrecht im Sessel, seine Sehnen spannten.

„Eine dürre Frage, Leo. Willst du eine blödsinnige Antwort darauf? Was die Leute sagten? Das war kein Sagen und Fragen mehr. Das war etwas, was ich nie in meinem Leben vergessen werde." Wandte sich Merkens zu, als könnte er ihm, nur ihm dieses Gefühl sagen: „Das war heilig, Vater . . ."

Sie schwiegen alle. Ein Unsichtbares, Hoheitsvolles ging durch diesen Augenblick.

Merkens nickte vor sich hin: „Ja, wir erleben heute Wunderbares. Das ist ein Volk, das auszieht im Bewußtsein, mit der Erhaltung des heißgeliebten Vaterlandes um seine wirtschaftliche Existenz zu kämpfen. Ohne Sentimentalität und Phrase. Weiß Gott, wenn ich das sehe, wenn ich sehe, wie solch ein Volk von Feinden überfallen wird, herausgeholt wird aus seinen Werkstätten, von seinen Äckern weg, heraus aus seinem Frieden, aus seiner stillen Arbeitsamkeit, aus seiner deutschen Kultur — wenn ich das sehe, Jungen, dann wird's mir schwer, ruhig und gerecht zu bleiben, dann möcht ich euch das mit ins Feld hineingeben, das, was euch zu Löwen in der Schlacht machen soll: den deutschen Haß! Jungen, darauf wollen wir das letzte Glas trinken. Und dann zur Ruhe. Das Vaterland braucht eure Kraft."

Er stand auf, hob sein Glas. Auch Robert sprang auf. Die Gläser erhoben, standen die vier Merkens da, blühende, starke Männer, den mutvollen Ernst auf den entschlossenen Gesichtern.

Herrgott, ob da nicht aus den Cadiner Kacheln der uralte Leonhard tritt — rein die Hand — grob die Faust — deutsch das Herz. Da tranken die vier Merkens das Glas bis zur Neige und gingen stumm. Sie küßten die alte Frau. Sie küßten die tiefen Linien des leidvoll lächelnden Gesichtes, das keine Klage laut werden ließ.

Dann wurde das Haus still. Spät tinkte noch die Hausglocke. Der Schneider brachte die Litewka und einen Offiziersmantel.

Über Nacht setzte ein fürchterliches Gewitter ein. Am Morgen war es dann klar und kühl und leuchtend.

Die Dienerschaft lief in Hast durch das große Haus. Koffer, Gepäck. Die Stimmen der Söhne hallten durch die Korridore. Ein Lautsein, das keine Trauer aufkommen lassen wollte.

Roberts Frau Mia war nicht aus dem Schlafzimmer herauszubringen. Saß da und wollte keinen Zeugen ihrer Verzweiflung. Da nahm Robert sie in den Arm und nahm sie mit sich hinunter.



Man war bereit. Sie standen alle im Zimmer. Der Amtsrichter sagte zu seiner Frau: „Ich hoffe, daß wir Neujahr zusammen feiern können.“

„Aber natürlich,“ stimmte sie bei, fuhr sich schnell über die Augen, „aber natürlich“, konnte nichts mehr sagen, hielt seine Hand, drückte sie ihm fast ab.

Dann nahm er Abschied von der Mutter. Sie drückte ihm etwas in die Hand: die Brieftasche aus Krokodilleder, das Bild mit Frau und Kindern auf der einen Seite, auf der andern die Eltern.

„Mutterchen,“ flüsterte der große Mann innig, „Mutterchen.“

Das war sein Abschied.

Zuletzt zum Vater. Der stand wortlos, hielt die breite Hand ausgestreckt. In diese legten sie beide, Robert und Leo, ihre Hände. Ein fester, schüttelnder Druck. Ein paar herausgestoßene Worte: „Es lebe der Kaiser!“ Und wandten sich schnell und schritten durch die Tür.

Mia, die zusammengesunkene arme, kleine Frau, riß sich auf, wollte mit hilflos ausgestreckten Armen ihrem Mann nacheilen — da griff man sie auf und drängte sie aufs Sofa zurück.

Sie schrie los, warf sich hin, schrie immerzu, stieß alle von ihrer Seite weg: „Was wißt ihr denn, wie lieb wir uns haben ...“

Da setzte sich Frau Merkens neben sie und winkte den andern, sie möchten hinausgehen.

Emma ging ruhelos mit Willi auf dem Gang auf und ab: „Ich halt das jetzt nicht aus, hier still zu sitzen. Und zu meinen Kindern in die Kaiserallee — nein ... ich verlier mich, wenn ich jetzt die Kinder sehe. Komm, Willi, führ mich an die Rote-Kreuz-Wache. Ich melde mich, ich muß etwas tun“ — krampfte sich an die Stirn — „sonst werde ich verückt.“

Da gingen sie mitsammen.

Auch in den stillen Straßen traten die Leute vor die Türen. Ein Mann, der den Umstehenden mit lebhaften Gebärden erzählte. Willi Merkens trat hinzu, erkundigte sich, kam wieder zurück zu seiner Begleiterin.

„Man soll versucht haben, die Gasanstalt in die Luft zu sprengen.“

„Haben wir solche Leute in der Stadt?“

„Aachen wimmelt von fremdländischen Elementen. Wir sind hier von Spionen umzingelt.“

Sie kamen durch die Alexanderstraße, die in das Herz des geschäftlichen Verkehrs hineinführt. Er zeigte ihr das alte Gasthaus, in dem der russische Kaiser Alexander I. zur Zeit des Aachener Kongresses Wohnung genommen hatte. Die Straße wurde nach ihm benannt. Mit ihm in der alten Kaiserstadt der König von Preußen und der österreichische Monarch. Sie traten zusammen zur Befestigung der heiligen Allianz.

„Siehst du,“ lachte Willi Merkens zornig vor sich hin, „wie abgeschmackt solche Denkmale auf die höhnenden Gegensätze der Gegenwart wirken. Diese heilige Allianz sollte die gegenseitige Bruderliebe manifestieren, Friede, Religion, Gerechtigkeit in die ewigen Sterne schreiben. Und heute? Der Schöpfer des Allianzgedankens, der Russe, zerfleischt die heilig ans Herz geschworenen Brüder. — Doch komm schneller. Die Leute drängen nach dem Markt zu. Es muß etwas geschehen sein.“

Die enge Geschäftstraße hinauf ein stummes Gewoge, eine verhaltene Volksunruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Verwüstungen der Russen in der Bukowina.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Unsere Heeresverwaltung — so schreibt man uns von verbündeter Seite — hatte schon des öfteren Gelegenheit, auf die Mittel hinzuweisen, welche die Russen anwenden, um im Kreise der neutralen und dem Dreierverband ergebenen Staaten die Stimmung gegen den Zwei-Kaiser-Bund zu erregen. Glücklicherweise gelingt es unseren rührigen Armeeoberkommandos, derartige plumpe Fälschungen der Wahrheit sofort im Entstehen zu widerlegen und in das Gegenteil zu verwandeln, wie dies auch kürzlich wieder in der Bukowina gelang.

Nach den Blamagen, die die völlig mißglückte Diversion in Ungarn und der Entsatz von Przemysl, jenem Bollwerk österreichischer Tüchtigkeit, dessen Fall als unmittelbar bevorstehend in die Welt posaunt wurde, bereitet hatten, nach der fluchtartigen Räumung von Mittelgalizien mußte die Wiederbesetzung von Czernowitz durch unsere braven Truppen den Russen eine doppelt schmerzliche Enttäuschung bereitet haben. Dies um so mehr, als kein Mittel unversucht gelassen wurde, um die loyale Haltung der rumänischen Regierung uns gegenüber durch die verlockendsten Versprechungen zu erschüttern. Diesen großsprecherischen Angeboten des Zaren wurde nun allerdings durch die Wiedereroberung der Bukowina der reale Boden entzogen, doch man hatte in Rußland sofort ein Mittelchen bereit, um die Stimmung in Rumänien gegen uns und den großen moralischen Eindruck dieses Erfolges der k. u. k. Truppen zu vergiften. Die niedrigsten Verdächtigungen über angebliche Repressalien unserer Truppen gegen Bewohner der Bukowina rumänischer Nationalität wurden erfunden und in Rumänien verbreitet.

Die falschen in Rumänien umlaufenden Nachrichten über angebliche Greueltaten unserer Truppen und schonungsvolle Begünstigungen der Russen den Angehörigen der rumänischen Nationalität in der Bukowina gegenüber widersprechen nun den Tatsachen in krasser Weise. Wie einwandfrei festgestellt wurde, war die vorübergehende Besetzung der Bukowina einer wahren russischen Schreckensherrschaft besonders für die Rumänen zu vergleichen. Die Russen führten in die Ortschaften, die Opfer ihrer barbarischen Plünderungen werden sollten, einen großen Troß ruthenischer Bauern mit sich, die zum großen Teil aus Rußland mitgenommen worden waren, um unter sie das den rumänischen Bauern geraubte Vieh und sonstige Habseligkeiten zu verteilen. Rumänische Bewohner der bedrohten Ortschaften verließen diese aus Furcht vor den großen Gewalttaten und such-



ten Schutz bei unseren Truppen, die sie mit Heu für das Vieh, Stroh für ihr Lager versorgten und mit ihnen sogar die Menage teilten.

Auch die rumänische Geistlichkeit war übel dran. Dem greisen Erzbischof wurde Zimmerarrest diktiert und in seinem Arbeitzimmer ein Posten aufgestellt. Das in hochherziger Weise im erzbischöflichen Palais errichtete Spital wurde ausschließlich mit Geschlechtskranken belegt, dem Pfarrer von Mihala wurde alles kurz und klein geschlagen. In Majdan bei Storozines sieht man die letzten Trümmer eines bis auf den Grund niedergebrannten Gebäudes: es ist die rumänische Volksschule.

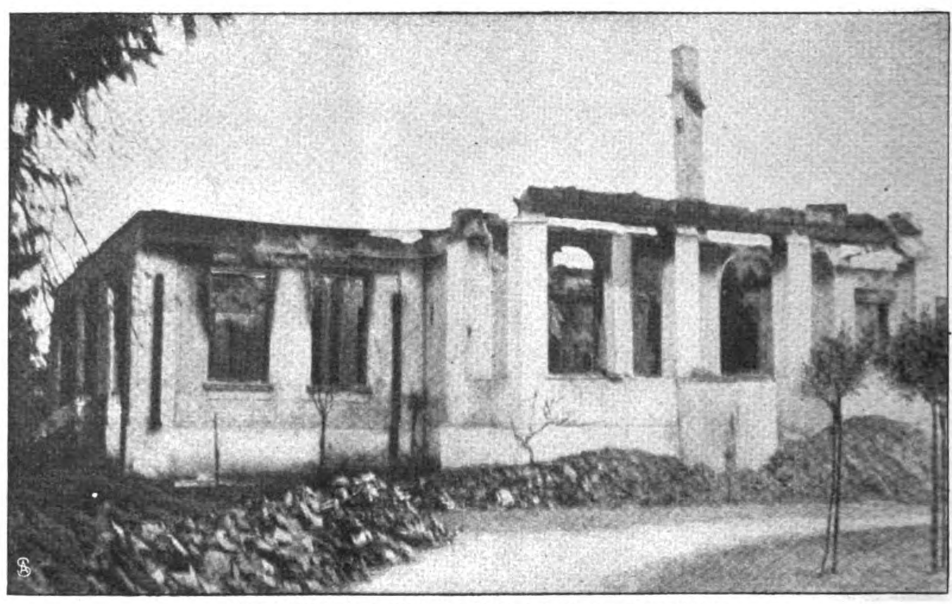

Die niedergebrannte Meierei.

Folgende Ortschaften hatten unter dem russischen Vandalismus ganz besonders zu leiden: Nowosielica, ganz niedergebrannt. Mahala und Kotul Ostritza, einige rumänische Bauern gehängt, Weiber entehrt. Rosch, Vorstadt von Czernowitz, alle rumänischen Häuser geplündert. Kosakenpatrouillen plünderten in Prewokokie, Staneştie und Oprischeny. In


Verwüstungen der Russen in der Bukowina: Panka nach der Zerstörung.

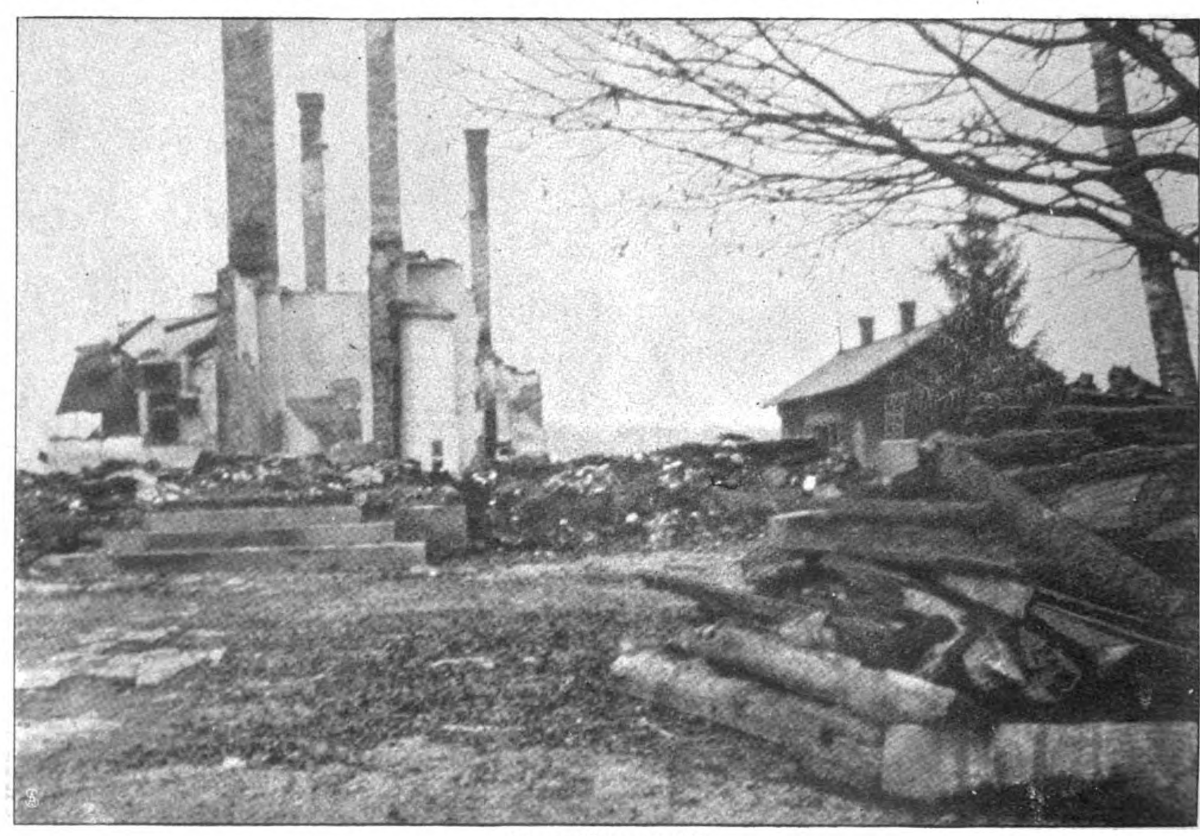


Tereschenу brannten die Russen den Gutshof der Frau Stefanovici, geb. Manescul, nieder. In Styrcze wurde der Meierhof des gr. Or. Religionsfonds niedergebrannt. Die rumänische Gemeinde Karapcziu wurde ausgeplündert. Ein Meierhof des Herrn Jancu cav. de Flondor, der mit den Mavrocordatos verschwägert ist, wurde geplündert. In Majdan wurde die rumänische Schule niedergelegt, ebenso Höfe ansässiger rumänischer Bauern. In Panka, östlich Storozynec, das reizende Schloß des J. Cav. de Janos vollständig eingeäschert, ebenso der große Meierhof. Vor der Brandlegung gingen die Offiziere spazieren, um die Soldaten ungestört plündern zu lassen. In Ropcze wurde der rumänische Bürgermeister, ohne verhört zu werden, zum Tode verurteilt, eine zufällig herbeieilende k. u. k. Patrouille befreite ihn. In Jordanistie vernichteten die Russen das Gestüt des Herrn Jancu cav. de Grigorcea. In Czudir begannen die Russen bei den Rumänen zu plündern, bis sie rechtzeitig von herbeigeeilten Österreichern vertrieben wurden.



Das Schloß des Cav. de Janos nach der Verwüstung.

Unsere Bilder zeigen die von den Russen begangenen vandalischen Verwüstungen. Jedermann, der Gelegenheit hat, die erwähnten Orte zu bereisen, kann sich von der Richtigkeit unserer Angaben überzeugen und wird sie durch den Lokalaugenschein und durch die Mitteilungen der Ortsbewohner einwandfrei bestätigt finden.



Ein zerstörtes Gehöft.

Stille Helden.

Roman von

Ida Boy=Ed.

18 Fortsetzung und Schluß.

Der alte Geheimrat wartete auf eine Antwort. Die Depesche war doch stark genug gewesen. Aber an diesem Abend kam keine Antwort mehr.

Nun, wozu auch Antwort. Am nächsten Morgen würde sein Sohn selbst eintreffen. Aber die Stunde, für die seine Ankunft bestimmt zu berechnen war, verstrich, und er trat nicht bei seinem Vater ein.

Der Geheimrat ließ Thürauf herüber bitten. Der tauchte aus seinem Übermaß von Arbeit auf und hatte zwei Minuten für den alten Herrn. Wynfried? Vor vier Wochen hatte der das lange und vortrefflich klare Telegramm über die Konferenz auf den Kreyser=Werken geschickt, das der Geheimrat ja kenne. Seither erhielt Thürauf persönlich keine Nachricht vom Juniorchef der Firma.

Die Ungeduld verzehrte ihn — allerlei Gedanken überstürzten sich — auch diese, daß Wynfried gar mit der blonden Baronin auf und davon gegangen sei.

Aber zu dieser Vorstellung hatte er gleich ein grimmiges Lächeln.

Er kannte seinen Sohn. Der dachte wahrscheinlich ganz unbefangen, wie tausend moderne Ehegatten denken: Auf die Treue des Mannes kommt es nicht weiter an. Das Abenteuer mit der Baronin war ihm vielleicht nur ein Sommervergnügen — vielleicht hatte es geheißen: Halb zog sie ihn, halb sank er hin. — Ach — klein — klein — banal — —

Und die Blicke fielen ihm ein, die sein Sohn in der letzten Zeit für Klara gehabt. —

Da stieg ein flackerndes Rot bis in seine Stirn, und er litt — —

Es blieb alles stumm. Als wenn die Ferne voll schweren Schweigens sei.

Der Geheimrat ließ ein dringliches Telegramm mit dringlicher Rückantwort an das Hotel in Köln abgehen. Da hatte er binnen einer Stunde in den eiligen Blaustiftbuchstaben der Depesche die Nachricht, daß Herr Lohmann junior im Hotel bisher nicht angekommen sei, daß dort aber seit gestern nachmittag eine D=Depesche für ihn lagere, aus deren Vorhandensein man wohl auf seine baldige Ankunft schließen dürfe.

Meine eigene Depesche, dachte der alte Herr. —

Nun war er außerstande, noch etwas zu tun. Er konnte nicht an alle Kölner Hotels depeschieren. Wer wußte, ob er überhaupt da war. Man hätte auf Lammen anfragen können. Das verbot sich. — Das bloße Suchen nach einem Vorwand zur Nachfrage verbot sich.

Solche Stunden ertragen sich hart.

Er saß da wie ein zürnender Gott, der seine Blitze in der Hand zurückhalten muß, die ihn nun selbst brennen. Er wußte gerade wie die junge Frau, daß sich die festgefügten Lebensverhältnisse nicht zerreißen ließen.

Er ahnte gleich ihr, daß Wynfried sich dagegen wehren würde, seine Ehe zu lösen, denn er war offenbar im Begriff, sich in seine Frau zu verlieben — —

Ah — dürfte er doch die holde Frau gegen diese Liebe schützen. Aber er war machtlos. Wenn sie verzieh, Geduld haben wollte. Er, der Vater, durfte die Ehe nicht sprengen.

„Hätte ich sie nie zusammengebracht!"

Eins aber konnte er — als richtiger Vater — als Mann zum Mann, mit dem Schwert scharfer Worte gegen den Sohn wettern.

Er hoffte im Grunde wenig davon. Er hatte alles Vertrauen verloren. Wenn nicht einmal die reine Würde der jungen Frau ihm Halt hatte geben können.

Der alte Mann erschrak selbst davor, wie ganz ihm sein Sohn entglitten war — alle Stimmen der Natur schwiegen.

Seinen Enkel, seine Tochter, sein Werk — diese über seinen Tod hinaus vor jeder Gefährdung zu schützen, war sein Hauptgedanke. Er wollte sein Testament ändern. Wynfried blieb auch mit dem Pflichtteil noch ein wohlhabender Mann.

Da nun seine leidenschaftliche Natur auf Grübeleien angewiesen war und sich nicht in Wort und Tat entladen konnte, stieg seine Nervosität bis zur Unerträglichkeit. Wenn nur irgend, irgend etwas geschähe, diese Spannung zu lösen. . . .

Aber beinah hätte er das, was sie lösen konnte, von seiner Schwelle gewiesen.

Es war am dritten Tag nach jenem unterbrochenen Mittagsmahl. Der Himmel war hell, durch den bleichen Sonnenschein raste Sturm. Das Land lag braunschwarz, mit den rostroten Farbenflecken der Hainbuchen, in deren Gezweig das welke Laub fror. Der Fluß schuppte sich unruhig. Kahl und freudlos schien die Erde ängstlich auf den Winter zu warten.

Leupold kam.

„Ich soll den Freiherrn von Marning melden", sagte er. Und fügte gleich, etwaige Vorwürfe abzuwehren, hinzu: „Ich habe aber keine Ausflüchten gemacht — hab gesagt, Herr Geheimrat empfingen keine Besuche. Da bat er, ich solle doch fragen."

Den alten Herrn wandelte eine kurze Verwirrung an. Marning! Er, der für immer aus diesem Haus gegangen war? Noch einmal wieder? Und jetzt — —

Nein, nein — gerade ihn konnte er jetzt nicht sehen! Es hätte zu weh getan. Es würde ihn vielleicht hinreißen, zu diesem zu sprechen. Und gerade diesem mußte verborgen bleiben, was jetzt auf dem Haus lastete. Denn es wäre auch für ihn schwer, davon zu wissen.

„Nein," sprach er vor sich hin, „ich kann nicht" — —

„Herr Oberleutnant sagten: es sei wichtig."

Wichtig? Für ihn? Für mich? Vielleicht war er andern Sinns geworden. Kam auf das Anerbieten zurück — wollte doch zur Industrie übergehen — kam, um Hilfe für den Weg dahin zu erbitten.

Das entschied. Seine Zuneigung für Marning wallte auf. Es hieß eben, sich zusammennehmen.

„Also, ja." . . .

Und wenige Sekunden nachher stand Stephan Marning vor ihm, sehr blaß, sehr ernst.

„Lieber Marning, es freut mich, Sie zu sehen. Wenn Sie's nicht wären — ich bin ein verstimmter, ungeduldiger alter Kerl — hab im Moment zu viel bunte Gedanken im Kopf — Sie müssen schon Nachsicht mit mir haben



und mir ein bißchen knapp sagen, was Sie wünschen. Meine Gesinnung für Sie kennen Sie — die ist unverändert." . . .

„Herr Geheimrat," begann Stephan, „ich komme nicht in eigener Angelegenheit."

Irgend etwas im Ton und in der Miene des jungen Mannes ließ den Alten scharf aufmerken.

„Das Botenamt, Herr Geheimrat, war zu allen Zeiten ein gefürchtetes."

„Wenn der Bote Übles brachte! Und das tun Sie demnach."

„Ernstes. Ja."

„Sagen Sie's nur schlankweg. Man bildet sich immer ein, vor uns Alten und Brüchigen dürfe man das Wort Tod nicht laut aussprechen. Ich bin kein Feigling. Wenn Altersgenossen weggeholt werden, zittere ich nicht gleich, weil's mich doch auch mal treffen muß. Bin seit zwei Jahren an eine gewisse Nachbarschaft gewöhnt. Ist Ihr Onkel, mein verehrter Freund, gestorben? Ein schmerzlicher Verlust wär's.

„Nein, Herr Geheimrat. Ich habe Ihnen von Likowski Nachrichten zu bringen."

„Was — was. . . Unser prachtvoller Hauptmann. . . Aber das ist ja unmöglich."

Wie sonderbar seine Gedanken die eine Fährte verfolgten — die des Todes. —

„Likowski befindet sich wohl — er wird in zwei, drei Tagen zurück sein, er wäre schon heute eingetroffen, aber er hat . . . auch mußte er sich beim Oberst melden." . . .

„Nun, also — was ist mit ihm los. Nehmen Sie's mir nicht übel, lieber Marning, aber Sie verstehen sich drauf, einen ungeduldig zu machen."

„Verzeihen Sie", sprach der jüngere Mann halblaut. „Ich bin ungeschickt — mein Amt ist schwer — Likowski hat ein Duell gehabt — mit — mit Ihrem Herrn Sohn" —

Der alte Mann fuhr auf — blieb erstarrt — sah den andern an — mit offenem Mund — —

Langsam wich jede Farbe aus seinem Gesicht.

Es war furchtbar anzusehen.

Und endlich, endlich sprach er laut und fest: „Er ist tot!" So sprach das Schicksal selber — ehern — ergeben — furchtgebietend.

„Nein — nein. Er lebt — er kann — er wird weiter leben."

Da sank das schwere Haupt zurück. Die Augen schlossen sich, und ein wunderbares Lächeln, geheimnisvoll, unbegreiflich, irrte um den Mund, und unter den geschlossenen Lidern heraus perlte langsam eine Träne und rann über die bleiche Wange.

Stephan wandte sich ab. Ergriffen und scheu.

Was jetzt im Herzen des alten Mannes vorging — wußte Gott allein.

Sprach dennoch die unergründliche Stimme der Natur, die verstummt gewesen war? . . . Reckte sich das ganz einfache Gefühl empor? Rauschte das Blut — das Blut, das auch in seines Sohnes Adern rann, ihm zu: Gottlob, nicht tot. . . . Tiefste Rätsel.

Was wissen wir von uns selbst! fühlte der Alte.

Stephan stand Minuten und sah in den bleichen, sturmgepeitschten Sonnenschein hinaus und wagte nicht, sich umzuwenden.

Bis eine beherrschte Stimme ihn aufrief: „Nun lassen Sie mich alles im Zusammenhang hören."

„Ich denke, Herr Geheimrat, ich begehe keine Taktlosigkeit, wenn ich Ihnen Likowskis Brief gebe — wie er nun mal ist. Ganz Likowski. Ich befürchte da kein Mißverstehen."

Es wäre ihm ja unmöglich gewesen, alles mit lauten Worten zu sagen. Ihn deuchte, als müsse jedes einzelne zum Posaunenton werden und durch Mauern und Estrich hinabdringen in das Ohr der Geliebten — —

„Mißverständnis? Zwischen mir und dem, was Likowski sagt und tut? Ausgeschlossen! Her damit." —

Stephan legte den Brief, diesen Brief, dessen Inhalt ihn fast betäubt hatte, nun in die Hand des alten Herrn. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl, den Säbel zwischen den Knien, die Hände auf der Koppel gefaltet, so wartete er und sein Gedächtnis, das den langen Brief auswendig wußte, konnte den Blicken folgen, die nun lasen — Wort um Wort. . . .

„Lieber Marning! Kamerad! Freund! Da bürde ich Ihnen nichts Gutes auf. Aber es muß sein! Der alte Herr, den wir verehren und lieben, der muß wissen, was los ist. Er soll mir verzeihen, wenn er kann! Wenn er nicht kann, muß ich's ertragen. Mein Bewußtsein ist: Ich habe getan, was sein mußte. Mein Mandat? Das des Mannes und Offiziers, der kein edles Weib kränken lassen darf. Auch nicht, wenn sie selbst vielleicht noch nichts davon weiß.

„Zu Ihnen hab ich nie davon gesprochen, auch die andern Kameraden nicht zu mir, das war zu delikat, wo es ein Haus betraf, das uns so oft Gastlichkeit bot. Wenn man auch ein rauher Krieger ist, man hat doch sein Zartgefühl. Aber es war ja in allen Blicken, zwischen den Worten war es, in jedem plötzlichen Verstummen war es, daß auch wir genau wußten, was sämtliche Spatzen der ganzen Gegend pfiffen. Nämlich, daß Herr Wynfried Severin und die mollige Baronin sich zusammen auf das beste unterhielten und offenbar nicht gerade zusammen im Katechismus lasen. Sonst wären sie doch wohl mal bis ans Sechste Gebot gekommen. . . .

Ich kann Ihnen gestehen, Freund, ich hab was an stiller Wut in mich reingefressen. Wo die junge Frau für mich so ungefähr das Anbetungswürdigste von edler Weiblichkeit ist, was mir auf meinem Junggesellenpfad begegnete, und wo ich ihr alter Freund und Hausgenosse gewesen bin, und wo ich weiß, daß der Geheimrat toben würde, wenn er wüßte, daß man ihr ein Haar krümmen will. Na — und so stand es lange fest bei mir: ich sag's ihm in sein schönes, nobles Gesicht, daß es für mich sehr häßlich aussieht.

„Bloß die Gelegenheit! Wo die herzwingen, ohne Skandal. Aber so was fällt ja dann vom Himmel, wenn man gerade mit all seinen Gedanken mal weit davon weg und in behaglicheren Regionen ist.

„Geh mit Vetter Adolf und Gesponsin sowie mit einem seiner Regimentskameraden, gleichfalls beweibten Zustandes, in ein Restaurant. So'n ganz pikfeines, wo es schon was kostet, wenn der Kellner sich verbeugt. Sonst nicht mein Milieu — das wissen Sie wohl. Aber Madame Adolf hat die Schwäche und — das Geld! Leider. Geld ohne Geschmack, das ist eine schlimme Mischung, da hätte sich Adolf vorsehen müssen. Na, dies nebenbei. Und wer sitzt da in diesem Lokälchen, an zartbestrahltem Tisch, wo zwischen Blumen und dem Leuchter mit dem rosigseidenen Schirmchen der graue Kaviar vom Eisblock glänzt? Wer?

„Na, ich sage Ihnen, die pummelige Agathe wurde rot — röter — am rötesten.

„Ich war ganz ruhig. Ich ging ran, so mit 'ner gewissen Vorsicht, Distanz wahrend, damit nicht etwa die



Baronin mir gleich die Patschhand freundschaftlich hinstreckt. Und da bat ich ihn denn, mich anzuhören. Drei Worte genügten ja. Daß er sie nicht einstecken konnte, wenn er 'n Mann von Ehre bleiben wollte, war klar. Und dann lief die Geschichte ihren Gang. Ehrengericht damit befassen, war unmöglich. Die Losung mußte sein: sofortige Abwicklung! Ehrengericht kann die Sache nachträglich prüfen. Und hier gleich in Parenthese: ich melde mich sofort beim Oberst. Auf einen Monat Festung bin ich auch gefaßt. — Zum Glück hatte Wynfried Severin ein paar Freunde da in der Gegend. — Herren, die schlagenden Verbindungen angehörten, einer war aus 'm ganz feudalen Korps und fabelhaft bewandert in der Regie des Duells. Und kurz und gut, heut im Nebelgrau standen wir einander gegenüber. So'n rechter schwerer Rheinnebel war's. Das Gelände, zwischen Schonungen, nicht weit vom Fluß, seltsam war's mir: man hörte durch den Nebel den Heulton der Dampfer. Wenn ich Ihnen sage, Marning, daß so'n Heulruf ihm das Leben gerettet hat!

„Es war mein Vorsatz: den lösch ich aus. Der verdirbt sonst noch dieser köstlichen Frau, an die man bloß mit Andacht denken kann, das ganze Dasein. Ich haßte ihn. Kräftig.

„Aber was soll ich Ihnen beichten? — Wie ich so ziele — in diesen gräßlichen Sekunden — eine — zweie sind's bloß — da heult von fern und leise ein Dampfer — wie bei uns — plötzlich seh ich unsern Fluß vor mir. Das Werk — den alten Herrn. Gott verzeih mir: es war verrückt. Total. Beinah mag ich es nicht schreiben: mir war's, als riefe der alte Herr. Es war direkt unheimlich."

Stephan sah, daß die beschriebenen Blätter in der Hand des Greises zitterten.... Ja, das war diese Stelle — seltsam — und so ganz außer Likowskis Linie....

Aber weiter. . . .

„Vielleicht hätt's ihn doch schwer geschlagen, wenn sein Sohn, es ist immerhin der einzigste! Obschon — unter uns — manchmal dacht ich: heiß ist die Liebe nicht. Und Enkel und Schwiegertochter sind ihm alles. Aber wer kann in so was reingucken. Na kurz und gut: ich nahm nicht dies flotte Herz zum Ziel. Aber treffen wollt ich, und ich traf. Besser als er, der den ersten Schuß hatte und damit bloß ein Loch in die Luft machte. Nicht vorsätzlich. I nee, ich merkte, wie er zielte. Aber natürlich, schlechter Schütze, nicht eingeschossen. Meine Kugel ist ihm unterm linken Schulterknochen durchgeschlagen, hat Sehnen und viele Blutgefäße zerrissen und die Lunge gestreift.

„Schon nach zwei Stunden brachte mir Vetter Adolf die Nachricht: Voraussichtlich längeres Krankenlager, aber durchaus keine Lebensgefahr — wahrscheinlich auch längere Schonungsbedürftigkeit.

„So weit wäre ja nun alles ganz gut und schön gewesen und hätte ganz sachte vertuscht werden können. Dem alten Herrn konnte man was von einem Automalheur erzählen. Was ist heutzutage leichter, als sich auf der Straße Knochen zu zerbrechen.

„Aber nun kommt's hochdramatisch. Ohne sich um Wunsch und Willen des vorerst Bewußtlosen zu kümmern, läßt ihn unser Paukarzt ganz einfach in eine Privatklinik schaffen, die ein ihm befreundeter Chirurg hält. Na, das war vernünftig. Als Lohmann zu sich kommt, fällt ihm ja wohl beiläufig ein, daß die Baronin Nachricht haben muß. Er läßt telephonieren, die Damen möchten abreisen, und seine Sachen sollten vom Hotel in die Meinhardtsche Klinik geschickt werden.

„Vielleicht hatte die mollige Agathe schon Lunte gerochen. Und dann das Wort ‚Klinik'. Kurz: nach einer halben Stunde saß sie schon am Bett und erklärte jedermann: da ist mein Platz! Und nimmt mit der Gerwald mehrere Räume in der Klinik und macht es offiziös. — Straf mich Gott, wenn ich in diesem Fall von meiner sonst gut beschlagenen Menschenkenntnis sollte verlassen sein! Aber Agathchen ist vielleicht in all ihrer Unbefangenheit nicht böse über das Duell! Denn nun kann er gar nicht anders. Zu seiner Frau kann er nicht zurück. Sitzen lassen kann er hiernach die Baronin auch nicht. Und so strafen ihn die Götter und bedienten sich meiner bescheidenen Person dazu.

„Dieses Auftrumpfen Agathens: ‚Mein ist der Mann, und mir gehört er zu', macht es unmöglich, den Fall zu vertuschen. Ehe der alte Herr gar in den Zeitungen davon liest, ehe der Sohn ihn benachrichtigen kann, denn von wegen Agathe kann er nun nicht eine glaubhafte Flunkerei von einem Unfall nach Haus drahten, die Lage ist nicht einfach für ihn. Donnerwetter! Na also, ehe was geschieht, das den Schlag zu roh und plump gegen das Gemüt des Vaters führt, gehen Sie sofort zu ihm.

„Er hat Sie lieb. Er achtet Sie hoch. Oft hat er's mir gesagt. Es ist mir handlicher, mich in diesem Auftrag an Sie als an den vortrefflichen Thürauf zu wenden. Sie sind mein Kamerad, mein Freund, das sagt alles. —

Von Frau Klara kein Wort; da verbiet ich meiner Feder jedes. Sie wird leiden, jetzt, zunächst in jedem Fall! Aber sie wird mir doch noch mal im Leben freundlich die Hand geben — darauf hoffe ich!

„Und nun: Gott befohlen!

Ihr Likowski."

Wie langsam der Greis gelesen hatte, ganz gewiß, er mußte jeden Satz wiederholt in sich aufgenommen und lange bedacht haben.

Und nun faltete er mit zögernden Bewegungen die Bogen zusammen. Ein wenig mußte er sich vorneigen und den Arm ausstrecken, um sie auf den Tisch legen zu können, der rechts vor ihm aus der Wand vorsprang.

Stephan sprang schon auf, um ihm den Brief abzunehmen. Seine Blicke trafen sich mit den tiefen, großen Blicken des Alten, die kamen wie aus einem Abgrund von Gram herauf.

Aber dennoch, auf seinen Zügen lag der Ausdruck einer wunderbaren Gefaßtheit.

Welche Erschütterungen auch durch ihn hingewandelt sein mochten, er stand darüber, stand auf Herrscherhöhen, von wo aus die Wirrnisse des Lebens weithin übersehbar sind, wo man erkennen kann, woher die Wege kommen, und wohin sie gehen.

Ein leises, schmerzliches Lächeln voll Vatergüte ging um seinen Mund.

„Sie wollten mir und allem, was zu mir gehört, für immer entfliehen," sprach er, „und nun spielt unser Freund noch viel mehr, als er selbst weiß, Schicksal und schickt Sie gerade zu mir."

„Ich konnte den schweren Auftrag nicht ablehnen."

Er war verwirrt, sein Herz klopfte, er wünschte sich auf der Stelle verabschieden zu dürfen.

„Lieber Marning, Sie sehen, der Sohn ist mir verloren, vielleicht nicht ganz als Sohn, mag die Zukunft, mag vielleicht eine ferne Stunde, die meines Todes vielleicht, noch einmal seine Hand in meine legen. — Was



kann ich davon wissen, was darüber sagen. — Nichts. — Ich will mein Alter nicht mit Unversöhnlichkeit beflecken. Es liegt an ihm."

Er mußte innehalten. So lebendig stand plötzlich das Bild der genußsüchtigen, selbstischen Frau vor ihm, die seines Sohnes Mutter gewesen.... Er seufzte schwer....

„Möchte der Weg, in den ihn alles nun zwingt, ihm nicht zu hart mit Reue gepflastert sein."

Dann fuhr er lebhafter fort: „Meine Tochter, mein Enkel, mein Werk, das gehört zusammen — zu mir — bis übers Grab hinaus: zu mir! Und davon hat mein Sohn sich geschieden. Er hat die Würde seiner Frau und die Würde meines Werkes verraten. Vielem und vielen sollte er zum Herrn gesetzt sein. Das kann nur einer, der strebt. Nicht einer, der spielt. Er bleibt von meinem Werk geschieden — auf immer!"

Nun sah er den jungen Mann voll und groß an, bezwingend ...

„Ich tat einmal eine Frage an Sie. Heute ist der Augenblick, sie zu wiederholen. In dieser Stunde braucht mein Werk noch keinen Helfer und Leiter. Ein vorbildlicher Mann steht an der Spitze. Aber der Tag wird kommen, wo auch er jüngere Schultern als Mitträger braucht. Und mein Enkel. Noch bin ich da! Oh, ich hoffe dem Dunkeln, der mir schon mal so nahe war, noch manches Jahr zu trotzen. Aber dennoch, es ist Menschenlos. Mein Enkel und meine Tochter, einmal brauchen sie vielleicht einen klugen, besonnenen Mann von Ehre und Herz als — als Freund. Und so, Marning, so frag ich in dieser Stunde, wo mein Sohn für mein Werk verloren ging: Wollen Sie zu mir kommen, wollen Sie meinem Werk dienen?"

„Ja!" Laut und feierlich klang es durch den Raum.

Der alte Herr streckte seine Hand aus, Stephan ergriff sie und tat wie damals, als er für immer zu scheiden glaubte, er neigte sich tief und küßte voll Ehrfurcht diese Hand, die Hand, die sein Schicksal auf ungeahnte, nie mehr erhoffte Höhen des Glückes führen wollte.

Den Greis übermannte Rührung. Er zwang das nieder. Er wußte, mit diesem „Ja" hatte ein ganzer Mann sich seinem Werk angelobt. Und nicht nur seinem Werk. „Nun — Klara," sagte er, „sie muß wissen" ...

Stephan trat erschrocken zurück.

„Nicht in meiner Gegenwart."

„Doch." Er hatte schon das Zeichen für Leupold gegeben, und dieser kam so rasch, daß kein Wort mehr gewechselt wurde.

„Bitte meine Tochter herauf. Aber sage nichts davon, daß ich Besuch habe."

„Herr Geheimrat", bat Marning. Die alten Augen sahen ihn tief und wissend an.

„Sie werden mich nicht verlassen wollen, wenn ich Ihnen sage, ich brauche Sie, sonst, sonst, es könnte mir die Fassung zerbrechen. Ich habe diese Zwei zusammengeführt, ich! Bin ich nicht ein Schuldiger vor ihr?"

„Nein," rief Stephan, „nein, nichts von Schuld."

Sie warteten schweigend, Stephan stand am Fenster, hinter dem mächtigen Stuhl, in dem der Alte saß. Im Schatten, einer schwarzen Silhouette gleich.

Und dennoch erkannte sie ihn, kaum daß sie die Schwelle überschritten. Sie blieb stehen, ihr Fuß wollte sie nicht weitertragen.

Was war das? Ein Zufall? Eine von jenen lächerlichen Notwendigkeiten des Alltags, die sich in das Große mengen? Gerade jetzt? In diesen qualvollen Tagen der Unklarheit, wo ihr Frauenschicksal in der Schwebe hing.

„Mein Kind," sprach der alte Mann ihr entgegen, „komm, sieh, hier ist unser Freund. Er hat ernste Nachrichten gebracht." Und nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Von meinem — Sohn" ...

Nun war sie vor ihm und sah ihn an, nur ihn, als sei nicht noch einer hier, der ihren Blick und Gruß erwarten durfte. Und doch sah, fühlte sie nur die Gestalt, die hochaufgerichtet, schweigend und unbeweglich dastand.

„Ja, mein Kind, Wynfried, er hat — ein Unfall ... Später erfährst du das Genaue. Er liegt in Köln krank."

Sie wich ein wenig zurück, im Schreck. „Dann will ich zu ihm, gleich, ja — gleich. Ihn pflegen, beistehen."

„Nein, mein Kind. Du wirst nicht hinfahren. Eine andere Frau, der nun wohl seine Zukunft gehören muß, sitzt an seinem Bett. Und deine Ehe wird gelöst werden."

„Vater!" schrie sie auf. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht. Und die Männer schwiegen.

Sie ahnten, der Greis wie der junge Mann, daß in ihrer Seele eine ungeheure Bitterkeit aufwallte und alles, alles andere überflutete: Die Bitterkeit der edlen Frau, die sieht: alle Opfer waren umsonst! Die erkennt: meine Würde hat er, dem ich alles gab, nicht geachtet!

Niemand sieht ohne Enttäuschung den Bau seines Lebens in Trümmern zerfallen, auch wenn dieser Bau nicht im Glanz seliger Liebe errichtet wurde.

Aber dieser bittere Strom von schweren Erkenntnissen ebbte langsam zurück.

Und ein großes, schmerzliches Entsetzen erwachte.

Nun verlor sie Vater und Heimat.

Sie hob ihr Gesicht aus den Händen. Sie sah den alten Mann an, sie sah wohl, welch eine Welt von Liebe ihr aus seinen Blicken entgegenkam.

Aber dennoch. Es war sein Sohn, um den es ging, sein einziger Sohn, trotz allem.

„Nun muß ich dich verlassen!"

„Klara!"

„Aber das Kind, es gehört mir. Du wirst nicht den Versuch machen, es mir zu nehmen. Nein, das nicht, das weiß ich."

Sie war außer sich. Er streckte seine Arme nach ihr.

„Nein, besinn dich doch, gehören wir nicht zusammen, das Werk, das Kind — du und ich? Er hat sich von uns geschieden, nicht wir von ihm! Und hier steht einer, ich hab sein Wort: er will in die Arbeit hineinwachsen und dem Werk dienen und — meines Enkels Freund sein."

Er brach ab ...

„Vater!" Sie kniete schon neben ihm nieder, und er nahm das schmale, weiße Gesicht zwischen seine Hände.

„Meine Tochter!" sprach er leise und bedeutungsschwer.

Oft hatte er sie so genannt, aber sie fühlte, was dieser Name, in diesem Augenblick ihr gesagt, alles auf sie legte an großen und heiligen Pflichten, was er ihr versprach an Glück, das nach still und stark ertragenem Leid einst ihr Leben zu einem Wunder machen sollte.

Sie hob den Blick, sie wagte es, den Mann anzusehen, der als stummer Zeuge hinter dem Stuhl des Vaters stand. Und das beredte Auge sagte ihr, was der Mund noch verschweigen mußte.

Und in diesem erhebenden Scheigen gelobten ihre Seelen einander, der Vatergüte des großen alten Mannes immer wert zu sein, nach seinem Vorbild zu wirken und rastlos ihre Pflichten zu erfüllen im täglich erneuten, stillen Heldentum der Arbeit, die dem Ganzen dient.

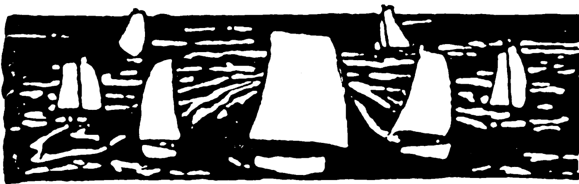
Ende.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 50. | Berlin, den 12. Dezember 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.



Die sieben Tage der Woche.

1. Dezember.

Von den Kämpfen bei Lodz berichtet die Heeresleitung über einen siegreichen Durchbruch der deutschen Truppen durch den Ring der Feinde. Teile der deutschen Kräfte, die in der Gegend östlich Lodz gegen rechte Flanke und Rücken der Russen im Kampf waren, wurden ihrerseits wieder durch starke, von Osten und Süden her vorgehende russische Kräfte im Rücken ernstlich bedroht. Die deutschen Truppen machten angesichts des vor ihrer Front stehenden Feindes kehrt und schlugen sich in dreitägigen erbitterten Kämpfen durch den von den Russen bereits gebildeten Ring. Hierbei brachten sie noch 12,000 gefangene Russen und 25 eroberte Geschütze mit, ohne selbst auch nur ein Geschütz einzubüßen.

2. Dezember.

Der Kaiser hat in Breslau eine Besprechung mit dem Oberstkommandierenden des österreichisch-ungarischen Heeres, Erzherzog Friedrich, der von dem Erzherzogthronfolger Karl Franz Joseph und dem Chef des Generalstabs General der Infanterie Freiherrn Conrad von Hötzendorf begleitet war.

Die österreichisch-ungarischen Truppen nehmen Belgrad ein.

Der deutsche Reichstag tritt zur zweiten Kriegstagung zusammen. Nach einer Rede des Reichskanzlers über die militärische und politische Lage genehmigt der Reichstag die neuen Kriegskredite in Höhe von 5 Milliarden Mark.

3. Dezember.

Der Kaiser besucht Teile der in der Gegend von Czenstochau kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen.

Die italienische Kammer tritt zusammen. Ministerpräsident Salandra legt die Gründe dar, die Italien zu einer wachsamen Neutralität veranlassen.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß General Rennenkampf vom Oberbefehl enthoben ist, weil er in der Konzentrationsbewegung zur Einschließung der Deutschen seine Stellung zwei Tage zu spät einnahm.

Aus Pretoria wird amtlich gemeldet, daß der Burengeneral de Wet gefangengenommen wurde.

4. Dezember.

Der Kaiser ist zu kurzem Aufenthalt in Berlin eingetroffen.

Der deutsche Botschafter in Rom, von Flotow, tritt aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub an. Der Kaiser beauftragt daher den Fürsten von Bülow mit der Führung der Geschäfte der Kaiserlichen Botschaft in Rom.

Russische Angriffe östlich der masurischen Seenplatte werden unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen.

5. Dezember.

Die von der italienischen Regierung genehmigte Tagesordnung Bettolo wird von der Kammer in namentlicher Abstimmung mit 413 gegen 49 Stimmen angenommen.

Der portugiesische Ministerpräsident Machado stellt in beiden Häusern des Parlaments fest, daß vier Expeditionen zum Dienst in Afrika ausgerüstet seien. Gleichzeitig wurde eine Verordnung veröffentlicht, daß Vorkehrungen zur Mobilmachung einer Division getroffen würden, die bereit sein soll, nach einem beliebigen Kampfplatz abzugehen.

Aus Nisch wird gemeldet, daß das Kabinett Paschitsch zurückgetreten ist; ein neues Kabinett, unter dem Vorsitz von Paschitsch, ist in der Bildung begriffen.

General de Wet und elf andere Führer der Buren sind in Johannesburg eingetroffen. Sie wurden in einem Fort untergebracht.

6. Dezember.

Lodz wird von unseren Truppen genommen. Die Russen befinden sich nach schweren Verlusten dort im Rückzug.

Die englische Admiralität veröffentlicht eine neue revidierte Verlustliste, aus der ersichtlich ist, daß die englische Flotte bisher 308 Offiziere und 7035 Mann verlor. Davon wurden 220 Offiziere und 4170 Mann getötet.

Die türkischen Truppen besetzen Kada, 20 Kilometer östlich von Batum. Durch einen kühnen Handstreich werden die Elektrizitätswerke von Batum außer Tätigkeit gesetzt.

Englische Landungstruppen greifen eine von türkischen Truppen zwischen dem Tigris und dem Kanal Louvaya besetzte Stellung an. Die Engländer werden unter großen Verlusten geschlagen.

7. Dezember.

Das lange Ringen um Lodz führt zu einem entscheidenden Sieg über die Russen. Die russischen Verluste sind groß.

Aegypten.

Von Geh. Justizrat Prof. Philipp Zorn.

In der großen Urkunde, die nach Abschluß des Weltkrieges von 1914 die Neuordnung der Staatenverhältnisse eines großen Teiles der Welt wird geben müssen, wird ein Kapitel zweifellos die Überschrift des alten Wunderlandes der Pharaonen tragen. Denn der tatsächliche Zustand Ägyptens, wie er seit drei Jahrzehnten besteht, entbehrt jeder rechtlichen Grundlage und bildet lediglich einen Teil des Systems brutaler Gewaltpolitik, mit dem jenes England, das um der „Freiheit" der Völker willen den furchtbaren Weltkrieg von 1914 zu führen der Welt vorlügt, die Völker in allen Teilen der Erde geknechtet hat. Es ist von hohem Interesse, den Werdegang der ägyptischen Dinge im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts bis heute zu verfolgen.

Ägypten bildete seit Aufrichtung der Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel einen Bestandteil des Türkenreichs. Immerhin war Ägypten unter der Herrschaft der Mameluken, einer Reiteraristokratie des Islams, zu größerer Selbständigkeit gelangt als die europäischen und asiatischen Länder der Türkei und wurde von einem

Vizekönig als Vasallen des Sultans von Konstantinopel in weitgehender Unabhängigkeit regiert. An der rechtlichen Zugehörigkeit des so gut wie ausschließlich von Bekennern des Islams bewohnten Landes zum türkischen Staat war zwar nicht der mindeste Zweifel, aber in Wirklichkeit war Ägypten ziemlich unabhängig.

Im griechischen Freiheitskampf mußten 1825 die von den Griechen hart bedrängten Türken die Ägypter zu Hilfe rufen, und es gelang dem Feldherrntalent des Sohnes des Vizekönigs Mehmed Ali, Ibrahim-Pascha, und der militärischen Tüchtigkeit seiner Ägypter, die Griechen in langwierigen Kämpfen dermaßen in die Enge zu treiben, daß ihre völlige Niederlage nur durch das Eingreifen der europäischen Großmächte England, Frankreich und Rußland in der Seeschlacht von Navarin, in der die türkisch-ägyptische Flotte vernichtet wurde, verhindert werden konnte (1827).

Aber die militärischen Erfolge der Ägypter hatten das Selbständigkeitsbewußtsein des Vizekönigs und seines Volkes mächtig gestärkt, und es begann nunmehr eine Periode der Unabhängigkeitsbewegung, die auf Herstellung eines vollkommen selbständigen ägyptischen Staates, der auch Syrien und Palästina umfassen sollte, gerichtet war. Es kam schließlich zum Krieg zwischen Ägypten und der Pforte, der seinen Abschluß durch den Sieg der Ägypter über die Türken bei Nisib in Kleinasien 1839 fand. Für uns hat dieser Krieg sein besonderes Interesse durch die Teilnahme des deutschen Generalstabsoffiziers Moltke im türkischen Hauptquartier; entgegen den von Moltke gegebenen Ratschlägen trafen die türkischen Heerführer ihre Anordnungen für die Schlacht von Nisib und — verloren sie. In seinen „Briefen aus der Türkei“ gibt Moltke eine hochinteressante Darstellung dieser politischen und militärischen Vorgänge.

Der sog. Quadrupeltraktat von 1840 traf sodann eine Neuordnung der Verhältnisse, kraft deren Ägypten wieder in das frühere Unterordnungsverhältnis zur Türkei gesetzt wurde, an dem rechtlich bis zum heutigen Tag nichts geändert ist.

Vom Quadrupeltraktat hatte sich ausgeschlossen und damit seine volle Selbständigkeit in der ägyptischen Frage gewahrt: Frankreich. Wie sehr man schon früher in Frankreich die Bedeutung Ägyptens für die große Weltpolitik erkannt hatte, beweist der Zug Napoleons nach Ägypten. Im Zusammenhang mit der gesamten nordafrikanischen Politik Frankreichs, die zur Eroberung Algiers führte, begann nunmehr seit den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts eine neue, sehr starke Einflußnahme Frankreichs auf die ägyptischen Dinge, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, und deren endgültiger, trauriger Zusammenbruch gegenüber der englischen Gewaltpolitik, in deren Sklavendienst Frankreich sich erniedrigen ließ, in dem Wort Faschoda liegt.

Es muß unumwunden anerkannt werden, daß Frankreich in und an Ägypten ein großes und schönes Werk der Zivilisation vollbracht hat, und wer diese ganze große Zivilisationsarbeit Frankreichs überblickt, versteht den heißen Haß, den Pierre Lotis schönes Buch über Ägypten gegen England atmet. Mir selbst hat einmal der französische Staatsmann d'Estournelles de Constant ausgesprochen: „Faschoda brennt uns viel mehr auf der Seele als Elsaß-Lothringen;“ er wird sich dessen heute wahrscheinlich nicht mehr erinnern, aber ich weiß es ganz genau.

Frankreich hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die ägyptische Volkswirtschaft reich und hoch entwickelt, hat dort ein dem Code civil nachgebildetes modernes Recht geschaffen und eine gute moderne Gerichtsorganisation — die sog. gemischten Gerichte, bestehend teils aus europäischen, teils aus einheimischen Richtern — hergestellt, hat ferner eine einigermaßen moderne Verwaltung in Ägypten eingerichtet und hat endlich — das Höchste! — das Wunderwerk des Suezkanals durchgeführt. Französischer Geist, französische Technik und französisches Kapital haben unter der genialen Leitung von Lesseps die Verbindung zwischen dem Mittelländischen und den indischen Meeren geschaffen, die dem Weltverkehr neue Bahnen gewiesen, die den ganzen Weltverkehr völlig umgestaltet hat. Es ist hier nicht erforderlich, dies weiter auszuführen. Daß Frankreich sich durch all diese gewaltige Arbeit eine besonders bevorzugte Stellung in Ägypten geschaffen hatte, war durchaus selbstverständlich, und diese bevorzugte Stellung war durch französische Arbeit wohl verdient. Wir sind deutscherseits, wie ich annehme, auch heute noch bereit, diese durch französische Arbeit in Ägypten gewonnene Vorzugstellung Frankreichs, selbstverständlich unter bestimmten Garantien gegen Mißbrauch, anzuerkennen.

Dann kam der Krieg von 1870 und mit ihm die Zeit Englands in Ägypten. Natürlich hatte England, das bis dahin in und für Ägypten nichts getan hatte, inzwischen erkennen müssen, von welch ungeheurer Bedeutung für die ganze Welt, besonders aber für England-Indien, in jeder Beziehung, volkswirtschaftlich, politisch und militärisch, das große Kulturwerk Frankreichs in Ägypten, insbesondere das große Wunderwerk des Suezkanals, sein müsse. Und nun begann jene zähe und um kein Mittel verlegene Politik Englands auf Verdrängung Frankreichs aus Ägypten, die mit Faschoda und dem Vertrag von 1904 ihren von vollem Erfolg gekrönten Abschluß fand. Die Verdrängung Frankreichs, das die ganze große und schwere Zivilisationsarbeit in Ägypten getan hatte, durch England, das rein nichts getan hatte, ist vom allgemein-politischen Standpunkt aus eins der größten Gaunerstücke, das die Weltgeschichte kennt. Wir haben uns ja nicht für Frankreich zu schämen, zu ärgern und zu grämen, aber — ich wiederhole es —: wir verstehen den heißen Haß Pierre Lotis, und wir bedauern Frankreich, daß es erst in Ägypten und jetzt in seiner ganzen Weltpolitik der Sklave des englischen Gaunertums geworden ist, dessen Räuberpolitik gegen Deutschland jetzt Frankreich mit dem Blut von Hunderttausenden seiner Söhne bezahlen muß, ohne selbst von diesem Krieg auch nur den geringsten Gewinn erhoffen zu können.

Als Frankreich nach der Katastrophe von Sedan 1870 am Boden lag, benutzte England die verzweifelte politische und finanzielle Lage Frankreichs, um den größten Teil der Suezkanal-Aktien aus französischem und ägyptischem — besonders durch Übernahme der Aktien des ganz verschuldeten ägyptischen Vizekönigs — in englisches Eigentum überzuführen. An diese finanziellen Manipulationen schloß sich sodann die Beseitigung des anderweitigen französischen Einflusses in Ägypten und seiner Träger an. Mit unerhörter Rücksichtslosigkeit betrieb England dies Werk der Beseitigung der französischen Organe und Beamten aus Ägypten und ihrer Ersetzung durch englisches Personal. Noch einmal kam für dies englische Vorgehen gegen Frankreich ein kritischer Moment: als Fürst Bismarck den Franzosen die Gefahr für ihre Stellung in Ägypten nicht



allein klar zeigte, sondern sich auch bereit erklärte, die deutsche Macht für Wiederherstellung der französischen Vormachtstellung in Ägypten einzusetzen. Jules Ferry, wohl der bedeutendste der Staatsmänner des modernen Frankreich, war bereit, auf Bismarcks Vorschläge einzugehen. Aber die öffentliche Meinung, erfüllt von verbissenem Haß gegen Deutschland, stürzte Ferry und besiegelte damit den endgültigen Verlust Ägyptens für Frankreich.

England setzte sein Zerstörungswerk in Ägypten fort, und als die Ägypter unter Arabi-Pascha einen letzten verzweifelten Versuch machten, sich von der englischen Umklammerung zu befreien, wurde durch den brutalen Gewaltakt der Beschießung von Alexandrien am 11. Juli 1882 sowie den darauf folgenden Sieg von Tel el Kebir Ägypten völlig der Gewaltherrschaft der Engländer unterworfen.

Seitdem hat sich England in Ägypten häuslich eingerichtet ohne jede Rücksicht auf Ägypten, ohne jede Rücksicht auf den rechtmäßigen Oberherrn, den Sultan in Konstantinopel, ohne jede Rücksicht auf das Recht. Und dieses selbe England will jetzt der Welt den Glauben beibringen, als habe es den gegenwärtigen furchtbaren Weltkrieg nur als Hüter des Rechtes unternommen, weil Deutschland das Recht der Neutralität Belgiens, das Belgien selbst im verbrecherischen Komplott mit England und Frankreich seit 1906 vollkommen preisgegeben hat, verletzt habe! Und mit dieser heuchlerischen Phrase findet unfaßbarerweise England noch Glauben, selbst bei den sonst doch so nüchtern und klar und, wie wir hoffen und fordern, so ehrlich urteilenden Amerikanern! —

Die durch ausgezeichnete französische Arbeit in Ägypten geschaffenen Rechtseinrichtungen ließ England bestehen; auch den Vizekönig ließ man scheinbar weiter regieren. Aber die gesamte Verwaltung wurde von England übernommen oder unter scharfe englische Aufsicht gestellt und das Land militärisch besetzt; englische Gewaltmenschen beherrschten das Land in willkürlichster Weise, und die Welt schwieg zu dem ganzen unerhörten Gewaltakt, durch den England jedes Recht in Ägypten mit Füßen trat. Mit Frankreich einigte sich England in jenem berüchtigten Vertrag vom 8. April 1904, dem Meisterwerk der Räuberpolitik Eduards VII., durch den England Frankreich freie Hand in Marokko, Frankreich England freie Hand in Ägypten gewährte. Nachdem Frankreich in Faschoda durch das von England aufgerichtete kaudinische Joch gegangen war, war der endgültige Verzicht Frankreichs auf seine große und ruhmvolle ägyptische Tradition nicht mehr weiter verwunderlich.

Inwieweit andere Staaten den englisch-französischen Vertrag von 1904 anerkannt haben, ist nicht sicher bekannt; Italien wegen Tripolis und Spanien wegen seines Anteils an Marokko scheinen ihn anerkannt zu haben; Deutschland und Österreich-Ungarn und vor allem die rechtlich nächstbeteiligte Macht, die Türkei und Ägypten selbst, haben ihn nicht anerkannt. Es kann somit davon keine Rede sein, daß der Vertrag von 1904 auch nur den Schatten von Recht geschaffen hätte; er ist, was Ägypten betrifft, bis zu diesem Augenblick nicht Recht, sondern für jeden ehrlichen Menschen lediglich brutaler Gewaltakt, der jeder Rechtsgültigkeit ermangelt.

Die Rechtsverhältnisse des Suez-Kanals wurden allerdings geregelt durch einen allgemeinen internationalen Vertrag vom 29. Oktober 1888, abgeschlossen von den sechs europäischen Großmächten Türkei, Spanien, Niederlande, später beigetreten sind Griechenland, Portugal, die skandinavischen Staaten, Japan und China. Die Mächte haben im Eingang als Zweck des Vertrages ausgesprochen, „eine endgültige, die freie Bewegung des maritimen Suez-Kanals zu jeder Zeit und für alle Mächte sicherstellende Regelung herbeizuführen". Dieser Vertrag beruht auf dem Prinzip der vollsten und strengsten Neutralität der großen Weltverkehrstraße; alle Schiffe, auch Kriegsschiffe kriegführender Mächte, haben freie Durchfahrt durch den Kanal; aber unter keinen Umständen dürfen Kriegshandlungen innerhalb des Kanalgebietes zu Wasser oder zu Lande vorgenommen werden. Die Aufsicht über die Durchführung des Vertrages ist der Regierung des Khediven und der Türkei unter Mitwirkung eines internationalen Rates der sämtlichen Signatarmächte übertragen. Da jedoch England zurzeit noch die Macht über den Suezkanal hat und England sich bekanntlich an keinerlei Völkerrecht gebunden hält, ist diese Neutralität des Kanals ein leeres Wort; England betrachtet den Kanal als seine Machtsphäre und wird im Kanalgebiet lediglich nach seinen eigenen Interessen schalten und walten. In einem Generalvorbehalt hat England auch diesen seinen Standpunkt zum Ausdruck gebracht, indem es Verwahrung einlegte gegen die Anwendung der Bestimmungen des Vertrages, „insoweit sie nicht vereinbar seien mit dem vorübergehenden und ausnahmsweisen Zustand, in dem sich Ägypten gegenwärtig befindet, und insofern sie die Freiheit des Handelns für die englische Regierung beeinträchtigen könnten während der Dauer der Besetzung Ägyptens durch englische Truppen." England hat also einfach erklärt, daß es sich an den Vertrag nur so weit gebunden halte, als es ihm beliebt. Übrigens ist der Vertrag auch im Deutschen Reichsgesetzblatt nicht veröffentlicht.

Inzwischen sind die türkischen Truppen am Kanal angelangt, und die englischen Behörden sollen nach beglaubigten Nachrichten Suez und Port Said, die beiden Endpunkte des Kanals, bereits verlassen haben — wie wir hoffen: auf Nimmerwiederkehr! Englische Truppenschiffe aus Indien, geleitet von englischen Panzerkreuzern, sollen bereits vor dem Kanal umgekehrt sein.

Dies wäre weitaus der schwerste Schlag, der England in dem jetzigen Krieg bis heute getroffen hat.

Wir hegen die feste Hoffnung, daß das Kapitel des Friedensvertrages, das von Ägypten handeln wird, die englische Herrschaft über Ägypten beseitigen und das zurzeit noch rechtlich bestehende Verhältnis dieses Landes zur Türkei auch tatsächlich wiederherstellen wird. Der Suezkanal muß unter eine wirklich internationale Verwaltung mit allen sicheren Garantien einer solchen unter Beseitigung jedes besonderen englischen Einflusses gestellt werden, und wir hätten wohl auch heute noch nichts dagegen, wenn diese internationale Kanalverwaltung zum Dank für die historischen Verdienste Frankreichs um Ägypten und den Suezkanal unter französische Leitung mit genau bestimmten Garantien wirklicher Internationalität gestellt würde.

Jedenfalls muß die durch räuberische Gewaltakte und insbesondere durch perfide Hinterlist gegen Frankreich von England ergaunerte Alleinherrschaft über Ägypten und den Suezkanal gebrochen werden.



Kameradschaft hinter der Front.

Von Thea von Puttkamer.

Von der Westfront her, aus den Schützengräben dicht am Feind, kam eine Karte. Darauf steht: „Hier ist Zusammenhalt und Pflichterfüllung, Kameradschaft bis zum letzten Atemzug.“

Wie im Westen, so auch im Osten; überall da, wo deutsche Feldgraue kämpfen: gute Kameradschaft bis zum letzten Atemzug!

Dies ist eine Selbstverständlichkeit für jeden, der den deutschen Volkscharakter kennt. Prächtige Blüten, treffliche Früchte treibt dieser Charakter gerade dann, wenn ein Druck ihn zusammenhält. Wohlgemerkt: zusammen-, nicht niederhält.

Wenn er ineinandergeschweißt und gehämmert, vorwärtsgepreßt, geschoben und fortgerissen wird durch gewaltige Kräfte, die zugleich „Wollen“ und „Müssen“ in sich begreifen — durch wuchtige, blanke Notwendigkeit.

Hinter der Front ist dieser Druck nicht so stark. Schon in der Etappe nicht. Viel weniger noch daheim. Hier heischt fast niemals der Augenblick alles von allen, fast niemals schmilzt ein Wille, komme er von außen als Befehl oder von innen als kategorischer Imperativ, die auseinanderstrebenden eigenbrödelnden Einzelwesen zusammen zu widerstandsloser, dennoch unwiderstehlicher Einheit.

Zeit und Muße bleiben. Wozu? Zum Drehen und Deuteln, zu Grübelei und Zersplitterung, zu Kleinmut und Schwäche. Wem vor allem? Uns Frauen!

Mit dem Abschiednehmen ist's nicht vorbei, wenn auch die Mobilmachung längst vorbei ist.

Sei es, wo es sei, auf der Land-, auf der Kleinstadtstation, in der Glashalle des großstädtischen Riesenbahnhofs, irgendwo in Deutschland steht fast täglich ein Häuflein Frauen vor dem Zug, der ihres bisherigen Lebens Inhalt hinausträgt an die Front.

Nicht mehr ihr Mann, ihr Sohn, ihr Vater ist es, dem sie — zum letztenmal vielleicht — ins Auge sehen, sondern der Kriegsfreiwillige, der Ersatzreservist, der Offizierstellvertreter in dem und dem Regiment, der an einer bestimmten Stelle von seinem Vaterland dringend gebraucht wird.

Das ist schwer zu fassen, besonders schwer für die Frau der gebildeten Stände, die nicht über die naive, ruhige Selbstverständlichkeit des Hinnehmens, wie sie in unteren Schichten häufig ist, verfügt. Sie besitzt noch keinerlei Disziplin, die den Angehörigen aktiver Offiziere schon in Friedenzeiten eingeimpft wurde. Jene kannte schon in Friedenzeiten die strengen Anforderungen des Militärdienstes, ihre harten Hineingriffe in das Privat-, das Familienleben der einzelnen. Überall Rücksichten und Gebundenheiten, im Verkehr sowohl wie im Auftreten. Bisweilen als drückend empfunden, stets jedoch auf Erziehung und Überwindung des allzu selbstischen Ich hinzielend.

Offiziersfrauen und -töchter, sie alle wußten um heimlichen Unmut ihrer Väter und Männer, die, weit entfernt von frevelhaftem Herbeisehnen eines Krieges, doch naturgemäß wünschen mußten, ihre mühevolle, entsagungsreiche Friedensarbeit einmal im Ernstfall erprobt und gekrönt zu sehen.

So standen auch sie immer auf der Wacht, immer gewärtig des Winkes vom Thron, der ihnen das Liebste entreißen würde. Und wenn der enge Zusammenschluß unter den Frauen eines Regiments während der Alltagsjahre zu manchen Unzuträglichkeiten Anlaß gab, so fand schon der Beginn des Krieges sie eng vereint als treue Kameradinnen, eben weil jede der gleichen herben Notwendigkeit gegenüberstand.

Hiervon kann bei den Offiziersdamen neugebildeter Regimenter zunächst gar nicht die Rede sein.

Nicht ihre Bildungskreise sind verschieden, wohl aber die Lebensbedingungen, denen sie entstammen. Erst in den letzten Tagen, die der Truppenteil noch in der Heimat verbrachte, lernten sie sich kennen — ja, vielleicht erst in letzter Stunde auf dem Bahnhof.

Und nun verrinnt auch die letzte Minute dieser letzten Stunde — unerbittlich. Die Lokomotive faucht, die Männer rufen und winken, die Musik spielt, laut und grell. Dann plötzlich schweigen die Trommeln, das dumpfe Pochen der eigenen Herzen wird den Frauen vernehmbar; sie sind allein. Und unter dem Druck der großen Stille und Leere, die nun über sie herfällt, blicken sie ängstlich aufeinander, geloben, sich gegenseitig eine Stütze zu sein in kommenden schweren Tagen . . .

Aber wird es auch gehalten, dies Gelöbnis? —

Sind sie stark und verständig genug, sich Geduld zu predigen, wenn alsbald die Nachrichten ausbleiben, da eine hart erscheinende und dennoch auch moralisch bedeutsame Maßnahme der vorsichtigen Heeresverwaltung über an die Front geworfene Neuformationen Postsperre verhängte?

Verstehen sie es, der eigenen Herzensunruhe zu gebieten, um der seelisch oder körperlich schwächer veranlagten Mitschwester aufzuhelfen? Sind sie auf dem Platz, um der Nervösen, im Haushalt Überlasteten einmal Kinder und Plackerei abzunehmen oder die Unbeschäftigte darauf hinzuweisen, daß sie einzig und allein durch Schaffen für andere sich vor der Zermürbung, die müßige Stunden jetzt mit sich bringen müssen, retten könne?

Zu der einen sickert früher als zu der andern die Nachricht durch, daß die Reservekorps sofort vor den Feind gekommen seien. Nun die Zähne zusammen! Schweigen vor der Ahnungslosen, die den Mann, den Sohn noch in der Etappe wähnt. Sie erfährt es noch früh genug; dann aber in Tagen, in denen bereits die Gewöhnung ihren wappnenden Harnisch um die schwache Seele gebreitet hat.

Bis wieder ein neuer Feind vor den Kameradinnen hinter der Front auftaucht: das unverbürgte Gerücht! Über Kämpfe, über entsetzliche Verluste, über schreckliche Einzelheiten aus den Gefechten... Woher kommen sie?

Widersprechend sind sie zumeist, durch sieben Münder bereits gezerrt. Dennoch — die ängstlichen Herzen füllen sich an damit, und die Lippen laufen über. Ein Hasten und Jagen nach Gewißheit beginnt. Da ist eine — hilf, Himmel, wie resolut! Alle Behörden will sie in Tätigkeit setzen um des einen willen, der ihr nahesteht. Ist da nicht eine Kameradin, die ihr vorstellt, wie schwer und mühevoll all diese Leute zum Wohl des Ganzen arbeiten, daß sie um den Einzelnen sich unmöglich kümmern können?

Von den Behörden geht es zu den Lazaretten, um einen Verwundeten aus dem gleichen Regiment zu entdecken. Und ist er gefunden, so wird ihm alles ge-



Zu den Kämpfen in Russisch-Polen.

glaubt, ohne in Betracht zu ziehen, daß überreizte Nerven und die Unmöglichkeit, größere Abschnitte des Schlachtfeldes genau zu übersehen, oft die größten Entstellungen hervorrufen.

Brennend warm, durchs Telephon gar wird nun das Erlauschte weitergetragen. Daß nur keine die Märtyrerkrone allein trage. Aber — wenn der schwerste Schlag in ein anderes Haus fiel und das eigene noch verschonte, da versagt auf einmal die mitteilsame. . . . Nicht, daß es ihr an Empfinden fehlte — nur die Kraft gebricht, die äußere Teilnahme zu zeigen. Sie müßte an ihr eigenes Los denken — sie müßte vielleicht mitweinen. . . .

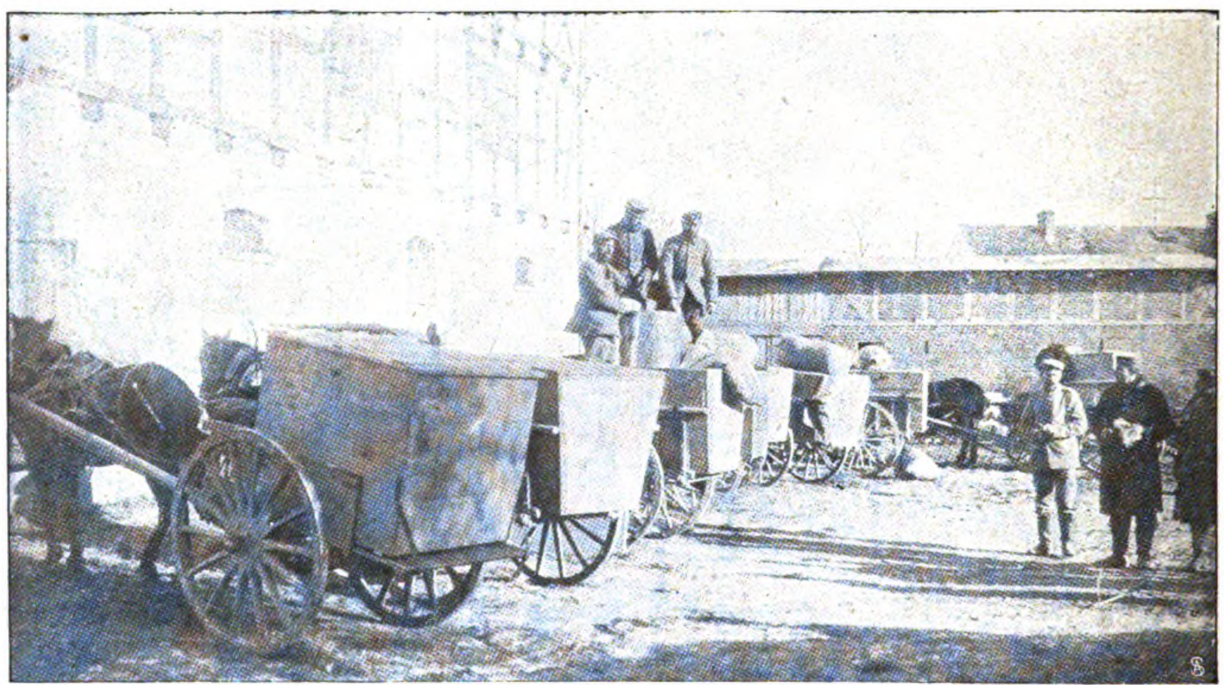
Als ob mitgeweinte Tränen nicht Balsam wären . . . Solche Kameradinnen laßt uns nicht sein! Hüten wir uns auch, gedankenlos den Stachel in das Herz der Zurückgebliebenen zu bohren, indem wir uns verwundert, fast mißbilligend darüber aussprechen, daß der Gatte die Frau und den Beruf verließ — daß es der Mutter nicht gelang, den Sohn zurückzuhalten. Das könnte den Stolz auf die freiwillig Mitgegangenen übertäuben, den rebellischen Gedanken aufkeimen lassen: Galt ich ihm denn gar nichts mehr? Besaß ich so wenig Macht über ihn, daß er mir das antun konnte?

Ihr Zurückgebliebenen wiederum flüchtet nicht zu denen, die euch die Ohren vollgreinen von den Schrecken des Krieges; nehmt es nicht übel, wenn einmal eine derbe Hand eure Ängste packt und sie hinwegzuschütteln sucht. Hinter der scheinbaren Verständnislosigkeit mag goldechte Kameradschaft sich bergen, Kameradschaft bis zum letzten Hauch der seelischen Kraft! So, wie sie überall zu finden sein sollte, auch hinter der Front!

Weg mit aller Kleinlichkeit, die da trennen könnte — weg mit dem kleinen Mut! Lieber sich die Zunge zerbeißen, als die Last der andern Kreuzträgerinnen noch zu vermehren! Aber auch keine Scheu vor dem großen, heilenden Mitfühlen und Mitleiden!

Und wenn einer diese Selbstüberwindung zu schwer wird, wenn sie sich selbst nicht beistehen kann und darum auch andern nicht — für die lebt immer noch der alte Alliierte Zietens da droben. Er hat für die, die an ihn glauben, den wundervollen Trost bereit: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. — Er hält die treuste Kameradschaft — bis zum letzten Atemzug! —



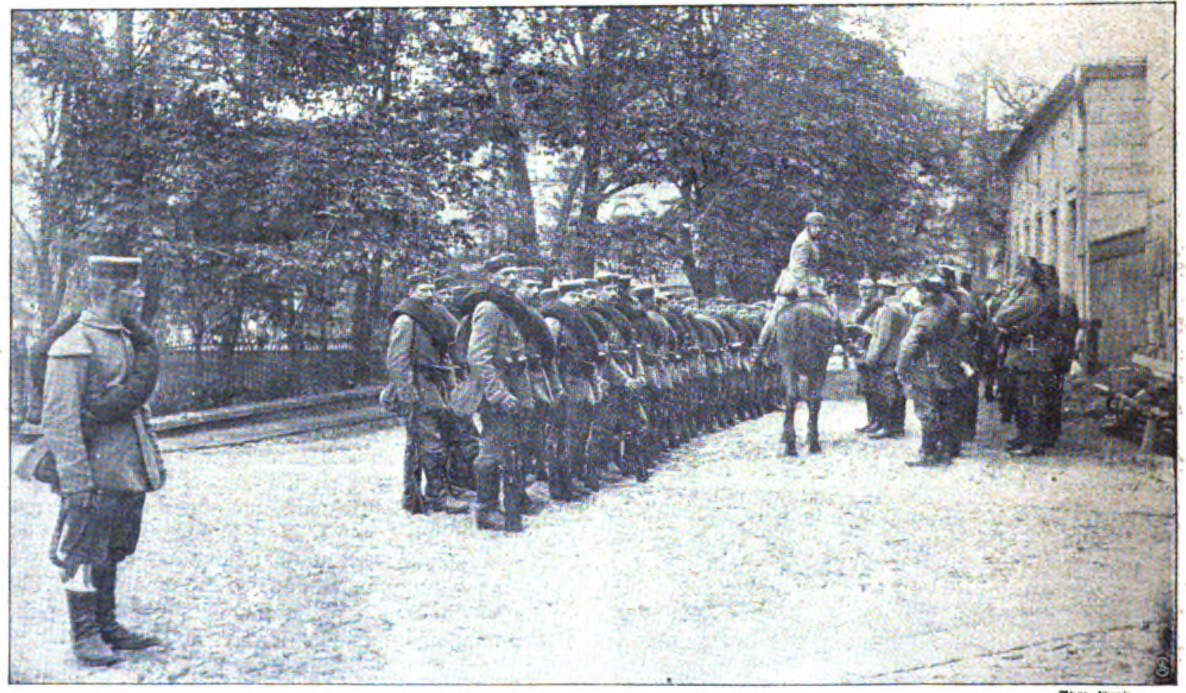


Wie sich Soldaten zu helfen wissen: Selbstgefertigte Kochkisten auf erbeuteten Russenkarren. Phot. v. Jakubowski.

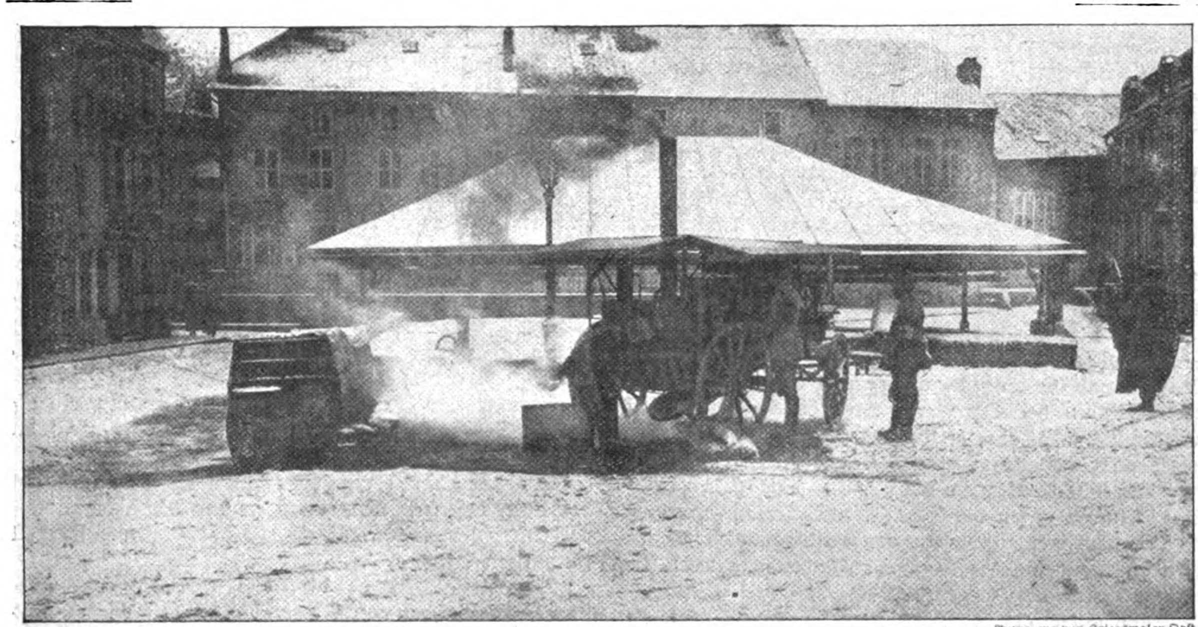
Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! — Wer die Kriegsereignisse auf dem riesigen polnischen Schauplatz aufmerksam verfolgt, der gewinnt mehr und mehr die Überzeugung, daß das göttliche Strafgericht, das die Macht der frevelhaften Zarenregierung auf lange Zeit hinaus brechen wird, immer rascher und unerbittlicher heranzieht. — Und die Werkzeuge, deren sich die Weltgeschichte bedient, um mit ehernem Meißel Runen in ihre Tafeln einzugraben, sind unsere heldenhaft kämpfenden Regimenter unter der Führung des Feldmarschalls Hindenburg, denen sich in fester Bundestreue die österreichisch-ungarischen Truppen an die Seite stellen.

Es war im Rat der Völker alles so schön erdacht, um die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche zu zertrümmern. Aber an unsern Bajonetten wurde bisher alle Feindestücke zuschanden. — Nach mehr als viermonatiger Kriegführung stehen unsere Westheere tief in Feindesland, hinter sich das vollständig niedergerungene



Deutsche Bahnhofswache in Czenstochau. Phot. Groß.



Aufnahme von Kriegsmaler Dost.

Desinfektionsapparat vom „Roten Kreuz“ vor dem Lazarett in Stenay.

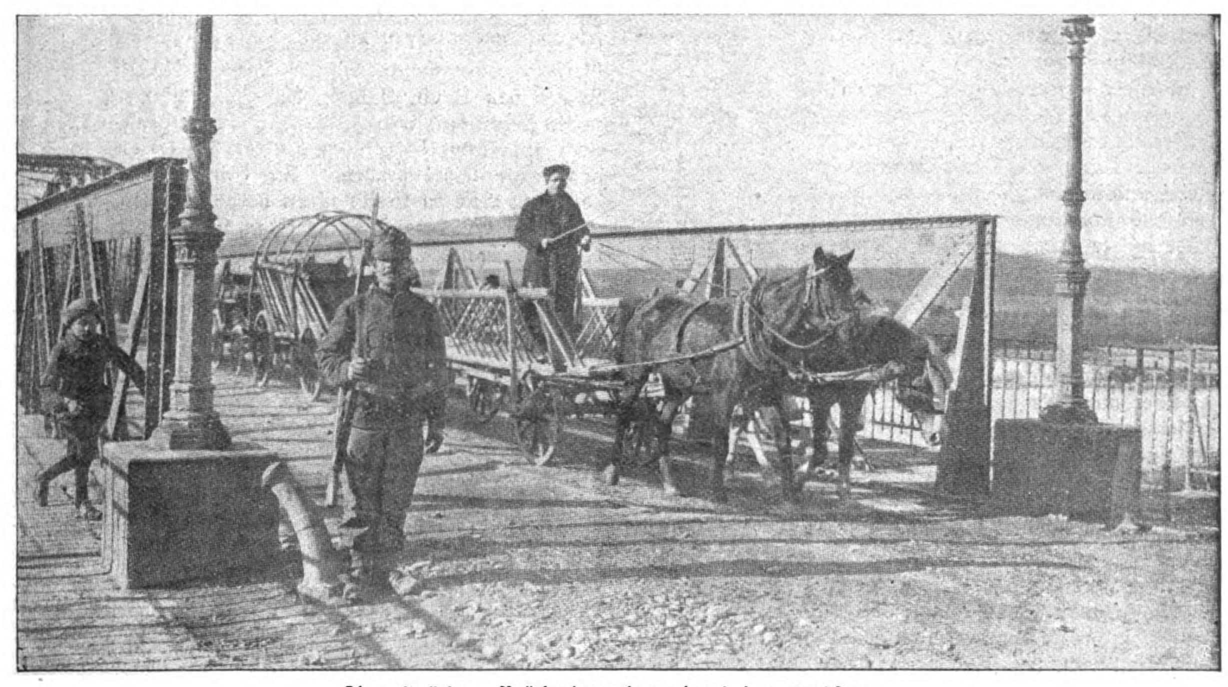
Belgien. Fortgesetzt versuchen es mit verzweifelten Anstrengungen die Engländer und Franzosen, durchzubrechen, aber Verluste häufen sich auf Verluste, und die letzten Sturmangriffe konnte man eigentlich nur als Zuckungen ansehen, denen eine tiefe moralische und physische Kraft nicht mehr innewohnte. Kampfbereit stehen wir im Westen, des Augenblicks gewärtig, wo wir in allgemeinem Angriff endlich ernten sollen, was wir in langem, heißem Ringen unter viel Verlusten säten!

Und so ist es denn gekommen, daß unsere Gegner in Flandern mit ängstlicher Miene und sorgender Ungeduld nach dem Osten schauen. Ex oriente lux! Aus dem Osten, aus den Steppen Asiens soll den „Kulturnationen“ England, Frankreich und Belgien der Rettungstern aufgehen, dieweil ihr eigener im Sinken ist.

Man weiß nur zu gut, daß von einer erfolgreichen Offensive überhaupt nicht mehr gesprochen werden darf. Man ist froh, wenn man sich mühsam in den Verteidigungstellungen hält und — von Rußland die befreiende Tat erwarten darf.

Und so ist es ferner gekommen, daß der russische Generalissimus den inständigen Bitten aus Paris und London nachgab, seine klug gewählte Stellung hinter der Weichsel verließ und die Schlacht westlich des Stromes annahm, die nun immer mehr und mehr zu einer Katastrophe auszuarten scheint.

Seit mehr als einer Woche lautet die Parole: „Nordpolen!“ Dorthin warfen die Russen alle verfügbaren



Aus Galizien: Brückenbewachung durch den Landsturm.



Kräfte. Sie vernachlässigten sogar Przemysl, um den alten Eisenfresser Hindenburg abzuwehren, der wie der leibhaftige Teufel ihnen an den Hacken saß und nicht locker ließ.

Besonders hart umstritten wurde die Fabrikstadt Lodz, deren Besitz von großer Bedeutung ist. — Nun ist dieses Bollwerk im Herzen der russischen Stellung gefallen, und die Russen mußten unter riesigen Verlusten zurück. Aber damit nicht genug: Verstärkungen, die aus Südpolen heraneilten, um noch zu retten, was zu retten war, wurden bei Petrikau, südlich Lodz, von den Österreichern im Verein mit deutschen Truppen angepackt und — abgewiesen. Es ist kein Glück mehr bei den russischen Waffen, und die Augen einer ganzen Welt blicken nach der Walstatt bei Warschau, wo deutsche Hiebe auf moskowitische Schädel herniederprasseln! Auf Lowitsch folgte Lodz, voller Hoffnung blicken wir in die Zukunft, dem Augenblick entgegen, wo wir die geschlagenen russischen Armeen gegen die Weichsel zurückfluten sehen! —

Das Vorspiel zu diesem großen Drama ist soeben beendet, der gewaltige Regisseur Hindenburg wird für baldige Fortsetzung sorgen.

Auch unser dritter Bundesgenosse, die Türkei, ist nicht untätig gewesen. Wir hörten, daß im Kaukasus die Russen fortwährend zurückweichen, daß die große Einfallarmee für Ägypten sich dem Suezkanal mit schnellen Schritten nähert und die Engländer in fieberhafter Eile Schanzengräben aufführen. Der „Heilige Krieg" macht sich sogar auf dem europäischen Kriegschauplatz insofern bemerkbar, als zahlreiche Turkos die französischen Reihen verließen, um sich gefangennehmen zu lassen, und Herr Joffre auf neuen Zuzug aus Algerien verzichten muß, weil in allen nordafrikanischen Besitzungen Frankreichs der Aufruhr emporflammt. —

Die Haltung Portugals ist noch immer einigermaßen in Dunkel gehüllt. Es scheint, daß heftige Strömungen im Volk gegen einen Anschluß an England sind und die Regierung schwere Sorgen hat. Das alte Ministerium fiel. Was wird das neue bringen? Man kann nur immer wieder sagen: Armes Land!! Auf den Kriegsverlauf im allgemeinen ist von dieser Seite her kein Einfluß zu erwarten.

Als sehr erfreulich müssen wir bemerken, daß die Beziehungen Italiens zur Türkei eine wesentliche Besserung erfahren haben. — Von einer Gefahr, daß der „Heilige Krieg" auf Tripolitanien überspringt, ist keine Rede, und in Rom schenkt man den loyalen Versicherungen aus Konstantinopel volles Vertrauen. Salandras Rede in der Kammer bestätigt ferner, daß unser alter Dreibundgenosse an den Traditionen vergangener Jahrzehnte treu festhält. — In England erhebt die irische Gefahr mehr und mehr ihr Haupt, und es ist bereits zu Gewaltmaßregeln gegen Zeitungen und einzelne führende Persönlichkeiten gekommen. —

Überhaupt scheint sich John Bull recht wenig wohl in seiner Haut zu fühlen, denn er hat nicht nur Sorgen in seinen Kolonien, sondern auch manchen häuslichen Kummer, wozu die heftigen Angriffe der Times gegen die Admiralität in besonderem Maß beitragen. — Und nun gar das rätselhafte Verschwinden des Überdreadnoughts „Audacious", von dem die ganze Welt spricht und nur Herr Churchill „nichts weiß". —

Ach ja, man hat in London den Kopf recht voll, und der „King" reiste denn auch in seiner Herzensangst nach dem Kontinent, um seine Sorgen vor dem König ohne Land, Albert, dem geschwätzigen Poincaré und den Generalen Joffre und French auszuschütten! — Als Pflaster auf die Wunde erhielt König Albert den „Hosenbandorden" verliehen. Antwerpen oder Brüssel wäre ihm zweifellos lieber gewesen! —

Und nun wollen wir zum Schluß aus der Ferne, wo wir beobachtend weilten, noch für einen Augenblick ins eigene Haus zurückkehren. — Abermals haben wir im Innern des Landes einen herrlichen Sieg erfochten, das war am 2. Dezember, als der Reichstag zum zweitenmal zu einer denkwürdigen Sitzung zusammentrat und in voller Einmütigkeit fünf Milliarden neue Kredite bewilligte! Und was der Reichskanzler über die Weltlage sprach, schlug wie dunkler, klarer Glockenton ernst und wuchtig an alle Herzen.

Es war eine Stunde der inneren Erbauung, ein erneutes Gelöbnis, unsere Feldgrauen draußen nicht im Stich zu lassen.

Dasselbe „Durch um jeden Preis", das Hindenburg bei Lodz beseelte, war auch in der deutschen Volksvertretung lebendig und fand millionenfachen Widerhall im ganzen Land.

Die Beifallstürme, die den Sitzungsaal durchbrausten, als Herr von Bethmann Hollweg sprach, sind ein ebenso wertvolles Zeichen für den Willen zur Tat wie das Hurra der Sieger von Lodz.

Draußen und drinnen sind wir alle eines Geistes, das lehrte uns wieder einmal die letzte Kriegswoche in erfreulicher Weise! F. N.

* *

Vom Weihnachtsbüchertisch.

Deutsche Heldenlieder.

Die allgemeine Begeisterung hat in den bisher vergangenen Kriegsmonaten bereits eine große Anzahl von vaterländischen Liedern und Gedichten gezeitigt, die verstreut in vielen Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind. Aus der ganzen Fülle das auszusondern, was dauernd im Gedächtnis der Mit- und Nachwelt fortzuleben verdient, und zu einer Sammlung zu vereinigen: das ist Zweck und Ziel der „Deutschen Heldenlieder". So sind fast alle berühmten Dichter vertreten: Gerhart Hauptmann, Walter Bloem, Rudolf Herzog, Joseph von Lauff, Ludwig Ganghofer usw. Aber daneben stehen auch manche Namen, die der großen Menge noch unbekannt sind, junge Dichter, die in großer Zeit das rechte Wort fanden. Die Sammlung, die dem deutschen Volk zu Weihnachten vorgelegt wird, erscheint im Verlag von August Scherl G. m. b. H. in einfach würdigem Gewand. Preis 3 Mark.

Kaiser Wilhelm im Felde.

Die unsern Lesern als Sonderbeilage zu Nr. 48 dargebotene erste photographische Aufnahme des Kaisers in feldgrauer Uniform mit dem Eisernen Kreuz liegt jetzt in zwei Kunstblatt-Ausgaben vor, die den höchsten künstlerischen Anforderungen genügen. Die Volksausgabe in Schnellpresse-Tiefdruck kostet nur 1 Mark und wirkt in ihrer trefflichen Ausführung als ein echtes volkstümliches Kunstblatt, geeignet, jedes Heim zu zieren. Die Luxusausgabe in Handpresse-Kupferdruck kostet 5 Mark und wird jedes Sammlers Entzücken erregen. Die Bildgröße ist bei beiden Ausgaben die gleiche: 40 : 28 cm, die Kartongröße 59 : 45 und 73 : 56 cm. Bestellungen darauf nimmt jede Buch- und Kunsthandlung sowie der Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, und dessen Geschäftstellen entgegen.



Nummer 50.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Seite 2009.

Ill. Photoverlag.

Fürst von Bülow,

wurde mit der Führung der Geschäfte der deutschen Botschaft in Rom betraut.

Die denkwürdige Reichstagsitzung vom 2. Dezember: Reichskanzler von Bethmann Hollweg spricht.

Spezialaufnahme der „Woche".

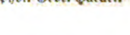




Der Kaiser spricht mit einem Feldwebelleutnant der Landwehr, der das Eiserne Kreuz erhielt.

Der Kaiser im Osten.





Phot. Gebr. Haeckel.

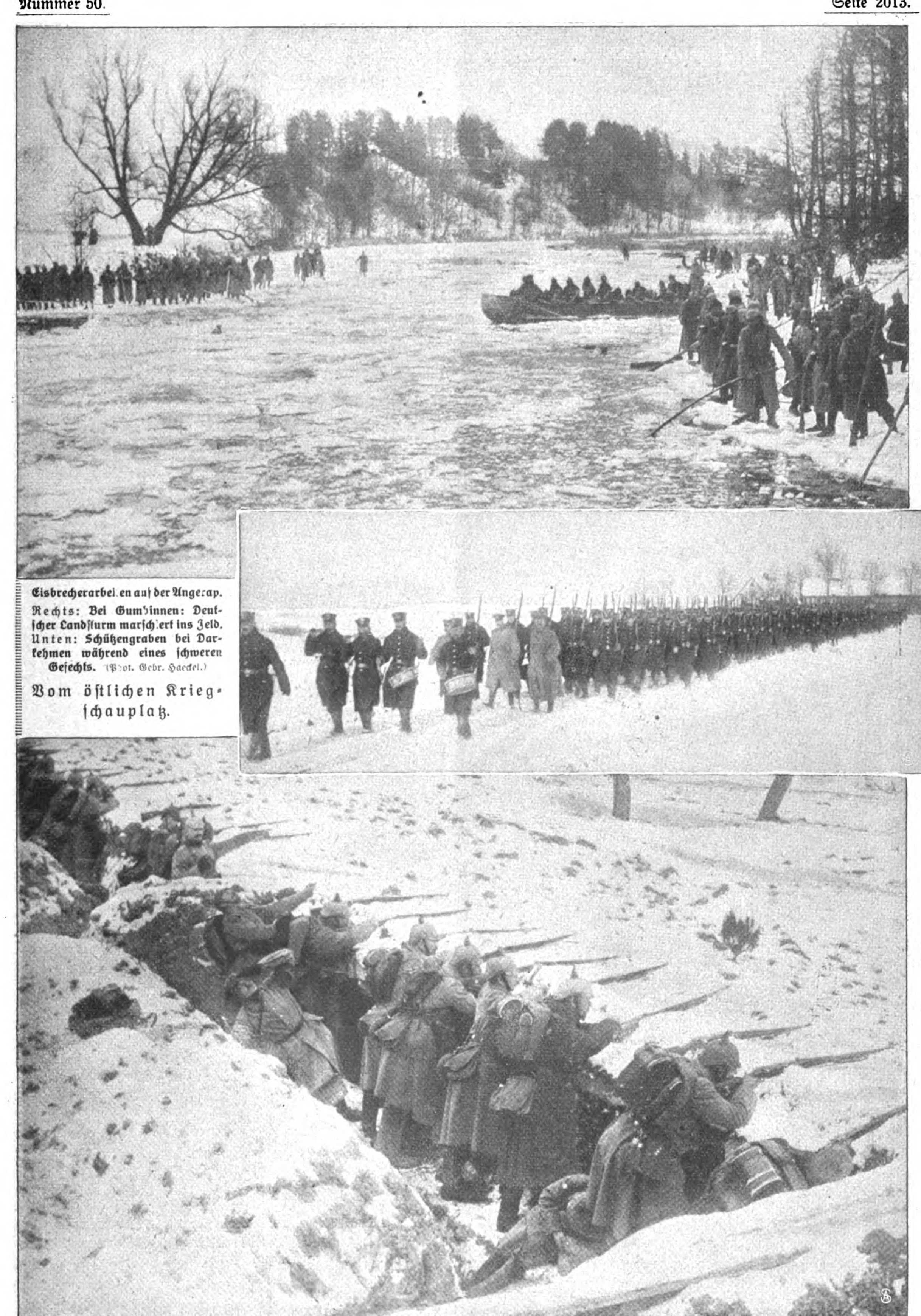
Eine Straße in Nieuport nach der Beschießung durch die Deutschen.



Aufnahme des Kriegsmalers Ad. Obst.

Erster Schnee: Bagagewagen in einer französischen Stadt.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



Eisbrecherarbeiten auf der Angerap.
Rechts: Bei Gumbinnen: Deutscher Landsturm marschiert ins Feld.
Unten: Schützengraben bei Darkehmen während eines schweren Gefechts. (Phot. Gebr. Haeckel.)

Vom östlichen Kriegschauplatz.







Oberes Bild: Instandhaltung der russischen Landstraßen durch herangezogene Landbevölkerung. Mitte: Deutsche Ulanen durchstreifen die Gegend von Mlawa. Unten: Deutsche Militärkraftwagen im ersten Schnee auf einer polnischen Landstraße. (Phot. R. Sennecke.)

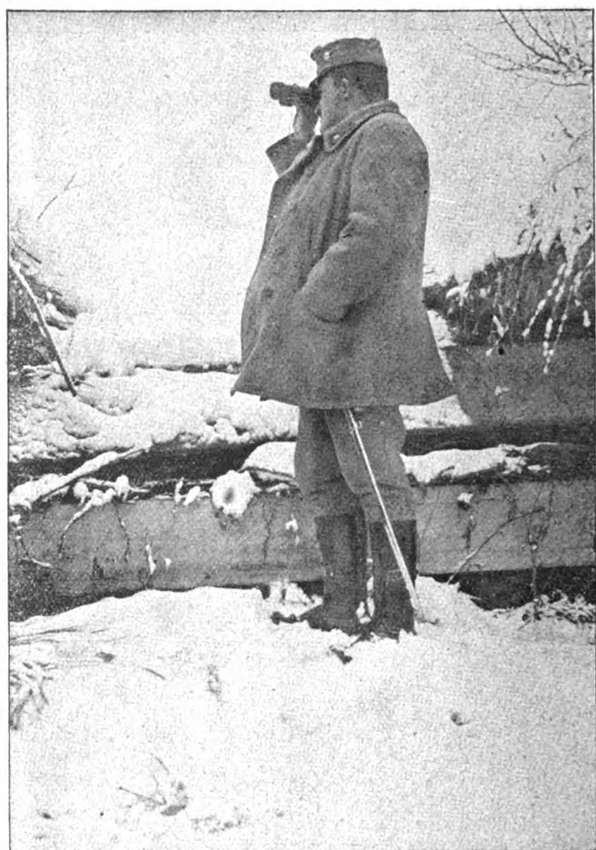
Vom östlichen Kriegschauplatz.

Von unten nach oben: Generaloberst v. Kluck, Generalleutnant Telle, Herr Stoewer.

Generaloberst v. Kluck im zerstörten Fort „La Malmaison".



In der Deckung.



Geschützter Kanonenstand.



Geschützstand diesseit des Pruth.

Die österreichisch-ungarischen Truppen am Pruth.

Gebet.

Weil wir mit soviel edlem Heldenblute
Den hohen Preis für unsre Siege zahlen,
Weil mondelang mit ungebrochnem Mute
Durch soviel Not wir gehn und soviel Qualen!

Weil, hingemäht von bittren Todeswunden,
Fern unter Frankreichs winterkahlen Bäumen,
Den ewgen Schlummer — ach, zu früh gefunden!
In Feindeserde deutsche Söhne träumen!

Weil gegen eine Welt von Haß und Lüge
Wir löwenmutig um den Lorbeer ringen —
Vergönn uns auch die Früchte unsrer Siege!
Laß uns das schwere Heldenwerk vollbringen!

Die Stufen neuer Größe laß uns schreiten,
Daß unsre Toten nicht vergebens fielen!
Gib uns die Gnadensonne großer Zeiten!
Führ uns empor zu nie erahnten Zielen!

Laß weithin schimmern, hell wie blanke Speere,
Leuchtfeuern gleich, den Glanz von unsern Siegen,
Bis zu dem Küstenstreif der fernsten Meere
Mit stolzen Schwingen Deutschlands Adler fliegen!

Emmi Lewald.

Das „Christkindl“ im Wiener Eisenbahnministerium.

Von Bettina Wirth. — Hierzu 4 photogr. Aufnahmen von Kammerphot. Scolik jr.

Sechs Wochen sind eine kurze Spanne Zeit, wenn eine Riesenarbeit zu bewältigen ist; wenn aber viele tausend Hände sich gleichzeitig rühren und ein organisatorischer Geist sie leitet, so kann in dieser Zeit auch das scheinbar Unmögliche vollbracht werden. Ende September erging seitens des Eisenbahnministers Freiherrn von Forster ein Ruf an die weiblichen Beamtinnen sowie an die Familienmitglieder der Staatsbahnbediensteten aller Rangklassen und Kategorien, sich in den Dienst der Fürsorge für die im Felde stehenden Truppen zu stellen und zu stricken, bis alle tapferen Soldaten für den Winter mit warmen Bekleidungsgegenständen versehen sind. Der Ruf verbreitete sich den ganzen kolossalen Bahnkörper entlang bis zu den entlegensten Haltestellen und wurde mit voller Begeisterung aufgenommen. Eine großzügige Aktion des ministeriellen Oekonomats ermöglichte, daß in allerkürzester Zeit zehntausend Paar Hände mit Wolle, Stricknadeln und Mustern versehen waren, so daß in den ersten Tagen des Oktober schon mit Einsetzung aller Kräfte gearbeitet werden konnte. Zwanzig Tonnen gleichmäßiger Strickwolle bester Qualität wurden herbeigeschafft und gleichzeitig an die Direktionen verteilt. Eine vor wenigen Tagen in den Festräumen des Eisenbahnministeriums veranstaltete Ausstellung der abgelieferten Arbeiten bot einen höchst merkwürdigen Anblick, denn hier waren in verhältnismäßig engem Raum 20,666 Kilogramm Wollwaren aufgestapelt, die sich aus 6940 Schneehauben, 22,872 Paar Wadenstutzen, 30,317 Leibchen, 10,905 Paar Fäustlingen und 3674 sonstigen Wäschestücken zusammensetzten. Die Künstlerhände der Architekten Mittlerer und Hartinger hatten aus den heterogenen Dingen ein so hübsches Ganzes aufgebaut, daß man sich wie vor einer ins Riesenhafte gewachsenen Christbescherung befand. Als hätten sich zahllose Heinzelmännchen nachtsüber in den Festräumen des Eisenbahnministeriums zu schaffen gemacht, so sah es am Tag der Ausstellungseröffnung aus. Dicke Festungsmauern, scheinbar aus altersgrauen Quadersteinen, verbargen die mit Seidentapeten verkleideten Räume, deren Ausmaß sie auf die Hälfte reduzierten. Jeder Quaderstein war aus einem Dutzend gestrickter, wollener Ärmelleibchen geformt, und diese Dutzende waren nebeneinander, hintereinander und übereinander aufgebaut, bis die Mauer zwei Meter tief und sechs Meter hoch war. Wurde die Wand durch einen Kamin, ein Fenster, eine Tür unterbrochen, so gab es tausende Stutzen und Wadenstrümpfe, Leibbinden und Schneehauben, die sich zu einem Berg türmten, oder es war ein Durchblick eingebaut, der Gelegenheit gab, die ungeheure Dicke der Mauer zu messen. Im ersten Saal grüßte den Beschauer ein Pavillon mit der Büste des Kaisers unter Lorbeer und Palmengrün, auf dem Goldgrund der kaiserlichen Standarte. Dach, Säulen und Bogen sowie der höchst solide Unterbau des Pavillons schienen mit graubraunen Schindeln verkleidet, die sich bei näherer Betrachtung als die vordere Spitze von 10,000 Socken entpuppten. Aus dem ersten Saal führte in den zweiten ein Tunnel, der im schönsten Rundbogen in die Zyklopenmauer sieben Schritte tief eingebaut war. Ganz ohne Behelf, nur aus Wolleibchen gebaut, war dieses Mauerwerk ein Stück feinster Berechnung. Als Schlußstein des Bogens war ein kokett mit rosa Band umschlungenes Dutzend lichtfarbige Leibchen, wie sie die Nichteisenbahnerinnen beigesteuert haben, die auch an dem Werk mithelfen wollten.

Die Ausstellung wurde vom Eisenbahnminister eröffnet, vom Erzherzog Leopold Salvator, der Erzherzogin Maria Theresia, von allen Ministern, dem Fürsterzbischof Dr. Piffl und J. M. L. Löbe namens des Kriegsfürsorgeamts besucht. An den drei Tagen, während der sie geöffnet blieb, strömten viele Tausende ins





1. Der Kaisersaal.

Ministerium, und die Besucherinnen haben gewiß eine starke Anregung bekommen. Der materielle Erfolg war auch nicht zu verachten. Die Figur eines Soldaten in voller Ausrüstung mit Schneehaube, Leibl, Wadenstutzen und Fäustlingen, deren um den Hals gehängte Eßschale nur eine ganz bescheidene Andeutung machte, hatte an jedem Tag zwischen 5- bis 600 Kronen eingenommen. Baronin Forster, die die Honneurs der Ausstellung machte, wurde von einem Herrn befragt, ob die Eisenbahnerinnen noch stricken. Die Baronin sagte geistesgegenwärtig: „Wenn wir ihnen Wolle kaufen können, gewiß!" 500 Kronen „auf Wolle" waren der Lohn für diese schlagfertige Antwort.

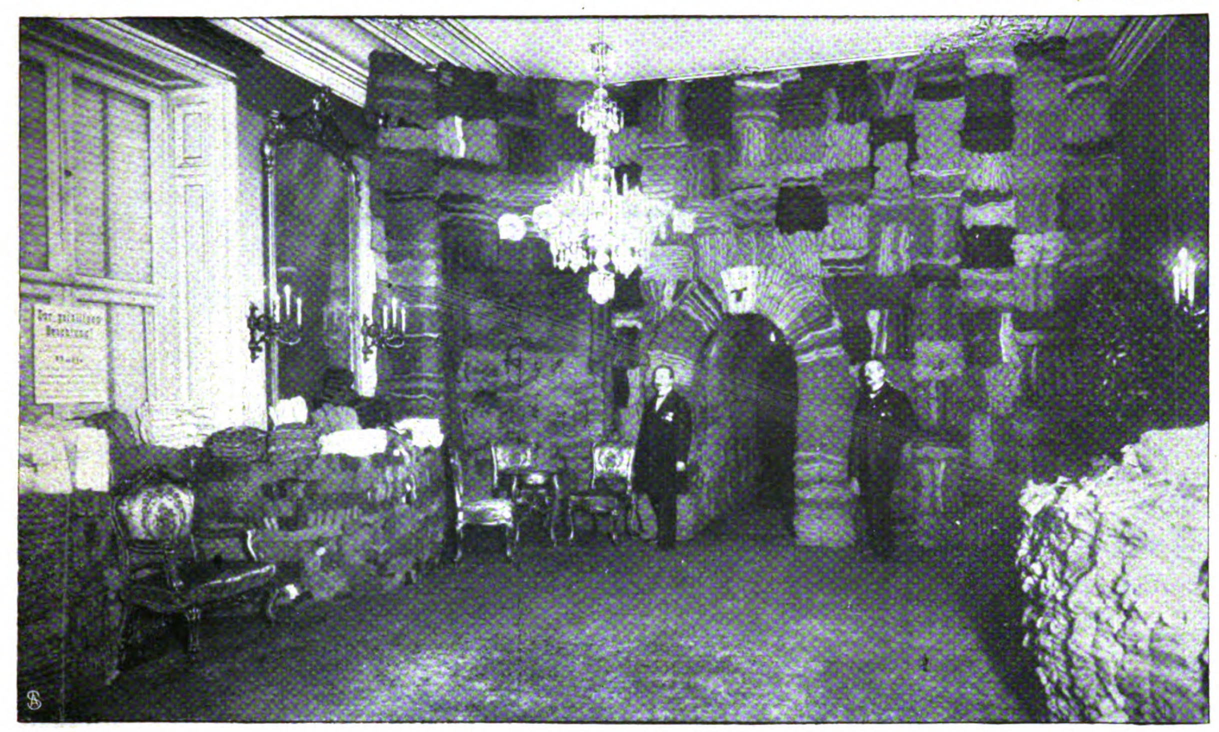


K. u. k. erzh. Kammerphot. Charles Scolik.

Von links: Frau Regierungsrat von Wagner, —, Frau Oberstaatsbahnrat Leschen, Unterrichtsminister R. v. Hussarek, Frau Ministerialrat von Dobner, Frau Ministerialsekretär Gstettner, Frau Ministerialrat Rodler, Ministerpräsident Graf Stürgkh, Frau Ministerialkonzipist von Steyrer, Ackerbauminister Zenker, Frau Sektionschef Rudel, Minist.-Vizesekretär Dr. Huber, Oberstaatsbahnrat Mitterer, Erzherzog Leopold Salvator, Ministerialrat Hirt, Eisenbahnminister Freiherr von Forster, Baronin Forster, Baurat Hartinger, Frau Sektionschef Reissigs, —, Minister des Innern Freiherr von Heinold, Fräulein Gstettner, Frau Ministerialrat Hirt, Statthalter Freiherr von Bienerth, Fräulein von Danheimer, Frau Ingenieur Karner.

2. Von der Eröffnung der Ausstellung in den Festräumen des Eisenbahnministeriums.





3. **Der Wolltunnel.**



4. **Festungsmauern aus Wollzeug.**





Straßenbild aus Neusatz.

Bilder aus Syrmien.

Hierzu 7 photographische Aufn.

Zu den Zwischenfällen der ersten Epoche des serbischen Krieges gehört der Einfall der Serben in die Landschaft Syrmien, das einen Teil von Slawonien bildet und in dem Winkel zwischen Donau und Save liegt und naturgemäß von den Ereignissen des Krieges stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der Weg der Truppen unserer Bundesgenossen geht über die Brücken, die die Doppelstädte Neusatz und Peterwardein miteinander



Wachen auf einem kleinen Bahnhof in Syrmien.

Von links: Bahnhofsgendarm, Bahnhofspolizist (visitiert die Pässe), Bahnbeamter (durch seine Armbinde als Bahnhofswache kenntlich), Soldat mit weißer Kopfbinde (dadurch als Bahnsteigwache kenntlich).



Hilfstätigkeit in Slawonien:
Schwestern vom Roten Kreuz aus Graz,
in den Straßen von Indjija.



Vor dem Gemeindehaus in Ruma: Erkundigung durch eine Patrouille.



Brückenkommando an der Brücke, die von Neusatz nach Peterwardein hinüberführt.



Oesterreichisch-ungarische Soldaten in den Straßen von Ruma.

verbinden. Am Ostzipfel Syrmiens führt von Semlin die von den Serben zerstörte große Brücke nach Belgrad, und in der Mitte geht es über Ruma nach Mitrovic.

Neusatz ist der Hauptsitz der Serben in Ungarn und Sitz des griechisch-nichtunierten Bischofs von Bács. Es wurde im Revolutionsjahr 1849 von den kaiserlichen Truppen unter Jellalich mit Sturm genommen. Peterwardein ist als starke Festung ausgebaut. Man nennt es gern das ungarische Gibraltar. Das dortige Zeughaus enthält zahlreiche Trophäen aus den Türkenkriegen. Dort siegte 1716 Prinz Eugen von Savoyen über die Türken. Hier begann früher das Gebiet der Militärgrenze, einer schmalen Landstrecke, die ursprünglich zum Schutz gegen die Türken organisiert war.



Vor dem Bischofspalast in Neusatz.



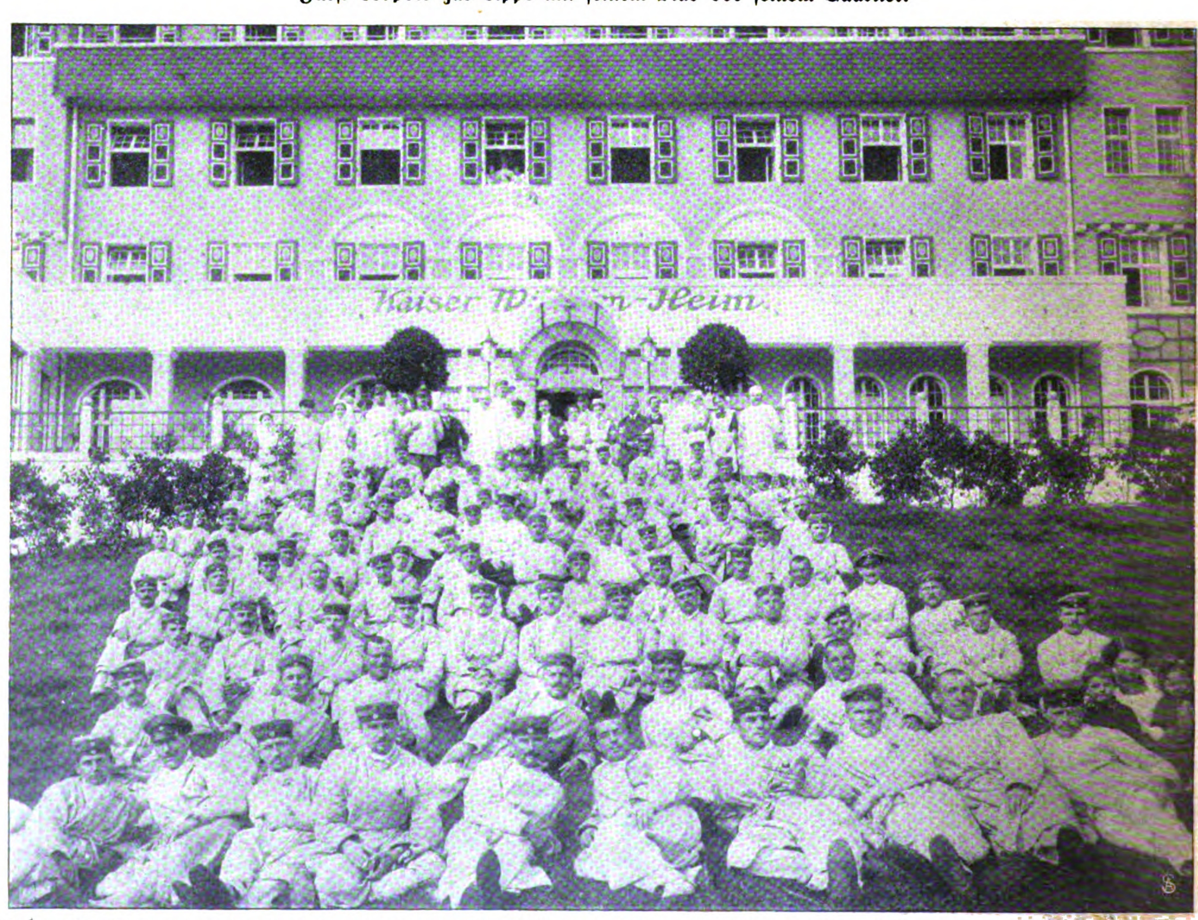
Phot. Mocsigan.

Aus dem Paketdepot der immobilen Etappen-Kommandantur Hamburg: Sortieren der Weihnachtsendungen.



Vordere Reihe, von links: Oberhofmarschall Generalleutnant z. D. von Loos; Flügeladjutant des Fürsten Hauptmann von Natzmer; Ordonnanzoffizier Leutnant Graf Wolff-Metternich; Prinz Bernhard zur Lippe; Fürst Leopold zur Lippe; General der Infanterie von Claar Oberst von Wolff; Geheimer Kabinettsrat, Leutnant d. R. Prof. Dr. Epstein.

Fürst Leopold zur Lippe mit seinem Stab vor seinem Quartier.



Verwundete in dem zum Lazarett eingerichteten Kaiser-Wilhelm-Heim der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime bei Wiesbaden.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

3. Fortsetzung.

Die Kleinbahn schaffte sich mit schrillem Notläuten Bahn. Die Leute drückten sich an die Häuser, um nicht von den Rädern erfaßt zu werden. Kinder mit schwenkenden Fähnchen.

Ein Auflauf. Einer rennt, alle rennen. Was ist los? Man weiß nicht, man rennt nur, man will nur laufen, um zu sehen, zu hören, die Unruhe zu bezwingen. Einer inmitten hielt ein Extrablatt, las. Mit ihm stierten die heißen Gesichter darauf. Im Handumdrehen umringte ihn eine stoßende, rufende, erregte Menge. Was gibt's? Vorlesen! Vorlesen!

Eine Männerstimme aus dem Gedränge: „Wolffsche Meldung: Frankreich hat mobil gemacht. Gestern nachmittag fünf Uhr volle Mobilmachung, Aufbietung sämtlicher französischer Streitkräfte."

Also auch der Rothos. War ja vorauszusehen. Aber es schmerzt doch. Jeder neue Feind schmerzt. Man denkt an die Ströme deutschen Blutes, die hinfließen müssen.. Und es schmerzt auch, daß ein Heißgeliebtes so von feindlichem Haß bedroht ist. Das Heißgeliebte, das jetzt Vaterland heißt.

Ein alter Mann rief mit einem Lachen, das ihm peinvoll in die Seele schlug: „Sie wollen sich also nu wieder mal die Buxen ausklopfen lassen, die Parlezvous. Anno 70 hat man ihnen nur den Hosenboden geklopft, nicht das Maul. Das Maul hat nu 44 Jahre lang weitergeschrien. Also, Kameraden," wandte sich zu zwei Soldaten, die heranstapften, „jetzt das Maul! Aber trefft gut in die Körperseite, wo die Falschheit sitzt."

Einer der Krieger blieb stehen, zog sein Seitengewehr etwas aus der Scheide, tippte mit dem Finger die scharfgeschliffene Schneide an: „Nee, das Maul sitzt doch am Koppe."

„Komm weiter," drängte Emma, „es geht mir jetzt alles ans Herz. Eine grausame Zeit."

Willi faßte sie unterm Arm. Er drückte in der Aufwallung seiner Begeisterung ihren Arm: „Eine große Zeit, Emma, eine köstliche Zeit. Jeder wird ein Held. Wir haben bisher nicht gewußt, wie diese Menschen waren. Und was sie sagen, tun sie. Kurz und knapp, Hieb auf Hieb, wie ihre Worte fallen."

„Still! Hörst du etwas?"

„Was denn?"

„Schüsse."

„Wahrhaftig. Zwei-, dreimal, ein ganzes Geknatter."

„Siehst du die Leute laufen?"

„Ruhe, Leute, Ruhe! Es wird vom Wald her sein. Schießübung —"

„Ach wo! Sehen Sie mal bloß in die Luft —"

In der milchweißen Dunsthöhe ein steigendes, schwarzes, flatterndes, wirrgetriebenes Pünktchen. Und noch eins. Wieder eins. Französische Flieger!

Größer, schwärzer der Punkt, ausgebreitete Flügel — und jetzt — ein Surren — tiefer... Allmächtiger, wenn der Bomben wirft.... Ach wo, blaue Bohnen schmeißt man ihm hinauf — stürzt er ab — nee! Gleitflug — nee! Schwupp in die Wolken.

Ein Schutzmann am Rathaus heftete einen Zettel an: Achtet auf Spione! Französische Offiziere sollen in preußischen Uniformen über die Grenze herübergekommen sein. — Achtet auf Automobile! Ein Mann hat in dem Vorort Haaren vergiftete Bonbons unter die Kinder verteilt. Achtet auf Verdächtige. Der nervöse Schreck springt ins Blut. Man sieht seinen Nebenmenschen mit heimlichen Seitenblicken an. Wer bist du? Was sinnst du? Man schrickt vor seinem Schatten zusammen. Man sieht Leute eiligen Schritts und geht ihnen eiligen Schritts nach. Man sieht sie Blicke tauschen. Heiß schwillt's zum Kopf. „Herr Kommissar, dieser Mann hier scheint verdächtig." Der Kommissar tritt zu dem Mann: „Bitte, die Papiere, entschuldigen Sie, aber zu Kriegzeiten. Schon gut, schon gut, alles in Ordnung."

„Willi!"

„Ja, Emma?"

„Willst du uns gar nichts darüber sagen, was zwischen euch vorgefallen ist. Du weißt ja."

„Schnell gesagt: es ist aus."

„Ganz aus?"

„Ja."

„Es ist nichts mehr zu flicken?"

„Nie!"

Hart und tödlich wie ein Schuß. Sie ging lange neben ihm und sagte nichts mehr. Sie wird ihn nicht mit sentimentalem Trost ärgern, es liegt ihr nicht. Ihm auch nicht. Menschen, die nach außen hart wie Holz sind. Sie laufen davon, wenn man von ihrem Kummer sprechen will.

Und da muß sie das doch wissen. Sie hat ihn ja furchtbar gern, den hübschen Kerl da neben ihr.

„Weh tut's doch, Willi. Oder denkst du —"

Ein Stoß in seiner Brust. Sie glaubt's ächzen zu hören. Nur still, nur still. Nur nicht daran rühren, um Gottes willen nicht.

Es erschütterte sie. Der da wär imstande, sein Leben hinzuwerfen.

„Der Krieg kommt dir also wie herbeikommandiert. Du wirst dich der erstbesten Kugel hinwerfen."

Seine Schultern zuckten auf. Ein kraftvolles Wehren in ihm.

„Erbärmlich, wenn ich meinem Vaterland ein verlorenes Leben hinschmeißen wollte. Denk nicht so wüst

*) Die Formel „Copyright by ..." wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



von mir, Emma. Das Leben, das ich jetzt an den deutschen Opferstein trage, hat noch leuchtenden Wert. Ich fühle mit jedem Atemzug, wie kostbar es ist. Wenn ich mich nicht schämte, würde ich sagen: Ich freue mich, eine Freude zu haben, die größer als mein Leid ist."

Sie hätte ihn mit ihren festen Armen um die Schulter packen mögen und schütteln.

„Schäm dich nicht, lieber Kerl," sagte sie, „schäm dich nicht. Siehst du, das sind jetzt die Kämpfe in Millionen Herzen: Der Schmerz, die Trennung. Wir müssen alle ein Stück von uns hergeben. Das sind die Schlachten, die vor der Walstatt gekämpft werden müssen. Von Frauen und Männern. Dann zieht ihr Männer hinaus und seid befreit. Wir Frauen schleppen uns so hin. Und siehst du, das eben will ich nicht. Hier ist ja wohl das Bocksche Haus, wo das Rote Kreuz untergebracht ist. Ade, Willi, ich will auch Schlachten kämpfen."

Er preßt ihr die Hand, er sieht ihr strahlenden Auges nach. „Deutsche Frau," flüsterte er, „deutsche Frau!"

Das Bocksche Eckhaus, bedeckt mit Maueranschlägen, Aufrufen, Verordnungen, Bitten um Gaben. Leute stauen sich an. Aus und ein die Damen, die Herren mit weißen Armbinden, das rote Kreuz darauf. Autos mit der Rote-Kreuz-Fahne. Verbandzeug. Ganze Leinenrollen. Sanitäter in der Felduniform, weiße Armbinden, weiße Mützen. Sie stehen gerüstet. Wenn nun das erste deutsche Blut fließt. . . . .

Offiziere fuhren vor. Jugendwehr radelte an. Über den Theaterplatz herüber Marschschritte. Wache. Straße abgesperrt. Vor dem Postamt, dort, wo die Gepäckeinfahrt ist, pflanzten sie sich auf, Gewehr im Arm. Zurück! Niemand darf durch. Was ist los? Spione im Postamt. Man stürmte die Wache an. Die zuckte die Achsel, sagte nichts. Vorwärts! Nicht stehenbleiben! Keine Ansammlungen. Die Unruhe jagte ins Volk. Verstörte Gesichter.

Weiter hinauf an der Reichsbank eine stumme, unbewegliche Schar. Die stundenlang harrende Menge, die ihr Papiergeld einwechseln wollte. Standen auf die Straße heraus, in langen Reihen eingekeilt, den Bürgersteig hinunter. Stumm harrend, nur angstvoll drängend, schiebend, stoßend.

Eine unheilschwangere Luft. In den Wolken kreisen die Völkergeschicke. Himmel, welche Lose wirfst du uns streuen?

Gehetzt von diesen Eindrücken eilte Willi Merkens durch die Straßen. Diese verdammte Untätigkeit. Soll er jetzt sich die Binde um den Arm knüpfen lassen und fürs Rote Kreuz sammeln? Was gab's denn für ihn zu tun? Für seine Knochen, seine jauchzende Kraft!

Tagelang so herumlaufen und warten, bis er in die Kaserne kommt, Griffe klopfen, die zivilistischen Hammelbeine durch Laufschritt gelenkig machen, Stiefelappell. Herrgott, mit einem Sprung in 'ne Schlacht und losschießen. Nein, eben nicht. Sich seinen Mann aussuchen, ruhig zielen, na, das kann er; das Wild anschleichen, ins Schwarze treffen. Auf Vaters Jagden kann man so was, sich einschießen. Kurz und gut, er hält's einfach nicht aus, will an den ihm bekannten Hauptmann ran und sich nicht abweisen lassen, bis er geholt wird.

Auf gut Glück denn zum Garnisonkommando.

Ein paar Offiziere der Garnison Aachen, schlanke Menschen, Rheinisches Infanterieregiment, seit 1899 durch Allerhöchste Kabinettsorder Regiment von Lützow genannt.

Die Lützower! Ein Gedanke, der ihn hochwirft. Lützows wilde, verwegene Jagd. Das wär's für ihn. Eine Hatz auf den Feind, eine Treibjagd mit Halli, Hallo! Raus aus dem Busch und drauf! Ach Herrgott, Herrgott, hat keiner daran gedacht? Heute. In Deutschlands großer, schwungvoller Zeit!

Da hörte er einen der Offiziere im Vorübergehen sagen: „Lützowsche Freiwilligenkorps, ja. Irgendeiner hier in Aachen soll davon gesprochen haben."

Willi Merkens blickte auf. Die Stimme bekannt. Da sah auch der Sprecher zu ihm her. Ein Erkennen. Franz Borgers. Verabschiedete sich von den Offizieren, trat zu dem jungen Merkens. Ein Schlag auf die Schulter.

„Mensch, ist dir der Krieg aufs Gemüt geschlagen? Siehst aus, als wärst du dem Totengräber von der Schippe gehopst, 'n Tag! Sieh mich an, fertig zum Versand! Heute nacht geht's los!"

„Glücklicher! Ich möcht dich totschlagen, um in deine Uniform hineinzukommen. Wohin geht's diese Nacht?"

„Wissen wir nicht. Um elf Uhr Parole und dann vielleicht schon Mitternacht los. Ins Ungewisse. Egal, wenn wir nur bald an den Feind kommen. Ich hab Glück gehabt, war noch nicht aus meiner Manöverübung raus — der letzten vor dem Offizierspatent — als der Ruß uns ins Land spuckte."

„Du, Franz, wenn ich mich diese Nacht euch angliederte, einfach mitmarschierte, nicht mehr wegzuschlagen wär" —

„Du, ich glaub, dir hat man ins Gehirn eingebrochen."

„Ich muß weg."

„Wohin willst du jetzt?"

„Wieder zum Garnisonkommando, den Hauptmann aufsuchen."

„Wenn der Häuptling überhaupt noch aufzusuchen ist, findest du ihn in der Kaserne. Auf nach Jericho. Ich geh mit dir."

Sie schritten tüchtig aus. Es war fast kein Mitkommen mehr mit diesem Filius Merkens. Warf die Beine, sprach kein Wort, das Gesicht wie eine Festung. Donnerwetter. Heute, wo jedem das Herz überlief.

Da sagte der, eingebohrt in den Gedanken, noch in der Nacht fortzumüssen: „Ihr braucht doch auch Ärzte. Wo man dreinschlägt, gibt's Verwundete. Nun denn: ich kann Wunden schlagen und Wunden heilen. So 'n Kerl braucht man doch, mein ich." Sprach's in Trotz und Mißmut.

„Ach so, als Karbolfähnrich möchtest du mit. Das läßt sich an. Sag das dem Häuptling. Sag's ihm so wie eben jetzt, vor die Fassade. Schad, daß du nicht dichten kannst. Du hast das Formelle zu 'nem Körner."

Willi Merkens stand still. Plötzlich still. Durch den halbgeöffneten Mund, die festgebissenen Zähne schlug heftig der Atem.

„Siehst du, wir finden immer wieder Anknüpfung an die gewaltige Zeit der Befreiungsjahre. Aber heute, Franz, heute befreien wir nicht uns, sondern Europa!"



Er riß ihn weiter, und noch die hastige Frage: „Du sagtest, daß man von einem Freiwilligenkorps spricht?"

„Ja, mein Bruder Ludwig. Ich denke, wir treffen ihn nachher im Kurhaus. Er hat dort mit seinen Kommilitonen Mittagstisch."

Sie traten in den Torweg der Kaserne ein. Soldaten noch im blauen Tuch und roten Aufschlägen standen herum. Depeschenboten eiligst dazwischen. Zivilisten in Trupps, in langen Zügen. Reservisten im Kasernenhof. Kommando: Rechts um. Reservistenkolonne in die Kleiderkammer 'nauf·

Die öde Mauer hinauf Fenster an Fenster. Flatternde Drillichhosen zum Trocknen daran. Hier und da ein lugender Kopf heraus. Fröhliches Pfeifen aus der Sergeantenkammer, Armeemarsch. Weither ein Trompetensignal, kurz, herrisch.

„Aha, Kriegsspiel auf der Flegelwiese", murmelte Franz. „Weißt du, wer sich da aus dem Zivilistenvolk 'nen Privaten für die goldene Uhrkette zugelegt hat, dem wird er jetzt noch eben schnell abgeschweißt. Fffft. Der Häuptling. Mensch, haste Glück. Los."

Sieh da! Heute schon der dritte Merkens. Na aber, das Vaterland kann sich nicht nur durch Merkens & Söhne retten lassen. Na also Spaß beiseite, es geht noch nicht, es geht wirklich nicht. Da marschiert gleich wieder ein Trupp Freiwilliger ein. Was will der Mann denn da? Was? 53 Jahre? Meldet sich?

„Herr Hauptmann." Der bereits Ergraute stapfte vor den Offizier hin, stramm, eisenfresserisch, ha, er hat's noch feste in den Knochen sitzen, das Formelle, Grüßen durch Handanlegen, Frontmachen, sogar den flotten Schnick mit dem Kopfe hat er noch raus. Baut sich tadellos vor dem Vorgesetzten auf. Und grad heraus: „Herr Hauptmann, ich hab mich nu schon dreimal gemeldet, jetzt bin ich's aber satt."

Wohlwollend lachte der Hauptmann los: „So, so, Sie sind's jetzt satt. Trotzdem, mein Lieber, müssen Sie sich gedulden. Augenblicklich der Bedarf an Mannschaften gedeckt — später mal . . ."

„Herr Hauptmann," eine kräftige Handbewegung, fast ein Hieb durch die Luft, „ich halt's keinen Tag mehr aus. Wenn ich nu dem Franzos keine aufpellen kann, schieß ich mir eine durch den Kopf. Mein Gewehr hab ich mitgebracht, Patronen auch. Ich stelle mir alles, alles. Nehmt mich nur mit."

Einen Augenblick Stille in dem Lärm rundum. Man blieb stehen, man horchte. Ein feierlicher Gedanke wob durch die waffenklirrende Luft. Da stand nun der Hauptmann zwischen dem Alten, dem Jungen. Und beide in heftigem Drängen: Ich halt's nicht mehr aus . . .

„Herr Feldwebel," dröhnte des Hauptmanns Stimme über den Kasernenhof, „notieren Sie die Namen." Drückte beiden die Hand. „Halten Sie sich bereit, ich werde an Sie denken." Nahm Willi mit zu dem eben gemeldeten Freiwilligentrupp. „Wieviel Mann?"

„26, Herr Hauptmann."

„Kann nur noch sechs einstellen." Sein Blick glitt über die stämmigen Leute. Alles handfeste Kerle. Auswählen braucht man da nicht. Nun denn: Laufschritt. Die sechs ersten, die am Ziel sind, werden eingestellt. Los.

Hei, wie die da sausten. Mit Hurra sprangen die Schnelläufer ans Ziel. Sechs Kämpfer. Sechs Glückliche.

Der Hauptmann wandte sich seinem jungen Begleiter zu. Sein Gesicht sehr ernst, seine Stimme gedämpft.

„Sie sind ja Arzt, wie? Wir werden Sie wohl sehr bald brauchen. Wenn unsere Truppen über die Grenze gehen, sind Sie dabei. Ehrenwort."

Franz nahm den Freund mit sich fort. Der war jetzt in dem Zustand, einen Hauptmann vor versammeltem Kriegsvolk zu umarmen.

Trab, bumm, mit Poltern und Stapfen die Reserve die Treppe hinauf zur Kleiderkammer. Jeder seine Pappschachtel mit Wollhemden.

„Kommst du mit?" fragte Franz Borgers. „Die Sache ist sehenswert."

Gelassen, aber fiebernd im Aufruhr seines Herzens folgte ihm Willi Merkens. Von droben herab verworrener Lärm, eilige Geschäftigkeit, dumpf polternde Schritte, die schnarrende Stimme des Kammersergeanten. „Donnerlitzchen. Da ist ja auch der Lämmermann. Lämmermann, haben Se noch die miserablen Fußlatschen? Sieben Zehen am Fuß hat der Lämmermann. Was, Lämmermann?" „Jawoll, Herr Scherschant, hähähä . . ." „Nu denn mal ran. Kriegsmontur wie auf Taille gearbeitet, sitzt tadellos."

Wühlte sich ein in den Stapel feldgrauer Röcke, Hosen. Auf langen Tischen die mit Überzug versehenen Helme. Dann die Reihen gelber Stiefel. Wichse gibt's nicht. Nee, die verwahren wir den Franzosen. Kaviar für Poincaré. Breit lacht der Lohmeier und der Knupke und der Lämmermann, sie dürfen sich schon was bei dem Herrn Kammerscherschanten herausnehmen, der Herr Kammerscherschant kennt sie noch vom Kommiß her. So, nu nehmt die Zivilkluft untern Arm und runter in die Waffenkammer.

Der Schießunteroffizier, schweißtriefend im Gedränge, notiert die Gewehrnummern. Gute Flitzbogen, Feinkorn.

„Seitengewehre schon geschliffen, Herr Unteroffizier?" rief Franz Borgers im Vorbeigehen in die Kammer.

Der schmunzelte überlegen: „Alles fertig zum Rasieren."

„Du siehst, wie das hier klappt," sagte Franz im Hinabsteigen, „kein Hosenknopf fehlt. An diese Kriegsbereitschaft muß ich denken, wenn ich sie singen höre: Lieb Vaterland, magst ruhig sein."

Stumm schritt Willi Merkens hinab. Wie das hier klappt . . . jawohl, deutsche Ordnung, deutscher Schwung, deutsche Herzen. Kein Flackerfeuer, keine wüste Feuersbrunst, wie er es jenseit der Grenze erlebt hat. Diese Kriegsbegeisterung hier auf deutscher Erde ist edel, treu und echt, ist germanisch. Emma hat recht: Wie schön ist es, deutsch zu sein.

Eine Auferstehungsfreude wallt und hallt durch deutsche Gauen. Wie schön ist es, deutsch zu sein.

Ein Auto raste in den Torweg ein. Generäle. 150 haben sich zum Wiedereintritt ins Heer gemeldet. Die Begeisterung loht alle Herzen an, das rote und das blaue Blut. — Vorsicht! Munitionswagen. Erste Reservistenkolonne vor. Herr Hauptmann hielt eine Ansprache. Kaiserhoch. Tusch. Heil dir im Siegerkranz. . . .



Man singt, fühlt, denkt nur mehr das eine: Heil dem Kaiser! Heil dem Vaterland!

Die Freunde schlugen den Weg zum Kurhaus ein. Immer größer die Woge der Menschen in den Straßen. Man konnte doch nicht zu Hause sitzen, man mußte sich mitteilen können, die Unruhe, die Hoffnungen aus der Seele heraussprechen. Die große deutsche Familie in dem ergreifenden Einheitsgedanken.

An der Normaluhr vor dem Kurhaus stießen sie auf Ludwig Borgers.

„Heute abend in der Kneipe Kriegsitzung. Ein paar alte Herren avec", rief der.

„Knöpf dir den französischen Schnabel ab", sagte Franz trocken.

Willi Merkens war stehengeblieben, wandte sich um. Eine Frau hinter ihm, die mit einem jähen Aufschrei zu dem Dach der „Bar" hinaufwies. Ein Mann in schwindelnder Höhe, der auf Händen und Füßen zu den dort zusammenlaufenden Telegraphendrähten herankroch. Kein Arbeiter. Einer im grauen Gummimantel, wie ihn Willi Merkens trug. Ein zweiter kroch aus einem Dachfenster heraus, zog sich aber bei dem Schrei der Frau schnell wieder zurück.

Ein Spion! Man will die Telegraphendrähte durchschneiden. Passanten standen still. Zwei Männer eilten zu der schreienden Frau, von allen Seiten, aus allen Häusern rannte man her, Fenster klirrten auf. Rufe. Um die Normaluhr ein Gewühl von aufgeregten Menschen. Emporgereckte Arme. Schutzmann. Soldaten.

Willi Merkens war schon am Tor der Bar, warf es auf. Hinein. Andere ihm nach. Der Schutzmann, die Soldaten. Stürmend die dunkle Treppe im Toreingang hinauf. Zuschlug das Tor. Niemand soll mehr hinein, niemand heraus.

Die Menge um die Normaluhr wuchs, wuchs. Der ganze Platz überströmt. Wirres Geschwätz, Angstlachen, eingekeilte Kinder, flüchtende Hunde.

Allmächtiger! Da kriecht er wieder aus dem Dachfenster heraus, der Spion. Schurke! Nein, der Herr Merkens ist doch der graue Mantel, nein, nein, nein, der Spion, der Spion . . . klettert das Dach hinauf und immer hinauf, klammert sich an die Dachhaken, schwingt sich auf das Nebendach, das tiefer ist, um den Schornstein herum . . . Gott sei Dank, jetzt dringen auch die anderen Männer vor, als Erster der Willi Merkens, jawohl, das ist er. Mit einem Sprung raus aufs Dach, die andern nach, der Soldat und einer von Jungdeutschland.

Drunten winken die Arme, rechts hinüber, rechts hinüber, hinter dem Schornstein . . . ja, ja, ja . . . packt den Schuft. Werft ihn herunter. Ein rasender Tumult springt auf.

Fort über die Dächer. Wie Katzen über First und Sims, von Schornstein zu Schornstein, über steilhohe Giebel. Eine verwegene Jagd. Ein furchtbares Drama in jäher Höhe. Mit einem Mal die Dächer überflutet von furchtlosen Männern. Stumm, spähend hinter dem Flüchtenden her. Der wirft sich flach hin, krallt sich in die Dachschiefer ein, schleppt, zerrt sich hinauf, sein grauer Mantel flattert — ein Schwung . . . krampft sich an der äußersten Spitze des Daches fest . . . rittlings darauf . . . hinter ihm schon die ausgreifenden Hände der Verfolger . . wälzt sich zur Seite — verschwunden auf der Hinterseite des Dachabhanges . . . drunten die wogende Entrüstung der Menge. Ein Teil flutet ab.

Wo die andern Schufte? Es waren drei. Drei waren es. Droben schlägt ein Soldat das Dachfenster ein. Die Scherben prasseln herunter. Steigt ein. Die Männer in tollem Hin und Her über die Dächer. Unter einer Dachluke zwängte sich Willi Merkens heraus, gab der Menge Zeichen hinunter. Man verstand ihn nicht, man schrie, man bebte in Angst. Da kroch er über das Stuckwerk eines Sims hin. Verwegener! Wenn er ausgleitet . . . Frauen schlagen die Hände vors Gesicht. Hinter ihm springt ein Soldat aus dem Dachfenster, sieht den grauen Mantel — reißt das Seitengewehr heraus, schlägt nach ihm. Willi greift sich an den Nacken, Blut sickert ihm zwischen den Fingern. Nur mit einer Hand krampft er sich noch fest . . . drunten die Menge in wirrem Geschrei, Rufen, Winken.

Der Soldat glaubt, daß man ihn aufmuntere, daß er den Verbrecher im grauen Mantel vor sich hat — springt auf das Sims zu. In dem Augenblick richtet Willi Merkens sich auf — die Spitze der Waffe sitzt ihm auf der Brust . . . Ein einziger brüllender, wahnsinniger Schrei der Menge von drunten herauf . . . Nein, nein, nein . . . Halt! Halt! . . . flehend erhobene Hände . . .

Da begreift erst der Soldat, steckt die Waffe ein. Hilft dem Verletzten auf den vorspringenden Dachlauf herauf. Drunten fuhr ein Rote-Kreuz-Auto an. Der blonde Kopf einer Dame bog zum Wagenfenster heraus. Die junge Frau Merkens . . .

Da ist sie schon aus dem Wagen heraus. Willi kommt aus dem Tor der Bar, sein Taschentuch um den Hals geknotet.

„Wir haben ihn!" rief er ins Volk hinein. „Nur einen. Die zwei andern kriegen wir auch noch."

Da nahm ihn Emma beim Arm und mit sich ins Auto.

„Gleich läßt du dich verbinden, du Bengel. Irgendwo möcht er sich das Genick brechen, der Willi Merkens. Da wär's wirklich das beste, du gingst gleich als Kanonenfutter vor den Feind. Ich werde heute noch dem Papa General schreiben, daß er dich unterbringt, ich tu es, verlaß dich drauf und spare dein Leben auf. Bück dich, ich habe hier grade Verbandzeug eingekauft. Aber daß du mir jetzt gleich heimgehst und" —

„Halbinvalide markierst", lachte er, schlang übermütig seinen Arm um ihre Schulter. „Zum Militärschneider fährt er, der Willi, Kriegsmontur bestellt er, der Willi. Und einen Kuß gibt er dir, der Willi — da!" Und saß dann still, die Hand aufs Knie gestoßen, in stolzer, innerlicher Freude. „Jetzt darf er marschieren, der Willi." Schnellte das Gesicht nach ihr. „Darauf hab ich ein preußisches Ehrenwort. Ach, weißt du, als ich heute meine Brüder wegziehen sah, da quoll etwas Häßliches in mir auf: Neid, mißgünstige Wut. Ich konnt ihnen nicht ins Gesicht sehen, so haßte ich sie. Prunkten da vor mir feldmarschmäßig auf, und ich? Na gut, ich hab jetzt ein preußisches Ehrenwort, ich hab's."

„Und ich hab auch was", sagte Emma gelassen, zog ihre Handschuhe an. „Ich hab von Papa Merkens einen



Scheck auf zehn Betten, die ich dem Feldlazarett stifte. Für diese zehn Betten sorge ich und amtiere dann sozusagen im eignen Krankenhaus. Für meine Montur ist bald gesorgt. Weiße Kittelschürze mit dem roten Kreuz auf der Armbinde. Heute abend wirst du mich also auch feldmarschmäßig sehen. Hier steig nun aus, laß dir von Mutter einen frischen Kragen anknöpfen, das Blut ist dir ja bloß so runtergelaufen. Ade, Schwager Willi, ich bin momentan eine Frau, die vor ihren Kindern davonläuft, um nicht von den Tränen aufs Sofa geworfen zu werden wie die arme Mia."

Am Tor hantierte die alte Anne mit dem Staubbesen, berichtete dem Herrn Willi in froher Wichtigkeit, daß soeben ein Regiment Kürassiere durchgezogen sei.

An der Tür droben rief ihn schon seine Mutter an. Robert habe angerufen, es sei ihm wahrscheinlich noch möglich, auf einen Sprung nach Hause zu kommen. Diese Nacht ging's wohl über die Grenze. Wo, wüßte keiner von ihnen.

„Meinst du, daß es die luxemburgische Grenze ist?" fragte die Frau mit stillinnerm Zittern, aber äußerlich gefaßt und liebreich. Nur nichts die Kinder merken lassen, nur nichts merken lassen. Es wäre ihr freilich eine große Erleichterung, wenn der Robert die luxemburgische Grenze überschreitet, in Luxemburg hat doch Tante Lotte das große Gut, und der Robert könnte dann auf ein gutes Quartier rechnen, und Gott weiß, was Tante Lotte noch alles für den Robert tun könnte."

Willi hatte noch den Mantelkragen hochgeschlagen. Mutter sollte nicht gleich den elenden Schmarren da am Hals sehen. Ging im Zimmer auf und ab.

„Luxemburg ist bereits von Truppenteilen eines Armeekorps besetzt. Zum Schutz der dortigen Eisenbahnen. Robert wird wohl nach Belgien hineinmüssen, Mutter."

„Nach Belgien, Jungchen? Ist das denn nicht — ich denke, Belgien ist doch neutral."

Er blieb wie angewurzelt vor ihr stehen, Zornröte im Gesicht.

„Nach dem, was wir erlebt haben, Mutter, solltest du die Neutralität Belgiens nicht mehr in den Mund nehmen. Ich fürchte, Deutschland hat sich durch sein Zaudern die Raubtiere auf den Pelz rücken lassen."

In eine furchtbare Aufregung geriet da die stille Frau.

„So redet ihr Männer. Wir Frauen, wir liegen auf den Knien mit erhobenen Händen vor dem zaudernden Kaiser, wir flehen ihn mit unsern weinenden Herzen an: Zaudere noch! Zaudere noch!"

Willi trat ans Fenster, die Stirn an der Scheibe, sprach's vor sich hin, dumpfe, wehdurchzitterte Worte: „Ja, er zaudert noch . . . er hält noch die Faust an dem Schwert in der Scheide . . . noch ist das Schwert nicht blank gezogen . . . zaudert noch, möchte der Welt den Jammer ersparen. . . . Aber wehe, wenn das blanke Schwert aus seiner Scheide fliegt, wenn sein Ruf durch Europa hallt: Es werde Krieg!" . . .

In einem schweren Atemzug erstickten seine Worte. Schritte auf dem Korridor, der Treppe, wuchtige, durch die Smyrnaläufer gedämpfte Schritte. Die Stimme des Vaters. Willi eilte ihm entgegen, riß die Tür auf. Merkens brachte eine belgische Zeitung.

„Die Etoile Belge, amtlich." Las laut, noch draußen im Korridor stehend: „Gestern abend 7 Uhr überreichte der deutsche Gesandte in Brüssel, von Below-Saleske, dem Minister des Auswärtigen, Davignon, ein Ultimatum im Namen seiner Regierung. Es schlug Belgien ein Einvernehmen vor behufs Erleichterung der Operationen Deutschlands."

„Also Durchmarsch durch Belgien nach Frankreich."

„Ich denke, Frankreich können wir uns schon in Belgien holen."

„Belgien wird verneinend antworten."

„Belgien hat verneinend geantwortet."

Die Frau stand nun totenblaß in der Tür.

„Dann muß Robert diese Nacht —"

„Nach Belgien marschieren, ja, wahrscheinlich."

Sie schwankte gegen den Türpfosten. Wie eine grauenhafte Vision stieg ihr das Erlebte auf, die wilden Ereignisse vor dem Haus des Notars, die bis zur Mordlust fanatisierte Menge. Und in solche Hölle hinein schickt man seine Söhne.

Sie trat ins Zimmer zurück, warf einen besorgten Blick nach der Tür, wo die junge, trostlose Frau saß. Und ging zu ihr.

Die Dämmerung sank auf das alte Patrizierhaus. Eine beklemmende, von geheimer Furcht durchpulste Stille. In dem parkartigen Garten hinterm Haus das einschläfernde Rauschen der Bäume. Ein verlorenes Vogelgezwitscher in den schwankenden Baumwipfeln. Idyllische, vornehme Einsamkeit. Man könnte vergessen, daß Deutschlands Boden unter dem Stampfen seiner Kriegsrosse dröhnt.

Aber wenn dann jäh die Erinnerung alle Pulse der Angst wachstößt — wenn man verstört um sich blickt, die Augen reibt, sich wach ruft, sich fragt: „Warum dieser lastende Druck auf der Seele?" — Ach Gott, dann dämmert's dumpf herauf: Krieg, es ist ja Krieg! Kein wüster Traum, kein Phantom. Draußen klirrte es von Waffen.

Da hielt's den jungen Merkens nicht mehr in der vornehmen Friedenstille des Hauses, die nur eine Maske war auf die Fratze der Kriegsfurie. Hinein in die Stadt, Nachrichten erfahren, irgend etwas hören, sehen. Oder auch nur unter Menschen sitzen.

Man weiß nichts, man hört nichts. Ein ungewisses, dumpfes Fragen und Harren.

Sprach Ludwig Borgers nicht von einer Kriegsitzung in der Schwemme?

Da will man auch dabei sein. Hin zu den Freunden. Auch sie drängen zur Fahne. Freiwillige vor . . .

Er verfiel unwillkürlich in den Marschschritt, er pfiff vor sich hin, zum Takt der festen Schritte. Was pfiff er? Das ist, das ist Lützows wilde, verwegene Jagd . . .

An der Schwemme faßte ihn Ludwig Borgers ab.

„Wir haben den Rütlischwur in die Weinstube verlegt, der alten Herren wegen oder vielmehr auf eine Anregung des Professors X. hin, der ja eigentlich den Anstoß zu der Kriegsitzung gab. Er will die Sache nicht unter studentischen Komment gestellt wissen, weil ja auch andere sich beteiligen werden."



Von der Weinstube aus erregtes Murmeln, hie und da schon angeregte Debatte. Kellner entpfropften Flaschen. Zigarrendunst über allen Köpfen.

Professor X. „schmißt" die erste Ansprache. Da traten noch ein Oberarzt und ein geheimer Baurat ein. Große, schwere Männer, mit vollem Bartwuchs, imposante Schweiger, kühle Köpfe mit wohlwollenden Augen.

Hinter ihnen blieb die Tür halb offen, als sei einer noch im Begriff, sich hereinzuschieben, draußen im Halbdunkel des Ganges.

Willi Merkens sprang auf und bot seinen Platz dem Oberarzt an, bei dem er sein Praktikantenjahr begonnen hatte. Der winkte dankend ab. Keine Störung. Professor spricht. Da blieb der junge Merkens neben ihm stehen, lehnte an der Wand.

Am Kopfende des Tisches die aufrechte Gestalt des Redners. Der schimmernde Lichtkreis des Kronleuchters über ihm. Die lauschende Tafelrunde um ihn, erhobene Gesichter, bebrillte Augen, inbrünstige Stille. Eine schwungvolle Stimme, die an die Kaiserrede im Lustgarten zu Berlin anknüpfte. Unsere Blicke nach Berlin gerichtet, die Blicke von ganz Deutschland. Daß er, der da am 2. August am großen Fenster über dem Schloßportal in der Uniform der Königsjäger stand, den Frieden gewollt hat, das wußten die Tausende und aber Tausende, die da im Lustgarten die Begeisterung von ganz Deutschland in ihre Sänge und Huldigungsrufe zusammenfaßten. „Hier sind nur noch deutsche Brüder!" dröhnte das Kaiserwort über sie hin. Dies Kaiserwort, das widerhallt in den aufgescheuchten Tälern des Reiches: Hier sind nur noch deutsche Brüder . . . Bis zu uns an die äußerste Westmark her der Kaiserruf: Wir sind nur noch deutsche Brüder . . . Und möge es der Herr der Heerscharen lenken, daß nun bald vor Petersburg und Paris die Parole erschallt: Hier stehen deutsche Brüder!

Stühle scharrten zurück. Sie sprangen alle auf, alle. Gläserklang. Treueschwur. Mit Herz und Hand dem geliebten Kaiser. Nie waren sie so nahe seinem Thron! Heil, Kaiser, dir! Ja, nun mag er fühlen in des Thrones Glanz die hohe Wonne: ein einig Volk von Brüdern. Nie, nie war er so ganz unser. Heil dir, geliebter Kaiser!

Und standen so mit hocherhobenen Gläsern und rückten zueinander, Schulter an Schulter, der Jüngling und der Mann, der Blondbart und der Graubart. Hier sind nur noch deutsche Brüder.

Und einer schob sich da noch ein. Aus dem Halbdunkel des Ganges fiel sein wuchtiger Schatten an die schimmernde Wand. Ein grauer Kopf, ein stolzer Nacken: der Merkens'. Blieb da stehen im Dämmer der Tür wie aus Schatten der Vergangenheit heraus.

„Freiwillige vor!" hörte er eine jungkühne Stimme. Und wieder eine und noch eine und mit einem Mal ein Zusammenklang wie eine Hymne im Gotteshaus, herausgejauchzt von Jünglingstimmen, markig gesprochen von ernsten, sinnenden Männern:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen! . .

Von draußen herein Waffenklirren, Rossegewieher, dumpfe, dröhnende Marschschritte. Deutschlands Heere marschieren an.

Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein.

Und wieder die Gestalt des Redners im Lichtkreis des Kronleuchters.

„Brüder! Die Manen der Freiheitsänger sind nun heraufbeschworen. So will ich eurem Treuschwur einen Namen geben: Lützowsches Freikorps. Wer einverstanden ist, wer sich einschreiben will, wer freiwillig mitwill, Jüngling und Mann, der hebe die Hand!"

Die Arme reckten auf, die Hände zum Rütlischwur.

Nur einer, der noch im Dämmer der Tür stand, angereiht an die Schulter des Geheimrats, der eiserne Graukopf, der Wollbaron, der sprach jetzt in die ergriffene Stille hinein: „Wenn ihr den Alten mithaben wollt — er wär auch dabei, aber eure Blicke sagen mir: Noch ist Deutschland nicht so weit, daß Greise und Frauen mit ins Feld müssen, die Jugend will zum Kampf, die Männer mit der Jünglingsbrust. Darum gebe ich meine drei Söhne. Ich gebe sie hin, als wären sie jetzt nicht mehr für mich. Als hätte ich sie schon verloren. Aber laßt euch von dem alten Merkens sagen, daß er auch noch was wert ist. Wir Zurückbleibende übernehmen die Sorge für die Verlassenen. Ich verpflichte mich hiermit feierlichst, den vollen Bestand meiner Arbeiterschaft, soweit er nicht zur Fahne berufen ist, beizubehalten, keinen zu entlassen, der nicht freiwillig zu seinem Kaiser geht. Die Hinterbliebenen meiner Fabrik unterstelle ich der Obhut meiner Frau." Sprach's und trat in den Hausgang zurück und war im Dämmer verschwunden. Aus den Schatten der Vergangenheit heraus und wieder hinein. Man soll ihm kein Nachwort widmen.

Auf schwarzwallenden Tüchern glitt die Nacht herab. Die Straßen vereinsamt. Die Laternen wie fahlblitzende Katafalke.

Drei, Arm in Arm, schweigend durch die Nacht. Willi Merkens zwischen den zwei Freunden. Ein heißes Wallen und Wogen in ihnen. Eine schluchzende Freude. Die Freude am Schwert, am blitzenden Eisen. Die eiserne Freude.

Der Herzschlag im Takt ihrer Schritte. Und leise summend dazu: Das ist, das ist Lützows wilde, verwegene Jagd . . . Und über ihnen in den Äonen des Nachthimmels die ewigen Sterne.

Weit aus den vereinsamten Straßen heraus wogte es plötzlich auf, Spätlinge rotteten sich zusammen. Fenster klirrten auf, Stimmen. Pferdegetrappel. Wagenrollen, immer näher, immer lauter; anschwellender Lärm, Kommandoruf. Vier Pferdebespannung. Hurra! Kanonen! Schwer rattert's, Eisen prallt, Funken stäuben aus den Rossehufen. Und immer mehr, immer mehr, eine lange, drohende Reihe, vier Pferde, Kanonen, vier Pferde, Kanonen . . . Mannschaft! Trab, Trab . . . Munitionskolonne, Proviantwagen, einer hinter dem andern, unübersehbar . . . Mannschaften! Marsch! Marsch! Ordonnanzreiter den Zug auf und ab. Infanteriekolonnen, Radfahrer, ein Reitertrupp, stolze Reiter, Lanzenreiter . . .



Hurra! In die leere Nacht... Hurra! Aus allen Straßen, von allen Plätzen... Hurra! Aus den Fenstern. Weiße Tücher winken in die Nacht. Glück auf, tapfere Krieger! Schützt uns, rächt uns. Schlagt drein! Und sie lächeln, die Krieger, und sie nicken, und sie winken Grüße und Abschied. Wir schützen euch, wir rächen euch. Der Kaiser rief, und wir kommen, wir kommen. Nun gute Nacht! Träumt weiter eure schönen deutschen Träume. Derweil wir ziehen hinein in Feindesland zur Nacht. Marsch! Marsch und Trab, Trab... Ade! Ade!

Hoch über ihnen schimmern die deutschen Sterne. Die Nacht ist erfüllt von vielen Wundern. O welch eine Nacht! Es lodert und hallt und klingt und singt: die eiserne Freude!

Auf der Treppe des Merkensschen Hauses war noch Licht. Also war man noch auf. Das Speisezimmer hell erleuchtet, zwei Gedecke für ihn und den Vater.

Auf dem Balkon nach dem Garten zu hörte er die Mädchen. Er rief sie an. Sie saßen, in Tücher gehüllt, auf der Brüstung, sie konnten nicht schlafen und wollten horchen, wie die Truppen über die Grenze marschieren. Madame und die junge Frau seien auch noch auf dem Türmchen. Der alte Herr sei noch nicht zurück.

Willi stieg die Treppen zum Türmchen hinauf. Zwei Frauengestalten an dem Geländer, wo die Fahnenstange ragte. Das arme, kleine Frauchen an den Arm der Mutter geschmiegt.

Als sie Willi auftauchen sahen, waren sie froh. Eine angstvolle Vereinsamung war über sie gekommen. Die Nacht erfüllt von stummem Drohen. Eine ungewisse, bohrende, schleichende Furcht. Sie lauerte in den Zimmerecken, sie atmete zischelnd in der Stille des verlassenen Hauses.

Wenn sie dort droben standen, glaubten sie den Ereignissen näher zu sein. Was spielt sich jetzt hinter dem Grenzstrich ab? Was ist bereits geschehen? Man weiß nichts, man harrt mit stockendem Atem.

Wetterwolken ziehen herauf und verdunkeln die Sterne. O Himmel, welche Lose wirfst du uns streuen? Schüsse in der Nachtluft? Täuschung... nein... wiederum der kurze, scharfe, trockene Knall.

Sie spähen bang in die Finsternisse der Nacht. Die Nacht antwortet nicht. Düsteres Grauen lagert über den Fluren. Drüben in dem drohenden Dunkel der Hertogenwald. Dahinter lauert der feindliche Nachbar. Welche Mär aus dem Rauschen seiner Wipfel dringt herüber?

In die dumpfe Mitternacht dröhnen die Marschschritte der Regimenter. Schwadronen und Eskadronen. Deutschlands prächtigste Regimenter zur großen Kriegsparade. Die Heerstraßen überflutend, den nachschauenden Blicken entschwunden, in eine ungewisse Zukunft hinein. Noch Hurraruf in der Ferne — und dann wieder das dumpfe, furchtgejagte Bangen.

Wenn einmal die Kanonen donnern...

Horch! Hört man's? Das ferne, ganz ferne, murrende Drohen... „Willi, ist das...?"

Er nickte. „Kanonendonner, ja."

Ein einziges Mal und wieder. Und nichts mehr. Nichts. Todstille. Atemschöpfendes Grauen.

Dann fing's wieder an. Ein dumpfer Aufprall, weit wie aus Wolkenschlüften heraus. Wie ein im Schlaf murrendes Ungetüm. Und wieder und wieder...

Willi Merkens stand hinter Mia. Sie hielt sich am Geländer, so blieb sie steil aufgerichtet, mit todstarrem Gesicht der Grenze zu, wo jetzt die blutige Tragödie der Menschheit ihren Anfang nahm.

Sie tat ihm leid. Er legte beruhigend seine Hand auf ihre, die sich ans Geländer festkrampfte. Da hörte er die stockend hervorgeschluchzten Worte: „Und jetzt ein Liebes da drüben wissen" ...

Seine Hand zuckte auf der ihren, sein Atem floß an ihrem Ohr vorbei. Er wiederholte ihre grauenerfüllten Worte: „Und jetzt ein Liebes da drüben wissen" ...

Es peitschte ihm das heiße, jähe Weh herauf, es zerriß ihm die Brust. Jetzt litt er wie die da, die kleine, mutlose Frau.... Ein Liebes da drüben ... ein süßes, aufreizendes Lachen in dem Donnerschlag der Geschütze....

Herrgott, wie es ihn schüttelt, wie es ihm die harten Gedanken gegen sie weichklopft. Er liebt sie ja noch, liebt sie, liebt sie bis zum Wahnsinn. Und jetzt da drüben — Herr im Himmel! —

Er bleibt bei der Mutter stehen, er ist an sie geworfen, ein hilfloser Junge, ein leidender —

„Mutter" ... und rauhheiser wieder: „Mutter" ... Sie will ihn an sich nehmen, mütterlich und gütig und ohne viel Worte — da schrillt drunten die Hausglocke ...

Gell wie ein Alarmruf.

Atemlos die drei. Horchend. Das Geschick naht. Sie fühlen es. Die Mädchen laufen hinunter. Das Tor knarrt auf. Ein Motor rasselt vor dem Haus. Und wieder eilende Schritte die Treppe herauf, höher herauf, zum Türmchen herauf.

Ein Ruf. Man fragt nach dem Herrn Willi. Der Oberarzt. Schnell. Willi Merkens stürmt die Treppen hinunter. Franz Borgers kommt ihm entgegen. Der Oberarzt schickt ihn her, der Oberarzt ist mittels Ordonnanz nach Belgien hinein berufen, die ersten Zusammenstöße. Deutsches Blut geflossen. Die Einwohner schießen aus den Häusern — schnell ...

In rasender Fahrt durch die nächtlichen Straßen. Krankenhaus. Licht in allen Räumen. Betten zurecht. In einer Stunde vielleicht ... Hier, Krankenschwester. Schnell die Bandagentasche. Verbandzeug. Rote-Kreuz-Binden um den Arm und nun los!

Der Oberarzt zu Willi Merkens: „Ich kann doch auf Sie rechnen, habe Sie gern um mich. Sind ja noch nicht einberufen, wie?"

„Habe aber das Ehrenwort des Hauptmanns..."

„Schon gut. Kommen Sie."

Der Autoführer kurbelt an. Franz Borgers und noch ein Soldat als Begleitmann, Gewehr im Arm, neben ihm. Im Wagen der Oberarzt, die Krankenschwester, Willi Merkens.

Der Motor pufft, surrt, springt an. Die Hupe heult. Fort. Die Stadt hinter ihnen. Die grellen Lichter der Maschine gleißen über die dunkle Landstraße. Schwarzgelbrote Grenzpfähle. Feindesland.

(Fortsetzung folgt.)



Vom türkischen Soldaten.

Von Erich Hartenau. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Nachdem die führenden Männer der Türkei durch den unglücklichen Verlauf des Balkankrieges zur Überzeugung von der Notwendigkeit einer vollkommenen Neuordnung des Heerwesens gelangt waren, haben sie mit anerkennenswerter Tatkraft nicht gezögert, die schon längst geplanten Reformen, die bis dahin in der Regel auf dem Papier stehen blieben, endlich durchzuführen und die Armee auf eine achtbare Höhe der Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit zu bringen. In erster Linie war der frühere Militärattaché in Berlin und jetzige Kriegsminister, Enver, die Seele dieser Neuorganisation, und seine Bestrebungen fanden in den Mitgliedern der deutschen Militärmission, an deren Spitze General Liman v. Sanders stand, erfolgreiche Helfer. Kenner der Verhältnisse stimmen darin überein, daß die türkische Armee in der so kurzen Zeit seit Abschluß des Balkankrieges ganz überraschende Fortschritte gemacht hat und heute wieder wie ehedem einen außerordentlichen Machtfaktor im Orient bedeutet, mit dem zu rechnen ist.

Der türkische Soldat, der Mann in Reih und Glied so gut wie der Unteroffizier, hat es zwar auch früher nicht an den achtungswertesten Eigenschaften fehlen lassen; niemals war er schuld an dem, was eine zu lässige Verwaltung sündigte. Immer hat er sich willig und tapfer, genügsam und ausdauernd gezeigt. So friedlich der Osmane auch in seinem ganzen Wesen ist und so gern er Streitigkeiten aus dem Wege geht, hat er doch von alters her einen lebhaft entwickelten Sinn für das Waffenhandwerk. Er bekundet eine ernste Auffassung von soldatischen Pflichten, und wenn sein oberster Herr ihn ruft, setzt er alles daran, sich des ihm entgegengebrachten Vertrauens würdig zu erweisen. Mag seine Schulbildung auch nur gering sein, so rühmt man ihm doch eine große natürliche Intelligenz und ein auffallendes Anpassungs- und Improvisationstalent nach. Was einst ein Augenzeuge der Taten von Plewna schrieb: „Unverzagt im Unglück, klaglos unter den furchtbarsten Leiden, guten Mutes in jeder Lage, zeigten die türkischen Offiziere wie Gemeinen während des ganzen Feldzuges den Charakter wahrer Helden" — das galt auch in den Unheilstagen des Balkankrieges und das wird, wie wir es um unser selbst willen zuversichtlich erwarten, auch noch im Verlauf dieses Weltkrieges Geltung bewahren — mehr vielleicht, als unsere Feinde ahnen mögen.



Ein frischer Trunk am Feldbrunnen.

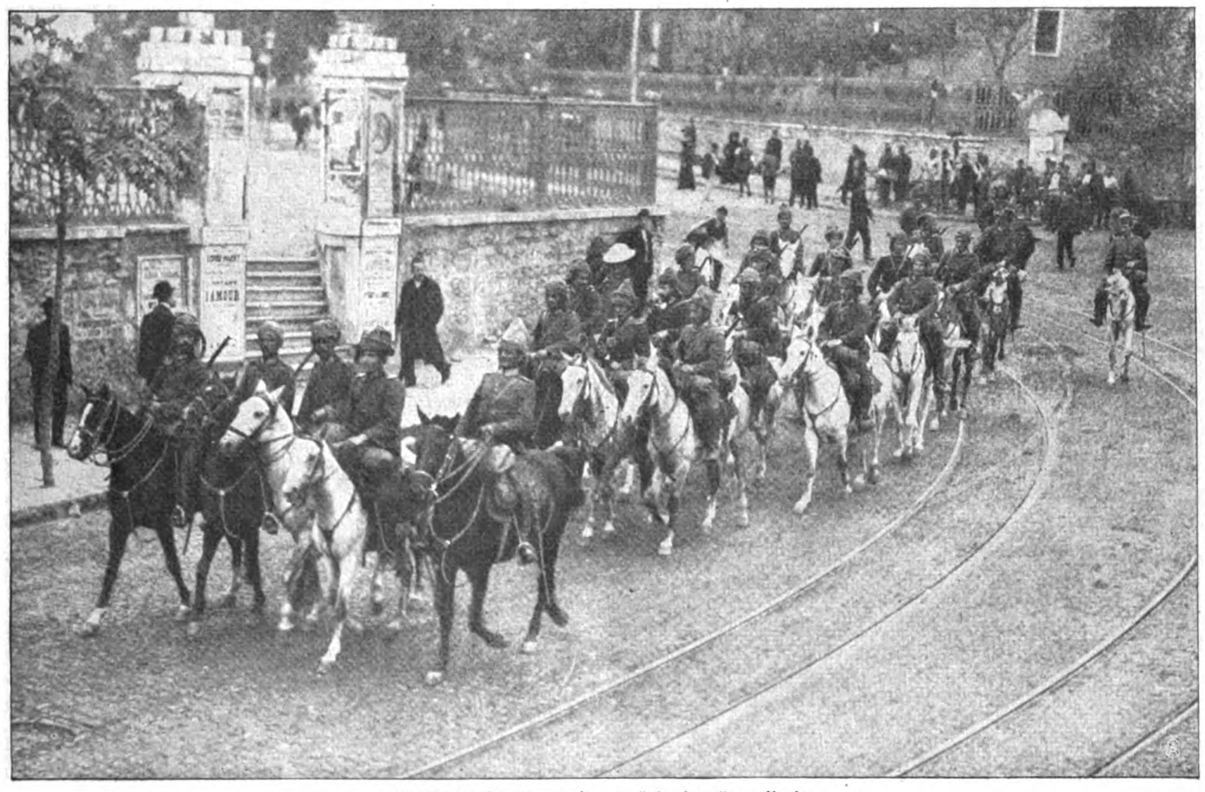


Unter dem Zeichen des Halbmonds.

Noch etwas anderes kommt dem türkischen Soldaten zugute: seine starke Religiosität, die er als Erbe von seinen Vätern übernommen hat. Glaubensachen sind ihm wirklich mehr als Form und Gebärde, sie liegen ihm am Herzen. Die bei uns weitverbreitete Meinung, daß der religiöse Fatalismus des Mohammedaners,



Auszug einer türkischen Batterie.



Aus Konstantinopel ausrückende Kavallerie.





Gepäckkolonne auf dem Marsch.

sein Glaube an ein „Kismet", d. h. ein ihm vorausbestimmtes, unabwendbares Schicksal, seine Willenskraft lähme, stimmt doch nicht ganz. Denn wenn auch die islamitische Lehre häufig auf das Kismet verweist, so befiehlt sie den Gläubigen doch, sich mit aller Kraft den feindlichen Einflüssen zu widersetzen — erst wenn sie das getan haben, aber vergeblich, soll ihnen die Unabwendbarkeit des Schicksals ein Trost sein. Die Lehre Mohammeds macht dem türkischen Soldaten ferner ein moralisch einwandfreies Benehmen, auch dem Feinde gegenüber, zur Pflicht. Genau so, wie jetzt eine maßlos verleumderische Feindespresse dem deutschen Soldaten alle möglichen Schlechtigkeiten andichtet und aus dem gutmütigsten Landwehrmann einen bluttriefenden Barbaren macht, ist dem türkischen Krieger oft ein Hang zu Gewalttätigkeiten nachgesagt worden. Aber vorurteilslose Beobachter des Balkankrieges sind zu völlig entgegengesetzten Schlüssen gekommen.

Es sind frische, kräftige Leute, die da auf unseren Abbildungen, unter dem Zeichen des Halbmonds marschierend, auf Pferderücken und auf Geschützen zu sehen sind. Und sie werden, das hoffen wir, ihren Feinden, die auch unsere Feinde sind, kräftige Schläge versetzen — wie sie in vielversprechender Weise schon damit angefangen haben.

Der Pensionär.

Skizze von Hans von Kahlenberg.

Er war im Groll abgegangen, durch einen unangenehmen Vorgesetzten weggeärgert, und seine Behörde hatte ihm seiner Meinung nach nicht die richtige Unterstützung zuteil werden lassen. Sie konnten ihm wohl nicht bestreiten, daß er sachlich korrekt verfahren war — alle Ehrungen wurden ihm erzeigt, er hatte den üblichen Orden für treue und langjährige Dienste mitgenommen; vielleicht war gerade seine starrköpfige Rechtlichkeit, der pedantische Eigensinn des alten Verwaltungsbeamten mißliebig empfunden worden? Er war unter eine ungünstige Konstellation geraten, man bedauerte ihn, tadelte wohl auch sanft den rücksichtslosen Vorgesetzten — — nun, er war nicht alt, empfing die Höchstpension, erfreute sich allgemeinen, bürgerlichen Ansehens — was verlangte er mehr vom Leben? Aber in ihm nagte und fraß der Groll, er war nie ein Schwätzer gewesen und wurde noch abweisend rauher nach außen: Ich war unbrauchbar, sie wollten mich nicht mehr! Wozu bin ich denn noch gut? Zum Essen und zum Schlafen?

Er hätte ja jetzt auch auf Reisen gehen können, oder er hätte sich wie sein Freund, der Landgerichtsrat, ein Rosengärtchen anlegen und es pflegen können. Zahlreiche Pensionäre lebten in der Stadt, die ihren Tag ganz leidlich zwischen dem Frühschoppen, ihrer Sonnenpromenade, der täglichen Zeitung und dem Abendschoppen im Löwenbräu oder einer gelegentlichen Kasinofestlichkeit hinbrachten. Alte Militärs, alte Beamte oder ihre Witwen, Pfarrers- und Offizierswitwen gehörten zu den allergewöhnlichsten Erscheinungen im Bild der Stadt, und die Stadt schätzte ihre guten, verzehrenden und pünktlich zahlenden Bürger, eine Villenstraße nach der anderen schob sich nach dem Berge zu für immer neu einströmende Gäste, die einen ruhigen Lebensabend dort suchten und fanden.

Nur er fand keine Ruhe. Seine Frau wußte es; andere haben Rekruten, ihre Söhne, einzustellen, die dann die gleiche Laufbahn wieder durchmessen, ihre frischen Erlebnisse in das alte, ablaufende Leben der Eltern mit hineinverweben. Er hatte spät geheiratet, eine jüngere Frau, sie litt unter der wunden Unzufriedenheit in ihm. Es durfte an den Gegenstand nicht gerührt werden, sie wußte, daß er heimlich Beförderungen und Abgänge, die Ereignisse in seinem früheren Beruf, verfolgte: der und jener war noch älter als er, hielt sich noch. Hatte er treuer seine

Pflicht erfüllt, war er gründlicher und fleißiger gewesen? Nun, natürlich; er konnte auch schon tot sein mit dreiundsechzig, mußte dankbar für jeden Gnadentag, den Gott ihm noch gewährte, aufblicken — — die Toten durften ausruhen, auf ihnen lastete die Erde leicht. Er konnte doch noch schaffen, er hatte Arbeitslust, hatte gesunde Glieder. — Seine Unruhe im Haus beängstigte die sanfte Frau; weil er gequält war, quälte er sich und andere. Ringsherum verordneten sie, schrieben, nahmen auf, inspizierten und verrechneten, die Maschine ging ihren gutgeölten Gang. Er stand abseits, ein überflüssiger, abgelehnter Zuschauer, konnte spazieren gehen!

Sozialdemokrat, behauptete er, wäre er jetzt geworden! Alles müßte von Grund auf umgestülpt und reformiert werden. Zum Beispiel, solche Vorgesetzten wie seine — —

Sie strich ihm leise über den eisgrauen Schopf. Altes Kind! mochte sie, die Junge, denken. Wohl auch, daß er eigentlich verwöhnt war, hatte er Hamlets bittere Weisheit von „des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen", von „des Rechtes Aufschub, vom Übermut der Ämter und der Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist", so spät und immer noch nicht begriffen? Wollte diesem engen alten Preußenschädel, weil er so urpreußisch hart war, der Welt eitles Lügenwesen nicht eingehen? Warum ich? Ich war doch noch rüstig? Ich hätte gern noch gedient! Ich habe meinen Dienst immer gut und genau verrichtet. Zum hundertsten Male hörte sie die besondere Geschichte von Willkür und Vergewaltigung. Ja, er hätte auch weniger schroff, weniger stürmisch und auffahrend sein können — er war doch im Recht!

Sechs Jahre waren seitdem vergangen. Seine alten Herren waren der Meinung, daß es während derselben mit dem Vaterland nicht vorwärtsgegangen war. Jedes stockte; nur das Geld spielte die große Rolle und hatte den großen Mund, alles ging schief — ruckweise — rückwärts, seit sie, die Ausrangierten, nicht mehr dabei waren. Diese neuen Männer, sie besaßen Schneid und Großzügigkeit genug — Großzügigkeit! Wußten sie, was Altpreußen gewesen war? Kleinarbeit, die regelrecht und vollständig ausgefüllte Minute jeden Tages, die verdammte Pflicht und Schuldigkeit! Der Gamaschenknopf und die Stiefelstrippe! — Sie waren der Gamaschenknopf, die bespöttelte Hosenaht — jawohl, der Submissionstrich!

Nein, es ging faul, flau und quer. Den alten Herren wurde der Kopf rot, sie erzählten von 70, von ihren Vätern und von denen ihrer Väter. In Kasernenstuben ohne Sofas und Gardinen hatten die geschlafen, man verzehrte ein Käsebrot zum Abendessen, und ein Huhn kostete damals vier Silbergroschen.

Aber der Tag kam, wo sie nicht mehr von gestern und ehegestern sprachen. „Krieg, Martha, Krieg!" schrie er seiner Frau schon von weitem zu. „Sie wollen uns abwürgen! Sie haben sich alle gegen uns gestellt! Daß i net lach! Preußen und Deutschland wollen die vier Kujone untereinander totdrücken!"

Das Fieber hatte ihren alten Mann wie alle anderen gepackt. Nun sprach er sehr viel wieder von 70, haarklein mußte sie alles mit anhören, den Auszug der Kriegsfreiwilligen, die Tage vor Metz, Sedan, den Fall von Metz — Er suchte sein Kreuz vor und die Medaillen: „Das muß man jetzt wieder anlegen! Man muß den Jungen zeigen, daß man dabei war! Ach, diese Jungen!"

Gott sei Dank, wußte sie, das Vergleichen bei ihm hat aufgehört! Er war nur noch stolz. Die Jungen, die waren was, die konnten was, die würden's machen!

Gewiß! Er war schon jetzt nicht mehr unglücklich. Manchmal seufzte er: Die steifen Beine! Das Zipperlein! Marschieren könnte ich auch noch! Aber die Bepackung tragen, das Schlafen in Nässe nud Kälte! Ein Einundachtzigjähriger hat sich da gemeldet! Einer von 67! Und wenn man den alten Haeseler sieht — der ist jung wie der Teufel!

In den alten Herren war eine seltsame Unruhe, sie kamen nicht mehr nach Hause. Und zu Hause schlossen sie ihre Stuben ab und schrieben mühsam, mit etlichem schnaufenden Stöhnen, auf Riesenbogen seltsam feierliche und kalligraphische Briefe. Lange und stattliche Aufschriften zeigten die Umschläge. Ihre Frauen durften die Sendungen nicht sehen, was verstanden so Weibsleute vom Bedarf und vom Instanzenweg?

Sie lächelte und fragte nichts. Eine starke, stille Freudigkeit war in ihr, daß er wieder froh war, daß er am Leben Anteil nahm und das Leben lobte. Dann dachte sie mit Rührung, die Kinderlose: Lieb Vaterland, magst wahrlich ruhig sein! Und bemerkte es nicht, wenn hier und da fünfzig Mark fehlten, wenn er ihr Wollhemden und Leibbinden und Filzschuh heimlich forttrug; auch einige Flaschen guten Rotwein gingen den gleichen Weg.

Er war sehr geschäftig, dabei immer noch etwas nervös, wenn der Postbote kam. „Gott bewahre!" sagte er zuweilen. „So'n oller Knasterbart und Knickstiefel! Was sollen sie mit dem? Es geht ja wie geschmiert alles! Wenn man Kluck hat! Und Hindenburg!"

Nein, sie selbst erwartete es kaum noch. Und dann, als drei Monate, als dreimal vier lange Wochen ins Land gegangen waren, kam es doch! „Sie brauchen mich, Martha!" schrie er auf. „An der polnischen Grenze — ich! Da soll einer hin. Da fehlt ihnen einer! — Es sind wohl unter den aktiven Kollegen sehr schwere Verluste gewesen. — Sie brauchen alle! Sie brauchen mich!"

Er war schon tief in der Ausrüstung. Einen Schafpelz — den Revolver — hatte er noch anständige schwarze Röcke? Der Teufel sollte den Gehrock und die Eleganz jetzt holen! Sie brauchten eine Aushilfe. Ihn, den Alten, konnte man brauchen! Natürlich war er da! Er ging hin!

Er vergaß selbst hinzuzufügen, daß die Russen seinen früheren Vorgesetzten, den Oberpräsidenten, ruhig holen möchten! Der tat eben seine Schuldigkeit jetzt an seiner Stelle — er tat seine. So war es über das ganze Land. Ein Hundsfott, wer sein Vaterland im Stich läßt! Er wurde gebraucht, er, der Abgehauene, der Krippensetzer!

Seine Frau wußte, daß er anfällig war, sein Herz arbeitete nicht mehr recht. Würde er die Kälte und die Anstrengung aushalten können? Drohte ihm auf dem einsamen Grenzposten Gefahr? Oder dachte sie einen kurzen Moment auch an die knappe Pension, und daß sie einer Witwe noch sehr viel knapper zugemessen werden würde? Sie sagte nur: „Ich freue mich! Ich freue mich! — Und natürlich sollst du gehen!"

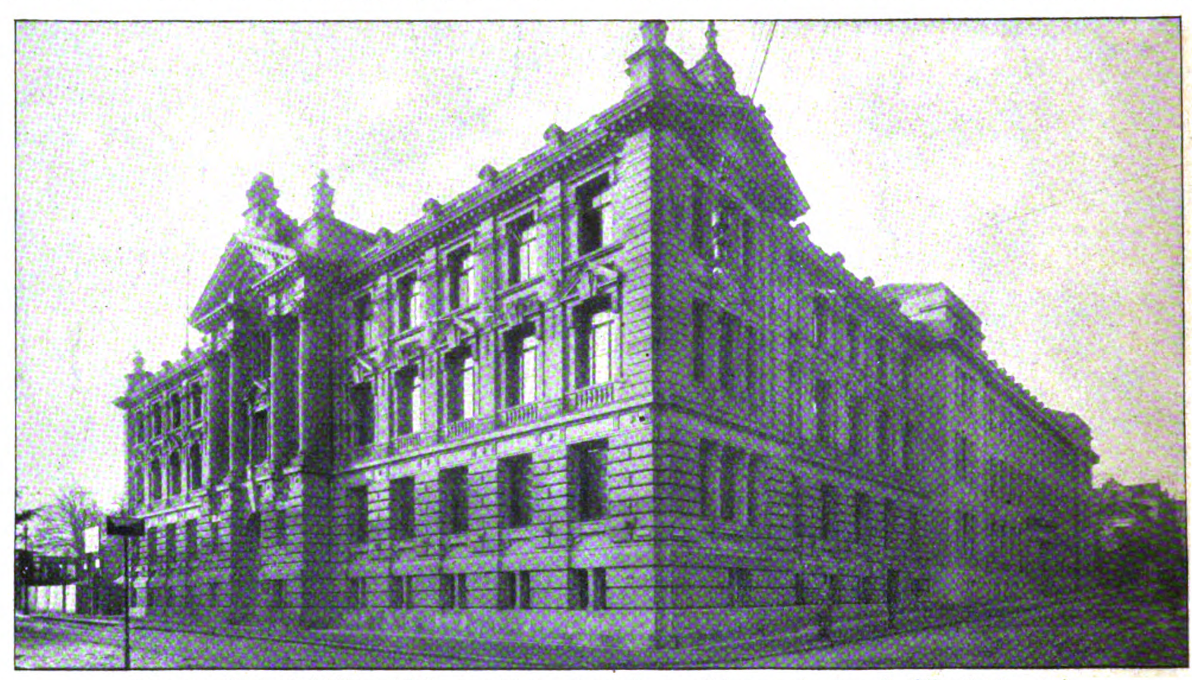
So rüstete sie ihn tapfer aus und küßte ihn tapfer. „Sie brauchen mich!" rief er froh und schwenkte den Hut. „Sie wissen doch, daß ich noch etwas wert bin, ich kann noch was nützen! Ich werde gebraucht!"

Sie blieb ganz allein in dem kleinen, engen Haushalt. Und ihr Herz war sehr schwer. So grau war er — so steif! Sie dachte an tausend kleine Bedürfnisse, seine Magenverstimmungen und Erkältungen, in die er sich hineingewöhnt hatte — — „Sie brauchen mich!" wiederholte sie sich mit blassen Lippen. „Alle braucht uns das Vaterland. Es braucht mich auch!" — —



Bilder aus aller Welt.

Die bekannte Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter), die in diesem Jahre mit einem Versicherungsstand von 1,16 Milliarden Mark ihre sechzigjährige Jubelfeier begangen hat, hat ihre Geschäftsräume bedeutend vergrößert. Untenstehende Abbildung zeigt das von der Architektenfirma Heim & Früh in modernem Stil erweiterte Geschäftsgebäude der Bank.



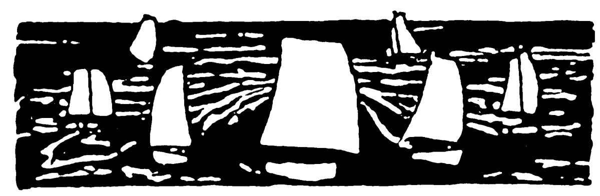
Das erweiterte Geschäftsgebäude der Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 51. | Berlin, den 19. Dezember 1914. | 16. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 51.



Die sieben Tage der Woche.

8. Dezember.

Das deutsche Kreuzergeschwader unter Graf Spee wird in der Nähe der Falklandsinseln von einem englischen Geschwader unter dem Kommando des Vizeadmirals Sturdee angegriffen. In dem Gefecht sind die Kreuzer „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Leipzig" gesunken. Den Kreuzern „Dresden" und „Nürnberg" gelang es, zu entkommen, doch wurde „Nürnberg" von den verfolgenden englischen Kreuzern zum Sinken gebracht.

9. Dezember.

Die Geschäfte des Generalstabes des Feldheeres werden dem Kriegsminister Generalleutnant von Falkenhayn (Portr. Seite 2045), der sie bei der Erkrankung des Generaloberſten von Moltke vertretungsweise übernahm, unter Belassung in dem Amt als Kriegsminister endgültig übertragen.

Erzherzog Friedrich, der Oberkommandierende der österreichisch-ungarischen Armee, wird zum Feldmarschall ernannt.

Der Zar trifft in Tiflis ein.

Die Russen machen unter dem Schutz von Kriegsschiffen einen Landungsversuch nahe bei Gonia, südlich von Batum, um die türkischen Truppen in der Flanke anzugreifen. Die gelandeten Russen werden zum Rückzug gezwungen.

10. Dezember.

Der Groß-Scheich der Senussi hat Herolde zu den Italienern gesandt, um formell zu erklären, daß er, da der Kalif den Heiligen Krieg nur gegen England, Rußland und Frankreich verkündet habe, fortan nur gegen die Engländer kämpfen werde und endgültig darauf verzichte, die Italiener in Libyen zu beunruhigen, solange er nicht angegriffen werde.

Der türkische große Kreuzer „Sultan Jawus Selim", der nach russischen Meldungen schwer beschädigt sein sollte, beschießt Batum; die Landbatterien erwidern das Feuer ohne Erfolg.

11. Dezember.

Die Ueberprüfung des Verfahrens, das zur Verurteilung deutscher Sanitätsoffiziere und Schwestern führte, durch das französische Militärgouvernement ergab solche Fehler, daß zunächst neun der Verurteilten, sämtlich Oberapotheker, vor ein neues Kriegsgericht gestellt werden.

12. Dezember.

Ueber die Einnahme von Lodz wird amtlich, wie folgt, berichtet: Die Räumung von Lodz durch die Russen geschah heimlich des Nachts, daher ohne Kampf und zunächst ungemerkt. Sie war aber nur das Ergebnis der vorhergehenden dreitägigen Kämpfe. In diesen hatten die Russen ganz ungeheure Verluste, besonders durch unsere schwere Artillerie. Die verlassenen russischen Schützengräben waren mit Toten buchstäblich angefüllt. Noch nie in den gesamten Kämpfen des Ostheeres, nicht einmal bei Tannenberg, sind unsere Truppen über so viele russische Leichen hinweggeschritten wie bei den Kämpfen um Lodz, Lowicz und überhaupt zwischen Pabianice und der Weichsel. Die russischen Gesamtverluste können wir wie in den früheren Schlachten ziemlich zuverlässig schätzen. Sie betrugen in den bisherigen Kämpfen in Polen mit Einschluß der von uns erbeuteten achtzigtausend Gefangenen, die inzwischen mit der Bahn nach Deutschland abbefördert worden sind, mindestens einhundertfünfzigtausend Mann.

Deutsche Artillerie beschießt den Bahnhof von Ypern. Bei Arras erringen die Deutschen weitere Fortschritte. Im Argonner Walde nahmen die deutschen Truppen wiederum einen wichtigen französischen Stützpunkt durch Minensprengung. Der Gegner erlitt starke Verluste an Gefallenen und Verschütteten.

Bei Apremont südöstlich St.-Mihiel wurden mehrfache heftige Angriffe der Franzosen abgewiesen, ebenso auf dem Vogesenkamm in der Gegend westlich Markirch.

In Westgalizien wird der südliche Flügel der Russen bei Limanowa geschlagen und zum Rückzug gezwungen.

In den Karpathen dauert die rückläufige Bewegung der russischen Truppen an.

Ein französischer Angriff auf Flirey bei St.-Mihiel wird zurückgeschlagen.

Zum Chef des englischen Generalstabes an Stelle des verstorbenen Sir Charles Douglas wurde der bisherige Oberbefehlshaber der britischen Truppen in Südafrika, Sir James Wolfe Murray, ernannt.

13. Dezember.

In Nordpolen nehmen die deutschen Truppen eine Anzahl feindlicher Stellungen, dabei werden 11,000 Gefangene gemacht und 43 Maschinengewehre erbeutet.

Feldmarschall v. d. Goltz trifft in Konstantinopel ein und wird vom Sultan in Audienz empfangen.

Der Zar verläßt Tiflis.

* *

Die gegenwärtige Kriegslage im Osten und Westen.

Von v. der Boeck, General der Infanterie z. D.

Der Schwerpunkt der militärischen Operationen liegt gegenwärtig zweifellos im Osten. Das kam auch dadurch zum Ausdruck, daß der Kaiser kürzlich den östlichen Kriegschauplatz besuchte und dort mit den Heerführern der deutschen und österreichischen Armeen in persönliche Berührung trat. Wir wollen uns daher zunächst mit der Kriegslage im Osten beschäftigen.

Zu ihrem Verständnis ist es notwendig, sich daran zu erinnern, daß die durch Russisch-Polen bis an die Weichsel vorgedrungenen Truppen der Verbündeten Ende Oktober gezwungen waren, sich vor starken, über diesen Strom vorbrechenden russischen Streitkräften nach Preußisch-Schlesien bzw. West-Galizien zurückzuziehen, um dort zunächst Verstärkungen heranzuziehen und eine „Neugruppierung" vorzunehmen. Letztere konnte in der ersten Hälfte No-

vember fast ungehindert zur Ausführung gelangen, da die Russen mit ihren Hauptkräften links der Weichsel nur bis zur Warthe folgten. Sie gestaltete sich unter teilweiser Benutzung der Eisenbahn derart, daß die deutsche Hauptmacht bei Thorn, schwächere Streitkräfte bei Soldau zusammengezogen wurden, während die durch das schlesische Landwehrkorps verstärkten Österreicher den Raum von nördlich Krakau bis in die Gegend von Czenstochau besetzten. Der Zwischenraum wurde durch Grenzschutztruppen und Kavallerie ausgefüllt. Diese Neugruppierung hatte gleichzeitig zur Folge, daß die österreichisch-ungarischen Streitkräfte aus Mittelgalizien — soweit sie nicht zur Verteidigung der Karpathenpässe verwendet werden mußten — näher an Krakau herangezogen wurden.

Gegen Mitte November waren die Russen auf dem rechten Weichselufer gegen die ostpreußische Grenze, insbesondere bei Stallupönen, Eydtkuhnen und Soldau sowie auch gegen Thorn zum Angriff vorgegangen, aber überall zurückgeworfen worden.

Um dieselbe Zeit hatte auch der Oberbefehlshaber der deutschen Ostarmee in dem Raum zwischen Weichsel und Warthe die Offensive wiederergriffen. Der linke Flügel der Hauptmacht unter General von Mackensen schlug am 13. November ein russisches Korps bei Wloclawek, am 14. November dasselbe bei Duninowo-Novi und am 15. November mehrere russische Korps bei Kutno. Gleichzeitig hatten schwächere deutsche Kräfte auf dem rechten Weichselufer die Russen auf Plozk zurückgeworfen.

In den folgenden Tagen wurden sie auf dem linken Ufer weiter gegen Warschau bis hinter den Bzura und in die Gegend von Lowicz zurückgedrängt, womit ihre Gegenoffensive bereits als gescheitert angesehen werden mußte. Auch in der Gegend von Czenstochau brachen sämtliche russische Angriffe vor der Front der Verbündeten zusammen.

Da die Russen aber mit starken Kräften noch bei Lodz stehengeblieben waren, so entwickelten sich hier in der zweiten Hälfte des November heftige Kämpfe, die dazu führten, daß die Russen fast eingeschlossen wurden. Es gelang ihnen aber von Osten und Südosten Verstärkungen heranzuziehen, wodurch ein Teil der deutschen Umklammerungstruppen zeitweise zwischen zwei Feuer geriet. Sie konnten sich aber dieser mißlichen Lage in mehrtägigen, geschickt geleiteten Kämpfen ohne allzu erhebliche Verluste sogar unter Mitnahme der gemachten Gefangenen und eroberten Geschütze wieder entziehen.

Die Kämpfe bei Lodz endigten am 6. Dezember mit einem durchschlagenden Erfolg der deutschen Truppen. Lodz selbst gelangte dadurch zum zweitenmal in ihren Besitz. Versuche der Russen, ihren bedrängten Armeen in Nordpolen zu Hilfe zu kommen, wurden durch das Eingreifen österreichisch-ungarischer und deutscher Kräfte in der Gegend südwestlich Piotrkow vereitelt. Die Russen zogen sich — unmittelbar gefolgt von den deutschen Vorhuten — in eine stark befestigte Stellung östlich des Miazga zurück, an der sich die beiden Gegner jetzt in engster Fühlung gegenüberstehen. In der Gegend von Lowicz wird der Kampf fortgesetzt.

Die Schlachtfront in Polen geht nunmehr von der Mündung des Bzura in die Weichsel über Lowicz, östlich Lodz nach Süden über Piotrkow, östlich von Czenstochau bis in die Gegend nördlich Krakau. Die deutsche Kampflinie im Norden hat das Gesicht gegen Südosten. Der deutsche äußerste linke Flügel steht nur 70 Kilometer von Warschau, so daß angeblich die Russen mit erneuter Einschließung dieses Platzes rechnen sollen.

Auch in Westgalizien haben sich neuerdings zwischen starken russischen und österreichisch-ungarischen Streitkräften Kämpfe entwickelt, die besonders südlich von Krakau an Heftigkeit zunehmen, aber noch der Entscheidung harren. Aus den Karpathen sind die zum zweitenmal dort eingedrungenen Russen von den österreichisch-ungarischen Truppen größtenteils bereits wieder verdrängt worden.

Somit gibt die Kriegslage im Osten in Verbindung mit dem großen Vertrauen, welches die deutsche Nation in den dort befehligenden nunmehrigen Feldmarschall v. Hindenburg mit Recht setzt, die zuversichtliche Hoffnung auf Sieg für die deutschen Waffen. Allerdings dürfte die Entscheidung noch einige Zeit auf sich warten lassen und auch noch harte Kämpfe erfordern, da die Russen bekanntlich in der Defensive —in die sie in Polen überall gedrängt wurden — kräftigen Widerstand zu leisten pflegen.

Zur Schilderung der Kriegslage im Westen übergehend, darf vorweg bemerkt werden, daß dort gegenwärtig verhältnismäßig Ruhe herrscht. Nur haben die Franzosen, vermutlich in der Annahme, daß wir uns hier durch Überführung von Verstärkungen nach dem Osten geschwächt haben würden, in den letzten Tagen an verschiedenen Stellen Angriffe gegen die deutschen Stellungen unternommen, die aber sämtlich — zum Teil unter erheblichen Verlusten für den Angreifer — zurückgewiesen wurden.

Im besonderen ist die Kriegslage auf dem westlichen Kriegschauplatz gegenwärtig die folgende: An der flandrischen Küste, die hauptsächlich durch das deutsche Marinekorps verteidigt wird, sind unsere Stellungen, vor allem auch durch Einbauung schwerer Artillerie, derartig verstärkt, daß etwaigen Angriffen von See aus energisch entgegengetreten werden kann.

Auf dem rechten Yser-Ufer konnten wir unsere Stellungen behaupten; auch Dixmuiden ist — entgegen den im Auslande verbreiteten falschen Gerüchten — nach wie vor in unserem Besitz. Ypern wird immer noch von den Verbündeten gehalten, aber von uns unausgesetzt mit schwerer Artillerie beschossen und dürfte bald in einen Trümmerhaufen verwandelt sein. Der deutsche Einschließungsring um Ypern zieht sich langsam, aber sicher immer enger zusammen; nur nach Südwesten haben die Verbündeten noch einen sicheren Zugang zu diesem hart umstrittenen Platz.

Die deutsche Offensive aus der Gegend südwestlich Lille gegen Harzebrouck, Béthune, Arras hat zu einer Entscheidung noch nicht geführt, da der Gegner seine dortigen sehr starken Stellungen aus leicht begreiflichen Gründen hartnäckig verteidigt. Die vor wenigen Tagen deutscherseits erfolgte Räumung des Ortes Vermelles (südlich Béthune) geschah freiwillig aus taktischen Gründen und nicht — wie die Franzosen behaupten — weil er uns im Kampf entrissen wurde.

Im Aisne-Abschnitt gewinnen wir langsam, aber fortgesetzt Boden. Das gleiche gilt vom Argonner Wald, in dem nach wie vor äußerst hartnäckig gestritten wird und sozusagen jeder Schritt erkämpft werden muß. Die zähe Verteidigung dieses Gebiets seitens der Franzosen hat seinen Grund darin, daß wir uns nicht früher in den Besitz der gesamten Maasbefestigungen, besonders der sehr starken Festung Verdun setzen können, bevor wir nicht im sichern Besitz dieses Waldes sind.

Die von den Franzosen aus der stark befestigten Stellung Nancy—Toul fortgesetzt in die Gegend südlich Metz



gegen die rückwärtigen Verbindungen unserer bis St.-Mihiel an und über die Maas vorgeschobenen Postierungen sind bisher stets zurückgewiesen worden.

So zeigt auch das über die Kriegslage auf der fast 700 Kilometer langen Front im Westen vorstehend entworfene Bild nichts, was für uns etwa beunruhigend ausgelegt werden könnte. Wenn trotzdem in Deutschland vielfach der begreifliche Wunsch nach Herbeiführung einer schnelleren Entscheidung auf dem westlichen Kriegsschauplatz laut geworden ist, so wird dabei übersehen, daß der „Spatenkrieg", wie er sich aus den Verhältnissen heraus hier entwickelt hat, nur sehr allmählich seinem Ende entgegengeführt werden kann.

Unsere Gegner bezeichnen diesen Krieg mit großer Vorliebe als „Erschöpfungskrieg", wobei sie sich natürlich der Hoffnung hingeben, daß wir die Erschöpften sein werden. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so dürften sie sich hierin einer starken Täuschung hingeben.

Was die Konserve in unserer Zeit bedeutet.

Von Hedwig Heyl.

Wenn man sich an die Verpflegung der Truppen Anfang der siebziger Jahre erinnert, so kann man wohl sagen, daß man erhebliche Fortschritte in der Ernährungstechnik gegen damals zu verzeichnen hat. Als Glanzpunkt erschien allen Beteiligten zu jener Zeit die Erbswurst, ein gepreßtes Gemenge von aufgeschlossenem Erbsmehl, erweitert mit Pökelrippchen oder Speck, das in Wasser aufgelöst und aufgekocht wurde. Als zarte Gabe schenkte mir in höchster Anerkennung des Wertes dieser Wurst der Kronprinz damals selbst ein Muster davon. Mit allgemeinem Verständnis für Hygiene, der Kenntnis der Gärungserreger, ihrer Lebensförderung oder Tötung, ihrer Vermeidung oder der Begünstigung ihres Wachstums hielt die Technik und die Erzeugung einer Fülle vegetarischer Nahrungsmittel gleichen Schritt. Es konnte eine blühende Industrie geschaffen werden, die gleichermaßen die Vorratskammern füllte und den Transport wertvoller Nahrung in die Ferne an ärmere Gegenden gestattet. Naturforschungen in unwirtlichen Bergen, Wäldern und Einöden werden durch die Konserve möglich, und niemand wird die Erleichterung sportlicher Leistungen durch sie in Abrede stellen. Niemals aber ist der Segen dieser Erzeugnisse der Natur und Kunst so ins Auge gesprungen wie jetzt. Millionen von Männern stehen in fremden Ländern auf unbekanntem Boden, in verwüsteten Gegenden oder in feuchten Schützengräben. Die Pflicht, diese Fülle von Menschen, die ihr Leben für das Vaterland, für uns alle einsetzen, gut zu ernähren, scheint die wichtigste Aufgabe der Versorgung. Solange Feld, Wiese und Stadt das Nötige auch in Feindesland hergeben können, hilft der deutsche Mann sich recht und schlecht, wenn sein blutiges Handwerk ihm dazu Zeit läßt. Aber daheim läßt der nahende Winter eine Beunruhigung in uns für unsere Lieben aufkommen. Deshalb ist es nötig, zu wissen, wie musterhaft auch in diesem Punkt unsere Heeres- und Marineverwaltung (Intendantur) gleichsam wie eine gute Hausfrau vorsorgte. Große Riesenschuppen nehmen viele Millionen Werte von fertigen Konservenvorräten auf, die nach Bedarf und Wunsch der Armeeverwaltung ins Feld geschickt werden. Tausende von Kisten, alle in gleicher Größe und Form, enthalten je 90 Portionen oder 45 Büchsen mit den verschiedensten Fleischkonserven. Das klingt sehr einfach, aber es hängt an diesen Kisten eine Unsumme von Arbeit und Sorge, bis sie, soldatisch aufgereiht, ihres Abrufes harren können. Man hört von vielen Mißerfolgen und Enttäuschungen der Fabrikanten, die ihre natürlichen Gründe haben. Wenn auch die Vorschriften der Intendantur noch so genau, die Aufsicht über ihre Durchführung durch Ärzte des Königl. Gesundheitsamtes, durch Oberapotheker und sonstige gewiegte Beamte noch so sorgfältig ausgeführt werden — es bleibt dem Verständnis des Herstellers vorbehalten, eine unendliche Fülle kleiner Fehler zu vermeiden, die sich der hilfreichen Aufsicht dieser Beamten völlig entziehen. Diese sehen sich die Qualität des Fleisches für die Konserven, den Vorratsraum dafür, die Autoklaven, die Büchsenreinigung, die Büchse selbst und alle Zutaten an. Der Sauberkeit des Betriebes gilt ihre Aufmerksamkeit, der Gesundheit der Arbeitenden, dem Geschmack und Gewicht des Büchseninhaltes, über dessen Befund sorgfältig Notizen gemacht werden. Der Brutraum, der als Prüfstein für die sterilisierten Büchsen dient, hat ihren Ansprüchen und dem vorgeschriebenen Hitzegrad von 37 Grad zu entsprechen. In dem Lager- und Packraum müssen sowohl die Aufschriften wie jeder Kistennagel nach genauen Vorschriften hergestellt sein. Wer nun aber die furchtbare Wirkung eines einzigen Bazillus in den schönen blanken Büchsen kennt, dessen Sorge fängt bereits mit dem Einkauf des Rohmaterials an. Bis es auf sauberen Wagen von sauber gekleidetem Personal im Kühlraum gewogen, von zuverlässigen Beamten abgenommen wurde, kann schon ohne diese Sorgfalt eine Verderbensmöglichkeit entstanden sein. Die Saucen und Brühen, die tags zuvor zum pünktlichen Anfang vorbereitet sind, müssen mit Lackmuspapier auf Säuregehalt jeden Morgen untersucht werden. Keine Person darf den Fabrikationsraum ohne reine Umhüllung betreten. Die Arbeitenden sind von allen Berührungen mit anderen Betrieben abzusondern. Sie haben ihre Badeanstalt, Speisung und Wäscherei im Betrieb, da sonst keine Sicherheit gegen das Eindringen von schädigenden Keimen besteht. Handpflege und Schutz des Kopfes durch Häubchen sind geboten. Jede kleinste Wunde, die nur zu leicht durch scharfe Büchsenränder verursacht wird, ist sofort sorgfältiger Behandlung zu unterwerfen.

Das Kapitel der Blechbüchsen schließt ein weiteres Wohl und Wehe ein. Sind sie auch sorgfältig und von gutem Blech hergestellt, ist trotzdem noch keine absolute Gewißheit vorhanden, daß die Seitennaht dicht verlötet wurde, der Boden keinen kleinen Defekt hat, das Blech zu dünn ist, der Wasserstrahl beim Abkühlen zu stark war oder die Büchse zu früh vor dem Sterilisieren geschlossen wurde und unsichtbare Keime ihr Zerstörungswerk bereits begannen. Alle diese Möglichkeiten sind Gegenstand schärfster Aufmerksamkeit, und sie ließen sich leicht noch verzehnfachen.

Ist aber nun alles gelungen, so ist es individueller Sorgsamkeit zu danken, und daher gibt es zwischen Konserve und Verzehrer einen gewissen Kontakt. Dieser



Kontakt erhöht sich, wenn die Konserve dem Bedürfnis und dem Geschmack des Verzehrers entspricht.

Nun scheint es ganz selbstverständlich, wenn sich Frauen mit der Herstellung von Konserven befassen, da neben dem geschäftlichen Interesse, das ein solcher Betrieb fordert, auch den Bedürfnissen Rechnung getragen werden muß, die sich in der Kriegzeit für die Allgemeinheit herausstellen. Die Speiseanstalten ersetzen wohl die Restaurants, aber der einzelne beschäftigte Mensch, der zu müde ist, sich eine Mahlzeit zu bereiten, sieht sich nach einer Speise um, die fix und fertig ist, ihn nährt, erfrischt und erfreut. Dies kann ihm durch die Konserven werden. Der einzelne Kranke — wie notwendig wäre ihm die sorgfältige Ernährung durch Suppe, Fleisch, Gemüse und Gelees!

Die Vegetarier sind oft verzweifelt, daß das Gemüse nicht so gekocht ist, wie sie es wünschen. Jetzt brauchen sie nur eine Gemüsekonservenbüchse eine Viertelstunde in heißes Wasser zu stellen, und die Mahlzeit ist fertig.

Die Alten, die abends ihr Süppchen und nichts weiter brauchen, auch für sie ist gesorgt. Ein Karton mit verschiedenen Suppenkonserven kann ihnen für alle Tage der Woche Suppe und auch Frühstücksbrühe zu billigen Preisen geben. Alle die Überraschungen in den Liebesgabenpaketen, die kulinarische Genüsse schaffen, will ich nicht schildern — aber die unendliche Handlichkeit der Konserve, der kleine Raum, den sie einnimmt, und der durch die Stärke und Güte des Inhalts leicht eine Vermehrung für vier statt zwei Personen gestattet, wird guten Konserven Freunde schaffen.

Es ist ganz sicher, daß die berühmten Küchenmeister viel für die Entwicklung der Einmachekunst getan haben, populär wird die Konserve aber nur durch das Verständnis und die Mitarbeit der Frau werden, die die Speisebedürfnisse den einzelnen Menschen abzulauschen weiß, die die Mühsal kennt, die gerade die feine Küche und Krankenkost verursacht — einer Frau, die weiß, was eine Fleischpüreesuppe, ein Fleischauflauf und überhaupt die Herstellung kleiner Portionen zu erschwinglichen Preisen bedeutet, und die die Vorteile einschätzen kann, die guter, maschineller Betrieb auch für den Einzelnen durch die Konserve haben kann.

Eine neue Zeit wird für viele Frauen neue Arbeit bringen, weshalb durch die Konserve, die immer mehr zu vervollkommnen und zu verbilligen getrachtet wird — ein Mittel zu vermehrtem Einkochen der Mahlzeit im eigenen Heim geschaffen ist. Leicht kann der Inhalt der sehr kräftigen Konserve durch Verdünnung oder durch ein Kartoffelgericht vermehrt werden, da der kleine Kochtopf — Büchse — nur ganz abfallfreien und besonders eingekochten Inhalt beherbergt. Daher muß natürlich ein anderer Maßstab bei der Berechnung derselben Platz greifen.

Ein längerer Gebrauch der Konserve kann diese Vorteile beweisen. Das Problem: gute schmackhafte Kost mit möglichst geringem Zeit- und Kraftaufwand zu geben, wird, je teurer sich Menschenkraft in Zukunft stellt, desto mehr die Industrie beschäftigen, in der die geübte, weitblickende Frauenkraft aber einen hervorragenden Platz beanspruchen muß.

Verlustliste.

Fern nur am Waldrand noch blitzend Gefunkel,
Grollend verlischt es im nächtlichen Dunkel,
Und durch den atemlos stockenden Reigen
Reitet das Schweigen.
Die Hänge hinauf, die Hügel hernieder.
Gute Nacht. Und morgen wieder.

Hei, hier ist fröhlicher Unterstand!
Flackerndes Feuer wirft Licht an die Wand,
Gute Kameraden, je mehr, um so besser.
Greifen zum Becher und wetzen das Messer,
Würzen das Mahl sich mit Ränken und Schwänken,
Spüren die Schlacht noch in allen Gelenken,
Spüren noch heißer das Leben kreisen,
Heute den Wein her! Und morgen — das Eisen!

Einer sitzt lesend und nickt und spricht:
Wetter, das nenn ich ein Heldengedicht,
Tote, Tote, Wunde, Vermißte.
Da — mein Neffe auch in der Liste.
Schuß durch die Brust. War achtzehn Jahr.
Ach, und auch er, der flotte Husar . . .
Der von der Reitschule? — Schuß durch den Schädel,
Weint in Hannover ein halb Schock Mädel. —
Einer zeigt mit dem Finger vor:
Da, dort der Oberst. War einst mein Major.
Ein Prachtmensch, ruhig und unverdrossen.
Hat spät erst eine Ehe geschlossen,
Langte vorher das Vermögen nicht. —
Ein Knäuel drängt um den Lesenden dicht. —
Weiß Gott, auch der Fritz, das Kanonengenie.
Waren zusammen auf Akademie.
Seht: auch der kleine Ulan ging verloren.
Wißt ihr, der mit den Riesensporen!
Der Junker dazu, von drei Brüdern der dritte — —

Eine Hand schiebt sich vor, holt das Blatt aus der Mitte:
Genug, genug, wenn's den Herren gefällt.
Was lebt, das lebt, und was fällt, das fällt,
Und was lebt, das hat sich nun doppelt zu schlagen,
Für die Toten mit! Das wollt ich nur sagen.
Wein her! Zum Trinkspruch! — Im hagren Gesicht
Lodern die Augen wie Flammen der Pflicht,
Laufen noch einmal über die Liste — —
Auf der Stirn ein hastig Faltengeniste . .
Es tastet die Hand nach der schwelenden Kerze . .
Es bohrt sich der Blick in die Druckerschwärze:
Was für ein Name steht noch dabei?
So heißen in aller Welt — nur zwei!
Ich und mein Junge . . . . .
Und mit trockener Zunge:
Im Feuer gesunken — Heldentod —
Adjutant — Seiner Majestät — Torpedoboot.

Wie grau sein Haar. Man merkt es erst jetzt.
Wie hager sein Leib und wie abgehetzt.
Nein, nein, so straff wie ein edel Rapier!
Ein Griff — ein Gelnitter — fort fliegt das Papier —
Den Trinkspruch, ihr Herrn, bin ich schuldig geblieben:
Nur Deutschland, Deutschland dürfen wir lieben!
Steil hält er das Glas, und die Stimme schrillt heiser:
Es lebe — der Kaiser!

Im Felde, Dezember 1914.

Rudolf Herzog.



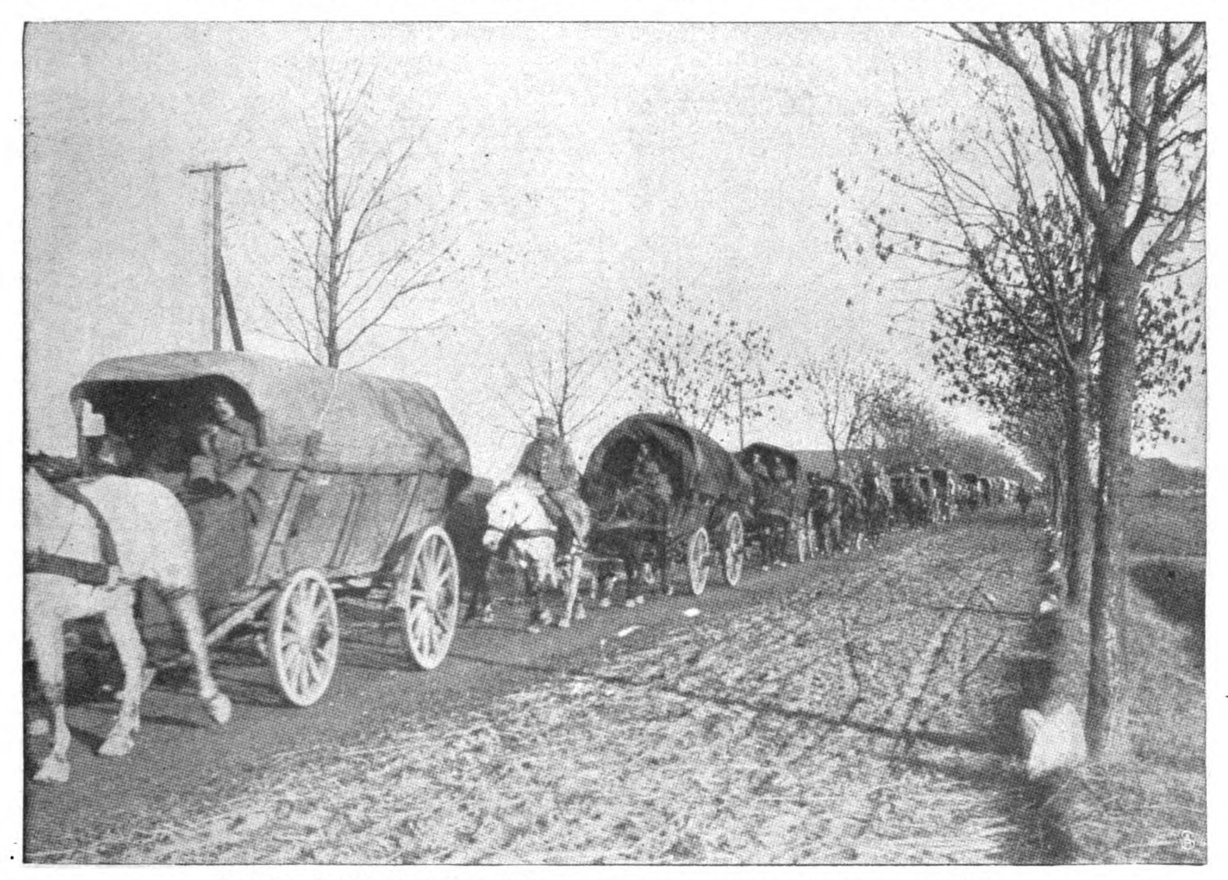
Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Auf dem langen, mühevollen Siegesweg, den unser Volk bisher zurücklegte, der unsere Fahnen bis dicht an den Kanal und vor die Tore Warschaus führte, gibt es Stationen, wo wir aufatmend einen Augenblick innehalten, zu tiefer, ernster Einkehr uns sammeln, um dann mit neuem Ruck alle Kräfte zusammenzunehmen, damit uns das ersehnte Ziel näher und näher rücke: Niederwerfung unserer Feinde und ungehemmte, freie Entfaltung aller Talente der deutschen Nation. — In solchen Augenblicken, wo wir den Blick nach innen lenken, mischt sich in den Glockenklang, der bisher unsere Siege begleitete, ein wehmütiger Ton, und wir erkennen erneut klar, daß wir viel Liebes opfern mußten, um Großes zu ernten.

Die vergangene Woche brachte uns eine Stunde, wo wir, schmerzlich bewegt, vier prächtige Schiffe unserer Flotte, die als jüngste Schöpfung deutscher militärischer Tüchtigkeit unserm Volk besonders innig ans Herz gewachsen ist, im Geist zur letzten Ruhe geleiteten und unsere Gedanken hinauswandern ließen, dorthin, wo der Atlantische Ozean seine Wogen über das Grab vieler Hundert deutscher Helden dahinbrausen läßt. „Navigare necesse est, vivere non necesse!" Wir haben uns seit Wochen auf diese schlimme Kunde vorbereitet, wir wußten, daß „Scharnhorst" und „Gneisenau", „Nürnberg" und „Leipzig" seit der ruhmreichen Schlacht an der chilenischen Küste dem gehetzten edlen Wild glichen, dessen Todesstunde sicher zu erwarten war.

Eine Meute von 38 Schiffen setzte sich lechzend auf die Fährte der deutschen Kreuzer, Engländer, Japaner, vielleicht auch Franzosen, und die Verbündeten wußten, daß billiger Ruhm zu verdienen war. Stundenlang wehrten sich unsere blauen Jungens gegen die bedeutende Überlegenheit, dann sank Schiff auf Schiff, die Kriegsflagge hoch im Wind, das Fähnlein, das mit Ehren am Mast befestigt war und unter dem Donner der Geschütze mit Ehren unterging. Nicht feige herabgeholt, sondern verschlungen vom Meer! — Und als leuchtendes Vorbild seiner ganzen Mannschaft erlitt der leitende Admiral v. Spee ebenfalls den Heldentod, und zwei seiner wackeren Söhne begleiteten den Vater gen Walhall. — Die englische Siegesmeldung war knapp und nüchtern. Vielleicht hielt ein Rest von Schamgefühl die englische Admiralität davon ab, einen großen Erfolg in die Welt hinauszuposaunen, der mit fremder Hilfe errungen war und wahrlich keine Heldentat bedeutete. Es liegt aber ebenso die Vermutung nahe, daß auch das Geschwader der Verbündeten Verluste erlitten hat, weil Herr Churchill eine Geheimnistuerei über die Zusammensetzung der Flotte treibt, die sehr verdächtig ist. Selbst das neutrale Ausland ist gerecht genug, festzustellen, daß auch nach dem Verlust dieses von allen Verbindungen abgeschnittenen



Erbeutete belgische und französische Bagagewagen auf dem Marsch nach Rußland.

Von dem östlichen Kriegschauplatz.



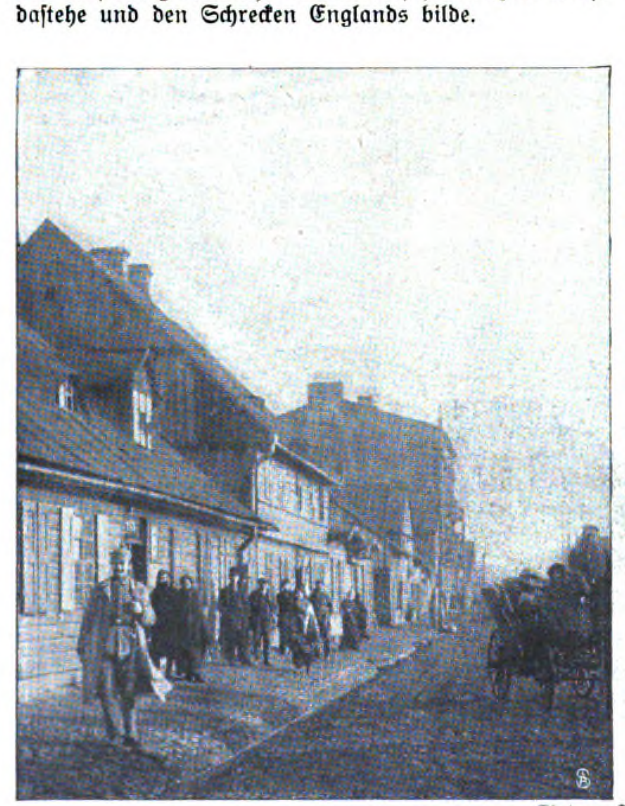


Durch Granaten zerstörtes Haus.

Deutsche Soldaten in Pabianice.

Kreuzergeschwaders die deutsche Hochseeflotte nach wie vor vollständig unberührt und unversehrt in ihrer Kraft dastehe und den Schrecken Englands bilde.

So ist für den kühlen Rechner die Schlacht an den Falklandsinseln wirkungslos, für das deutsche Herz aber war sie ein schmerzliches Ereignis, dessen Last uns aber nicht



Holzhäuser in Lodz.



Phot. von Jakubowski.

Laubenhaus in Ozorkow.

Deutsche Siege in Polen: Nach der Einnahme von Lodz.



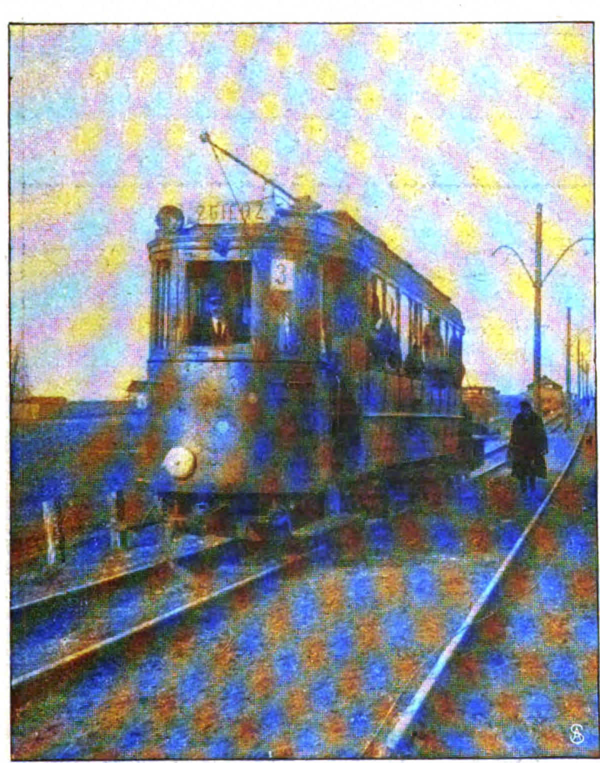
Wirkung einer Granate in einem Lodzer Wohnhaus.



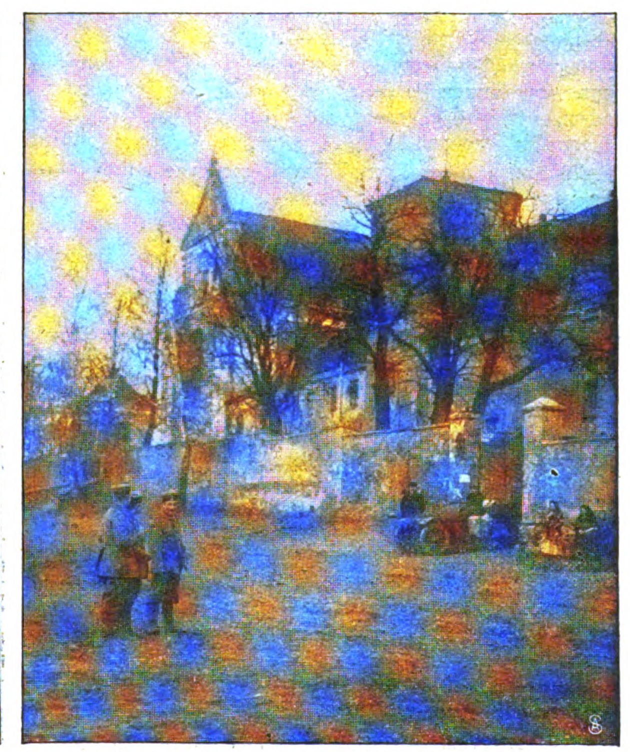
Geschäftshäuser in Lodz.

niederdrückt, sondern nur noch mehr stählt. — Beim Friedenschluß wird man (wie einst Brennus sein Schwert) den Untergang dieser Schiffe ebenfalls mit in die Wagschale werfen, die Englands Riesenschuld trägt. Vae victis! Den Toten aber, deren Grab heute kein Kreuz und Stein schmückt, setzen wir ein Denkmal in unserer Brust!

Im Westen blieb es verhältnismäßig ruhig: Wir gingen vor, nahmen verschiedene wichtige Stützpunkte in



Durch Schrapnells zerstörte Wagen der Bahn Zgierz—Lodz.



Das Kloster Lagiewniki.

Deutsche Siege in Polen: Nach der Einnahme von Lodz.



Flandern und an anderen Stellen der Riesenfront und bewiesen so, daß der Geist der Offensive troß des langen Stellungskriegs noch sehr frisch und rege bei uns ist, was man von unseren Gegnern, denen alle Versuche, etwas zu unternehmen, fehlschlugen, nicht behaupten kann. Die Verbündeten mußten also wieder Haare lassen, ohne nur eine Spur von Erfolg aufweisen zu können. Bedeutend lebhafter ging es im Osten zu, wo bekanntlich noch immer das Schwergewicht liegt. Der Sieg von Lodz zeitigte weitere Erfolge, und im ganzen beklagten die Russen in den letzten Kämpfen gegen uns in Polen 150 000 Mann an Toten und Gefangenen, bis Feldmarschall von Hindenburg es für nötig hielt, wieder Inventur aufzunehmen, und uns weitere 11 000 Gefangene und 43 Maschinengewehre bescherte. Das sind auf unsere Verhältnisse übertragen alles in allem mehr als fünf Armeekorps, die aus der Kampffront verschwinden. — Nun muß aber noch hinzugefügt werden, was von der Beute der Österreicher „geschafft" hat, der auch nicht faul war. Wir sehen also, daß der Abbröckelungsprozeß im russischen Heer erheblich weiter fortgeschritten ist und die zahlenmäßige Überlegenheit der Moskowiter von Woche zu Woche geringer wird. — Der „Heilige Krieg" unseres dritten Verbündeten frißt sich überall durch und hat jetzt bereits eine Ausdehnung angenommen, die man so schnell kaum vermuten konnte. Als symptomatisch müssen wir bezeichnen, daß sogar der Imam Jahia, der einstige Todfeind der Türkei, seinen Groll und Unabhängigkeitsdrang begraben hat und vereint mit dem Kalifen die Engländer als Hauptgegner des Islams bekämpfen wird.

Sollten sich die Nachrichten bestätigen, daß auch der Emir von Afghanistan zur Front abgegangen ist, um in Hinterindien einzufallen, dann dürfte das schönste Juwel der englischen Krone in seiner Fassung etwas wacklig werden. Die Engländer haben nicht umsonst die unzuverlässigen indischen Truppenteile ins Abendland gebracht und vor die deutschen Schützengräben gejagt. So können sie wenigstens nicht zum Feind übergehen, der mit eiserner Faust an die wohlbehütete Pforte Indiens pocht.

Während so der Kampf überall weitergeht und ständig neue Gebiete ergreift, kommen aus dem Lager der Verbündeten im Westen merkwürdige Nachrichten. Das neutrale Ausland gibt sie weiter. Danach ist die Liebe zwischen den Generalen Joffre und French nicht übermäßig groß. Es hängt wohl mit der rauhen Witterung zusammen, daß bereits der erste Reif auf diesen Sommernachtstraum aus dem August fiel. Man ist weder in Paris-Bordeaux noch im Feldlager sehr erbaut von der englischen Taktik, die eigentlich nur darauf hinausläuft, die geliebte Küste zu schützen. Im übrigen ist den Tommy Atkins das Wohlergehen der Franzosen und Belgier ziemlich gleichgültig. Die Franzosen beginnen zu merken, daß sie bei dem gemeinsamen Auslöffeln der heißen und unbekömmlichen Suppe die dicksten Brocken schlucken müssen und der treue Freund, den man jahrhundertelang so von Herzen haßte, bis man die Liebe zu ihm entdeckte, ein zum mindesten recht „zurückhaltender" Bundesgenosse ist. So sehr man auch fleht, die allgemeine englische Wehrpflicht legt man den Franzosen nicht auf den weihnachtlichen Gabentisch. Die Stimmung in London ist zu ungemütlich, als daß Sir Edward Grey diese Belastungsprobe seiner Beliebtheit wagte. Mit neuen Hilfskräften ist es also vorläufig nichts, und wenn nicht die Portugiesen noch herangezerrt werden, wird man weiterhin allein dem Druck standhalten müssen, solange es eben geht. Die Risse in der Freundschaft werden sich vermutlich bald erweitern, denn bei dem trüben Stand der Dinge ist das Verfahren, sich gegenseitig die Schuld in die Schuhe zu schieben, ebenso einfach wie lohnend. Freilich, zerbrochene Fensterscheiben gibt es dabei!

In unserm Feldlager hat sich nunmehr eine bemerkenswerte Änderung vollzogen. Der hochverdiente Chef des Großen Generalstabes, von Moltke, der sich bereits seit Wochen krankheitshalber vertreten lassen mußte, ist nicht in der Lage, die anstrengenden Geschäfte wieder aufzunehmen. An seine Stelle ist endgültig der Kriegsminister General von Falkenhayn getreten.

Herr von Moltke ist einst, vom Vertrauen des Kaisers getragen, der Nachfolger Generals von Schlieffen geworden, und der bescheidene, arbeitsame und als Vorgesetzter so leutselige Mann hat es verstanden, Großes zu schaffen und einzuleiten. Nun hat Krankheit ihm das Werkzeug aus der Hand gewunden und ihn zu unfreiwilliger Muße verurteilt. Eins aber wird ihn selbst und das Volk trösten: nämlich der Gedanke, daß der Feldzugsplan, den er begann und in den ersten Phasen mit seltenem Geschick leitete, in seinem Sinn von einem General weitergeführt wird, der überall als tatkräftig bekannt und als Stratege hoch geschätzt ist.

General von Falkenhayn vereinigt in diesem Augenblick, da er durch den Allerhöchsten Kriegsherrn an die Spitze des Großen Generalstabs gerufen wurde, die beiden Aemter in sich, die 1870 Generalfeldmarschall von Moltke und General von Roon bekleideten. F. N.



DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Generalleutnant von Falkenhayn, der neue Chef des Generalstabs.

Nach dem Gemälde von Franz Triebsch.

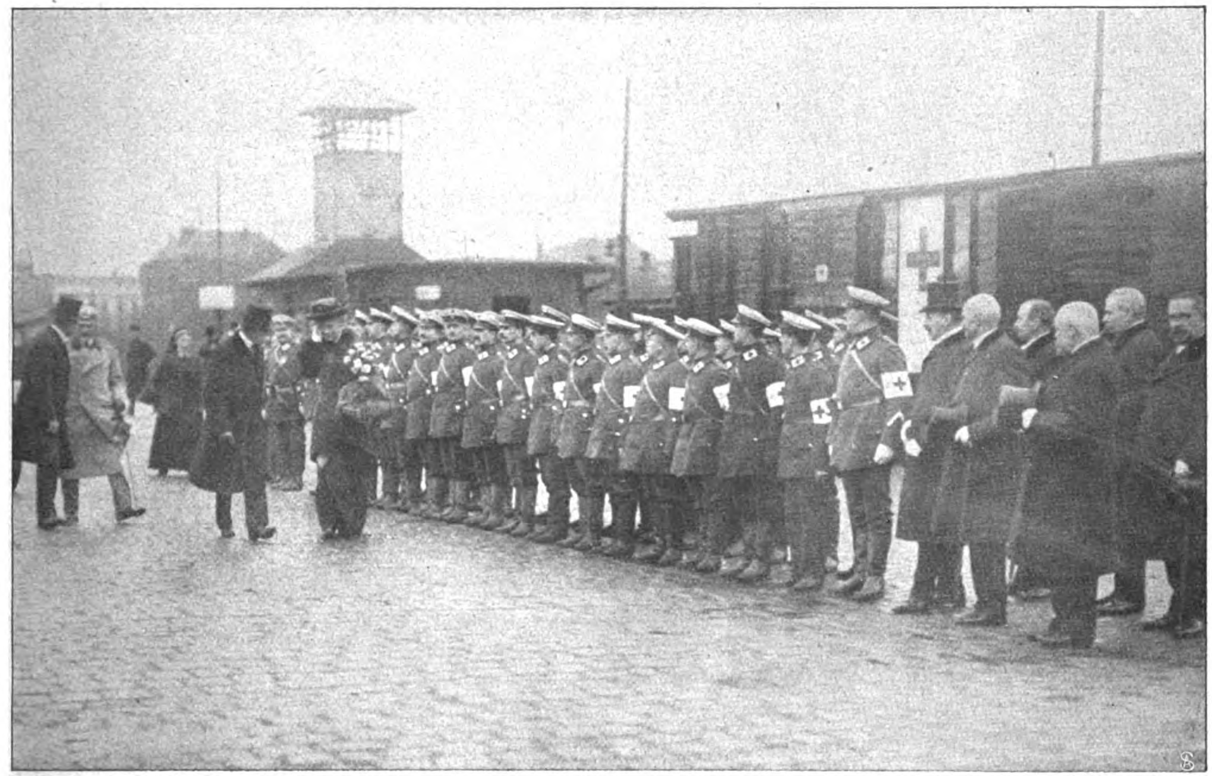




1. Prinzessin zur Lippe. 2. Generalarzt Paalzow. 3. Ministerialdirektor Kirchner. 4. Exzellenz von Pfuel, Vorsitzender des Deutschen Zentralkomitees vom Roten Kreuz. 5. Frau General Wild von Hohenborn.

Verteilung von Broschen an 200 Helferinnen des Roten Kreuzes im Plenarsitzungsaal des Herrenhauses.

Spezialaufnahme der „Woche".



Jll.-Photoverlag.

Die Kaiserin begrüßt das Personal des Lazarettzuges.
Der vom Lokomotivführer-Verein gestiftete Rote-Kreuz-Zug „Kaiserin" in Tempelhof.



Phot. F. Gerlach.

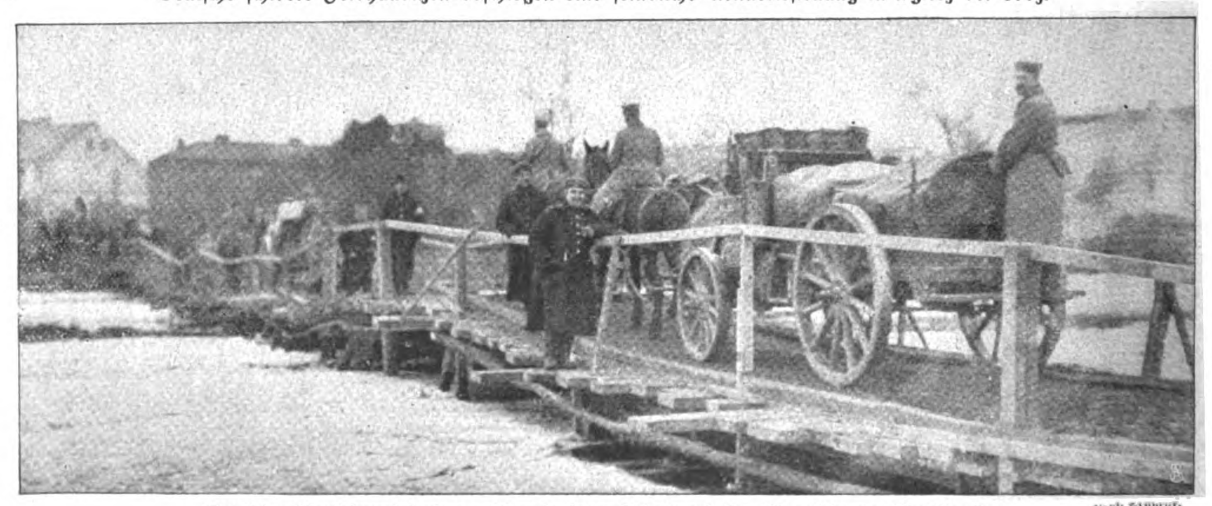
Hinaus ins Feld: Ausmarsch von Ersatztruppen in Berlin.



Deutsche Truppen auf dem Marsch durch ein russisches Dorf. Phot. Groß.



Deutsche schwere Feldhaubitzen beschießen eine feindliche Artilleriestellung in Sgierz bei Lodz. Phot. Groß.



Deutsche Munitionskolonne geht auf einer Kolonnenbrücke über die vereiste Warthe.

Von den Kämpfen um Lodz.



Phot. v. Jakubowski.

Die Einnahme von Lodz: Deutsche Truppen ziehen in die Stadt ein.



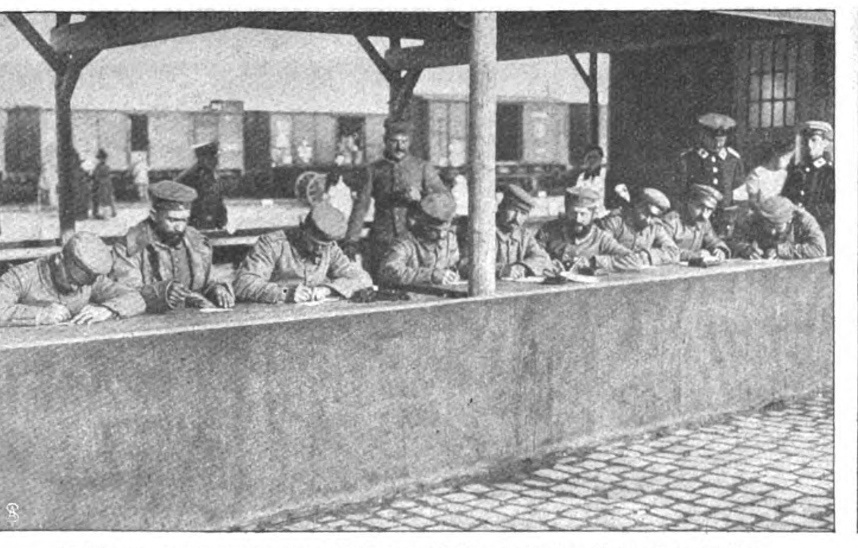
Gefangene Russen auf der Landstraße von Lonczyca. Links Kosaken vom Leibregiment des Zaren.



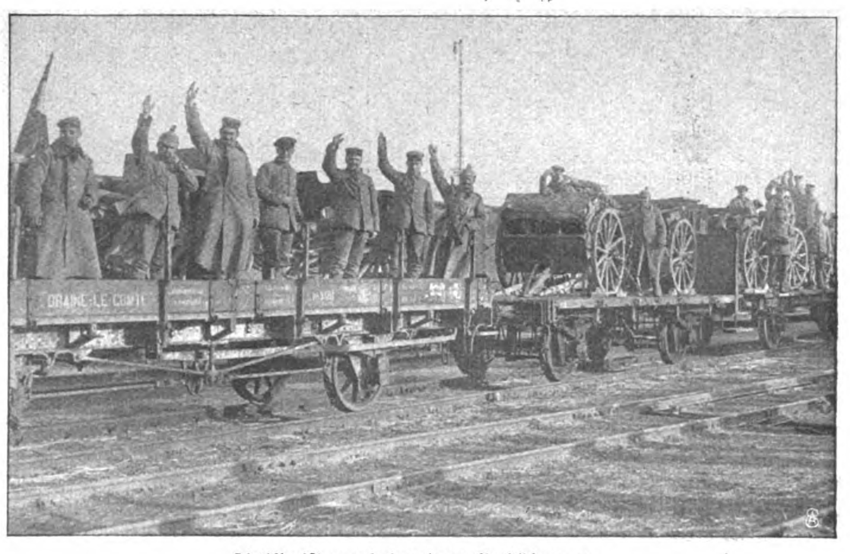
Phot. Groß.

Erbeutete russische Kanonen auf dem Marktplatz in Kutno.

Von den Kämpfen um Lodz.



Soldaten benutzen die kurze Rast, um Grüße nach der Heimat zu senden.



Artilleristen winken dem Publikum zu.



Verteilen von Liebesgaben an die Soldaten.

Jll.-Photoverlag.



Sammeln von Feldpostkarten bei der Abfahrt.

Ein Truppentransport durch Berlin.



Gefangene serbische Komitatschi in Mitrowitza.

Kilophot.



Die Russen in Czernowitz: Russischer Train, der später abgefangen wurde, auf dem Austriaplatz.



Berl. Ill.-Verlag.

Abführung russischer Gefangener, die die erbeuteten russischen Maschinengewehre selbst ziehen müssen.

Das türkisch-ägyptische Grenzland.

Von Dr. Alfred Nossig.

Rund um die Erdkugel geht heute die große Völkerabrechnung. Kein Wunder, daß auch am Suezkanal, wo die Wege dreier Kontinente zusammentreffen, alte Schuldscheine präsentiert werden. England hat diesen Tag hier vorausgesehen. Darauf allein ist die paradoxale Tatsache zurückzuführen, daß die Sinaihalbinsel, ein dicht an den großen Weltverkehrstraßen gelegenes Gebiet, bis heute in primitivem Zustand belassen wurde, und daß man von diesem Land, an dem die Schiffe aller Kulturstaaten vorbeifahren, weniger weiß als von der Wüste Sahara. Ragen doch, gleich den Spitzen des majestätischen Sinaigebirges, nur einzelne historische Namen aus dem gelben Flugsand der unbekannten Halbinsel empor: Moses — Robert der Teufel — Napoleon!

Wer Gelegenheit hatte, dieses Grenzgebiet zu durchstreifen und anderseits die englische Verwaltung in Ägypten kennen zu lernen, für den kann nicht der geringste Zweifel bestehen, daß für die Vernachlässigung der Sinaihalbinsel ausschließlich strategische Gesichtspunkte maßgebend waren. Kolonialpolitische Unfähigkeit werfen selbst die ägyptischen Nationalisten den Engländern nicht vor. Sie behaupten allerdings mit Recht, daß England die Produktion Ägyptens seinen einseitigen Industrieinteressen angepaßt habe, indem es nur die Baumwollkultur hob, und daß es damit die Landwirtschaft des alten Getreidelandes völlig erschüttert habe. Keiner von ihnen verkennt aber die Bedeutung des Reformwerkes, das „K. of K.“ (Kitchener of Khartum) mit seinem Fünf-Feddan-Gesetz, dem Halaka-(Markt)Gesetz und seinen Maßregeln zur Verbesserung des Bewässerungsystems in wenigen Jahren vollbracht hat. Und sicherlich hätten die Engländer auch hinsichtlich der Sinaihalbinsel das ihnen von Roosevelt zugerufene Wort: „Govern or go!“ beherzigt, wenn sie nicht strategische Interessen im Auge gehabt hätten.

Eine Legende ist die völlige Unfruchtbarkeit der Halbinsel, die ihre Kultivierung den Engländern unmöglich gemacht hätte. Allerdings leidet das Land wie schon das ganze südpalästinensische Gebiet an Regenmangel und besitzt auch keine dauernden Wasserläufe, sondern nur Winterbäche (Wadis). Man darf jedoch die Produktionsmöglichkeiten subtropischer Landstriche nicht nach den Maßstäben der gemäßigten Zone beurteilen. Ganz ebenso, wie man auf diesem gesegneten Boden ohne Dünger Ackerbau treiben kann, vermag man ohne Wasser eine reiche Vegetation aus dem Sand zu zaubern. Dank dem Tau gedeihen Melonen zu riesenhafter Größe. Neben den Zeltlagern nomadisierender Beduinen fand ich zu meiner Überraschung außer den bekannten alten Städten sowohl auf der türkischen als auf der ägyptischen Seite neue feste Bevölkerungzentren, die man als Gartenstädte bezeichnen kann. Mandeln, Aprikosen, Feigen, Kaktus werden von diesen primitiven Arabern in ihren Trockenpflanzungen bei Chan Junes, Schech Zwued und Beni Salla vorzüglich gezogen. Selbst in den wüstenartigen Sanddünen längs der Mittelmeerküste bemerkte die kleine Expedition, der ich angehörte, frisches Grün: ein Beweis, daß der unter dem Sand liegende Boden fruchtbar sein müsse. Grabungen, die hinter der vier Kilometer breiten Sanddünenzone vorgenommen wurden, ergaben einen so großen Lehmgehalt der Erde, daß das Geheimnis der blühenden Trockenpflanzungen eine Erklärung fand. Ebenso überzeugte man sich, daß an sehr vielen Stellen in durchaus nicht großer Tiefe Wasser zu erbohren ist.

Einen ungeheuren natürlichen Wasserbehälter besitzt der nördliche Teil der Sinaihalbinsel in dem fischreichen See Bardauil (Bar-Dawil), so genannt nach Balduin oder Robert the Devil, König von Jerusalem, der an den Ufern dieses Sees starb.

Im übrigen eröffnet auch der Wasservorrat der Winterbäche bedeutende Produktionsmöglichkeiten. Folgt man dem Lauf der Wadis, so findet man in ihren Tälern prächtige Oasen. Bei El Arisch steht ein Hain von 12 000 Dattelpalmen, bei Katia einer von 30 000. Primitive arabische Wasserdämme ermöglichen bei El Arisch eine Bewässerung der Felder, dank der bis 40 Hektoliter Weizen und Gerste vom Hektar geerntet werden. Zur Zeit der Regenfälle sprießt eine überschwellende Vegetation empor. Sickemberger nennt das Gebiet von El Arisch das „Paradies der Botaniker“.

Die Sinaihalbinsel ist die Wüste, in der Moses die Kinder Israels herumirren ließ. Damals mag das Land wohl tatsächlich im Urzustand sich befunden haben. Auch damals schon muß es eine nicht unbeträchtliche natürliche Fruchtbarkeit besessen haben; das beweist die Tatsache, daß ein wanderndes Volk sich dort erhalten konnte. Das legendäre Manna tropft noch heute von den Zweigen der Tamarinden, die an allen Wadis blühen. In späteren Jahrtausenden jedoch hat sich in mehreren Teilen der Halbinsel, die 59,000 Quadratkilometer umfaßt, also zweimal so groß ist wie Palästina, eine bedeutende Kultur entwickelt. Längs der Mittelmeerküste standen Städte, die eine zahlreiche Bevölkerung ernährten. Bis zu Wadi El Arisch, dem biblischen „Bach Ägyptens“, ging die Grenze des jüdischen Reichs. Über den zerstörten althebräischen Städten wurden römisch-ägyptische erbaut. In Rapha, dem Gebiet, das dicht an der ägyptisch-türkischen Grenze liegt, wanderte ich drei Viertelstunden durch Stadtruinen. Ein Portikus von Marmorsäulen verband die Stadt mit dem Hafen. Die ganze pelusinische Ebene zwischen El Arisch und Port Said, heute von einer Salzkruste bedeckt, war früher eins der fruchtbarsten Teile des Deltagebietes und hätte es unschwer wieder werden können, wenn die englischen Ingenieure ihre erprobte Kunst der „Reclamations of soils“ hier zur Anwendung gebracht hätten.

An all das dachte man jedoch nicht in Kairo. In den englisch-ägyptischen Regierungskreisen hatte man nun einmal beschlossen, daß die Sinaihalbinsel eine Wüste bleiben solle, damit bei der definitiven kriegerischen Auseinandersetzung mit der Türkei Ägypten durch einen Sandwall von 200 Kilometer Breite geschützt sei. Das ganze Gebiet wurde dem Sudandepartement des Kriegsministeriums unterstellt, die Zivilbehörden kümmerten sich um die Sinaihalbinsel fast gar nicht, weil von der Bevölkerung keinerlei Steuern erhoben wurden. So kam es, daß schließlich die englischen Behörden selbst die eigentliche Natur des vernachlässigten Landes nicht mehr kannten, und daß das Märchen von seiner Unpassierbarkeit immer größere Verbreitung fand. Selbst Fachmänner haben beim Ausbruch des türkisch-ägyptischen Krieges diese Legende bestätigt.

Daß eine Armeeabteilung diese quellenlose Sandwüste durchquere, hielt man für äußerst beschwerlich, wenn nicht



für undurchführbar. Man vergaß völlig, daß über die Sinaihalbinsel der uralte Heerweg von Asien nach Afrika führt. Ägyptische, assyrische, mazedonische Armeen sind diesen Weg gegangen. Auf diesem Weg zogen die Osmanen zum erstenmal unter Soliman dem Großen 1520 auf die Eroberung Ägyptens aus; sie erbauten dann auch zum Schutz ihrer Heerstraße die noch heute bestehenden Kastelle bei El Arisch, Nachl und Akaba. In neueren Zeiten gingen die Heere Bonapartes und Mehmed Alis, des ersten Khediwen, auf diesem Weg von Ägypten nach Palästina.

Man vergaß auch, daß über Kantara und El Arisch jahraus, jahrein die Handels- und Pilgerkarawanen von Ägypten nach Asien wandern. Prächtig ausgestattete, mit den kostbarsten Geschenken beladene Dromedare gehen über die Sinaihalbinsel nach Mekka. Zehntausende von Warentransportkamelen machen vor El Arisch halt. Es steht also offenbar um die Wege und die Wasserversorgung nicht so schlimm, wie man meinte. Im übrigen findet man in den Berichten der englischen Beamten, die „Entdeckungsreisen" nach der Sinaihalbinsel unternahmen, ziemlich genaue Angaben. Ich verweise z. B. auf den Report „Egypt" Nr. 1, den Lord Cromer anläßlich des türkisch-ägyptischen Grenzkonflikts im Jahr 1906 dem englischen Parlament unterbreitete, auf die Mitteilungen von Jennings-Bramley, ferner auf die Reiseberichte der ägyptischen Ministerialbeamten A. R. Guest und A. Mc. Killop im Geographical Journal 1899. Sie enthalten über die Wegstationen Notizen, die für einen Generalstab sehr instruktiv sind: „Bir el Nish, permanenter Brunnen; Bir el-Hajjaj, Steinbrunnen; Bir el-Abd, Brunnen, sehr gutes Wasser; Masaid, Brunnen mit gutem Wasser; Lakhwarat, brackiges Wasser, das aber die Kamele trinken. Längs der Landstraße vorzügliches Kamelfutter." So erklärt sich der rasche Vormarsch der türkischen Truppen bis an den Suezkanal. Selbstverständlich bedurften sie zum Transport der „Schiffe der Wüste". Pferde sind hier schwer verwendbar. Nur Esel pflegen neben den Kamelen herzutrotten.

Für mich zählt der Kamelritt auf dem Weg zwischen Chan Junes und El Arisch zu den unvergeßlichen Erinnerungen. Märchenhaft wird die Wanderung nachts, wenn die Sterne gleich einer Unzahl glänzender Lampen den Weg beleuchten. Auf ihren ungeheuren Tieren hoch in der Luft schwebend und lautlos über den Sand gleitend, erscheinen die von silbernem Licht umzitterten Reisegenossen wie phantastische, apokalyptische Reiter. Es muß ein großartiges Bild gewesen sein, diese Tausende Beduinen und Türken, die auf ihren schnellfüßigen Kamelen, den Deluls, zum großen Befreiungskampf nach Ägypten eilten. . . .

Tagsüber konnte ich auf meiner Wanderung interessante Beobachtungen machen. Als ich mich, von Gaza kommend, der türkisch-ägyptischen Grenze näherte, stieß ich auf die kleine türkische Grenzwache, die in einem einfachen Soldatenzelt hauste. Es war noch vor Enver-Paschas Reformepoche. Als die Leute meinen photographischen Apparat bemerkten, traten sie trotz ihrer nachlässigen Kleidung sofort in Reih und Glied an, und ich mußte sie verewigen. Eine Viertelstunde weiter, auf ägyptischer Seite, stand schon ein gemauertes Häuschen als Grenzstation. Hier lagerten vorzüglich ausgerüstete Meharis, die ägyptischen Wüstengendarmen, mit ihren Kamelen. Die Beduinen zeigten mir einen dünnen Draht, der von der Station auslief: es war die telephonische Verbindung mit El Arisch. „Diesen Draht fürchten wir" — sagten die Leute. „Seitdem er in der Luft ist, wird hier kein Vieh mehr genommen. Sie können Ihre Börse auf die Landstraße hinlegen; niemand wagt sie anzurühren."

Man sieht, die Engländer haben es verstanden, eine gewisse Zucht und Ordnung in das vernachlässigte Gebiet hineinzubringen. Aber die Herzen haben sie nicht gewonnen, und ihre Eroberungspläne, die sich auf den ganzen Länderzug von Ägypten bis nach Indien erstreckten, veranlaßten sie, die Sinaihalbinsel aus ihrem Schlaf nicht zu wecken. Vergebens erboten sich verschiedene Finanzgruppen, die Bahnstrecke von Ismaila nach Gaza zu bauen, wodurch die Kap—Kairo-Bahn mit den europäischen und asiatischen Bahnnetzen in Verbindung käme. Die Eingaben wurden vom „War Office" konsequent abgewiesen. England sorgte 1887 dafür, daß die ägyptische Grenze von Wadi el Arisch um 40 Kilometer bis nach Rapha verlegt werde, und drohte 1906 mit dem Krieg, als die Türkei auf ihrem eigenen Gebiet die Hedschasbahn bis Akaba verlängern wollte.

An die kleine Verbindungslinie Ismaila—Gaza knüpft sich die ganze Zukunft der Sinaihalbinsel. Sie hat für den Weltverkehr zu Lande die gleiche Bedeutung wie der Suezkanal für den Wasserverkehr. Ist sie einmal errichtet, so wird dieses Gebiet, vor allem sein nördlicher Teil wie mit einem Zauberschlag nach dem Vorbild Ägyptens emporblühen. Hoffen wir, daß die große Erneuerung, die der Weltkrieg bringen muß, auch der Sinaihalbinsel zugute kommen wird. Sobald die Kriegsfurcht für absehbare Zeit beseitigt ist, muß auch diese ehrwürdigste Stätte der Erdkugel, wo Gottes Herrlichkeit an Moses vorbeizog, zu modernem Leben erwachen.

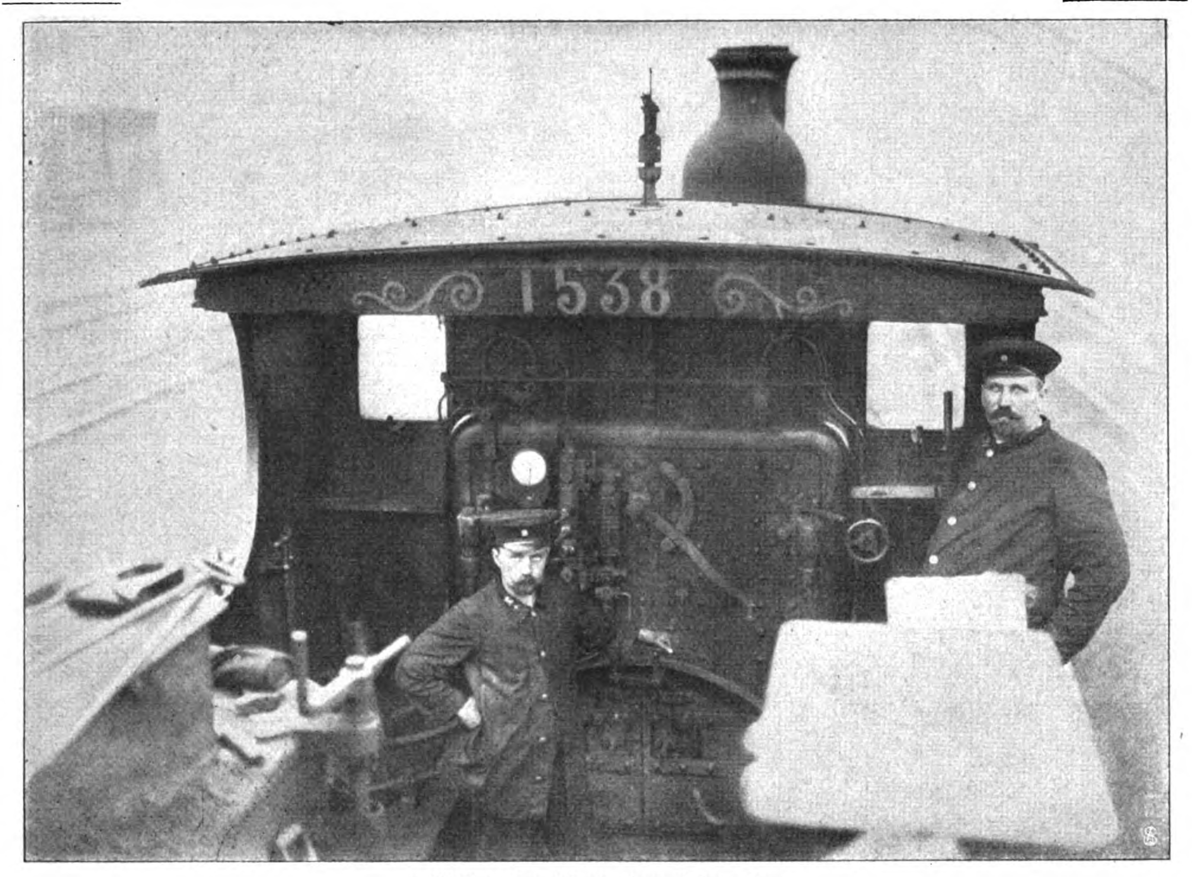
Belgische Eisenbahnen in deutscher Verwaltung.

Von Hans Dominik. — Hierzu 4 photogr. Aufnahmen von Photo-Union.

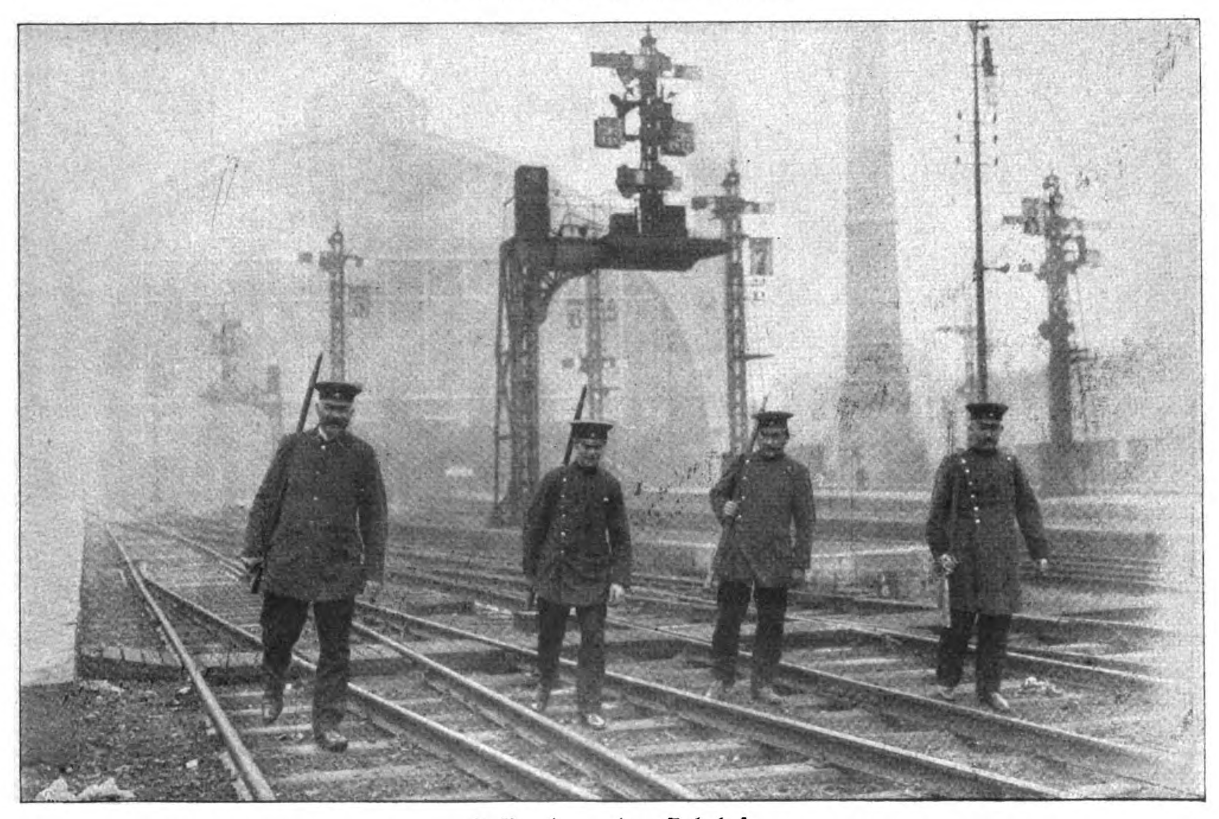
Zu den wichtigsten Aufgaben einer Heeresleitung im eroberten Land gehören in unsern Tagen die Uebernahme und der Betrieb der Eisenbahnen. Die Gründe für diese Tatsache leuchten sofort ein, wenn man die ausschlaggebende Rolle betrachtet, die die Eisenbahn für die Beförderung von Truppen sowohl als auch für die ständige Nachfuhr der Verpflegung und des Munitionsersatzes spielt. Das Bestreben eines jeden zurückgehenden Heeres wird es daher sein, alles rollende Material mitzunehmen und die Eisenbahnlinien durch Zerstörung der Kunstbauten, Sprengung der Tunnels usw. für den Feind nach Möglichkeit unbrauchbar zu machen, das Bestreben jedes vorgehenden Heeres, die Eisenbahnen mit allem Zubehör möglichst schnell wieder in Gang zu bringen.

Von der ersten Phase dieser Entwicklung haben wir während des deutschen Vormarsches in Belgien zur Genüge gehört. Die Belgier haben Brücken und Tunnels gesprengt, höchstwahrscheinlich auch die recht empfindlichen elektrischen Blockwerkanlagen nach allen





1. Blick in den Stand einer Lokomotive.

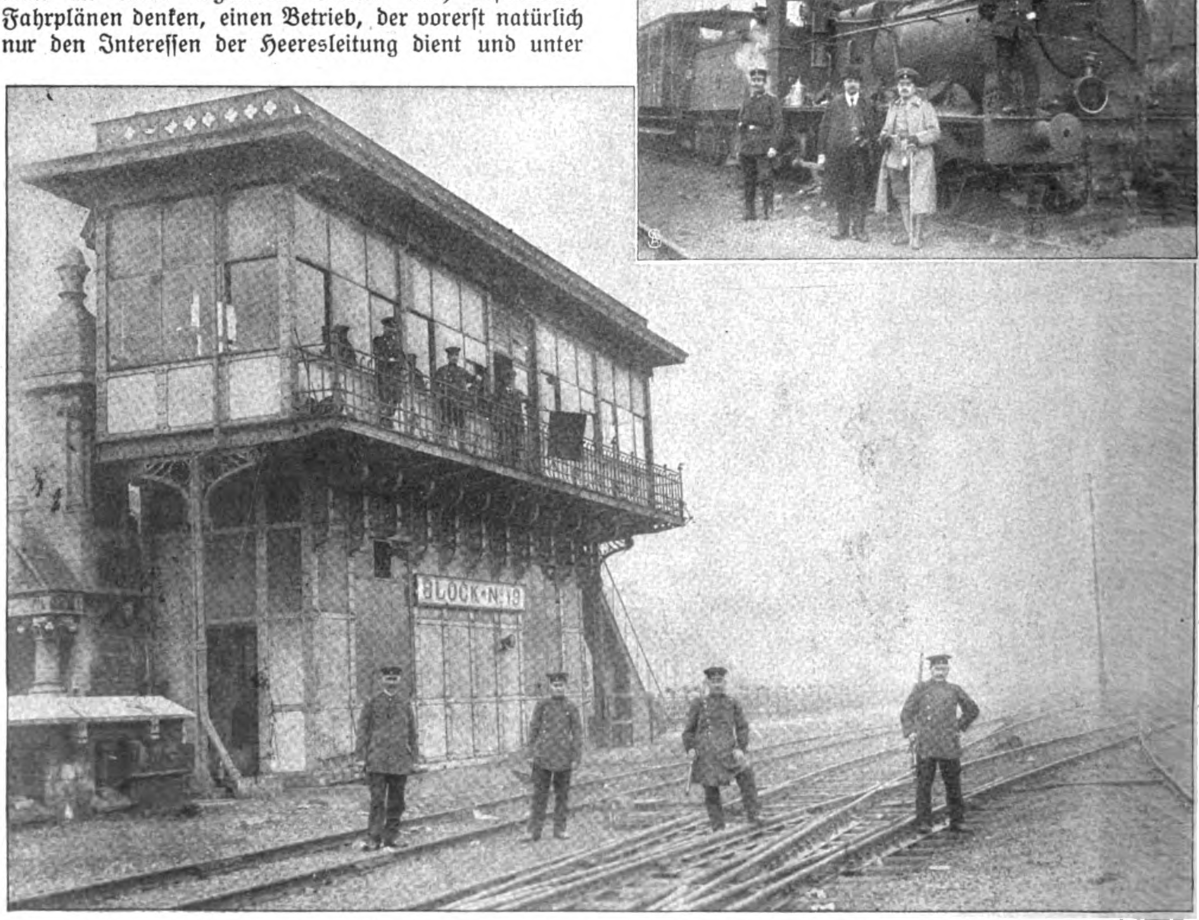


2. Signale vor dem Bahnhof.

Regeln der Kunst ruiniert und sind mit möglichst vielem rollenden Material nach Frankreich ausgerückt. Zum Ueberfluß verweigern die belgischen Bahnbeamten in dem besetzten Gebiet den Dienst, und vom patriotischen Standpunkt aus kann man es ihnen nicht einmal verübeln, denn der Eisenbahnbetrieb in Deutsch-Belgien ist ein integrierender Bestandteil der deutschen Kriegführung. Nach den Grundsätzen des Völkerrechts aber dürfen die Bewohner eines besetzten Gebietes nicht zu Kriegsdiensten gegen das eigene Land gezwungen werden. Folgerichtig haben also deutsche Eisenbahner aus allen Gauen unseres Vaterlandes den Eisenbahnbetrieb in Belgien übernommen und führen unsern Heeren an der Yserlinie und Aisne alles Notwendige zu.

Solche Betriebsübernahme einer fremden Bahn erfolgt technisch zunächst mit der Wiederinstandsetzung aller Einrichtungen. Es müssen also alle zerstörten Kunstbauten wiederhergestellt und gesprengte Tunnels durch Umgehungsbahnen ersetzt werden. Nachdem so die Strecke im groben erneuert ist, ist der Oberbau, d. h. Schwellen und Schienen, auf das sorgfältigste zu revidieren und mit Probezügen zu befahren. Drittens sind die bereits erwähnten Sicherheitsvorrichtungen, also Blockwerke, Stellwerke und Eisenbahntelegraphen, wieder betriebsfähig zu machen, eine Arbeit, die von unserer hochentwickelten elektrotechnischen Industrie leicht und schnell bewerkstelligt werden kann. Erst nach der Durchführung aller dieser Arbeiten kann man an einen regulären Betrieb nach bestimmten Fahrplänen denken, einen Betrieb, der vorerst natürlich nur den Interessen der Heeresleitung dient und unter militärischer Aufsicht geführt wird. Erst wenn die Bahnen in ihrer Leistungsfähigkeit wieder so weit gebracht sind, daß sie den Ansprüchen des Heeres vollkommen genügen, kann eine überschießende Leistungsfähigkeit in den Dienst der Zivilbevölkerung gestellt werden.

Die belgische und französische Bahnübernahme seitens unserer Heere bietet im Gegensatz zu den russischen Verhältnissen keine besonderen technischen Schwierigkeiten, da die Spurweite überall die gleiche ist, so daß auf dem westeuropäischen Bahnnetz auch für deutsche rollende Betriebsmittel volle Freizügigkeit herrscht. Kleine betriebstechnische Unterschiede lassen sich leicht bewältigen. Beispielsweise sind die belgischen und französischen Bahnen für einen Linksverkehr eingerichtet, während in Deutschland bekanntlich rechts gefahren wird. Man kann also nicht etwa auf den besetzten belgischen Bahnen ohne weiteres rechts fahren, weil alle Signale und Blockwerke für den Linksverkehr angeordnet sind. Es macht aber im Kriege wohl kaum mehr Schwierigkeiten als im



3. **Block- und Stellwerk.** Oben: 4. **Belgische Lokomotive.**

Frieden, an der Grenze vom Rechtsverkehr auf den Linksverkehr überzugehen.

Wie sich nun unsere deutschen Eisenbahner auf den belgischen Strecken eingerichtet haben, davon geben unsere Abbildungen einige Beispiele. Unsere Abbildung 4 zeigt einen Eisenbahnzug im feindlichen Land, dessen Lokomotive nach der eigenartigen Formgebung von Schornstein, Dampfdom und Führerstand stark im Verdacht steht, ein Mußpreuße, d. h. ein gefangener Belgier, zu sein. Bemerkenswert und für den Kriegzustand bezeichnend sind die vorn an die Bahnräumer gebundenen starken Reisigbündel, die allerlei kleinere Hindernisse von den Schienen fegen sollen. Unsere Abbildung 1 gibt einen Blick in den Stand einer Lokomotive. Wir finden hier die für jede Lokomotive typischen Bedienungshebel, von rechts angefangen den Hebel für die Luftdruckbremse, den Hebel für den Dampf, die Hebel für das Wasserstandsglas, die Hebel für die automatische Schmierung und schließlich ganz links den großen Hebel für die Handbremse. So erklärt sich der für uns erfreuliche Umstand, daß unsere deutschen Eisenbahner auch mit jeder belgischen oder französischen Lokomotive in kürzester Frist genau Bescheid wissen und fahren können. Unser zweites Bild zeigt die Signale vor einem großen belgischen Bahnhof, unser drittes ein großes Block- und Stellwerk. Die bewaffnete Streckenbewachung auf den beiden letzten Bildern läßt deutlich erkennen, daß der Betrieb sich in Feindesland vollzieht, und daß immerhin noch mit allerlei unliebsamen Möglichkeiten zu rechnen ist. In dem Maß freilich, in dem die Eisenbahnen allmählich auch der Zivilbevölkerung wieder zugänglich gemacht werden, pflegt auch die Sicherheit der Strecken zu wachsen, da Attentate und Angriffe des Feindes sich jetzt gegen dessen eigenes Volk kehren würden. So kann man wohl behaupten, daß wenigstens auf den östlichen Linien Belgiens, etwa bis Gent hin, heute bereits ein vollkommen gesicherter und geregelter deutscher Eisenbahnbetrieb besteht, der sich nur in nebensächlichen und unwesentlichen Kleinigkeiten von dem Betrieb in deutschen Landen unterscheidet.

Hamburger Liebesgaben.

Hierzu 2 photographische Aufn.

Vom ersten Tag der Mobilmachung an war in allen Kreisen Deutschlands der Wille zu opferbereiter Hilfe mächtig emporgewachsen. Auch Tausende und aber Tausende von Frauenhänden streckten sich mit der ernsten Bitte aus, an der Arbeit mitzutun. Auch heute noch, nach dem ersten Vierteljahr titanischen Ringens um Deutschlands Freiheit und Leben, ist dieser Wille zu tätiger Hilfe nicht schwächer und kraftloser geworden. Im Gegenteil, die Spreu ist bald vom Weizen gesondert gewesen, was blieb, sind gesund wirkende Kräfte für das Wohl der Gesamtheit, ohne Zersplitterung durch zersetzende Parteiunterschiede. Damen der Gesellschaft, die es sonst in diesen Wintermonaten als unumgängliche Lebenspflicht empfanden, sich in glänzenden Festräumen in unschönen, fremden Modetänzen mit mehr oder weniger vorhandener Anmut zur Schau zu stellen, sie opfern jetzt



Hamburger Damen beim Zigarettendrehen für unsere Truppen. Phot. Schaul.



in ungleich schönerer Weise durch schlichte, treue Arbeit auch ihrerseits ein Scherflein auf dem heiligen Altar der Vaterlandsliebe.

Unsern tapfern Kriegern in Ost und West leuchtet dies Jahr kein deutscher Weihnachtsbaum. Nur die dankbare, tiefe Liebe von Millionen deutscher Herzen, sie sorgt für unsichtbar brennende Weihnachtskerzen am Christbaum der fernen, heldenmütigen Söhne unseres Volkes. Unsern grauen und blauen Jungen ein ganz klein wenig Heimatliebe zu beweisen, dafür regen sich jetzt im ganzen deutschen Vaterland unermüdlich schaffende Hände. Auch Hamburg schafft hierbei tätig mit. Seit Wochen arbeiten Damen der Hamburger Gesellschaft im Dienst des „Vaterländischen Frauen-Hilfsvereins" an der Herstellung weihnachtlicher „brauner Kuchen" für die Truppen. Alles wird dabei von den Damen selbst besorgt, von der ersten, vorbereitenden Arbeit an, dem Ausrollen und Ausstechen des Teigs bis zum Backen und schließlich letzten Endes, dem Verpacken in hübsche, patriotisch geschmückte Schachteln zu je sechs Stück.

Mit fast andächtigem Eifer wird in diesen Backstuben gearbeitet, und zwar in „halben Tagesschichten" angestrengter Tätigkeit. Wer zehn Minuten nach der festgesetzten Zeit eintrifft, zahlt Strafgeld für wohltätige Zwecke. Die Tagesleistung schwankt denn auch zwischen acht- und neuntausend Stück des vorzüglich schmeckenden nordischen Weihnachtsgebäcks. Die großen Massen der zu verbackenden Zutaten sind Liebesgaben. Es gehen an die Front demnächst braune Kuchen für ein ganzes Armeekorps ab, außerdem 60 000 Stück für die Marine. Die Fülle der geleisteten Arbeit läßt diese Zahlenangabe erraten.

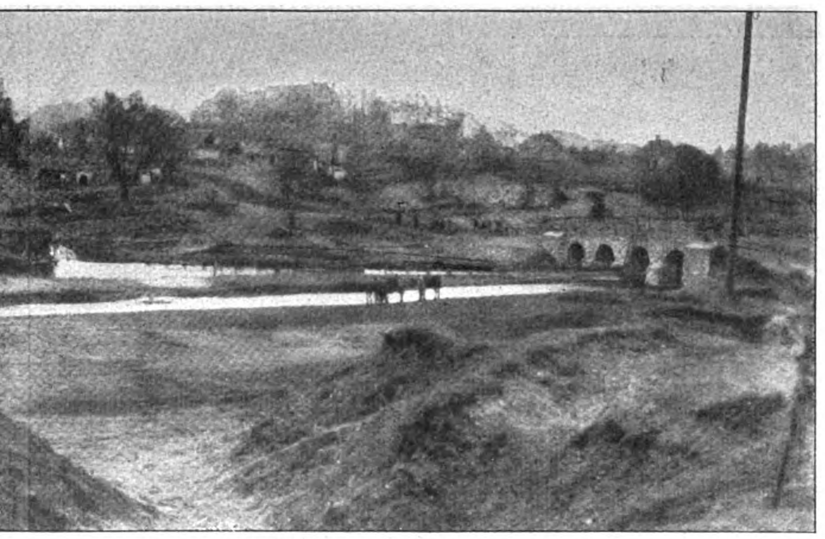
Auch private Liebestätigkeit regt sich an allen Ecken und Enden. So schaffen Helferinnen des Roten Kreuzes und andere Damen Hamburgs mit verblüffender Fixigkeit Zigaretten für unsere Krieger. Berge duftenden Tabaks, von der Hausfrau gestiftet, vermindern sich unter schnellen, feinen Händen förmlich im Umsehen. Die leeren, weißen Papierhüllen füllen sich unheimlich rasch, der Stapel fertiger Zigaretten neben den einzelnen besonders Geschickten wächst bis auf tausend Stück während einer vierstündigen Arbeitzeit, die auch noch zum Verpacken in hübsche Pappkasten zu je zehn Stück benutzt wird. Daß der Tabak ausgezeichnet und das schwierige Stopfen nie zu fest erfolgt, davon überzeugte ich mich selbst. Je nach Anzahl der an einem Arbeitsvormittag anwesenden „Arbeiterinnen" ist das Ergebnis 6- bis 9000 Stück Zigaretten, denen man es nicht anmerkt, daß sie nicht von berufsmäßigen Händen gestopft wurden. 100 000 Stück gehen als Liebesgabe an das Hamburger Rote Kreuz, 50 000 werden an die Marine zu Weihnachten abgesandt.

Möge all das, was für unser Volk in Waffen getan wird, ihm ein wenig Heimatdank in Feindesland hinausbringen. El. v. Monsterberg.

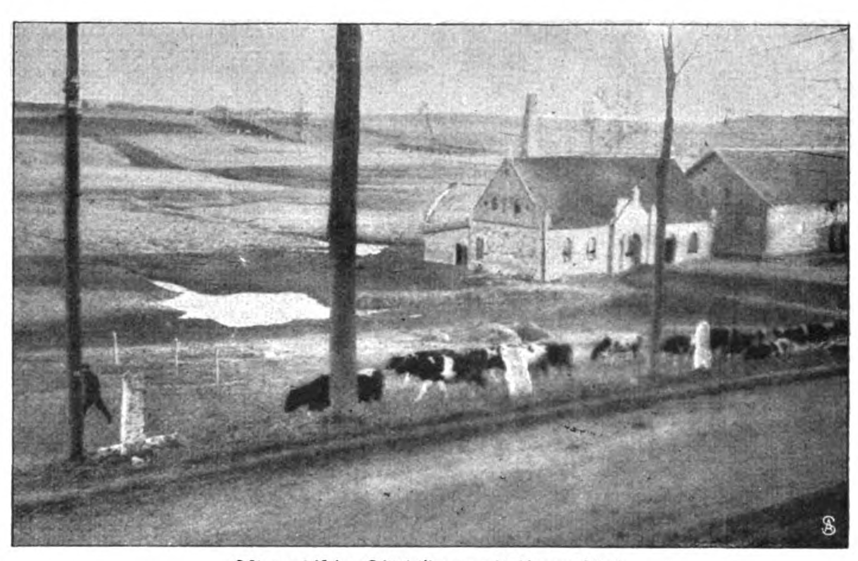


Beim Backen der Weihnachtskuchen.





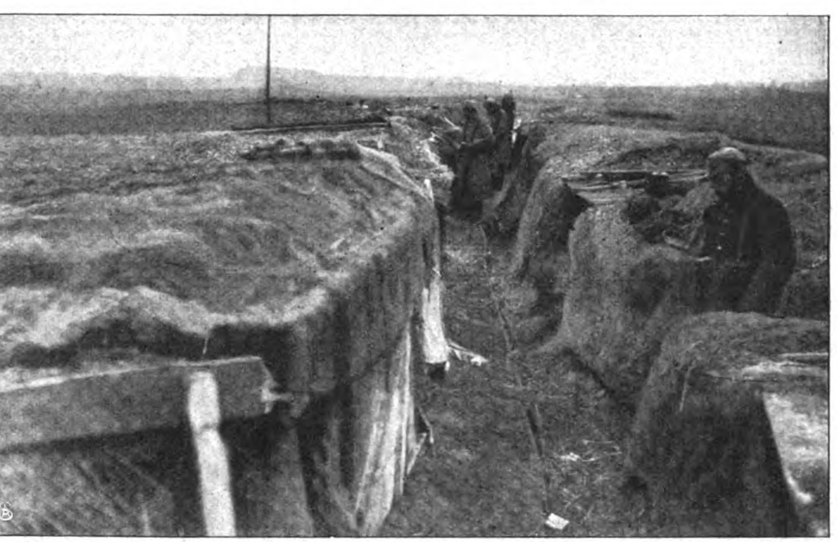
Ansicht von Barcalarzewo.



Ostpreußische Flüchtlinge mit ihrem Vieh.



Wagen mit Landsturmmännern.

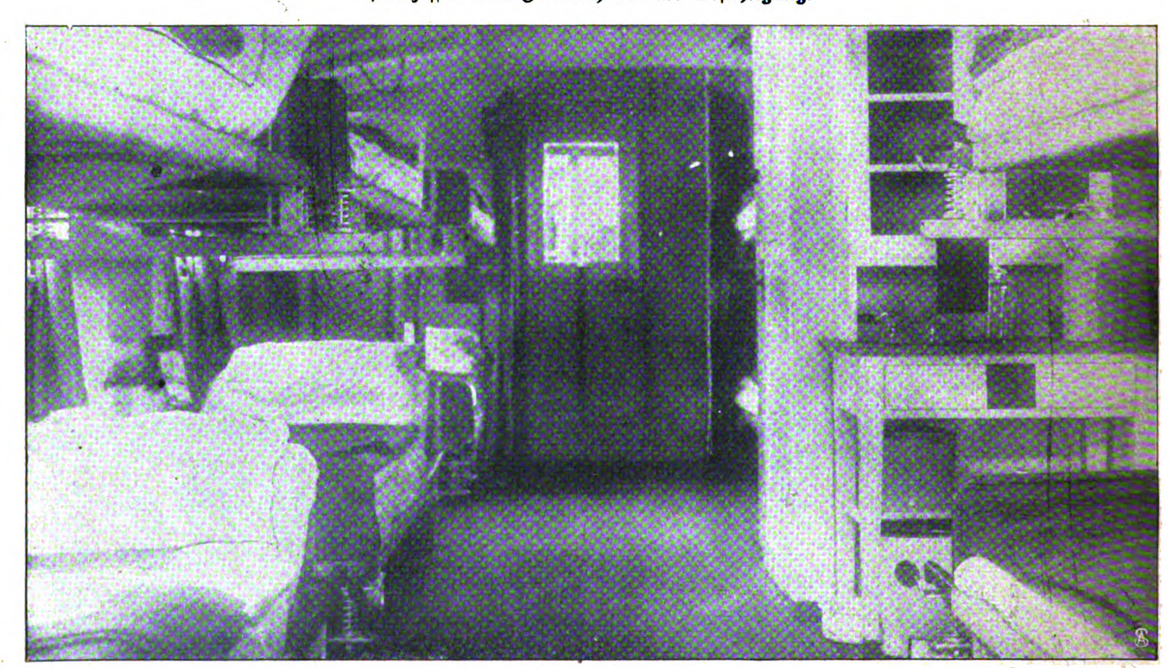


Deutscher Schützengraben mit Unterständen.

Vom östlichen Kriegschauplatz.



Prinzessin Eitel-Friedrich bei der Besichtigung.



Das Innere eines Wagens.



Der Zug auf der Station Wildpark.

Der Lazarettzug der schlesischen Malteserritter.

Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

4. Fortsetzung.

. . . Noch waren die im Hause Merkens nicht zur Ruhe gekommen, als der alte Herr mit vier Mann Einquartierung zurückkam. Mitten in der Nacht. Die Leute irrten in der Stadt herum und fanden ihre Quartiere nicht. Da nahm sie Merkens kurzerhand von der Straße aus mit sich.

Aber über die feinen Teppiche . . . nee, das geht doch nit. Die Dienertreppe wollten sie hinauf, nee, nich mit den schmutzigen „Gurken“, den Soldatenstiefeln — Papperlapapp, nur mal feste druff! In den „Gurken“ steckt eben ein deutscher Vaterlandsretter. Jeder einzelne Mann eine Rettung mehr für uns. Auf, ihr Mädchen, Kaffee kochen, Bad und Bett zurechtmachen.

Das letzte deutsche Quartier, Wohlbehagen in den weichen Betten. Und dankten und versicherten, wenn sie nu in aller Herrgottsfrühe raus müßten, sehr leise zu machen, die Herrschaften sollten nix merken, gar nix. Und sagten noch, daß sie eine Feldpostkarte schicken würden. Wußten nicht, wie sie ihre grundehrliche bescheidene Freude ausdrücken sollten. Eine so tiefe Anständigkeit und unverbrauchte Kraft der Freude.

Die Frau nahm Merkens beiseite. Der Sohn sei fort. Fort? Und von Hauptmann v. Precht höre er soeben, daß Willi morgen früh seine Einberufung habe. Sanitätskompagnie. Na, das mag schön werden. Der Junge ausgerissen. So'n verdammter Lützower. Muß er also Hauptmann v. Precht antelephonieren. Oder besser, man geht hin.

„Aber, Karl, in der Nacht? Ei was Nacht! Sie soll nur mal sehen, wie da jetzt bei Militär, Regierung, Post Tag und Nacht gearbeitet wird.“

Am Morgen war er noch nicht zurück. Frau Merkens seufzte in die Kissen. Wenn das so weiter ging, liefen ihr die Männer alle aus dem Hause. Welch eine Zeit! Was reißt sie den Menschen empor! Alle, alle edel, hilfreich, gut.

Wieder die Hausglocke. Man schrak schon zusammen, wenn der Klang durch den Eingang hallte.

Der Pütz drunten, wahrhaftig der Pütz. Die Mädchen liefen aufgeregt zusammen. Was ist's mit dem Pütz? Er war doch einberufen. Jawoll, er war einberufen, aber wieder aus der Reservekolonne zurückgestellt, weil er Autofahrer ist, und weil man jetzt Autofahrer nötig hat wie's tägliche Brot. Er ist also in den Autopark eingereiht, hat Munition und Hafer den Truppen nach Belgien nachzufahren. Hat schon eine Fahrt hinter sich. Und einen Toten mitreingebracht, einen Kollegen, den sie vom Auto weggeschossen haben, aus Kellerlöchern heraus. Das Auto zerschossen am Wege. Die Biester! Die schießen nicht mehr: Gleich hat man Benzin ums Haus gegossen, angesteckt. Aber der Kamerad ist tot. Wenn jetzt die Truppen nachrücken — der Düwel soll dreinfahren! Und was er sagen wollte, die Hauptsache eigentlich: den Herrn Willi hat er gesehen, legt mit dem Oberarzt und der Krankenschwester den Verwundeten Notverbände an. Und gesagt habe der Herr Willi, er komme im Laufe des Tages zurück, aber ob er noch nach Hause kommen könne, wisse er nicht, er habe gehört, daß er einberufen sei und sich innerhalb drei Stunden stellen müsse. Vielleicht ziehe die Sanitätskolonne heute schon los, da Gefecht im Gange sei. Von Robert gute Nachricht, er bleibe vorläufig mit seiner Abteilung zur Besetzung eines Franktireurdorfes, das gleich beim Anrücken der Truppen die weiße Fahne ausgehängt habe.

Dies und das erzählte die alte Anna am Bett der Madame, und sie habe Pütz eine Wurst mitgegeben, und der Pütz habe noch gesagt, die Franzosen wären schon im Aachener Wald gewesen, und auf dem Rathaus hätten in der Nacht schon die gedruckten Zettel gelegen: „Frauen und Kinder flüchten.“

Sagte das und sank auf den Stuhl hin. Du lieber Himmel, mit ihren gichtigen Beinen wär sie wohl nicht weit geflüchtet.

Da machte die Frau sich auf und ging zu Mia ans Bett. Der Robert besetze ein Franktireurdorf, das sich ergeben habe, ein Franktireurdorf auf dem Wege nach Lüttich.

Die beiden Frauen sahen sich an. Ein Franktireurdorf auf dem Wege nach Lüttich. Sie wußten nicht, ob sie es aussprechen sollten. Frau Mertens' blauädrige Hand fuhr glättend über den weißen Scheitel, und das war immer ein Zeichen, daß sie etwas auf dem Herzen hatte.

„Mutter,“ sagte da die junge Frau müde aus den Kissen heraus, „wenn es das Dorf wär.“

Die alte Frau nickte. Ja, wenn es das Dorf wär — wenn der Notar in letzter Stunde seinen Einfluß geltend gemacht hätte. Und nun stand's wieder bei ihr fest: er war ein feiner Mann, ein höflicher Mann, man kann ihm so etwas nicht zutrauen. Und dann kann vielleicht ja noch alles gut werden mit dem Willi. Frau Mia wurde lebhaft, wurde redselig und versicherte, es müsse nun alles wieder gut werden. Denn sie wußte, daß es der alten Frau wohl tat, und sie war ja froh, so froh. Und in ihrem erlösten Freuen stellte sie sich vor, wie ihr Robert nun in einem eroberten Dorf liegenbleibe, vielleicht gut aufgenommen bei dem Notar, und daß es noch lange, lange, lange dauern könne, bis er in die Feuerlinie komme.

Kuschelte wieder in die Decke ein. Wonnig und glückselig, und wollte nicht frühstücken und nur schlafen bis in den Mittag.

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberschutz versagt werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.



Da ging die Frau und setzte sich ans Fenster und wartete, ob der Sohn oder der Mann heimkomme.

Es wurde Mittag, und es kam keiner.

Aber ein Lärm wurde in den Straßen, der widerhallend in die Stille des Hauses hineinschlug. Die Heere Deutschlands. Das rasselte an, brandete, wetterte, klirrte. Reiter- und Marschkolonnen. Eskadronen, Schwadronen, Regiment und Kompagnie. Bestaubt, sonnverbrannt, fauchende Rosse, polternde Lastwagen. Die Landstraßen überflutet. Die Bevölkerung überall auf den Beinen. Reckende Arme zu den Reitern hinauf. Liebesgaben. Die Rosse lechzen. Die langen Graben hinunter Pferdetränken, Kübel mit Wasser. Tische mit Limonade für die Mannschaft. Alkohol verboten. Soldaten springen ab, sitzen bei den Leuten vorm Haus wie daheim bei Muttern, schwatzen, der Kreis der Familie schließt um sie. Aufsteigen. Hei, klinken die Geschirre. Marsch. Dröhnend, stampfend Eisen, Klirrklarr. Ade auf Wiedersehen! Man reicht ihnen die gefüllten Feldflaschen hinauf, man winkt noch einmal.

Der Menge jauchzend Hurra empfängt sie. „Die Wacht am Rhein". „Deutschland über alles". Ablegen. Die Tornister rasseln herunter. Die Helme werden gegen die Feldmützen vertauscht. Ein Feldlager. Mannschaften beim Waffenputzen. Das blinkt und blitzt. Heda! Was seid ihr für Leute? Die Regimentsnummer auf den Achselklappen geheimnisvoll überdeckt. Muskel- und Fuseltiere — lacht's in germanischer Heiterkeit los. Sie pfeifen, sie singen, sie necken sich. Als ging's zum Tanz und nicht zum Kampf. Ein kühner, freudiger Geist.

Schön und erhebend, an diesem Frühmorgen durch die Straßen zu gehen. Die Luft schimmerte. Die Bäume rauschten wie in goldenen Friedenzeiten. Die Herzen weiten sich. Der Mut jauchzt. Solange diese Wacht am Rhein steht . . . Aber immer noch und immer wieder dieser dumpfe, drohende, ferne Donnerschlag der Geschütze . . .

Achtung! Sanitätskompagnie. Acht Krankenwagen, Zweigespanne. Sanitätswagen, Packwagen, Proviantwagen, Fußmannschaften, Krankenträger. Und zwischen und neben ihnen die Offiziere. Assistenzärzte hinter den Sanitätswagen. Ruhige, sinnende Gestalten. Ihr Geschäft ist, Wunden heilen und nicht Wunden schlagen.

Die Menge in achtungsvoller Stille. Kein nachgejubeltes Hurra. So zog's ernst, fast weihevoll vorüber. Aber jeder, der da stand und ihnen nachschaute, sandte ihnen einen flehenden Gedanken mit: Wenn ihr meinen findet . . . steht ihm bei . . .

Nur einer mit blanken, zuversichtlichen Augen. Der sprang aus den Marschreihen heraus, auf eine alte Dame zu, küßte sie, strich ihr über die welke Wange. Und winkte und fort.

„Es war seine Mutter", sagten die Umstehenden.

„Merkens," drohte ein Offizier ihm halb scherzhaft, „das bringt Ihnen drei Tage Arrest ein. Unerlaubtes Austreten aus der Front."

Der hatte das Gesicht noch zurückgewandt. Den greisen Kopf sah er zwischen den Frauen des Volkes, ihm zu lächelte sie. Guten Muts soll er ausziehen, guten Muts.

Er denkt: nun wird sie nach Hause gehen und sich einschließen und weinen, sehr weinen.

Am Münster vorüber und hinauf auf die Lütticher Landstraße. Mit geheimnisvollen Waldschlünden tut sich der Aachener Wald auf. Die Bäume brennen in der Abendglut. Ein Kirchturm weit im Feld. Das belgische Land.

Trab. Trab. Marsch. Marsch . . . Ein altes Soldatenlied kommt ihnen in den Sinn. Sie heben an mit gedämpften Stimmen:

„Wenn die Kanonen blitzen,
Kartätschen und Haubitzen,
Dann so manche junge Braut
Weinet, weinet überlaut.
Den sie so treu geliebet,
Ist in der Schlacht gebliebet.
Seine Laufbahn ist vollbracht,
Schöner Jüngling, gute Nacht." . . .

Auf den dürren Boden klatschen die Pferdehufe. Es hämmert in den purpurnen Abend wie hohle Schläge auf Särge. Hinter verschlossenen Fenstern lauern die feindseligen Blicke.

„. . . Schöner Jüngling, gute Nacht." . . .

So reiten sie hinein in das dumpfe Rot der untergehenden Sonne.

* * *

Wie lag es wunderbar in seinem Abendfrieden, das belgische Land.

Die träumerische grüne Einsamkeit. Die leise Traurigkeit endloser Wiesenflächen. In flammender Lohe schlug das Abendrot hinein. Blutige Ströme glühenden Lichts über den Hügeln.

Mit langgestreckten Hälsen standen die Kühe im Gelände. Die Nüstern geschwellt, mit zitterndem Wanst, mit schlagenden Schwänzen, unruhig, als witterten sie die unheilgeschwängerte Luft. Zwei Schafe angepflockt an der Hecke. Und Friede, Friede. Aber niemand ringsum. Kein Mensch, kein Kind, keine Stimme. Kein Hund, der am Gehöft bellt. Still wie ein Friedhof.

Ein Oberarzt ritt an. „Herr Merkens, Sie sind ja in Belgien ortsbekannt, wo befinden wir uns jetzt?"

Willi Merkens wies nach einem verschatteten Tal hinüber. Auf einer Anhöhe eine knorrige Buche. Hob ihre gewaltigen Umrisse in den Abenddunst.

„Wenn wir diese hinter uns haben, sind wir im Herver Land und auf Verviers zu."

„So, so? Herver Land? Meine Kenntnisse beschränken sich auf Herver Käschen. Feine Sorte, nur im Geruch etwas — unanständig."

Ein Offizier schnopperte die Luft auf: „Nach Käse scheint das nicht zu riechen."

„Brandgeruch", flüsterte Willi Merkens, setzte sein Glas an. In der ganzen Weite nichts zu sehen. Die Dämmerung fiel schnell. Die Fahrer zündeten die Laternen an den Wagen an. Die blanken Lichter strichen über die Landstraße hin.

„Es sollte mich nicht wundern, wenn vom Kompagnieführer Befehl kommt, diese Illumination auszupusten", sagte Merkelbach. „Wir geben den Leuten hier ja die schönsten Lichtsignale."

„Na, jedenfalls ist's besser, daß man immer weiß, wer wir sind. Also nur immer ran in die Beleuchtung."

„Die Genfer Konvention schützt den Sanitäter."



„Hopp! Da scheint 'ne Hemmung an der Spitze."

„Der Kompagnieführer reißt sein Roß zurück."

„Eine Ordonnanz."

Ein Reiter sprengte an, hob den Arm. Halt! Ein Wagenführer dem andern: Halt! Ruck in den Zügeln. Still stand die Kolonne. Die Offiziere ritten an die Spitze. Die Stimme des Kompagnieführers hallte in den Abend: Mannschaften vor!

Die Kolonne kam nicht vorwärts. Landstraße aufgerissen. Rechts und links die stattlichen Bäume umgehauen, quer über die Straße gerammt. Fast mitleidig der Blick des Kompagnieführers über diese Barrikade hin.

Seine Worte schnarrten auf: „Gegend absuchen. Ausschwärmen. Volk auftreiben und mit dieser geschmackvollen Holzauktion aufräumen lassen. Nicht 'nen Finger krumm soll meine Mannschaft machen. Jetzt blasen wir denen mal preußisches Reglement."

Willi Merkens wurde mit den Leuten ausgesandt. Er kannte hier Weg und Steg. Quer abspringen von der Landstraße über den Graben und ins Feld. Glas an die Augen. Kaum erkennbar eine dunkle Masse in einem Geviert von niedern Hecken. Eine Baumgruppe? Häuser? Näher ran. Ein Wiesengraben, rispelndes Wasser. Ein Sprung hinüber, zwischen Pappelbäumen hindurch. Und jetzt auf einem Wiesengelände. Ein Blick zurück nach der Kompagnie. Stumm harrend, drohend die Schattenlinie des langen Zuges im lauernden Abend.

„Es ist ein Hof", sagte der Unteroffizier neben Willi.

„Es sind mehrere Höfe", nickte der. „Los, schleichen wir den ersten Hof an. Geschieht nichts, so dringen wir ein, aber immer die Blicke feste nach den Fenstern des ersten Stocks, während wir durch die Haustür einzudringen suchen."

Ein Soldat zischelte hinter ihm: Licht im Haus. Wo? Unterm Dach. Schnell durch die Hecke. Es ist keine Hecke, aufgestapelte Reiser. Die Zauntür offen. Durch!

Die Kolben rasselten gegen die Tür. Polternde Schläge in den lautlosen Abend. Niemand. Läden geschlossen. Brecht die Tür auf. Schlag auf Schlag. Die Splitter flogen. Die Tür krachte zusammen. Über die geborstenen Bretter hinweg polternde Schritte ins Haus. Türen auf, in die Zimmer hinein, in die Küche, in einen Holzverschlag. Nirgends Licht, gefährliches Dunkel. Man tappte, stieß an Tisch und Schränke, man denkt, jeden Augenblick knallt's hinter einem auf. Nein, nichts. Der Unteroffizier ging mit dem glimmenden Taschenfeuerzeug voran. Knarr, knarr, die breite, mit Öl gestrichene Treppe hinauf. In die Schlafkammer, Betten durchwühlt. Nichts.

Das keuchende Atmen der Mannschaft in dem dunklen Haus. Das Feuerzeug wie ein Fünkchen voran.

Und der Soldat noch: „Ich hab's Licht unterm Dach gesehen." Die Speichertreppe hinauf. Kisten, Kasten geschoben, gehoben. Ein altes Spind in der Dachecke, wo das Korn aufgespeichert lag. Unverschlossen, die Schranktür offen. Also wieder nichts.

„Da liegt doch was", sagte Willi Merkens, „auf dem Boden des Spinds."

„Kornsäcke."

Ein Soldat griff hinein, griff einen Kopf. Und da fingen die Kornsäcke mit einem Mal an, fürchterlich zu schreien, eine Kinderstimme, ein etwa zehnjähriges Mädchen, zitternd, weinend.

Als Willi Merkens ihm übers Haar strich, weinte es plötzlich nicht mehr. Die Augen klar und lauernd. Begann mit großer Zungenfertigkeit zu versichern, es habe sich aus Angst verkrochen, eine so fürchterliche Angst habe es vor den Deutschen, die Kinder auf ihre Lanzen spießen.

„Du bist doch nicht allein hier. Wo sind die andern?"

„Je ne sais pas." Zuckte beide Schultern hoch.

„Wer hat die Straße verbarrikadiert?"

„Je ne sais pas." Zog beide Schultern bis zu den Ohren hinauf.

Seine Blicke flackerten angstvoll. Sie schien nichts zu wissen, wahrhaftig nicht. Also komm, mein Mädelchen, wirst uns mal Licht schaffen. Wonach roch es hier? Nach Kerze. Mädelchen, wohin hast du die Kerze verscharrt? Aha, hier die Laterne. Anzünden. So, Mademoiselle, nun vorangehen. Im Haus niemand. Vielleicht in den Ställen. Los. Um die Hausecke, dort an dem Reiserhaufen vorüber.

„Non, non, par içi, messieurs, s'il vous plait." Trippelte linksum am Dunghaufen vorüber.

Der Unteroffizier blieb an dem Reiserholzstapel stehen, ritzte wieder das Taschenfeuerzeug an, hielt es in das dürre Holz. „Wir wollen mal 'n bißchen mehr Beleuchtung machen." Hei! Da macht's der Reiserhaufen wie die Kornsäcke, er schrie, er bewegte sich, er bekam drei Paar Beine und entsetzt fuchtelnde Hände.

„De Grâce, messieurs, de grâce!"

„Gras wollen se", lachte der Unteroffizier. „Na kommt mal mit Gras fressen."

Auch aus den andern Höfen wurden die Männer herausgeholt, vor die Gewehrläufe genommen und nun marsch voran, die Landstraße aufräumen. Schmächtige, zusammenkauernde Gestalten, sie bückten sich alleruntertänigst, sie stammelten: „Gut Kamarad, gut Kamarad" ...

Aber die Augen unstet, der Mund in verzerrter Freundlichkeit. Das Mädchen mit der Laterne voran. Willi Merkens führte es bei der Hand. Die magern, kalten Finger krampften zuckend um seine. Das fahle Licht strich über das Kindergesicht, angstweite Augen starrten zu Willi Merkens herauf. Da drückte der beruhigend die Kinderhand.

Ans Werk. Die Bäume rollten, prallten. Gebückte Rücken, huschende Schatten. Schwer wälzten die Bäume in die aufgerissene Versenkung der Straße hinunter, füllten sie aus. Schweißtriefende Arbeit. Die Mannschaft als behagliche Zuschauer auf den Wagen, rauchten und starrten in die Nacht, in die Riesenschatten der Bäume, die da noch längs der Straße stehengeblieben waren.

Und da krabbelte es aus der Nacht heraus, tauchte auf über dem Straßenrand, von dem Wiesengelände her, Frauenköpfe, die Weiber der herangeholten Fermiers. Vielleicht von der Angst um ihre Männer angelockt, vielleicht aus Neugier.

„Boschur," rief die Mannschaft sie an, „kommez vous, nix Halsabschneiden, verstehste vous."

Da huschten sie näher, scheu, dann dreister, dann dicht zu ihren Männern. Die knurrten, murrten ihnen zu. Willi Merkens trat näher. Da verstummten sie.



Der Kompagnieführer stand neben ihm. Dem raunte er zu, es wär vielleicht besser, die Frauen zu entfernen. Der schnickte ihn etwas spöttisch an. Furcht vor Unterröcken?

Die Frauen lauerten her, die Hände fröstelnd unter den Schürzen, die Gesichter fahl, einfältig lächelnd im trüben Zwielicht.

Fertig. Aufsitzen. So, und nun holte sich der Kompagnieführer die Fermiers heran, im ganzen fünfzehn Mann. Sagte ihnen im besten Buchfranzösisch folgendes: „Ihr habt nun gesehen, was es euch nützt, uns derlei nichtige Schwierigkeiten zu machen. Ihr alle geht uns nun voran, und wo wir auf Häuser treffen, habt ihr mit lautem Zuruf eure Landsleute zu warnen. Wir werden euch kein Haar krümmen, wenn ihr" . . . Ein Schuß — der Mund schnappte weit offen — lautlos sank der Kompagnieführer um. Das Kind stand und lächelte mit klaren, schuldlosen Augen. In der Hand die rauchende Waffe. Eine blitzhafte Sekunde jäher Erstarrung, einem Soldaten entfiel vor grauenhafter Bestürzung das Gewehr. Und da duckten die Männer ein, mit schnellem Griff in ihre Stiefel . . Revolver, vorgeschnellte Arme, blindlings zielend . . Schuß, Schuß . . die Frauen geduckt im Straßengraben . . Schuß, Schuß. . . .

Da erst rissen die von Entsetzen überwältigten Mannschaften die Gewehre hoch, losprallend in das Geknatter der Schüsse — ein geller Frauenschrei — dann wieder das stumme, verbissene Losknallen, das Fluchkeuchen, das Wutstöhnen. Platsch! Knarr! In die Laterne hinein. Dunkel, nur noch die Laternen an den Wagen. Fahl, geisterhaft strich der Lichtschein darüber hin. Platt ausgestreckt die Mannschaft darauf, das Gewehr an der Wange.

Willi Merkens, hinter dem Sanitätswagen, schleppte den toten Kompagnieführer. Da rutschte etwas von dem Wagen ab, ein Paar derbe Stiefel, nachpolternd ein toter Körper. Rückenschuß. Aus der Höhe prasselte es herunter, blindwütige Schüsse. Woher? Aus den Bäumen. Aus allen Bäumen, die ganze Landstraße hinauf . . Hagel von Geschossen . . tocktocktocktocktock . . ein Maschinengewehr, fürchterliches Geknatter, nervenerschütternd. Die Bäume schwankten, die Äste knackten. Das Pulver qualmte.

„Deckung suchen!"

Schüsse in die Laternen! Husch — aus! Scherben splitterten. Knarr! Knall! Tocktocktocktocktock. . . Und um das Tosen und Würgen und Wühlen und Ächzen und Fluchen und Todeslachen kroch schaurig und lechzend das tote Dunkel, immer tiefer, immer dumpfer. Nur eine Laterne noch an dem überdeckten Sitz des Proviantwagens. Ein Pferd riß an den Strängen, stampfte los, schrie sein Gewieher, plumpste hin, die Deichsel knackte entzwei, das zweite Pferd schlug aus, sprang hoch, knirschte im Zügel, zerrte vorwärts, wahnsinnig vorwärts, toll und wild, riß den Proviantwagen mit sich, toll und wild. Stoß, Krach gegen den Sanitätswagen, der schleuderte um, dumpfes, schauervolles Gepolter, ein Geröll von Sack und Pack, Menschen, Wagen, tobenden Pferden. Und Knarr und Knall und Tocktocktock aus Bäumen rechts und links, aus Hecken rechts und links. Mann gegen Mann in dem fürchterlichen Dunkel.

Da wühlte sich Willi Merkens aus einem Knäuel von Toten, Sterbenden, röchelnden Pferden. Das Licht dort — die einzige Laterne. Er kriecht über die Trümmer, zwischen Rädern durch, tastet sich bis zu dem Proviantwagen weiter . . auf ein Gesicht tastet er . . warmes Blut in einer Lache am Boden . . er ruft den Liegenden an . . keine Antwort. An der zerbrochenen Wagendeichsel hinauf über das krepierte Pferd hin und langt zur Laterne, nimmt sie herunter. . . Krach. Schlug ein Schuß dort ein. Und nun wurde das Licht das Ziel von Schuß auf Schuß. Rasch riß er den Rock auf, barg die Laterne darunter. Hinunter an die Hecke, an einen Baum, einen Strauch, irgend etwas, das er in Brand stecken kann, damit diese furchtbare Finsternis über dem Gemetzel weicht.

Unter einem Schlagbaum hindurch in eine Wiese. Er lüftete etwas den Rock, ließ das Licht durchflitzen, eine Sekunde nur, um das Gelände zu sondieren. Eine Baumschule schien dort zu sein, die jungen Stämmchen mit Strohseilen umwickelt. Ein blitzhafter Gedanke — die Strohseile los, zu Strohwischen schlingen, anbrennen. Die brennenden Wische an verschiedenen Stellen in die Hecke hinein. Hell aufstrahlen soll's in die Nacht, erkennbar Freund und Feind. Und dann die Kerle abschießen wie Hasen.

Sssst . . flammt's auf. Inmitten der Hecke Flackerfeuer. Schnell muß er in die Schatten zurückspringen, aus allen Richtungen sausen nun die Geschosse auf den Strahl zu, auf den Verwegenen in dem Strahl. Jetzt steh ihm Gott bei! Von Baum zu Baum die Strohseile abwinden, da und dort in die Hecke einzwängen. Er kriecht am Boden hin, nahe dem ärgsten Tumult. Soldaten und Heckenschützen in einem Wust mörderischer Umarmung. Jetzt dorthin und den Wisch in die Hecke hinein. Mitten ins Kreuzfeuer der Schüsse. Licht in die tosende Finsternis. Er denkt an seine Mutter — wie Menschen in höchster Not an Gott denken, denkt er jetzt an seine Mutter. Viktoria! Die Hecke lodert.

Die Tollkühnheit wirft ihn wie ein Rausch. Die jungen Stämmchen bricht er um, taucht ihre Laubköpfe in die Flammen, stößt sie in die breitästigen Obstbäume. Teufel, wie ein Peitschenschlag streift's ihm die Schulter. Blut? Nein. Nur Beule und Kratzwunde. Gnädig vorüber. Wirft sich zu Boden, schurft sich liegend weiter zum Schlagbaum zurück, wo sein Gewehr lag. Ffft! Das Gepfiff der Kugeln. Lieber Gott, Mutter . . . verdammt, wenn er so'n niederträchtigen Tod durch eine Zivilkugel finden müßte. Im Kampf, Heldentod sterben, aber nicht von Meuchelmördern und Heckenschützen übern Haufen geschossen. Hurra! Wie das nun flammt und leuchtet und knistert und knarrt in Hecken und Büschen und Bäumen. Flammenzucken, fauchend aufzischende Strahle. Die Nacht lodert. Riesenfackeln. Die Flur illuminiert. Der Qualm in aufsteigenden Säulen. Fahle, verzerrte Gesichter, ringende, wälzende Knäuel, toll davonrasende Pferde, irres Gelächter und Fluch. Die Flammen brummen, die brennenden Baumwipfel stürzen funkenstäubend zusammen. Und noch Schuß auf Schuß von den Bäumen längs der Landstraße herunter.

Willi Merkens reißt das Gewehr an die Backe. Tack! Deckung suchend nimmt er in ruhigem Zielen seinen Mann



aufs Korn. Kniet nieder. Worauf kniet er? Die Leiche einer Frau. Festgekrampft an einen Verwundeten. Er schleppt den besinnungslosen Verwundeten in Deckung unter den Proviantwagen, trennt aus seiner linken Rocktasche das Verbandzeug, das jeder Soldat mit sich führt. Schuß in die rechte Wade und Lungenschuß. Es ist der Zahlmeister.

Ein Krankenträger hilft ein scheu gewordenes Pferd zum Stehen bringen. Willi Merkens ruft ihn an. Seine Worte verhallen in einem Schuß, der die Luft erzittern macht. Weit aus dem Dunkel der Landstraße heraus. Herrgott, was ist das? Hufschlag, Rasseln, Klirren. Ein Reitertrupp plötzlich aus dem Dunkel heraus, spukhaft jagende Schatten von Mann und Roß in Qualm und Feuer. Hurra in die lohende Nacht. Das Regiment aus dem Todesritt von Mars-la-Tour: „Die Halberstädter Kürassiere". Sie kommen nicht durch. Die Landstraße übersät von Trümmer und Toten und Verwundeten. Absitzen und mit Schrapnells hineinfunken!

Da schweigt aber schon das hinterhältische Feuer. Verschwunden in Nebel und Nacht die Mordbande. Ein paar Schüsse schickte man ihnen noch nach. Dann ausschwärmen zu je acht Mann in die Umgegend und die Kerle einfangen.

Ein Glöckchen tinkte in die Nacht, wie leise vom Wind bewegt. — Noch lohte der Brand in der Flur zum Nachthimmel. Dazwischen das rote Licht der Krankenträger.

Tragbahre her. Willi Merkens kniete noch neben dem Zahlmeister, tupfte ein Wattepfröpfchen in Aether. Ein Kürassierrittmeister neben Willi Merkens.

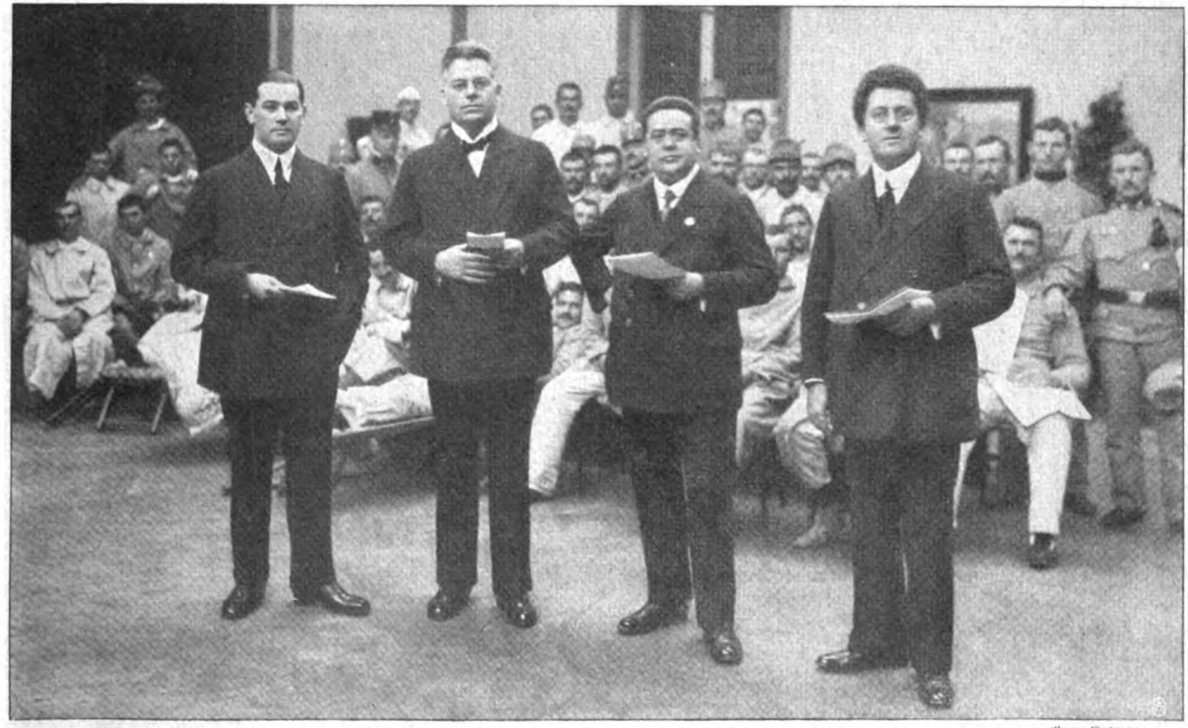
„Das bengalische Feuer haben wir also Ihnen zu verdanken? Ein Heldenstück, auf Ehre!" Reicht ihm die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Schauspielerinnen im Dienst des Roten Kreuzes.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 10 photogr. Aufnahmen.

Schauspieler und namentlich Schauspielerinnen sind trotz starken Verbrauchs von Temperament und Leidenschaft im Grunde gutmütig und stets hilfsbereit. Mancher hervorragende Künstler spendet, indem er den Reichtum seines Talentes der Wohltätigkeit nutzbar macht, oft weit mehr als ein Krösus. Die Bedrängnis des Vaterlandes ergriff auch die Künstler mächtig. Sie wollten der bedrohten Heimat in ihrer Art dienen, unbekümmert um die großen Opfer, die der Krieg auch von ihnen forderte. Die Künstlerschar der Wiener Hoftheater gab das erhebende Beispiel, wie man Schweres leicht trägt und sich obendrein noch frohgemut neue Bürde auflädt. Ihre Gagen wurden beträchtlich gekürzt, die der höchstbezahlten Mitglieder um mehr als die Hälfte. Sie mußten sich, wie alle Welt in diesen Tagen, einschränken. Sie taten aber noch ein Übriges. Eine erschreckend große Zahl von Schauspielern kam durch die Kriegsnot um ihre Stellung und wurde mittellos. Ihnen gaben die Mitglieder der Hoftheater von ihren erheblich geringeren Bezügen allmonatlich eine ansehnliche Summe. Eine Reihe



Phot. Gutmann.

Die Hofopernsänger Karl Rittmann, Lorenz Corvinus, Hans Breuer und Georg Maikl in dem zu einem Lazarett umgewandelten Wiener Künstlerhaus.

Wiener Hofopernsänger bei den Verwundeten.



von Künstlerinnen nahm außerdem das Rote Kreuz als Pflegeschwestern auf sich. Eine der ersten war die Hofschauspielerin Else Wohlgemuth (Abb. nebenstehend), die Tag und Nacht der Wartung im Kampfe Verwundeter opfert, ihnen zum Zeitvertreib vorliest, Briefe schreibt und ihre Sorgen teilt und zerstreut. In fast geiziger Ausnützung eines jeden Augenblicks beteiligt sie sich, wenn der Spitaldienst sie frei läßt, an einer großzügigen Ausspeisungsaktion, an der Linderung des Elends von Flüchtlingen, die, vor dem Feinde aus der erbgesessenen Scholle geflohen und aller Habe entblößt, in der Residenzstadt des Reiches Heil und Rettung hoffen. — Die soziale Vereinigung der Wiener Schauspieler, der Oesterreichische Bühnenverein, hat sein Altenheim, das „Kaiserin-Elisabeth-Künstlerheim", in ein Reservespital vom Roten Kreuz verwandelt (Abb. S. 2068). Die Pensionäre des Vereins wurden für die Kriegsdauer anderweitig einquartiert. Dieses Lazarett, dessen ärztlicher Leiter Primarius Dr. Josef Neubauer ist, bildet eine Art Anhängsel des großen Allgemeinen Krankenhauses in der Alserstraße, das ihm seine Patienten schickt. Die hinkommen, sind in ihren Leiden und Gebresten Begünstigte des Schicksals, denn unter der Obhut der Burgtheaterleute und Funktionäre des Oesterreichischen Bühnenvereins, dessen Präsidenten, des Oberregisseurs der Hofoper, Professors August Stoll, und des früheren Ballettregisseurs Friedrich Fried, haben es die Kranken gut. Außer den beiden erwähnten Personen sind es fast ausschließlich Mitglieder des Oesterreichischen Bühnenvereins, unter deren Obhut das Genesungsheim des Oesterreichischen Bühnenvereins steht. Die Oberleitung hat die Heroine Hedwig Paulsen-Bleibtreu (Abb. S. 2067), die Nachfolgerin von Charlotte Wolter, deren Porträt den Speisesaal schmückt. Ihr Gatte, Max Paulsen, einer der Besten und Tüchtigsten des Burgtheaters, kämpft in Nordfrankreich und hat sich dort durch seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz erworben. Als tüchtige Soldatenfrau wollte Frau Paulsen-Bleibtreu auch ihren Anteil am Krieg haben. All ihren wertvollen Schmuck hat sie für das Rote Kreuz hingegeben, und auch das kostbare Jubiläumsgeschenk des Kaisers von Oesterreich behielt sie nicht zurück. Als Oberschwester verbringt sie alle Zeit im Spital mit Ausnahme der Abende, die sie am Burgtheater beschäftigt ist. Die Kollegen Josef Moser, Wilhelm Schmidt und Alfred Walters sind Frau Bleibtreus werktätige Mitarbeiter. Aber alle Mitglieder des Burgtheaters



Phot. Setzer.

Else Wohlgemuth (Burgtheater).



Phot. Gutmann.

Marie Kohler,
Mimikerin und Solotänzerin der Hofoper.



Phot. Gutmann.

Mella Mars,
bekannte Vortragskünstlerin.



Hofopernsängerin Pauline Windheuser.

Phot. Gutmann.



Lustspielsoubrette Martha Clemens.



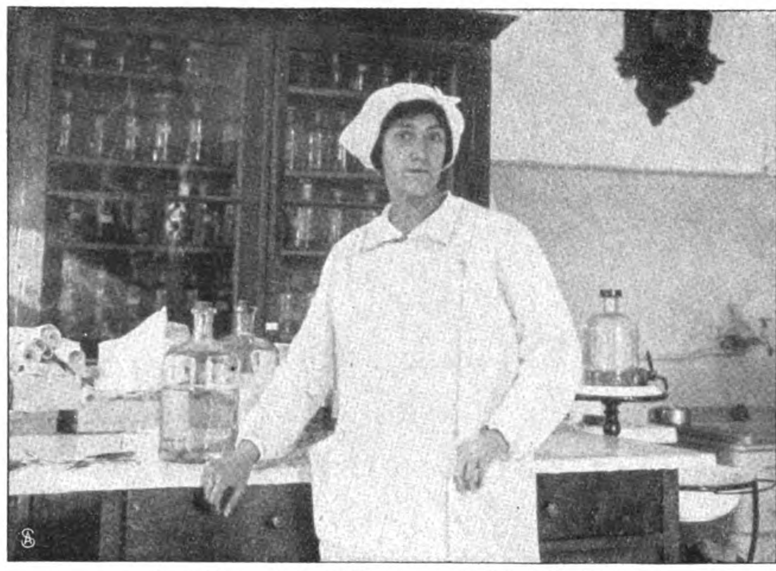
Frau Generalkonsul von Uermenyi.
(Kammersängerin Lucy Weidt, Hofoper.)

Phot. Gutmann.



Hofschauspielerin Hedwig Paulsen-Bleibtreu,
als Oberschwester im Verwundetenspital des Burgtheaters.





Frau Anna Bahr-Mildenburg als Schwester Anna
im Salzburger Reservespital des Roten Kreuzes.

sind freiwillige Helfer, sie ersinnen immer neue Freuden und Ueberraschungen für ihre Schützlinge. Und die Vorratskammer der Frau Bleibtreu wird immer reicher an köstlichen Schätzen. Sie ordnet die guten Sachen, die für die Soldaten von den Kollegen und deren Freunden kommen. Offiziersfrauen, deren Männer im Felde stehen, die Damen Annita Astl, Maria Brga, Anna Scheibl, Margarete Schneider, unterstützen die Burgtheaterleute im Pflegedienst. — Von dem Schwesterinstitut der Hofoper sind die Kammersängerin Lucy Weidt, Gattin des Generalkonsuls von Uermenyi, und Pauline Windheuser Rote-Kreuz-Schwestern (Abbildungen S. 2067). In dem großen Truppenspital in der Segelgasse versieht Lucy Weidt den aufreibenden Dienst mit rührender Hingebung. Die Bayreuther Kundry, Anna Bahr-Mildenburg (Abb. obenst.), wirkt in einem Reservespital in Salzburg; dort hat ihr Gatte, Hermann Bahr, seit einigen Jahren auf Schloß Arenberg ständigen Wohnsitz genommen. Auch das Ballett der Hofoper steht in der Betätigung warmer Menschenliebe den Sängerinnen nicht nach. Die Solotänzerin und Mimikerin Marie Kohler (Abbild. S. 2066) betreut verwundete Soldaten in einem Spital des dritten Bezirks. Mehrere ihrer Kolleginnen sind in anderen Kranken-Anstalten des Roten Kreuzes tätig. Vier ausgezeichnete Solisten der Hofoper, die Herren Hans Breuer, Lorenz Corvinus, Georg Maikl und Karl Rittmann, haben sich zu einem Quartett vereinigt, um den Patienten in den verschiedenen Militär-Spitälern durch Gesangsvorträge frohe Stunden zu bereiten (Abb. S. 2065). Sie konzertieren fast jeden Tag in einem anderen Spital und lassen die Verwundeten für kurze Zeit die Leiden vergessen. Dankbarer Beifall lohnt ihr schönes Beginnen. Mella Mars (Abb. S. 2066), die berühmte Vortragskünstlerin, assistiert im Reservespital Nr. 11 mit großem Geschick bei Operationen. Wie sie von der Bühne herab das Publikum in ihren Bann zwingt und rasch erobert, so hat Mella Mars auch bald die Herzen der ihr anvertrauten Schützlinge gewonnen. Martha Clemens (Abb. S. 2067), die Lustspielsoubrette der Jarnobühnen, versieht den Pflegedienst im Lazarett der Stiftskaserne mit bewundernswerter Opferwilligkeit. Außer denen, von welchen hier gesprochen wurde, gibt es noch viele Wiener Künstler, die sich in den segensreichen Dienst des Roten Kreuzes gestellt haben. Ihre Zahl ist groß.



Phot. Gutmann.

Von links nach rechts: Hedwig Paulsen-Bleibtreu, Hofburgschauspieler Wilhelm Schmidt, Primarius Dr. Joseph Neubauer, Schauspieler Feldwebel Alfred Walters. Die drei Herren in der Ecke vor dem Eingang: Oberregisseur der Hofoper Professor August Stoll, Hofschauspieler Josef Moser, Ballettregisseur Heinrich Fried.

Reservespital vom Roten Kreuz im Kaiserin-Elisabeth-Künstlerheim.



Der Fliegerpastor.

Skizze von Charlotte Niese.

Es ist nun schon mehr als hundert Jahre her, daß in einem holsteinischen Kirchdorf ein Pastor lebte, den seine Gemeinde den Fliegerpastor nannte. Und zwar aus dem Grunde, weil Pastor Jespersen seit Jahr und Tag an einer Maschine arbeitete, mit der er durch die Lüfte fliegen wollte. Bis dahin war ihm noch kein Apparat gelungen, mit dem er sich bis zu den Wolken erheben konnte, aber einmal, so hoffte er fest, würde der große Tag da sein. Auf ihn wartete, für ihn arbeitete er, und da er sonst sein Amt schlecht und recht verwaltete, weder Weib noch Kind hatte, denen er seine Zeit widmen konnte, so ließ man ihm seinen Sparren. Denn dazumal waren die Leute viel duldsamer gegen absonderliche Menschen als heutzutage, was wohl daher kam, daß niemand viel von der Außenwelt erfuhr, und die Wege ging, die er gehen mochte.

Pastor Jespersen kümmerte sich so wenig um sein eigenes Dasein, daß er einen sehr ungemütlichen Haushalt hatte. Eine alte Frau, die Anne hieß, sehr unordentlich und geizig war, besorgte ihm seinen Hausstand, stopfte sich allmählich einen Strumpf voll von Silbertalern, die sie in ihrem Bett versteckte, und ließ ungerührt den Pastor nicht allein manchmal hungern, sondern ihn auch in so schlechten Röcken gehen, daß doch verschiedene Gemeindeglieder den Kopf schüttelten und sich vornahmen, darüber ein Wort mit dem Pastor zu reden. Sie kamen aber nicht dazu; denn grade, als die alte Anne ihren ersten Strumpf voll Taler gepackt hatte und bei dem zweiten beginnen wollte, da ereilte sie der Schlag, und sie starb, ohne sich des angesammelten Schatzes gefreut zu haben.

Pastor Jespersen wunderte sich, daß seine alte Haushälterin so wohlhabend gewesen war, denn nach ihrem Abscheiden wurde doch der Strumpf im Bettstroh gefunden, aber er lieferte ihn getreulich einigen lachenden Erben aus und dachte weiter an seinen Flugapparat. Der war nämlich gerade bald so weit, daß man eine kleine Fahrt mit ihm unternehmen konnte, und das war natürlich viel wichtiger als ein bißchen Geld. Er hielt der alten Anne an ihrem Grab eine sehr erbauliche Leichenrede, die er schon lange auswendig konnte, und dann wollte er sich eilig wieder auf seinen Hausboden begeben, auf dem seit Jahren ein grauslicher Kuddelmuddel von allen möglichen Sachen durcheinanderlag, als der Schulze ihm in den Weg trat.

„Herr Pastor, Sie müssen wohl wieder eine Haushälterin haben!“

„Gewiß, gewiß! Sorge er nur dafür!“ rief der Pastor eilig. Aber der Schulze stand so fest vor ihm, daß er nicht weitergehen konnte.

„Jawoll, Herr Pastor, ich will mich mal bedenken. Und dann wollte ich man sagen, daß vorhin ein Wagen auf der Dorfstraße umgeschlagen ist. Die Alte hat was gebrochen, und die Junge ist, soviel ich weiß, gesund. Der Hufschmied ist schon da, weil er doch Glieder setzen kann, und ich hab gesagt, die Frauenzimmer sollten ins Pastorat gebracht werden, weil wir sonst keinen Platz haben!“

Pastor Jespersen stand regungslos. Ihm war in seinem Leben noch nichts passiert, das man etwas Besonderes nennen könnte, aber er wußte wohl: etwa vor zwanzig Jahren war hier im Dorf auch ein Wagen umgefallen, und seine Insassen mußten ins Pastorat gebracht werden, weil es sonst kein anderes Haus gab, in dem sie Unterkunft finden konnten. Und einer der Verunglückten sollte ein Graf und sogar ein Minister gewesen sein.

Sein Vorgänger hatte dies Erlebnis im Kirchenbuch aufgezeichnet, und die ganze Gemeinde war noch heute stolz darauf, daß in ihr etwas so Außerordentliches vorgegangen war. Daher war es dem Schulzen gar nicht anders eingefallen, als daß nun die Verunglückten gleichfalls ins Pastorat befördert wurden. Wohin sollten sie auch sonst?

Mit schweren Schritten betrat der Pastor sein Pastorat. Ganz, ganz im stillen hatte er sich eigentlich gefreut, einmal ohne Frauenzimmer zu leben. Der Junge vom Hufschmied, der ihm oft bei seinen Arbeiten half, konnte gewiß eine Suppe kochen und die notwendigste Hausarbeit verrichten. Und ihm selbst blieb alle freie Zeit für seine Flugmaschine.

Jetzt aber lag auf seinem einzigen, sehr schadhaften Kanapee eine Frau, die laute Klagelaute ausstieß, während der Hufschmied an ihr hantierte, und ihm entgegen kam ein junges Mädchen, die ihn mit bittenden Augen ansah und ihm zugleich dankte, daß er sie und die gnädige Frau so gütig bei sich aufnehmen wollte.

Über die nun folgenden Wochen wußte Pastor Jespersen später sehr wenig zu erinnern. Er war so verstört, daß er zu allen Dingen ja sagte und sich nur noch wunderte, daß niemand in seinen Arbeitsraum drang, und daß er dort wie in einem Hafen des Friedens hausen konnte. Die verunglückte Frau war eine Frau von Rohrbach, sie hatte einen Arm und dazu ein Bein gebrochen. Hilflos war sie, und an Abreisen war natürlich nicht zu denken. Der Hufschmied sagte, es könnte sein, daß sie zum nächsten Sommer wieder gehen lernte, bis dahin wollte er nichts weiter versprechen. Jetzt aber war noch Herbst, und eine lange, lange Zeit lag also vor dem armen Pastor, der immer nicht recht wußte, ob er außer sich sein sollte oder nicht. Beides hätte ihm nichts genützt. Frau von Rohrbach dachte auch gar nicht daran, was der Hausherr zu ihrem Besuch sagte. Sie war, wie sie sagte eine Frau, die sich in alles zu finden wußte, und nun leitete sie vom Sofa aus mit starker Hand das Pastorat, seinen Hausstand und alles, was sonst dazu gehörte. Dabei half ihr die kleine Lisbeth Witte, die ihre Mamsell war, wie sie sagte, und die treppauf treppab geschickt wurde, um alles so zu machen, wie ihre Herrin es haben wollte.

Frau von Rohrbach war die Witwe eines höheren Beamten, die sich in Kiel dauernd niederlassen wollte. Aber ob sie einige Monate früher oder später ankam, war ihr gleichgültig. Jetzt, das erklärte sie täglich, müßte sie erst wieder gesund werden, ehe sie an ein Weiterreisen denken könnte, und die Ruhe des Dorfes, der Aufenthalt im Pastorat schiene ihren Nerven gutzutun. Denn damals hatten einige Damen auch schon Nerven. Sie ergriff also die Zügel des Hausregiments, die gerade von niemand erfaßt wurden, und im Dorf freute man sich, daß für den Pastor wieder gesorgt wurde. Pastor Jespersen freute sich eigentlich nicht, aber als er bemerkte, daß er ungestört auf seinem Boden weiterarbeiten konnte, nahm er die ganze Sache als eine Fügung von



oben hin, die man aushalten mußte. Gelegentlich kam es ihm vor, als schmeckte das Essen besser, als es jemals getan hatte; auch die Vorhänge in seiner Stube wurden merkwürdig weiß, und wenn er auf seinem Bücherbrett einen Folianten suchte, wurden seine Hände nicht mehr kohlschwarz wie zu Zeiten der verstorbenen Anne. Aber diese Dinge vergaß er bald; er glaubte jetzt gerade vor der Erschließung des Geheimnisses der Schwerkraft zu stehen, da konnte man nicht über Kleinigkeiten nachdenken. Jede freie Stunde verbrachte er bei seinem Apparat und hatte lange und geheimnisvolle Unterhaltungen mit Fritz, dem Sohn des Hufschmieds, der gleichfalls vom Erfinderdämon ergriffen war und auch fliegen lernen wollte. Aber es kamen allmählich die dunklen Tage und das schlechte Wetter, in denen man auf dem großen Boden nicht allzuviel beginnen konnte. Außerdem kam eine Krankheit ins Dorf, an der mehrere Menschen starben, und einige Kinder wurden geboren. Da mußte der Pastor Leichenreden halten und taufen; er jammerte ein wenig über die Arbeit, weil er für ein bequemes Leben war, und er freute sich, daß jemand da war, mit dem er schelten konnte. An Frau von Rohrbach wagte er sich natürlich nicht; die war stolz und unnahbar, aber das junge Mädchen, das die Küche und den Haushalt besorgte, überall und nirgends war, an Mamsell Lisbeth Witte konnte er seine üble Laune auslassen. Sie war viel jünger als er und die Gesellschafterin von Frau von Rohrbach. Sie sorgte für ihre Herrin und natürlich für den Haushalt, für alles, was im Pastorat zu tun war. Zuerst hatte der Pastor sie nicht ausstehen können, weil sie gar keine Ähnlichkeit mit seiner alten, häßlichen Anne hatte und er eigentlich der Ansicht war, Frauenzimmer wären meistens häßlich. Mamsell Witte aber hatte dichtes, braunes Haar, klare, freundliche Augen und ein rosiges Gesicht; nein, mit Anne hatte sie keine Ähnlichkeit. Und dann war sie feingliedrig und sehr zierlich gewachsen.

„Die muß fein fliegen können!" sagte Hufschmieds Fritz, als Lisbeth einmal auf dem Boden erschien, um dem Pastor seine Tasse Kaffee und für Fritz ein Butterbrot zu bringen.

Mamsell Lisbeth kam nämlich manchmal auf den heiligen Boden, auf dem es so kunterbunt aussah, daß viele Leute sich erschrocken hätten. Aber Lisbeth schien nicht schreckhaft zu sein. Mit ihren klaren, meistens etwas ernsthaften Augen betrachtete sie die Riesenflügel, allerhand gefüllte Schweinsblasen, mit Federn besponnene Reifen und ähnliche Dinge und verschwand dann ebenso leise, wie sie gekommen war.

„Die muß fein fliegen können!" wiederholte Fritz, während er in sein Brot biß. Die beiden Erfinder sprachen nämlich schon lange darüber, wer wohl zuerst den Flug in der neuen Maschine machen sollte. Fritz hatte wohl Lust, aber er war ein schwerer Junge, und der Pastor war auch nicht leicht. Und außerdem, wie sich die zwei es ausgedacht hatten, so mußte eigentlich ein Dritter da sein, der den Apparat bestieg und in der Luft umherkutschierte, während die Erfinder das Ding an einem langen Strick wie einen Drachen hielten und gewissermaßen steuerten.

Der Pastor war nachdenklich geworden; dann schüttelte er den Kopf. „Frauenzimmer dürfen so etwas nicht!" sagte er endlich. „Dazu haben sie nicht genug Verstand."

Wozu denn Fritz zustimmend nickte.

Es wurde weitergearbeitet, gesägt, geklebt, probiert, aber Pastor Jespersen begann plötzlich ganz viel an Mamsell Lisbeth zu denken. Sie war ganz gewiß sehr leicht und vielleicht auch so verständig, daß sie die Ehre begreifen würde, die ihr widerfahren dürfte. Unwillkürlich beobachtete er sie in den nächsten Tagen. Sie war wirklich nicht übel. Immer heiter, arbeitslustig, ordentlich. Ehemals hatte sich der Pastor nichts aus Reinlichkeit und Ordnung gemacht; jetzt schalt er, wenn die Bauern mit schmutzigen Füßen auf seine weißgescheuerten Dielen gingen, und wenn Staub auf seinem Schreibtisch lag. Er schrieb sogar einmal nach Kiel und ließ sich einen neuen Anzug kommen, weil sein täglicher Rock ihm nicht mehr gefiel, besonders nachdem Frau von Rohrbach etwas darüber gesagt hatte, daß die Leute auf dem Land sich so leicht vernachlässigten. Frau von Rohrbach war wirklich eine angenehme Frau. Sie trug ihr Mißgeschick mit Heiterkeit, denn noch immer konnte sie sich fast gar nicht rühren. Aber sie war stets fein und zierlich gekleidet, hatte immer eine Handarbeit, mit der sie sich die Zeit vertrieb, und nahm teil an den kleinen und großen Ereignissen des Kirchdorfes. Mamsell Lisbeth mußte ausgehen, um sich nach diesem und jenem zu erkundigen, und dann gab es wirklich so mancherlei zu berichten, daß der Pastor sich oft wunderte. Von solchen Dingen, von bresthaften alten Männern und Weibern hatte er nur im allgemeinen eine Ahnung. Daß es Menschen waren, denen man helfen mußte, war ihm früher nicht klar geworden. Er wollte ja fliegen lernen. Es ereignete sich immer häufiger, daß der Pastor bei Frau von Rohrbach saß, sich von ihr allerlei berichten ließ und dann nicht in seine geliebte Werkstatt ging, sondern ins Dorf zu den Armen und Kranken, und daß er dann erfuhr, wie gut Mamsell Lisbeth geholfen und Trost gebracht hatte. Mamsell Lisbeth war wirklich nicht so übel, und wenn sie nun auch noch fliegen könnte — der Pastor blieb stehen und sah in den grauen Winterhimmel. Aber für ihn war der Himmel weit und blau, und darin steuerte er und flog zu den Sternen. Denn seine Hauptgedanken waren immer bei seiner Erfindung.

Es kam der Dezember und damit die Weihnachtzeit. Die Kinder begannen Lieder auf der Dorfstraße zu singen, und die Bauern schlachteten Schweine, und ihre Frauen buken Honigkuchen. Das war alles sehr angenehm, aber Pastor Jespersen seufzte ein wenig. Er mußte an drei Feiertagen predigen, und das wurde ihm immer schwer. Am ersten Feiertag predigte er immer über die Stallfütterung, weil das Christkind doch im Stall zwischen Rindern und Schafen geboren war. Am zweiten sprach er dann über die Weisen aus dem Morgenland und sagte auch immer das gleiche; aber am dritten — sollte er dann übers Fliegen sprechen, und wie er es sich dachte? Eigentlich war es einerlei, was er sagte, denn am dritten Feiertag gingen nur die Armenhäusler in den Gottesdienst, und sie schliefen ganz fest; aber es konnte auch sein, daß Mamsell Lisbeth käme. Sie hatte ihn neulich so ernsthaft angesehen, als er von der ersten Predigt, von der mit der Stallfütterung, mit Frau von Rohrbach gesprochen hatte. Frau von Rohrbach sagte nicht viel, sah auf ihr Strickzeug und lächelte; aber Lisbeth — er schüttelte den Kopf und holte tief Atem. Er wollte predigen, so wie er's immer gewohnt war.

Immer näher rückte das Fest, und auch im Pastorat begann es nach Kuchen zu riechen. Die Bauern schickten Würste und Schinken, denn das war eine feste Einnahme des Pastors, und er wunderte sich, wieviel es

war, und wie aufmerksam Lisbeth darauf achtete, daß er alles erhielt, wie es sein Recht war. Ja, sie verstand ihren Kram, und wie behaglich war das Zimmer im Pastorat, in dem Frau von Rohrbach auf dem Sofa lag. Es duftete nach gebratenen Äpfeln, und ein Tannenzweiglein knisterte im Ofen. Nach Weihnachten duftete es, und das war ein so guter Geruch, daß er Jespersen ganz wunderbare Gedanken gab: Gedanken, wie sie ihm lange nicht gekommen waren. An sein Elternhaus dachte er, das er so früh verloren hatte, auch daran, daß er eigentlich nicht hatte Pastor, sonden Baumeister oder Ähnliches werden wollen, aber daß sein Vormund ihn zu dem bestimmte, was er jetzt war. Es war ja auch ganz gut gegangen, nur daß manchmal die große Sehnsucht kam, die Sehnsucht nach etwas großem Unfaßbaren. Pastor Jespersen dachte an seinen Flugapparat und sah in den Winterhimmel.

Zwei Tage vor Weihnacht kam der Bote aus der Stadt mit mehreren Paketen fürs ganze Dorf und einem Brief für Frau von Rohrbach, der schon einige Wochen auf Beförderung gewartet hatte. Nachdem sie ihn gelesen hatte, ließ sie den Pastor zu einer Unterredung unter vier Augen bitten.

„Es ist wegen meiner kleinen Lisbeth!“ sagte sie ohne viel Umschweife. „Ich habe eben einen Heiratsantrag für sie erhalten, und ich will ihrem Glück nicht im Wege sein. Herr Hansen will bald nach Neujahr heiraten, und vorher soll sie noch zu seiner Mutter kommen. Weihnacht kann sie noch hier bleiben, aber dann muß sie weg. Glauben Sie nicht, daß die kleine Küsterstochter herkommen und mir helfen könnte? Ich bin noch etwas unbeholfen, aber allmählich wird es schon besser, und die kleine Dora versteht auch etwas vom Haushalt. Ich glaube, Sie werden zufrieden sein!“

„Wer ist Herr Hansen?“ fragte Pastor Jespersen. Er hatte einen so zornigen Ton in der Stimme, daß Frau von Rohrbach ihn erstaunt ansah.

„Er ist Witwer und hat eine sehr gutgehende Apotheke!“ erwiderte sie feierlich. „Lisbeth macht eine sehr gute Heirat. Sie wissen wohl, daß sie eine Waise ist und gar kein Vermögen hat? Seit drei Jahren ist sie bei mir, und ich bin sehr mit ihr zufrieden. Früher ist sie auch immer bei fremden Leuten gewesen. Daher darf ich ihrem Glück nicht im Wege stehen.“

„Will sie denn selbst?“ —

„Aber natürlich! Eine solche Partie bietet sich nicht wieder! Lisbeth kommt in ein sehr wohlhabendes Haus!“

„Und sie liebt ihn?“

Frau von Rohrbach, die eifrig strickte, ließ vor Überraschung eine Masche fallen.

„Aber mein guter Pastor! Wenn man Waise ist, darf man nicht nach solchen Dingen fragen! Überhaupt, was ist denn eigentlich Liebe? Herr Hansen ist ein Mann in den besten Jahren. Er trägt eine Perücke und hat sechs Kinder. Aber welch eine Versorgung! Ich muß es gleich Lisbeth sagen, welches Glück ihr bevorsteht! Und gerade zu Weihnachten! Nicht wahr, Sie sind mit der kleinen Küsterstochter einverstanden?“

Pastor Jespersen ging, ohne zu antworten, aus dem Zimmer und stand dann bald auf dem Boden vor seinem Flugapparat. Wie friedlich war es hier, wie ruhig! Hier war er doch am liebsten! Kein Kummer kam hierher, kein Schmerz, kein Weh! Und wenn er erst im blauen Äther flog, wenn die ganze arge Welt unter ihm lag, dann war es auch gleich, ob Lisbeth einen reichen Mann heiratete und ihn allein zurückließ. Er begann eifrig zu basteln, zu schnallen, hier und dort zu schrauben. Nun wollte er ganz gewiß fliegen!

Fritz Hufschmied kam eilig angelaufen.

„Herr Pastor, ist es wahr, daß sie weggeht?“

Jespersen antwortete nicht, und der Junge begann gleichfalls zu schrauben und zu arbeiten.

„Ich glaube, daß es wahr ist. Sie hat vorhin furchtbar geweint, ich hab es gesehen, als ich ihr begenete. Meinetwegen kann sie ja auch weggehen, nur daß sie noch einmal fliegen muß. Ich hab es ihr auch gesagt; das muß sie noch mal für uns tun, wo sie so leicht ist, und ich glaube, auch ziemlich vernünftig. Und sie hat gleich ja gesagt! Sie hat Lust. Nu, natürlicherweise. Fliegen ist besser als heiraten! Morgen früh soll's losgehen. Nu wollen wir flink alles in Ordnung bringen!“

Pastor Jespersen starrte einen Augenblick vor sich hin; dann kam das Fieber des Erfinders über ihn, und er arbeitete und probierte, bis das schwindende Tageslicht seinen Arbeiten ein Ziel setzte.

Fritz Hufschmied war auch keiner von denen, der viel redete. Also sagte er zuletzt nur: „Morgen früh soll es ganz gewiß mit der Mamsell losgehen!“

Er war sehr zufrieden; natürlich hätte er gern selbst das Fliegen probiert und würde es natürlich viel und oft tun. Aber die erste Probe mußte ein wahrhaftiger Erfinder aus der Ferne betrachten; dann konnte man die besten Studien machen. So und ähnlich redete er auf den Pastor zum Abschied ein, und dieser hörte schweigend zu. Er schwieg auch, als er an diesem Abend mit Frau von Rohrbach und Lisbeth das Abendbrot einnahm. Frau von Rohrbach war heiter und sprach davon, wie gemütlich sie es in Kiel haben wollte. Nachgerade, das merkte man, hatte sie doch Sehnsucht, aus dem Dorf herauszukommen, und Bein und Hand wurden auch allmählich wieder besser. Lisbeth aber saß mit roten Augen und sagte kein Wort. Auch dann nicht, als Frau von Rohrbach sich zu ihr wandte und ziemlich scharf über die Freuden des behaglichen Ehestandes sprach.

In dieser Nacht konnte Pastor Jespersen nicht schlafen. Sonst legte er den Kopf in die Kissen und flog im Traum bis zum Himmel. Heute aber war es nichts mit dem Fliegen. Seine Gedanken hafteten auf der Erde. Sie wanderten in eine Apotheke, zu einem reichen Mann mit einer Perücke. Er war so zornig auf ihn, daß er die Hände ballte und einige Worte murmelte, die sich für einen Pastor auch damals nicht ziemten. Es war noch nicht Tag, da stand er schon in seiner Werkstatt, wollte sich über den Flugapparat freuen und darüber nachdenken, wie es sein würde, wenn er selbst mit ihm in die Weite flöge. Weit und immer weiter — nur weg von hier, weg von Lisbeth, weg von allen Apotheken! Und dabei war es doch Weihnacht, und morgen, am Weihnachtstag, sollte er seine Predigt halten!

Die Tür des Bodens ging auf, und Lisbeth trat ein. Sie war in einen dicken Mantel gehüllt, trug eine Laterne in der Hand und schien sehr blaß zu sein.

„Ich hab Fritz versprochen, daß ich mit Ihrer Maschine fliegen will, Herr Pastor! Er sagt, Sie wollen es durchaus, und ich habe auch wohl Lust“ —

Sie kam nicht weiter, denn Fritz stand schon hinter ihr, griff mit seinen derben Händen nach ihr und umgab sie mit Ledergurten und mehreren Stricken. Dabei gab er seine Anweisungen. Die Mamsell sollte nur in einen kleinen Schlitten steigen, der Flügel hatte und unter sich vierundzwanzig mit Luft gefüllte Schweinsblasen. Und wenn alles in Ordnung war und die Mamsell gut saß,



dann wollte Fritz sie aus der Dachluke in den Hof schieben. Angst brauchte die Mamsell nicht zu haben, es war ganz ungefährlich. Nur ruhig sitzen und sich an den Blasen festhalten, dann konnte nichts geschehen. Fritz nahm außerdem einen Strick in die Hand, an dem der ganze Apparat befestigt war. Wenn die Geschichte nicht freiflog, wollte er sie wohl wieder zu sich ziehen.

Lisbeth sagte gar nichts. Sie saß jetzt in dem kleinen Schlitten, die Blasen waren um sie gebreitet, und ein Paar große Flügel saßen auf ihren Schultern. Jetzt stieß Fritz die Luke auf und wollte alles ins Freie schieben, als der Pastor halt rief. Er griff nach dem Apparat und starrte in die Luft. Gerade ging die Sonne auf, hellblau war der Himmel, und von irgendwoher kam ein Gesang. Er kam von der Schule her, wo die Kinder ihr Morgengebet sangen.

„Los, los!" rief Fritz ungeduldig, aber der Pastor faßte Lisbeth an die Schulter.

„Du sollst nicht sterben!" rief er heiser. „Du sollst leben, für mich!"

Was nun geschah? Fritz sagte nachher, er würde es sein Lebtag nicht vergessen, es wäre zu schrecklich gewesen! Eingeschnallt war die Mamsell in den herrlichen Apparat und sollte fliegen. Statt dessen — oh, Fritz schauderte und wollte es nicht sagen. Aber seine Mutter kriegte doch allmählich von ihm heraus, daß der Pastor die Mamsell mehr als einmal geküßt hätte.

So ist es gekommen, daß Mamsell Lisbeth niemals geflogen hat, und der Pastor auch nicht. Er hat am Weihnachtstag nicht über die Stallfütterung, sondern über die ewige Liebe gepredigt, und die Bauern, die sonst gelangweilt zuhörten, weil sie diese Sache doch besser verstanden, wurden aufmerksam, und ihre Frauen wischten sich die Augen.

Im Kirchenbuch aber hat Pastor Jespersen aufgezeichnet, daß er einmal den sündhaften Gedanken des Fliegens gehabt, daß er ihn aber mit Gottes Hilfe verloren habe, und zwar durch sein vielgeliebtes Weib Lisbeth, die ihm nicht allein sechs Kinder schenkte, sondern in jeder Beziehung ein Vorbild war in der Gemeinde.

Fritz Huffschmied aber, der ein bekannter Mathematikprofessor geworden ist, hat in seinen Lebenserinnerungen erzählt, wie der Flugapparat noch lange auf dem Boden des Pastorats gelegen und der Pastor sein ganzes Leben an ihm herumgebastelt hat, daß er aber trotzdem ein guter Hirte seiner Gemeinde wurde und sich aus dem seichten Wasser des öden Rationalismus herausarbeitete in die Tiefen des kindlichen Gottesglaubens. Den Namen des „Fliegerpastors" hat er behalten bis an sein Lebensende, und er ist nicht böse darüber gewesen. Denn möchten wir nicht alle uns erheben über die Nöte des irdischen Daseins und mit unsern Gedanken in die fernsten Fernen schweifen?

In diesen Winternächten zieht ein Flieger seine Kreise. Seine Brust ziert das Eiserne Kreuz, und aus stolzer Höhe späht er hinab auf die dunkle Erde. Er ist der Urenkel des Fliegerpastors, und er weiß die Geschichte von dem, den er niemals kannte, dessen Blut aber in seinen Adern fließt. Und wie er einsam im Äther schwimmt, ist es ihm, als käme zu ihm ein Raunen aus einer andern Welt. Weihnachten ist es, und die Sterne lächeln ihm.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 52. Berlin, den 26. Dezember 1914. 16. Jahrgang.

Inhalt der Woche Nr. 52.



Die sieben Tage der Woche.

14. Dezember.

Die Operationen gegen den linken russischen Flügel in Westgalizien nehmen einen günstigen Fortgang.

Vom südlichen Kriegschauplatz wird gemeldet, daß die von der Drina vorgetriebene Offensive südöstlich Valjevo auf stark überlegenen Gegner gestoßen ist, was eine rückgängige Bewegung der Truppen veranlaßte.

Wie aus Koritza berichtet wird, sind 25000 Albaner über Dibra nach Serbien eingedrungen.

15. Dezember.

Angriffe bei Ypern und Verdun werden zurückgewiesen. In den Vogesen wird das Dorf Steinbach (westlich Sennheim) zurückerobert.

Die österreichisch-ungarischen Truppen räumen Belgrad.

16. Dezember.

Teile der deutschen Hochseestreitkräfte machen einen Vorstoß nach der englischen Ostküste und beschießen die Küstenplätze Scarborough, Whitby und Hartlepool.

17. Dezember.

Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Posen ist völlig zusammengebrochen. Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen, erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzuge gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt. — Auch der österreichisch-ungarische Generalstabsbericht bestätigt, daß der Widerstand der russischen Hauptmacht gebrochen ist. Am Südflügel in der mehrtägigen Schlacht von Limanowa, im Norden von unseren Verbündeten bei Lodz und nunmehr an der Bzura vollständig geschlagen, durch unsere Vorrückung über die Karpathen von Süden her bedroht, hat der Feind, so heißt es in dem Bericht, den allgemeinen Rückzug angetreten, den er, im Karpathenvorland hartnäckig kämpfend, zu decken sucht.

18. Dezember.

Die Könige von Schweden, Dänemark und Norwegen treffen in Malmö zusammen. Den Besprechungen wohnen die drei Minister der äußeren Angelegenheiten bei.



Das ewige Licht.

Von Walther Nithack-Stahn.

Nacht muß es sein, wenn dieses Licht ausstrahlen soll: die dunkelsten Tage, die rauheste Zeit. Je unheimlicher die Welt, desto holder die Weihnacht. Aber dieses Jahr scheint ein wahrer Weltuntergang das zarte Licht auslöschen zu wollen. Dort der männermordende Kampf — hier das liebliche Fest der jungen und alten Kinder. Dort das vulkanische Toben der Vernichtungswaffen — hier um den häuslichen Herd versammelt der Kreis derer, die sich lieben. Dort der Urstand der Natur, der wilde Kampf ums Dasein — hier die feinste Blüte allversöhnender Menschlichkeit. Dort Höllenmusik der Rache und des Hasses — hier himmlische Chöre, kurzum: Weltkrieg und Weltfrieden, wie reimt sich das?

So sonderbar es klingt: der selige Glaube, aus dem einst die Wundermär von dem Kindlein in der Krippe geboren ward, war ursprünglich ein weltpolitischer Gedanke. Das kleine, arme Volk, das in jenem Winkel des Römerreiches wohnte, war seit alters kühnster Hoffnungen voll. Propheten mit feurigen Zungen hatten ihm geweissagt, daß es zur Weltherrschaft berufen sei. Ein König sollte ihm erstehen, der die Völker des Erdkreises ihm zu Füßen legte. Der Allmächtige selber sollte ihn küren und salben.

Und je tiefer dieses Volk versank in nationale Ohnmacht, desto glühender in Haß und Hoffnung wartete es der großen Weltenwende. Hat Weihnachten den messianischen Traum erfüllt? An dieser Frage scheiden sich noch heute die Geister. Aber die führenden Völker der Menschheit begehen das Geburtsfest Jesu Christi als die große Zäsur der gesamten Menschheitsgeschichte.

In den Schützengräben von Belfort bis zur Nordsee liegen sich die Millionen gegenüber, das Gewehr im Anschlag. Und wenn die heilige Nacht herniedersinkt, wird es durch alle Seelen ziehen als das frommste Erlebnis ihrer Kindheit: „Ehre sei Gott in der Höhe . . .!" Auf allen Meeren, wo die feindlichen Flotten auf der Wacht widereinander liegen, wird es um die Stirnen der Seeleute wehen wie ein warmer Hauch aus einer anderen Welt. Über die blutgedüngten Schlachtfelder des Ostens wird es rauschen wie Engelsfittiche. Und selbst der Muselmann, der im heiligen Krieg steht, wird sein Schwert senken in Ehrfurcht vor einem großen Propheten.

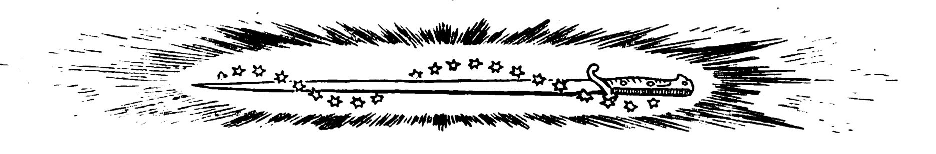
Keinem Volke aber bewegt diese Nacht der Nächte inniger das Gemüt als dem deutschen. Keinem fließt der Mund über von so herzlichen Weihnachtsliedern. Selbst die uns feindlichen Völker ahmen unsere germanischen Weihnachtsitten mehr und mehr nach. Und wir sollten in diesem Jahre auf das holdselige Fest verzichten, weil wir nicht Mut noch Stimmung dazu fänden? Nicht trotz des Weltkrieges feiern wir's, sondern wegen seiner. Weil wir der heiligen Nacht noch nie so dringend bedurften wie diesmal.

In schwerster nationaler Drangsal schaute einstmals ein Volk nach einem Führer und Retter aus. Er kam, doch anders als erwartet. Seine Führerschaft war keine waffengewaltige, sondern eine verborgene des Geistes. Seine Rettung war nicht Kriegserklärung, sondern Liebe. Ist diese Weltpolitik heute widerlegt, unbrauchbar? Aber wie könnten wir Deutschen diesen fürchterlichsten aller Kriege führen, wie könnten wir die halbe Welt besiegen ohne geistige Übermacht, ohne Liebe? Was wir bisher Glorreiches erstritten, danken wir d i e s e m Aufgebot. So stark und heilig haben wir das Land lieben lernen, in dem wir wurzeln, so tief empfinden wir den Segen deutscher Art, daß wir entschlossen sind, uns zu behaupten, koste es, was es wolle. So nahe sind wir Volksgenossen uns durch diesen Krieg gekommen, so haben wir uns verstehen und schätzen gelernt, so hat uns der Ring unserer Feinde zusammengeschmiedet, daß uns nichts auseinanderreißen kann. Und welche Macht der Nächstenliebe zieht heute versöhnend durch das Land! Die Hände, die nicht Waffen führen, sind rastlos tätig, Wunden zu heilen, Trauernde zu stützen, Darbende zu versorgen. Ohne diese sittliche Mobilmachung des ganzen Volkes hätte uns die kriegerische nicht gerettet. Ja, in dieser selbst steckt als ordnende, treibende Kraft eine moralische Zucht. Freilich macht die Menschenbruderschaft, die Weihnachten verkündet, nicht an den Grenzen eines Volkes halt, und es ist uns eine schwere Erfahrung dieses Jahres, wie weit entfernt auch das 20. Jahrhundert noch von der Erfüllung der Weihnachtsbotschaft ist. Aber auch in dem Dunkel des Völkerhasses leuchtet da und dort der Beweis auf, daß Feindesherzen überwunden werden können durch edle Menschlichkeit.

Im Halbdunkel des ärmlichen Stalles liegt das heimatlose Kind auf Heu und Stroh — dennoch ein neugeborener König. Nie ward herzandringender die Wahrheit abgebildet, daß der Wert einer Menschenpersönlichkeit nicht in äußeren Gütern, noch in der Schätzung der Welt beruht, sondern allein in ihr selbst. Wie machtvoll hat der Krieg uns ebendies gelehrt! Wo es täglich ums Leben geht, wo so viele Sicherungen des materiellen Besitzstandes hinfallen, wo Throne wanken und Weltmächte in ihren Grundfesten erzittern, wo über jeglichem Haupt ein Schwert hängt — wer lernte da nicht, sich an das halten, was dem Dasein wahrhaften Inhalt gibt! Was sind in der Feuerlinie Standesunterschiede? Was hat der Königsohn vor dem Tagelöhner voraus, wo der blutige Schnitter über die Walstatt schreitet? Wer hätte jetzt Lust zum Tanz um das goldene Kalb? Wen rettet der Mammon, wenn Götterdämmerung hereinbricht? Heute hat nur eines Wert: Hingabe des Ichs an die große Sache. Da erwachen alle die Tugenden, die der Sohn der Weihnacht gepriesen: Opfermut, Todesverachtung, Selbstverleugnung, sittliches Heldentum. Ein schönes Symbol dessen ist des deutschen Kriegers feldgrauer Rock. Unsichtbar macht er, der Erde gleich, in der Masse verschwindend. Gewiß, auch niedere Leidenschaften erregt der Krieg. Schaudernd haben wir selbst in Kulturvölkern die menschliche Bestie erwachen sehen. Neid, Rachsucht, Roheit feiern ihre Orgien. Aber das wissen wir alle: was unser Volk zum Sieg führen kann, ist allein das innerlich Große. Siegen wird am Ende nicht die Barbarei, sondern die schlichte Treue. Auch den Völkern gilt des Nazareners Wort: „Wer unter euch der Vornehmste sein will, der sei euer aller Diener!" Der ist ein Welteroberer, der am meisten Segen verbreitet.

Über dem Bettlein des Christuskindes steht der nachtdunkle Himmel offen. Der Unendliche grüßt durch seine Boten den erwählten Sohn. Einen Dornenweg wird er zu gehen haben, von der armseligen Krippe zum schmerzensreichen Kreuz. Aber getrost, Gott wird ihn krönen! Welch eine Botschaft heute für ein hart um sein Dasein ringendes Volk! Hast du ein gutes Gewissen, kämpfst du für heilige Güter, für dein gottgegebenes Recht, deine Eigenart und Kraft in friedlicher Arbeit zu entfalten, nun wohl, so wird Gott mit dir sein. Die sittliche Weltordnung wird dich nicht untergehen lassen. Zwar, dein Blut wird fließen, mit Wunden wird sich dein Körper bedecken, deutsches Volk. Ein schweres Joch lastet auf deinen Schultern, daß es dich schier erdrückt. Aber ertöten werden dich deine Feinde nicht, wenn du dein Leben einsetzest für Wahrheit und Gerechtigkeit, Gesittung und Menschlichkeit! Und das Ziel dieses Kampfes?

Über dem blutüberströmten Erdball leuchtet in der heiligen Nacht ein geheimnisvolles Licht. Hebt eure Augen auf, ihr streitenden Völkerscharen! Der Krieg aller gegen alle ist nicht der Sinn der Menschengeschichte! Als die Zeit erfüllt war, sandte euch der Ewige dies Kind, in dem sein Wille sich verkörperte: sein Name ist F r i e d e f ü r s t!





Weihnacht im Feld.

Von Joseph v. Lauff.

Trommeln und Schwertgeleite!
Das arme Herz erschrickt . . .
Es hat sich die weiße Spreite
Mit blutigen Rosen durchstickt.
Statt flammender Opferaltäre
Sind rings die Dörfer umloht;
Es reitet auf fahler Mähre
Ueber das Schlachtfeld der Tod.

Geschütze in weiter Runde —
Die grimmigen Rufer der Schlacht!
Da naht von den Sternen die Kunde,
Daß heut die geweihte Nacht.
Und über die grausige Stätte,
Durch Wetterweh und Wind,
Durch blitzende Bajonette
Schreitet das himmlische Kind.

Es lächelt wie Blüten im Maien,
Es gleitet wie Frühlingswehn,
Und mitten im Todesreien
Bleibt es verwundert stehn.
Umleuchtet von roten Bränden,
Umgreift es das klopfende Herz
Und hebt mit seligen Händen
Das göttliche himmelwärts.

Und sieh: Eine köstliche Welle
Dem göttlichen Herzen entfließt,
Die ihre befreiende Helle
Ueber das Schlachtfeld gießt,
Die nach des Ewigen Willen
Allen spendet das Licht
Und selbst um das Antlitz der Stillen
Ein Strahlenkränzlein flicht.

Da wandelt die blutige Stätte
Sich zu einem schimmernden Saal;
Das Knattern der Schützenkette,
Es wird zum Weihnachtschoral;
Der Kanonen ehern Frohlocken
Erneut sich mit jubelndem Ton
Und grüßt als Weihnachtsglocken
Die Welt und den Menschensohn.

Auf allen Wegen und Stegen
Kein Auge bleibt tränenleer,
Als käme des Himmels Segen
Ueber das deutsche Heer . . .
Und als die strahlenden Boten
Den jungen Morgen gebracht,
Lag selbst um die Schläfen der Toten
Ein Glanz noch der heiligen Nacht.



Geschenke für die Front.

Von Dr. P. Meißner, Stabsarzt d. R.

Gestern kam endlich Post. Sechs Tage lang war jeder Postverkehr hinaus und hinein gesperrt, wie sooft schon, aus Gründen der Verschleierung nötiger Truppenbewegungen. Wir verstehen diese Notwendigkeit durchaus, aber wir leiden unter dem Mangel an Post. Ihr Lieben, glaubt ja gar nicht, was ein Posttag im Feld bedeutet. Er wird zum Festtag, zum Tag, an dem die Fäden zur geliebten Heimat sich enger und enger spinnen, an dem man die Strapazen und Anstrengungen des Felddienstes auf Stunden vergißt und sich einwiegt in süße Träume aber wir leiden unter dem Mangel an Post. Ihr Lieben vom Waschen und Baden, von frischer Wäsche und sonstigen eben nur in Träumen vorkommenden phantastischen Dingen.

Daß nach einer sechstägigen Sperre die Post sich häuft, ist klar, und gestern kamen für unser Bataillon allein 24 Säcke Post. Wieviel Hunderte von kleinen Schächtelchen und Paketen sind angekommen! In unserem Stabsquartier — es ist kein Staatsquartier — sah es aus wie zu Weihnachten.

„Schickt bitte, bitte, keine Pfefferminzplätzchen mehr!" Wir wissen uns ja vor den stark duftenden Dingern nicht mehr zu lassen. Im August in Belgien, als die Sonne brannte, da hätten wir die durststillenden (ist eigentlich gar nicht wahr) Plätzchen gern gehabt, aber jetzt, wo der eisige Nordost über die öden Gefilde des armen Russisch-Polen pfeift, da braucht man solche Dinge nicht. Wenn die Pfefferminzplätzchen noch in unzerbrechlichen Blechröhrchen verpackt wären! Aber in den Papier- und Gelatineumhüllungen richten sie nur Unheil an. Ganze Pakete mit herrlichem Inhalt waren dadurch verdorben, daß die zu Pulver zerfallenen Pfefferminzplätzchen alles mit ihrem intensiven Geschmack infiziert hatten.

Vielleicht ist es ganz nützlich, wenn ich euch überhaupt einige Anweisungen gebe, wie man Liebesgaben schicken soll, und was zu wählen ist. Es ist ja so unendlich rührend, wie die Angehörigen und Freunde unserer gedenken und sich die größte Mühe geben, Nützliches auszuwählen und zu schicken, aber schließlich können nur wir an der Front wissen, was uns not tut, was wir brauchen. Also hört!

Für uns im Osten sind neben den Nahrungs- und Genußmitteln das Wichtigste die Beleuchtungskörper, also Kerzen, Laternen oder Spiritusglühlampen. Es fehlt hier wie bei euch jedes Petroleum oder, wie man es hier nennt, Naphtha; die Tage werden immer kürzer, um 3½ Uhr nachmittags ist es schon dunkel, wir müssen also Kerzen brennen. Was hier im Land an Kerzen aufzutreiben ist, ist schlecht, dünn und hält nicht vor. Kauft Stearinkerzen, nicht zu dünn, von ziemlicher Brenndauer. Das sind teure Geschenke, denn auch bei euch werden die Kerzen immer knapper werden. Dazu ganz einfache Kerzenhalter aus Gips oder besser noch aus Holz, nach Art der Illuminationsleuchter. Die Kerzen müssen so verpackt sein, daß sie nicht brechen können. Besonders erwünscht sind einfache zusammenklappbare Kerzenlaternen mit Glimmerscheiben, in der Art der von Hochtouristen verwandten. Gibt es eine kleine, handliche Spiritusglühlampe mit haltbarem Glühstrumpf, die sich sicher in einem Kasten oder festen Köfferchen verpacken läßt, so wäre das etwas Ideales, denn Spiritus könnte von den Kolonnen wohl nachgeführt werden. Auch hier natürlich Glimmerzylinder und Ölpapierschirm, denn alles Zerbrechliche ist vom Übel. Unsere Spiritusindustrie ist doch auf der Höhe und vom Krieg ziemlich unabhängig; das wäre eine Aufgabe, eine solche Kriegslampe zu konstruieren. Ferner brauchen wir in gewissen Zeitabschnitten Ersatzbatterien für die unentbehrlichen elektrischen Taschenlampen. Im Monat zwei werden genügen, mehr zu schicken hat keinen Zweck, weil man sie schwer unterbringen kann und sie sich auch schlecht halten. Bei jeder Ersatzbatterie sollte auch eine Ersatzbirne mitgeschickt werden. Ihr glaubt ja gar nicht, von welcher ungeheuren Bedeutung diese Taschenlampen sind. Dabei fällt mir ein, die meisten Taschenlampen haben einen Fehler, der Kontakt, meist an der Seite als Schiebeknopf konstruiert, schließt sich zu leicht, wenn man die Lampe in die Tasche steckt, und es passiert nur zu oft, daß sie im Augenblick, wo man sie nötig braucht, nicht mehr leuchtet, sondern wie ein rotes Fünkchen glüht. Wenn ihr also solche Taschenlampen verschenken wollt, so achtet auf den Kontakt, ob er sicher ist und nicht von selbst einschnappt. Am besten sind die Lampen, bei denen der Kontakt wie die üblichen Schalter in den Wohnungen als Drehkontakt konstruiert ist.

Hochwillkommen sind Seifenpapierheftchen. Man kann sie stets bei sich tragen, in der Zigarrentasche, im Portemonnaie usw. Ein Blatt genügt, sich die Hände zu waschen, wenn genug Wasser da ist, was uns hier leider sehr oft fehlt. Auch kleine Seifenstücke, wenn möglich in Metallbüchse, sind praktisch, weil man sie in der Tasche tragen kann, ohne daß sie viel Platz fortnehmen, und es kein so großer Verlust ist, wenn sie einmal irgendwo liegenbleiben. Die üblichen Größen der Seife eignen sich nicht, natürlich sind sie besser wie gar keine.

Taschentücher! Sehr wichtig und sehr willkommen. Wir haben ja fast nie Zeit zum Waschen und können uns nur schwer mit schmutziger Wäsche belasten. Ganz billige Taschentücher, baumwollene, man nennt das, glaube ich, Batist, recht dünn, nur gesäumt, so wenig wertvoll, daß man sie ohne Gewissensbisse fortwerfen kann. Das ist das Richtige. Die vielgepriesenen Papierservietten sind bei Schnupfen doch nicht ausreichend und nehmen immerhin Platz weg; ich habe sie nicht besonders gut gefunden, wenigstens nicht als Taschentücherersatz, dagegen als Servietten beim Essen, zum Reinigen von Bestecks und zur Umhüllung der Füße gegen Kälte. Da bewähren sie sich prachtvoll.

Zündhölzer, in sicherer Verpackung, sind wichtig, und zwar gewöhnliche „Schweden", in Deutschland hergestellt, für die man hier, wenn man sie überhaupt bekommt, Phantasiepreise bezahlen muß. Daneben Sturmstreichhölzer und als allerletztes die jetzt überall erhältlichen Luntenfeuerzeuge. Alle Taschenfeuerzeuge mit Benzinfüllung sind unpraktisch, da wir kein Benzin bekommen und auch nicht Zeit haben, an die rechtzeitige Füllung zu denken. Dagegen bewähren sich die Luntenfeuerzeuge ausgezeichnet.

Etwas, das wohl bisher kaum geschickt worden ist, möchte ich hier erwähnen: Räucherpapier. Wenn ihr eine Ahnung hättet, wie es in russisch-polnischen Bauernstuben riecht, wenn ihr wüßtet, in welcher Luft man sich nächtelang aufhalten muß, dann würdet ihr verstehen, wie wohltuend eine Luftreinigung und Geruchsbeseitigung wirkt. Es gibt Räucherpapier, das einen angenehmen,



aber nicht aufdringlichen Geruch verbreitet, wenn es abgebrannt wird; so etwas wäre hochwillkommen. Ebenso natürlich Kölnisches Wasser, nur das beste, alt bewährte, und zwar in kleinen Blechflaschen. Wie herrlich ist es, wenn man sich Kopf, Gesicht und Hände mit dem erfrischenden Stoff einreiben kann.

Ja, ihr Lieben, wir werden dankbar sein für alle diese kleinen Annehmlichkeiten des Lebens, die ihr gar nicht mehr schätzt, deren Wert ihr nicht mehr kennt.

Zahnwasser zu schicken, ist nur dann praktisch, wenn es in zuschraubbaren Metallgefäßen untergebracht ist. Andere Behältnisse gehen kaputt, und ein ausgelaufenes Zahnwasser ruiniert alles im Koffer, im Tornister oder in der Satteltasche.

Briefpapier soll in Form von blockierten kleinen Oktavbogen gewählt werden unter Beigabe der amtlich empfohlenen Feldpostkuverts. Beides in einer kleinen, flachen Wachstuch- oder Ledertasche, in der auch für ein oder zwei Tintenstifte nebst Bleistiftspitzer Platz ist. Tintenstifte brauchen wir alle, sie mit dem Taschenmesser zu spitzen, ist übel, weil man sich mit dem feinen Spitzstaub beschmutzt; deshalb ist ein Anspitzer so wichtig. Gut ist es, den Tintenstift mit einem Spitzenschoner aus Nickel zu versehen, sonst ist er immer abgebrochen, wenn man ihn braucht.

Daß Tabak und Zigarren stets hochwillkommen sind, brauche ich euch wohl nicht zu sagen. Das Rauchen wird im Feld eine Notwendigkeit, ein unabweisliches Bedürfnis. Quält euch nicht mit dem Aussuchen besonders wertvoller Zigarren. Eine einfache, mittelschwere Zigarre, gut, aber nicht zu teuer, ist das Richtige. Gut verpackt und möglichst frisch, damit die Deckblätter nicht auf dem Transport brechen. Wer eine besondere Liebhaberei kennt, kann ihr ja bei den Sendungen Rechnung tragen. Tabak für kurze oder lange Pfeifen sollte nur in kleinen Paketen, dafür vielleicht öfter geschickt werden, da man große Pakete nicht unterbringen kann.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

„Nun lasset die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an,
Der Herr hat Großes an uns getan!"

Als am 17. Dezember in den Nachmittagstunden die Glocken des Domes plötzlich ihre tiefen, eindringlichen Stimmen erhoben und die Fahnen sich, feucht und schwer, im Winterwind bauschten, da mag mancher, der andächtig lauschend stehenblieb und vernahm, wie von fern und nah die kleineren und kleinsten Glocken jubelnd einfielen, der Weise des nordischen Dichters gedacht haben. Großes und Gewaltiges wurde an uns getan, und der deutsche Gott, der immer noch lebt, konnte seinem Volk keine schönere Gabe bescheren als den Sieg über die sämtlichen vereinigten Heere Rußlands.

Wie eine düstere, gewitterschwangere Wolke zog es von Osten herauf. Wohl hatte unser Hindenburg bei Tannenberg und später am Njemen gewaltige Massen des Feindes vernichtet, aber im Vergleich zur Gesamtstärke dieses Gegners war nur ein kleiner Teil der Arbeit getan. Was überhaupt an Kräften verfügbar war, wurde vom Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch in Russisch-Polen vereinigt. Das fernste Asien sogar spie unausgesetzt neue Scharen aus, und neben den Russen wälzten sich Tataren, Kirgisen, Kalmücken, Ostjaken wie ein über die Ufer getretener Strom gegen unsere Grenzen. So mag Aetius zumute gewesen sein, als er auf den Katalaunischen Gefilden die Massen der Hyperboräer heranfluten sah. An seiner Stelle aber stand diesmal Hindenburg, der Mann, der seinem Volk wie ein Erzengel erscheint, der mit flammendem Schwert vor dem Paradies unserer geheiligten Fluren Wache hält. — Auf einer Ausdehnung von vielen hundert Kilometer ging der Angriff vor sich, von der Gegend westlich Warschau bis zu den Karpathen, und eng, Schulter an Schulter gelehnt, stemmten sich die deutsch-österreichisch-ungarischen Armeen dem Verderben entgegen.

Lange schwankte der Kampf, der mit größter Erbitterung geführt wurde, hin und her. Und es war bezeichnend für den Geist des ganzen Volkes, daß man wohl mit äußerster Spannung dem Lauf der Dinge folgte, aber keine Spur von Unruhe und Besorgnis sich geltend machte. Auch dann nicht, als Siegesbotschaften vorübergehend ganz ausblieben und bekannt



Zu der Beschießung der englischen Ostküste durch deutsche Schiffe.



Phot. v. Jakubowski.

Unsere Kavallerie im Osten.



Graf von Spee, Chef des Geschwaders, wird auf der Mole von Valparaiso zu seinem Sieg über die englische Flotte beglückwünscht.



Das ausfahrende Kreuzergeschwader. (Im Hintergrund von links: „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig".)
Die letzten Aufnahmen unseres heldenmütigen Kreuzergeschwaders in Valparaiso.



wurde, daß der Gegner immer neue ungeheure Heeresmassen heranführe.

So groß war das Vertrauen zum Opfermut unserer Truppen und zur Genialität der Führung, daß Deutschland der unerschütterlichen Zuversicht lebte: Es wird und muß der Tag kommen, wo wir die Scharen aus dem Osten zu Paaren treiben! Und er kam, und wir freuen uns — frei von jedem Uebermut und jeder Ueberhebung — der gewaltigen Leistung! Der russische Angriff im Osten brach vollkommen zusammen! Die Folgen unserer Waffentaten ganz zu erkennen, wird erst in einigen Tagen möglich sein.

Auch im Westen häuften wir Erfolg auf Erfolg. Ueberall warfen wir den verzweifelt angreifenden Feind zurück, und die starken Verluste, die Engländer und Franzosen fortgesetzt erlitten, zeigten deutlich, wie scharf das deutsche Schwert auch in Flandern und Frankreich geblieben ist. Durch die ausgedehnte Front der Feldbefestigungen der Verbündeten geht es ab und zu wie ein leises Zittern, das sich nach allen Seiten hin fortsetzt. Das sind die Vorboten des kommenden Zusammenbruches, den selbst neugelandete Gurkhas oder andere „Hilfsvölker" nicht aufzuhalten vermögen.

„Gott strafe England" ist der Morgengruß unserer Soldaten und Offiziere in Flandern geworden. Und ein grimmiger Entschluß spricht aus diesen Worten. Wir werden nicht eher ruhen, bis das Bollwerk am Kanal zerbrochen ist und Herr Joffre im Verein mit Herrn French an das Vergängliche alles irdischen Ruhmes glauben müssen. General French sieht seine Lorbeeren aus dem afrikanischen Feldzug welken, und ob Joffre je Marschall von Frankreich von Herrn Poincarés Gnaden werden wird, erscheint mehr als zweifelhaft. Aber während wir im Osten die letzte Hoffnung der Verbündeten auf den „russischen Entsatz" grausam in Trümmern schlugen und im Westen unsere Fahnen langsam, aber zielbewußt dem Enderfolg entgegentrugen, hielten wir es für notwendig, erst einmal den Helden von den Falklandsinseln, den Toten des Admirals von Spee, eine blutige Totenfeier darzubringen.

Im Frühnebel des 16. Dezember, als der Tag noch mühsam mit der scheidenden Nacht rang, tauchte in der unmittelbaren Nähe der englischen Ostküste ein deutsches Geschwader auf und bombardierte eine halbe Stunde lang ganz ungeniert drei englische befestigte Küstenstädte.

War schon der materielle Erfolg recht erheblich, indem zahlreiche Gebäude zerstört, Tanks in Brand gesetzt und Menschen getötet und verletzt wurden, so überwog der moralische Eindruck noch bedeutend, ja, er erschien wie ein Faustschlag ins Gesicht des hochmütigen Albion, das bisher nur verächtlich zu lächeln wußte, wenn von der Möglichkeit die Rede war, daß Englands heiliger Boden je gefährdet werden könnte. —

Fast war es für London zuviel auf einmal. Der Bundesgenosse im Osten geschlagen und nun noch dieser rauhe Willkomm im eigenen Haus! Die Panik, die die Einwohner von Hartlepool und besonders Scarborough ergriff, so daß sie, einer Völkerwanderung gleich, nach den Bahnhöfen stürzen, um zu entkommen, zeigt, wie sehr sich das englische Volk bisher in dem Glauben an die Unangreifbarkeit des Insellandes einschläfern ließ. Nun — wo das Erwachen kommt und die „blockierte deutsche Flotte" in höchst respektloser Weise dem „wogenbeherrschenden" England zeigt, daß alle seine Thesen nur Prahlereien sind, ist die Volksstimmung doppelt grau!

Maßlose Wut und schlotternde Angst kämpfen im ganzen Land um die Herrschaft. Wut, weil in der ganzen Welt ein Hohngelächter, zum mindesten aber ein höhnisches Achselzucken über Englands Blamage die Tat der deutschen Flotte begleitet; Angst, weil sich morgen wiederholen kann, was heute geschah. Erstaunt fragt man überall, besonders laut in England selbst, ist **das** die Aufgabe der riesigen Flotte, die Milliarden kostete, die Millionen jährlich verschlingt und der zuliebe die Landmacht so auffällig vernachlässigt wurde? Ist denn dieses gewaltige Geschwader nicht einmal mehr in der Lage, einen Küstenschutz daheim auszuüben?

Steckt die englische Armada so verängstigt in den mit Minen gesperrten Häfen, daß **nichts**, aber auch **nichts** sie zum Auslaufen zu veranlassen vermag? Die letzte Beschießung dreier englischer Städte bricht wieder einen mächtigen Grundstein aus dem stolzen Bau der englischen maritimen Unantastbarkeit. Der Unterseebootschrecken lähmt scheinbar völlig den Tatendrang der englischen Admirale, während wir, unbesorgt um feindliche Minen und Schiffe, unsere Vorstöße mit beispiellosem Mut vollführen. Und auf dem Rückzuge nach vollbrachter Tat versenkten wir noch zwei britische Torpedobootzerstörer. —

So kamen unsere Fahnen und Flaggen im Kriegsabschnitt der letzten Wochen zu hohen Ehren. Und wenn das Weihnachtsfest des Jahres 1914 kommt, wenn die heilige Nacht diesesmal auf die kampfdurchtobte Welt herniedersinkt, dann werden wir sie in der festen Hoffnung und froher Zuversicht begehen, daß gerade die schweren, opferreichen Zeiten, die wir durchleben, uns den Weg ebnen werden zu jener Zukunft, wo es für das geprüfte Vaterland auf lange Zeit hinaus heißt: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Und wir gedenken derer, die im Schützengraben oder im engen, dürftigen Quartier — vielleicht auch im freien Zelt — das Fest fern der Heimat begehen, mit Stolz und Dankbarkeit. — Und weil wir wissen, daß einst der Tag kommt, da wir diesen Braven unseren Dank abstatten können, müssen wir die letzte Stunde der Weihnacht jenen schenken, die bereits den ewigen Frieden gefunden haben und mit ihrem Blut unsere Siege erkauften.



Zusammenkunft der skandinavischen Herrscher in Malmö:

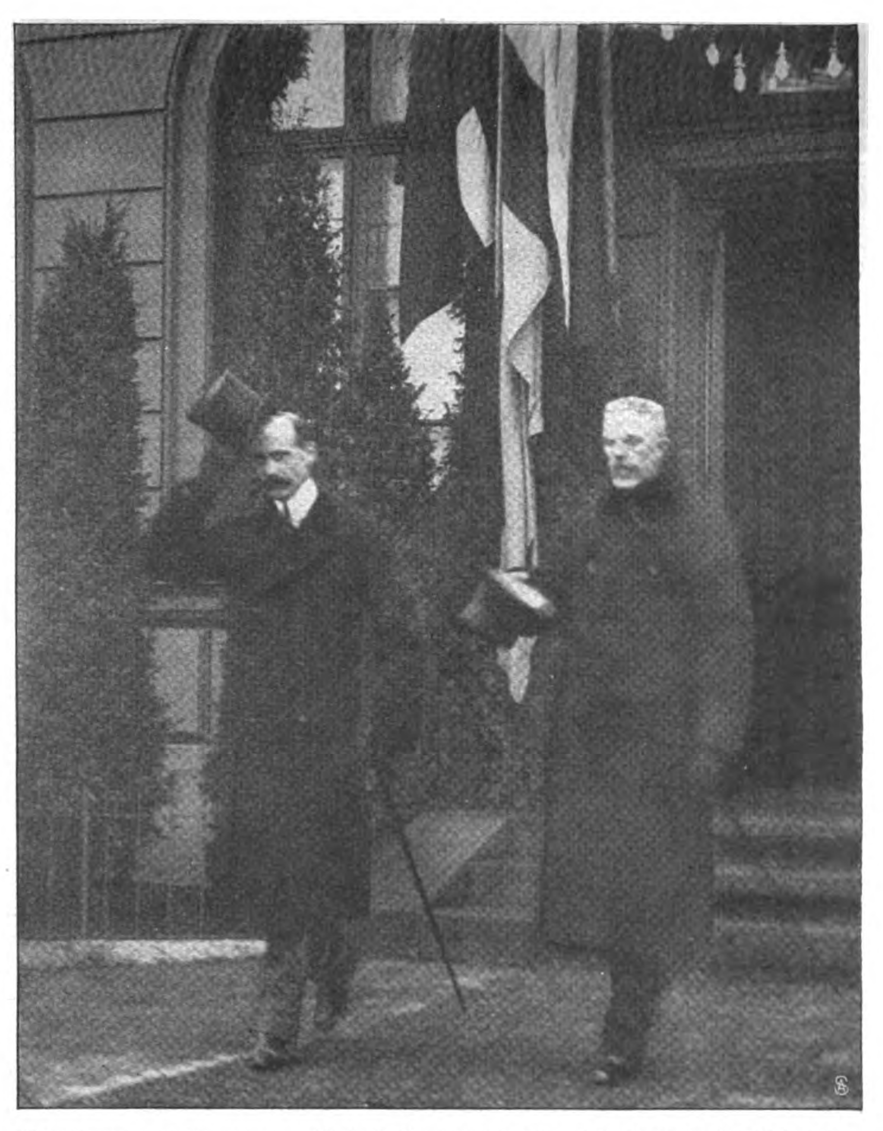
Die Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden auf dem Balkon des Residenzschlosses

während der Studentenhuldigung.






König Christian v. Dänemark u. König Gustav von Schweden beim Verlassen des Hafens.



König Haakon von Norwegen u. König Gustav von Schweden beim Verlassen des Bahnhofs.

Ankunft der Könige von Dänemark und Norwegen in Malmö.

Nummer 52.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 2081.



Unsere Tapferen beim Ausschmücken des Tannenbaums.
Weihnachten in Feindesland.



Ein Weihnachtspaket von Hause.



Anfertigung von Baumschmuck aus Papier.



Befestigung der Kerzen.



Ein fetter Weihnachtsbraten.



Ankunft der Weihnachtspakete im Felde.

Weihnachten im Feindesland.



Major v. Quitzow. — Rittmeister Holthoff v. Faßmann. — Hauptmann Wagner. — Hauptmann v. Veltheim.

Hauptmann Schimpff. — Hauptmann Gerh. Triepel gen. Schulze. — Leutn. Herm. Runge. — Stabsarzt Dr. Bauer.

Vizefeldwebel Karl Pape. — Feldwebeltt. Mazurek. — Offizier-Stellvertreter Behmack. — Offizier-Stellvertreter Franz Scheidgen.

Unteroffizier d. R. Bruno Schröder. — Kriegsfreiwilliger Konrad Bergmann. — Hornist Illmann. — Unteroffizier Karl Regenhardt.

Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



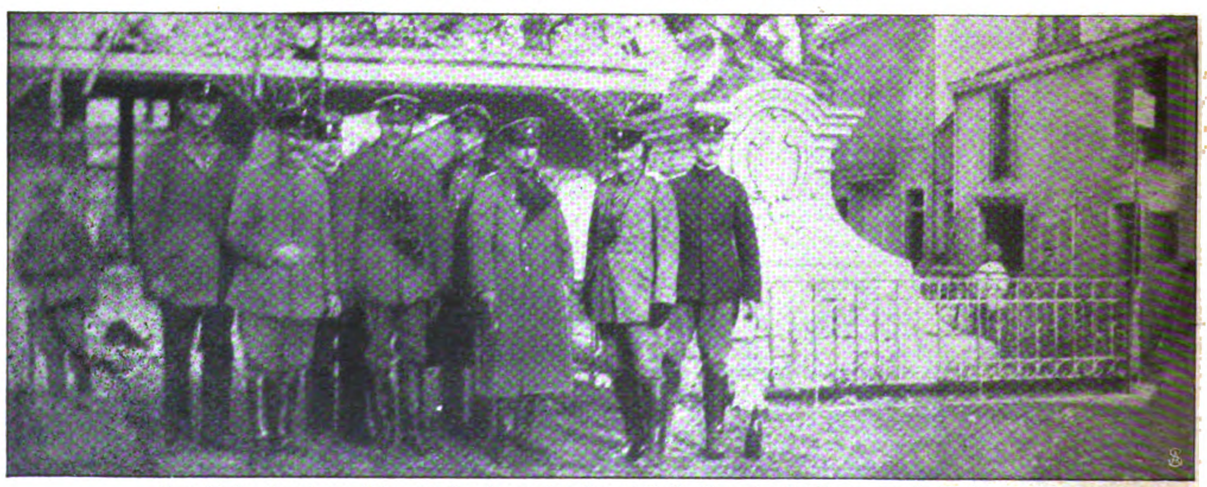
Phot. Menzendorf.

Generalfeldmarschall Graf von Haeseler in Feindesland.



Phot. Hoffmann.

Prinz Alfons von Bayern beim 3. bayrischen Armeekorps.



Von links: Hauptmann Egler; Oberst v. Bomhardt; General Wolff; General v. Kirschbaum, der für die Eroberung des Forts Camp des Romains und St.-Mihiel den Max-Joseph-Orden erhielt; Major Ris; Hauptmann Laubsch.

An der heißumstrittenen Maasbrücke von St.-Mihiel.

Spezialaufnahme der „Woche“.

Durchschnitt eines Panzerschiffes mit sanitären Einrichtungen.

Die im Reichstagsgebäude eröffnete Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Kriege.







1. Im Schützengraben bei Bapaume.
Hofphot. Berger.

2. Ein ständiger Gast im deutschen Lager: Eine alte Französin, die unsere Soldaten um Tabak und Feuer bittet.
Hofphot. Berger.

3. Französische Soldaten auf dem Wege zur Front.

4. Waffenbesichtigung in Bapaume.
Hofphot. Berger.

Vom westlichen Kriegschauplatz.



Gefangene Serben werden bei Neusatz über die Save geführt.

Vom österreichisch-ungarischen Kriegschauplatz.





Phot. Rembrandt

König Albert und König Georg besichtigen die belgische Armee.
Hinter den Königen der Prinz von Wales.



Leipzig. Presse-Büro.

Zwei berittene Senegalschützen
als Wache vor dem Gouvernementsgebäude in Calais.



Phot. Sennecke.

Baschkiren, Kirgisen und Tataren.
Ein „Strauß" der von unsern Truppen in Polen gefangenen Russen.

Das Festmahl.

Von Wilhelmine Bird.

Wie weit wir auch in der Zeit zurückblicken, überall war und ist es Sitte, daß man das glanzvolle Gepräge von Festen, seien sie religiösen oder weltlichen Charakters, durch kulinarische Genüsse zu erhöhen sucht. Keinem Fest aber ist dieses Herkommen in so hohem Grad angegliedert wie unserm lieben Weihnachtsfest.

Die gegenwärtige ernste Zeit streift allerdings den leuchtenden Schimmer und die freudige Betätigung anderer Jahre ab. Ob ein direkter Verlust uns das Herz bis ins Innerste getroffen oder nicht — der Gedanke an alle, die da draußen für uns verbluten, lähmt unser Schaffen und zieht engere Kreise den sonst üblichen Anordnungen. Nur das beseligende Bewußtsein, daß wir zunächst unserer heiligsten Pflicht genügten und den Tapferen, die unseren Weihnachtsbaum nicht schauen, den Geist der heimatlichen Weihnachtsfeier durch freudenbringende Gaben vermittelten, macht es uns etwas leichter, unsere Gedanken der festlichen Anordnung daheim wieder zuzuwenden.

Die Ausschmückung der Festtafel nimmt Weihnachten einen stimmungsvolleren Charakter an als zu jeder anderen Zeit. Ich möchte hier eine recht weihevolle, zugleich praktischen Zweck erfüllende anführen, die namentlich bei den Kindern — und das ist ja wohl in den meisten Fällen die Hauptsache — aber auch bei der vorgeschritteneren Jugend gewöhnlich lebhaften Beifall erweckt. Zu diesem Zweck wird auf der Mitte des Tisches in Form eines Läufers von zirka einem halben Meter Breite ein leichter schimmernder Silberlahn ausgebreitet und befestigt. Dieser ist für weniges Geld zu haben und kann in jedem Jahr neue Dienste leisten. Steht ein runder Tisch zur Verfügung, so bildet man eine kreisrunde Mitte, so groß der Raum es gestattet. Der Form eng angepaßt, legt man nun aus kleinen, recht grünen Tannenzweigen eine etwa 15 Zentimeter breite Girlande. Man kann sie auch binden, wodurch man sie voller herstellt. Man beginnt, in geschmackvollem Farbenspiel die Girlande zu schmücken. Wie kleine Blumensträuße legt man in kurzen Zwischenräumen allerlei Näschereien hinein, die berufen sind, zugleich als festlicher Nachtisch zu dienen, wie z. B. Mandarinen, von Schalmandeln und Traubenrosinen umgeben, Schokoladen in buntem Stanniol und den verschiedensten Formen, Feigen und vergoldete Nüsse, gefüllte kleine Waffeln und silberne Nüsse, feuerrote Äpfelchen mit einem Goldbäckchen und kleine Marzipangegenstände. Die Mitte des Tisches soll ein frischer Strauß aus Tannen, Ilex mit roten Beeren oder Mistel schmücken. Papierschmuck und künstliche Blumen müssen ausgeschlossen sein.

Beim Festmahl von luxuriöser Form heute absehend, mag d a s Platz finden, was jeder Hausfrau, hier und da mit einiger Abänderung, die Möglichkeit der Ausführung gewährt. Die Reihenfolge der Speisen wird im wesentlichen davon abhängen, ob wir noch Gäste zu ehren haben, wozu wir diesmal aus den Kreisen der hier weilenden Verwundeten mehr Gelegenheit als gewöhnlich haben werden. Alter Sitte folgend, wird die Suppe die Einleitung sein. Eine gute Fleischbrühe mit gefüllten Täschchen, die hergestellt werden, indem man selbstgemachten Nudelteig in quadratische Stücke schneidet, etwa 6 Zentimeter groß, diese mit einer Fleischfarce in gut Haselnußgröße belegt und dann die vier Zipfel darüber zusammendrückt, daß sie gut schließen. Sie werden in der Brühe zum Schluß bis zum Steigen gebracht. Oder eine Ochsenschwanzsuppe, die durch braunes Buttermehl — letzteres soll der Ausdruck für Mehlschwitze sein — etwas sämig gemacht, durch etwas Madeira oder Weißwein und einer Spitze Paprika, ebenso, um das Aroma voll auszulösen, mit etwas Zucker abgeschmeckt wird und dann mit dem ausgelösten Fleisch und geteilten harten Eiern oder Eierklößchen als Einlage versehen ist. Köstlich ist eine Hühnersuppe, mit ein wenig körnig gekochtem Reis angefüllt, durch Eigelb und etwas Sahne abgezogen und dann mit dem feingeschnittenen oder passierten Brustfleisch als Einlage. Eine Vereinfachung der sogenannten Königinnensuppe, aber nicht minder wohlschmeckend. Sehr gut auch dient eine einfache Blumenkohlsuppe, die mit Buttermehl und Ei gebunden, mit Kohlblümchen versehen ist, oder eine Kraftbrühe aus krausen Knochen mit Grieß und Gemüseeinlage und kleinen gerösteten Brotschnitten, die mit gekochtem Rindermark belegt sind — das ist eine Auswahl für alle Ansprüche.

Da der Karpfen am heiligen Abend wohl schon zu Ehren gekommen ist oder zu Silvester kommen wird, so kann ein Zwischengericht diese Stelle nach der Suppe einnehmen. Solche Gerichte sind leicht herzustellen, wenn man sich der Pasteten bedient. Diese sind bei jedem Konditor zu haben; besser, man bestellt sich solche als offene, das sind Böden mit einem etwa 3 Zentimeter hohen Rand ohne Deckel. Sie sind nicht teurer als die gewöhnliche Art. Der Hausfrau bietet sich dabei Gelegenheit zu Kombinationen aller Art, und Reste feinen Fleisches, wie das von Hühnern oder Kalbsbraten, finden dabei gute Anwendung.

Man stellt eine kräftige Grundsauce her zur Aufnahme der Ingredienzien. Für kleinere Quanten brennt man etwa 50 Gramm Butter mit zwei Löffeln feinem Mehl über dem Feuer ab und kocht dieses mit soviel kalter Milch oder Brühe auf, daß es recht bündig bleibt. Mit etwas Weißwein oder Zitronensaft, Salz und einer ganz kleinen Prise weißem Pfeffer sowie etwas geriebener Zwiebel schärft man die Sauce ab, deren Hauptgewürz noch durchgestrichene Sardellen und fein gehackte Kapern bilden. Die Fleischfarce wird dadurch gebunden und dann in die Pasteten gefüllt, die man mit der Füllung nochmals erwärmt. Auch Fischfleisch findet Anwendung, Reis oder Nudeln in kleinen Stückchen mit gekochtem Schinken, Kalbsmilch mit Champignons oder anderen Pilzen, verbunden durch Buttermehl und etwas Sahne. Auch eine Füllung von kurzem Bruchspargel und Schoten mit Butter beträufelt.

Es läßt sich darüber streiten, ob der Gans oder dem Truthahn als Hauptnummer des Festmahls der Preis gebührt. Sicher ist, daß der Gänsebraten uns dieses Jahr, wie der berühmte Brotkorb, etwas höher gehängt ist. Er reißt unserm Geldbeutel schmerzliche Wunden. Wir werden das begehrenswerte Geschöpf somit durch eine würdige Füllung verlängern müssen. Äpfel und Rosinen tun es nicht genügend. Opfern wir der Idee das Gänseklein, auch gar noch die Leber, dann verdoppeln wir



nahezu die Ergiebigkeit. Es wird das Fleisch, Herz und Magen mit Salz gar gekocht und zweimal durch die Maschine getrieben, eventuell auch die Leber, diese aber in rohem Zustand. Eine große Zwiebel, fein gerieben, zwei bis drei alte Semmel, eingeweicht und wieder straff ausgedrückt, werden damit unter Zusatz von etwas Pfeffer und Salz, noch besser Pastetengewürz, nebst zwei bis drei Eigelb sehr lebhaft zu einer geschmeidigen Masse verrührt, der man zum Schluß den Eierschnee leicht unterzieht. Die unerläßlichen Äpfel legt man auf eine Porzellanschüssel und brät sie in der Ofenröhre, bestreut sie dann mit Zucker und garniert sie um die Gans, die nur knusprig wird, wenn man sie in der zweiten Hälfte der Bratzeit nicht mehr begießt.

Der Truthahn ist anspruchsvoller in der Zubereitung und erfordert liebevolle Erkenntnis, sonst straft er durch Trockenheit. Wo ein Rost oder ein Spieß vorhanden ist, kann man nicht so leicht etwas daran verderben. In der Bratpfanne bedarf er der fortgesetzten Aufmerksamkeit in bezug auf Hitze- und Zeitregulierung und fleißiges Begießen bis gegen den Schluß, wo die Haut etwas glasig werden soll. Ein junger Hahn oder Henne darf nicht mehr als 2 bis höchstens 2½ Stunden Bratzeit haben, dann gibt das edle Tier sein Bestes. Zu der Füllung verwenden wir nebst Kalb- und Schweinefleisch den Magen und das Herz, eingeweichte, fest ausgedrückte alte Semmel, einige Eier, Salz, Pfeffer, etwas feingehackte Zwiebel, einige Sardellen und nach Geschmack Pastetengewürz. Ist alles durch die Maschine zu rechter Feinheit getrieben und einige Zeit verrührt, so gibt man vor der Einfüllung den Schnee der Eier darunter. Will man eine oder mehrere Trüffeln dazu verwenden, so werden sie feingehackt daruntergemischt.

Eine Garnitur von gerösteten Semmelschnitten, mit Orangenmarmelade oder warmer, in Zucker gedünsteter Ananas belegt, verleiht einen besonderen Reiz — wie wir jedem Wild, Keule oder Rücken, durch Fruchtgelee eine sehr wohlschmeckende Zugabe verleihen. Irgendeiner der herrlichen grünen Wintersalate wird der Festtafel nicht fehlen dürfen. Wenn wir es verstehen, auch unserem guten alten Schweinebraten ein festlicheres Gewand zu geben, so wird er mit verhältnismäßig billigem Preis zweifellos den anderen Herrlichkeiten den Rang ablaufen. Es wäre ungerecht, hier seiner nicht zu gedenken. In einem ostpreußischen Forsthaus lernte ich einen eingelegten köstlichen Schweinebraten kennen. Keule oder Rückenstück wird acht Tage in eine Marinade von leichtem Essig mit Lorbeerblatt, Zwiebeln, Pfeffer, Gewürz, einigen Nelken gelegt und mit einigen frischgrünen Tannenzweigen versehen. Letztere geben einen eigenartigen, aber sehr guten Geschmack, etwas ähnlich dem der Wacholderbeere. Beim Braten wird das Fleisch in der zweiten Hälfte der Zeit mit einer Kruste aus feingeriebenem, recht dunklem Schwarzbrot, etwa Kommißbrot, versehen. Man mischt dieses mit etwas Zucker, Milch und wenig Zimt, auch etwas feingestoßenem Gewürz zu einem dichten Teig, überstreicht das Fleisch mit geschlagenem Eiweiß und bringt darauf sofort die Krustenmasse. Unter dieser brät das Fleisch nun völlig gar. Begossen darf es nicht mehr werden, da sich sonst die Kruste ablöst, auch nicht kroß wird. Zu der Sauce gibt man nach Geschmack etwas von der Marinade und macht sie durch etwas Mehl bündig. Dazu ein Kartoffelkloß oder gebackenes Kartoffelmus — das ist wohl ein Festgericht.

Angesichts der vielfachen Süßigkeiten, die die Girlande gewährt, dürfte am Schluß eine warme Fruchtspeise am rationellsten sein. Ich empfehle in erster Linie einen Apfelstrudel, der einfachen Tafel erschwinglich wie der anspruchsvollsten eine Zierde. Die Herstellung des Teiges ist immer ein Vergnügen für eine in der Bäckerei etwas gewandte Hand. Natürlich — Übung macht den Meister. Ich gebe die Anleitung zu einem vortrefflichen Strudelteig, deren es noch andere Arten gibt. Er erfordert 1 Pfund Mehl, 1 Ei, 25 Gramm frische Hefe, 50 Gramm Zucker, etwas Salz und im ganzen 250 Gramm Butter. Die Hefen werden mit etwas lauer Milch aufgelöst und mit einigen Löffeln lauem Mehl zum Aufgehen an warmen Ort gestellt, dann mit dem Mehl, Zucker, Salz und Ei zu einem recht geschmeidigen Teig bearbeitet, bis er sich völlig ablöst; wenn nötig ist bei der Bearbeitung etwas Milch zuzusetzen. Den fertigen Teig teilt man in zwei Teile und läßt sie an warmer Stelle aufgehen. Es nimmt etwa 1½ Stunden in Anspruch. Auf einem großen Tisch wird ein sauberes Tischtuch ausgebreitet, mit Mehl bestreut und darauf jeder Teil des aufgegangenen Teiges etwa 1 Zentimerter stark ausgerollt. Beide werden mit zerlassener Butter bestrichen und mit den Butterseiten aufeinandergelegt, so daß sie ein Ganzes bilden. Man rollt sie unter Bestäubung von Mehl noch etwas aus und beginnt, um den Teig von der Mitte aus auszuziehen, immer den Teig von unten zu nehmen und mehr über die Oberfläche der Hand zu ziehen. Es erfordert zwei Personen. Ist der Teig gut durchgearbeitet, so zieht er sich leicht und wird dünn wie ein Blatt Papier, das sich schließlich über den ganzen Tisch breitet. Ein kunstgerechter Teig soll dabei kein Loch haben — hat er aber trotz aller Mühe einen Riß, nun, dann ist es auch kein Unglück. Die Platte wird mit zerlassener Butter bestrichen und reich mit einer Mischung von Rosinen, geriebenen Mandeln, ganz fein geschnittenen Äpfeln, Zucker und Zimt und etwa 100 Gramm zerstoßenem Zwieback bestreut. Dann hebt man das Tischtuch an einer Seite mit beiden Händen hoch. Nun läßt sich der Teig aufrollen wie zu einer Wurst. Diese wird dann schneckenartig in eine fettbestrichene Bratenpfanne gelegt, es kann auch ein Backblech sein. Man läßt den Strudel, der nochmals mit Butter bestrichen, noch etwas aufgehen und backt ihn dann in gut heißem Ofen zu goldgelber Farbe. Dieser Strudel blättert sich wie Blätterteig und lobt seinen Meister.

Gedanken über den Krieg.

Der Krieg ist das Menetekel der Völker.

*

Die Flammen des Krieges glühen die Schlacken des Volkskörpers hinweg — und das reine Gold leuchtet.

*

Menschen, Kanonen, Waffen — das sind Federn auf der ewigen Wage, aber die sittlichen Kräfte fallen ins Gewicht.

*

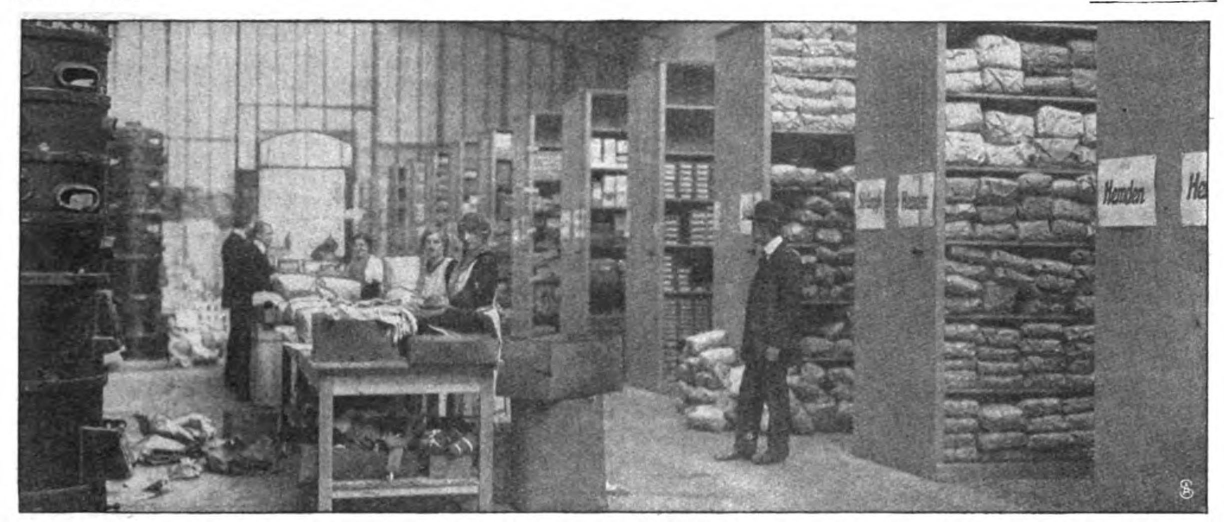
Der Krieg gleicht alle Unterschiede aus: Er macht den Menschen zum König und die Könige zu Menschen.

*

Wenn die Völker an den Krieg denken, träumen sie von Siegen; wehe, wenn dieser Siegestraum erlischt!

Ferdinand Bruger.





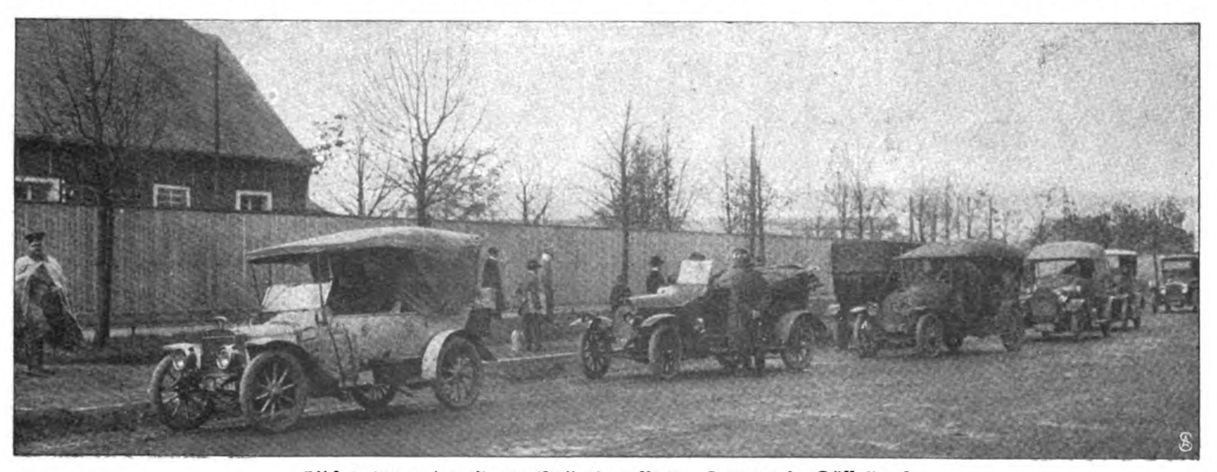
Lagerhalle der Zentralstelle des Roten Kreuzes in Düsseldorf.

Vom rheinischen Liebesgabenwerk.

Von Gottfried Stoffers. — Hierzu 12 Aufnahmen.

Das Rheinland entsendet seine wehrfähige Mannschaft zum 7. und zum 8. Armeekorps. Die Städte und Dörfer von Neuß rheinaufwärts gehören zum 8. Armeekorps, der Niederrhein und ein Teil von Westfalen zum 7. Korps. Hierzu gesellen sich im Kriege das 7. und 8. Reservekorps und eine Anzahl von besonderen Truppenkörpern. Hieraus erklärt es sich, daß, während in allen übrigen Provinzen für das Liebesgabenwerk, das dem Generalinspekteur der freiwilligen Krankenpflege im Hauptquartier untersteht, nur eine Zentralstelle errichtet ist, für die Rheinprovinz deren zwei geschaffen worden sind: für das 8. Korps die Zentrale in Koblenz unter der Leitung des Oberpräsidenten Freiherrn von Rheinbaben und für das 7. Korps der Bezirksverein vom Roten Kreuz für den Regierungsbezirk Düsseldorf unter Leitung des Regierungspräsidenten Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Kruse. Der Regierungsbezirk Düsseldorf mit seinem gewaltigen industriellen Leben ist der reichste der Monarchie; wir sind aber nicht stolz auf diesen Vorzug, wir fühlen nur, daß wir um so mehr verpflichtet sind, für die freiwillige Krankenpflege und für das Liebesgabenwerk rastlos tätig zu sein. In der großen Halle des Bezirksvereins zu Düsseldorf, die für den Zweck des Liebesgabenwerkes aus einem Bau, der für die nächstjährige große Düsseldorfer Ausstellung bestimmt war, geschaffen worden ist, wird fast Tag und Nacht gearbeitet, um die aus dem ganzen Bezirk zuströmenden und die unter Aufwendung großer Geldmittel hinzugekauften Gaben zu empfangen, zu sammeln, zu ordnen und nach der Front zu befördern. An der Spitze des Arbeitsausschusses steht hier der Akademiedirektor Prof. Fritz Roeber, der mit so großer Energie bis zum Ausbruch des Krieges die hoffnungsreiche Ausstellung 1915 vorbereitet hat, und der nun mit der gleichen Begeisterung sich dem Liebesgabenwerk und der Leitung eines Reservelazaretts widmet. Ihm steht ein Stab arbeitsfreudiger ehrenamtlicher Mitarbeiter zur Seite.

Bis weit in den Oktober hinein mußte das Heranbringen der Liebesgaben an die Front durch Automobile geschehen, weil die Eisenbahn von Truppen- und Verwundetentransporten und durch die Zufuhr von Munition und Materialien überlastet war. Zuerst galt

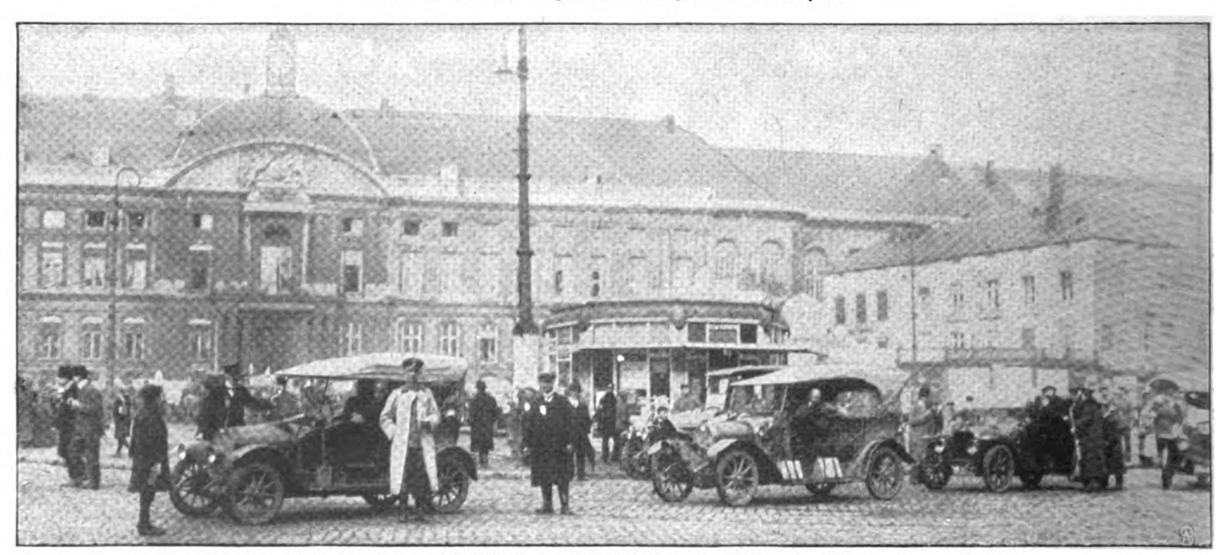


Abfahrt von der Zentralstelle des Roten Kreuzes in Düsseldorf.

es, die Etappen ausfindig zu machen, zu denen die Transporte zu leiten und von denen aus die Heranbringung der Gaben an die Front bewerkstelligt werden konnte. Die erste Fahrt leitete Regierungspräsident Dr. Kruse selbst, der die Freude hatte, bis kurz vor Reims vorzudringen und die erste Spende von Liebesgaben, die überhaupt ins Feld gebracht wurde, den dort stehenden Armeekorps zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit konnte er gerade zur rechten Zeit feststellen, Transporte, die dann in großem Umfang und von vielen Mitarbeitern des Bezirks unternommen wurden, gewiesen. Er ging von Aachen aus entweder über Eupen oder geradeswegs über die zerstörten Franktireurdörfer Battice und Hervé nach Lüttich, wo in der Regel auf der Place = St. = Lambert vor der Kommandantur haltgemacht und neue Ausweise sowie auch Benzin und sonstige Betriebsmittel in Empfang genommen wurden. Lüttich bot dann den Reisenden ein



An der deutsch-belgischen Grenzstation in Eupen.



Abfahrt einer Liebesgaben-Autokolonne (Führer Oberlt. Silberfiege) aus Lüttich.

daß die englischen Berichte über die Zerstörung der Kathedrale zu Reims durch die „Hunnen" erlogen waren, denn er konnte, mit seinen Begleitern auf der Höhe von Vitry-les-Reims stehend, die wohlerhaltene Kathedrale und die Stadt unten im Tal in der prachtvollen Beleuchtung eines wolkenlosen Septembertages liegen sehen. Die zweite Fahrt unternahm Prof. Fritz Roeber, und es gelang ihm, Liebesgaben bis an die bei Varennes gegen den Argonner Wald fechtenden Truppen und nördlich von Verdun so nahe heranzubringen, daß man die Forts dieser Festung mit bloßem Auge erkennen konnte. Seitdem war der Weg für diese äußerst belebtes Bild des deutschen militärischen Lebens in einer großen eroberten Stadt: ein unaufhörliches Kommen und Gehen, Anfahren und Abfahren; Hunderte von belgischen Bewohnern der Stadt, die von der Kommandantur irgend etwas begehrten, das Einbringen von gefangenen belgischen Offizieren und Soldaten, aber auch von Franktireurs und Hyänen des Schlachtfeldes; dann der pathetische Anblick der Schwerverwundeten, die zum Düsseldorfer Lazarett gefahren wurden, das Geheimrat Witzel, der Chirurg der Düsseldorfer Krankenanstalten, in dem schönen Universitätsgebäude von Lüttich eingerichtet hat, und dem er später zahlreiche

andere bis weit nach Frankreich hinein hat folgen lassen. Es fehlte auch nicht der stramme Aufmarsch ganzer Bataillone von Landwehr- und Landsturmleuten, die in festem Tritt durch die Straßen von Lüttich marschierten, und deren schneidige Erscheinung offensichtlich einen gewaltigen Eindruck auf die zuschauenden Bürger Lüttichs machte. Als Gegenstück dazu sah man dann brave bayrische Landstürmer mit martialischen Gesichtern die Tauben füttern oder bettelnde Kinder beschenken oder sonstige „Hunnentaten" verrichten. Von Lüttich ging der Weg auf dem rechten oder linken Ufer der Maas über Namur und Dinant entweder rechts hinaus nach Maubeuge, wo lange Wochen der bekannte Düsseldorfer Offizier und Luftschiffer Major Dr. von Abercron als Kommandant seines Amtes waltete, und weiter nach Douai und Cambrai; oder linker Hand über Chimay zur Etappenstation Montcornet. Andere Fahrten schlugen von Lüttich aus den Weg nach Belgisch-Luxemburg ein, durch die wunderbaren Täler der Ardennen über Arlon nach der Etappenstation Montmedy. Hier traf man wohl befreundete Kolonnen aus Köln, die, dem gleichen Werk obliegend, ihr Landwehrbataillon in dem Ardennenstädtchen Bastogne mit Liebesgaben versorgten. Rheinischer Humor



Zahme Tauben auf der „Place-St.-Lambert" in Lüttich.

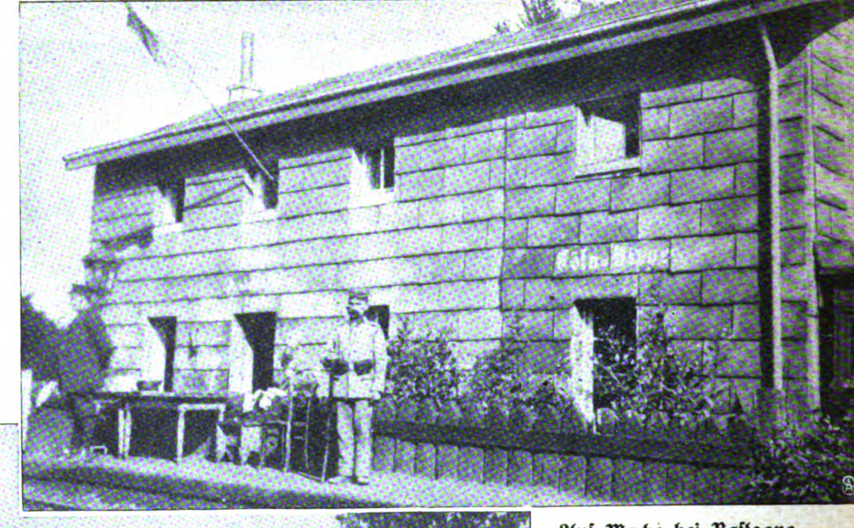


Aufenthalt in Maubeuge.

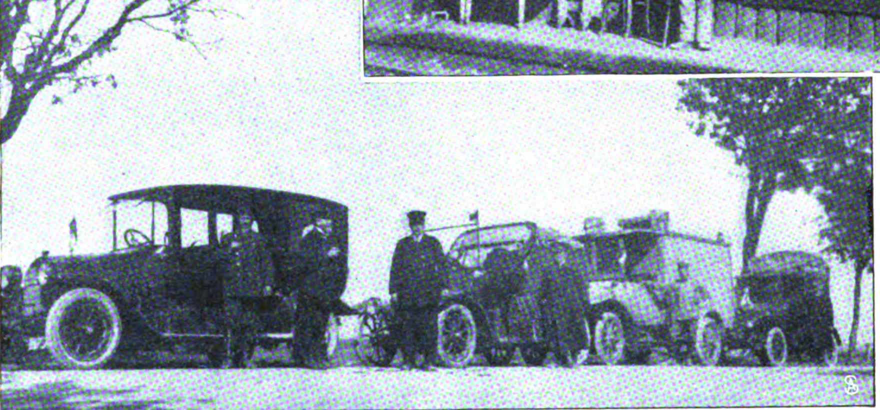
hatte auf dieser Straße manches belgische Haus mit traulich heimischer Bezeichnung versehen.

Wieder andere Fahrten gingen von Montcornet aus entweder zu den Stellungen bei Reims durch das durch Bomben und Granaten von Freund und Feind schrecklich verwüstete Rethel oder rechter Hand nach Laon und St.-Quentin.

Bis zu den großen Etappenorten ging die Reise in der Regel ohne große Ereignisse und ohne Entbehrungen und Gefahren vonstatten. Höchstens konnte es den Liebesgabenfahrern begegnen, daß sie in einem überfüllten Etappenort auf der Erde schlafen und des anderen Morgens ohne die übliche Morgenwaschung und den Frühkaffee bleiben mußten. Der schwierige Teil der Arbeit begann erst, wenn es galt, von diesen Etappenorten aus die Liebesgaben dorthin zu bringen, wo sie dringend benötigt wurden, in die Stellungen der fechtenden Truppe. War man aber dort angelangt, so wurde man für alle Entbehrungen und für ab und zu auftauchende kleine Gefahren tausendfältig belohnt durch die leuchtenden Augen der dankbaren Krieger, die besonders in den August- und Septembertagen oft wochenlang keine Zigarre und keinen Tabak mehr gesehen hatten. Heute fließen ihnen die Liebesgaben aller Art reichlicher zu.



Auf Wache bei Bastogne.



Von links: Fahrer, Stadtverordneter Robert Perthel, Stadtverordneter Dietrich Brügelmann.
Kölner Automobile unterwegs nach Bastogne.

Eigentliche Gefahren haben wohl nur die wenigen bestanden, die zuletzt aus den vordersten Stellungen heraus mit ihren leeren Autos Verwundete zu den Feldlazaretten oder den nächsten Eisenbahnstationen brachten. Von diesen ist dann freilich manche mutvolle Tat zu verzeichnen. So hat ein wackerer Gutsbesitzer aus der Gegend von Neuß, der beinah zweidutzendmal den Weg vom Rhein nach den Schützengraben in Frankreich zurückgelegt hat, deutsche Verwundete, die in der Kathedrale von Reims lagen, noch in dem Augenblick aus dem nördlichen Tor der Stadt



Vor einem deutschen Verwaltungsgebäude in Douai.



Empfang der Liebesgaben in Douai.

von einem quer darüberliegenden schweren Baumstamm säuberte, den ein feindliches Geschoß gerade in dem Augenblick, als das Auto die Rückfahrt antreten wollte, quer über die Chaussee geworfen hatte. Diesem tapferen deutschen Landwirt begegnete übrigens auch das folgende schaurige Ereignis. Auf der Landstraße bat ihn ein Verwundeter, den er im Auto transportierte, er möge ihm doch aus dem Baumgarten, an dem sie gerade vorbeikamen, ein paar Aepfel holen. Bereitwillig lief unser Autofahrer mit einem Knüppel zu dem nächsten Baum hin, um ein paar Aepfel herunterzuschlagen, als er in den Zweigen des Baumes drei aufgehängte Franktireurs baumeln sah, worauf ihm und dem

herausgebracht, als in das südliche schon die Franzosen einrückten, und ihr Feuer verfolgte ihn noch ein gutes Stück Weges. Dieser Liebesgabenfahrer mußte, als er einen deutschen, schwer verwundeten Artilleriehauptmann aus dem Gefecht in der Gegend von La Fère herausholte, eine volle halbe Stunde im Granat- und Schrapnellregen aushalten, bis eine österreichische Haubitzenbatterie die Landstraße



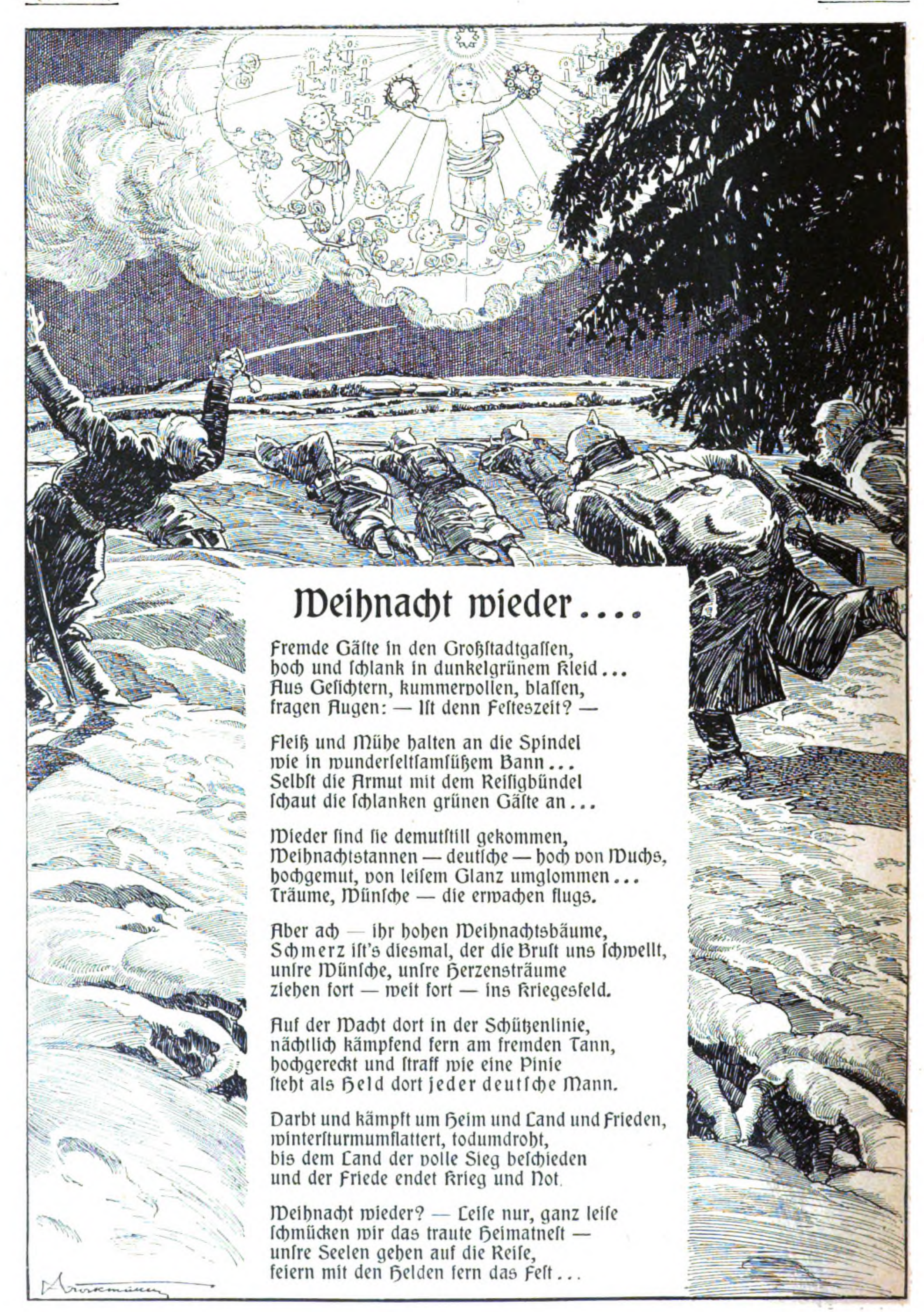
Fuhrparkkolonne und Feldgendarmerie auf dem Marktplatz in Bruyères.



Abladen der Liebesgaben in Bruyères bei Laon.

Verwundeten die Lust an den Aepfeln verging. — Von dem Umfang der Arbeit einer Zentralstelle gibt es dem Leser vielleicht einen ungefähren Begriff, wenn wir anführen, daß allein von Düsseldorf aus mehr als 100 000 Paar Strümpfe, 70 000 Hemden, 60 000 Hosen, Millionen von Zigarren und Zigaretten, mehrere hundert Zentner Rauch- und Kautabak, 400 Zentner Wurst, 300 Zentner Speck und Hunderttausende von Bouillon- und anderen Suppenwürfeln, um nur die wichtigsten Gegenstände zu erwähnen, versandt worden sind. Der Wert der allein von dieser Zentralstelle hinausgesandten Sachen beläuft sich bisher auf **weit über eine Million Mark.**





Weihnacht wieder....

Fremde Gäste in den Großstadtgassen,
hoch und schlank in dunkelgrünem Kleid...
Aus Gesichtern, kummervollen, blassen,
fragen Augen: — Ist denn Festeszeit? —

Fleiß und Mühe halten an die Spindel
wie in wunderseltsamsüßem Bann...
Selbst die Armut mit dem Reisigbündel
schaut die schlanken grünen Gäste an...

Wieder sind sie demutstill gekommen,
Weihnachtstannen — deutsche — hoch von Wuchs,
hochgemut, von leisem Glanz umglommen...
Träume, Wünsche — die erwachen flugs.

Aber ach — ihr hohen Weihnachtsbäume,
Schmerz ist's diesmal, der die Brust uns schwellt,
unsre Wünsche, unsre Herzensträume
ziehen fort — weit fort — ins Kriegesfeld.

Auf der Wacht dort in der Schützenlinie,
nächtlich kämpfend fern am fremden Tann,
hochgereckt und straff wie eine Pinie
steht als Held dort jeder deutsche Mann.

Darbt und kämpft um Heim und Land und Frieden,
wintersturmumflattert, todumdroht,
bis dem Land der volle Sieg beschieden
und der Friede endet Krieg und Not.

Weihnacht wieder? — Leise nur, ganz leise
schmücken wir das traute Heimatnest —
unsre Seelen gehen auf die Reise,
feiern mit den Helden fern das Fest...



Und wenn tief die Weihnachtsglocken schallen,
dann geloben wir im heiligen Schein:
Die ihr kämpft — die ihr für uns gefallen,
ihr sollt nie, o nie vergessen sein...

In der Großstadt Straßen, in den Gassen
aber stehen Gäste fremd und schlank,
die den dunklen Heimatwald verlassen,
demutstill, dem hohen Fest zu Dank.

Und wie Flötenklang und Hirtensingen
einstens scholl im Tal von Roncesval,
schwebt aus schwanken Zweigen leises Klingen,
tönt ein tröstend weicher Wunderhall:

Daß des Schmerzes Born, der übervolle,
einmal doch zutiefst versiegen muß —
vor der Treue zu der Heimatscholle
und vor deutschem Sieg und Friedenschluß. —

Und es geht ein Hauch von Forst und Heide
durch die dumpfe, schwere Großstadtluft...
Mancher Frau in Pelz und Seidenkleide
hängt im Haar ein feiner Tannenduft.

Und den Herzschlag hemmt das Taggetriebe,
seid gegrüßt, ihr Tannen, hoch zuhauf....
Irgendwo schlägt immer noch die Liebe
tiefe dunkelblaue Augen auf...

Und wenn laut die Weihnachtsglocken schallen,
dann geloben wir im heiligen Schein:
Die ihr kämpft — die ihr für uns gefallen,
ihr sollt nie, o nie vergessen sein! —

Eugen Stangen.

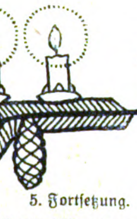


Die eiserne Freude.

Kriegsroman aus der Gegenwart von

Nanny Lambrecht.

5. Fortsetzung.



Willi Merkens stutzte. Ein Glöckchen tinkte wie vom Winde bewegt.

Und ein Surren die Landstraße herauf. Grelle Lichter. Die Militärautos von Aachen her. Eine Abteilung von acht. Zwei Wagen müssen zurück, um die Verwundeten ins Lazarett zu bringen. Die Fracht ist Hafer. Die Säcke auf die andern Wagen verladen. Unmöglich, es sind Luxusautos, die schon überfrachtet sind. Macht nichts, muß ist Kriegsparole. Los.

Die Säcke plumpsten in die Plüschpolster der Autos. Die beiden ersten frei für die Verwundeten. Ist das der Pütz? Pütz hierher! Den Zahlmeister aufladen. Und seiner Familie auf dem Blücherplatz Nachricht geben.

„Jawoll, und werd auch bei onse Herrschaft vorfahren. Melde gehorsamst, werd ich sagen, melde gehorsamst: Held Willi hat sein Bravourstück gemacht!" Stolz war der Pütz, stolz war er.

Im dunstfahlen Morgen quer durchs Feld ein Trupp. Die Patrouille mit den Franktireurs. Zwanzig Mann mit düster gesenkten



Köpfen, verbissen die Lippen eingekniffen. Einige in kurzen, blauen Kitteln, am Hals nicht zugeknöpft.

„Die Biester ham sich in der Eile noch als brave Landleut verkleiden wolln", riefen die Soldaten schon von weitem.

Feucht wallte der Morgendunst. Der Brandgeruch hing betäubend in der Luft. Weit von den Weiden her brüllten die Kühe. Als ob eine Welt stöhnte.

Stumm schlich der Zug durch den grauenvollen Morgen. Dieses erste furchtbare Zusammentreffen mit dem Feind lag allen auf der Seele. Menschenmord, Leichen. Man gewöhnt sich wahrhaftig nicht leicht daran, ein Menschenschlächter und Mordbrenner zu sein. Verglaste Augen, blutgrinsende Lippen, so liegen sie auf der verödeten Landstraße und starren in den fahlen Morgen.

Aber Willi Merkens sieht nur das eine und immer nur das eine: Ein Kind mit treuen Augen und die rauchende Waffe in seiner Hand.

Das ist der schauervolle Schmerz, der ihm auf dem Gemüt lastet.

Ein Glöckchen tinkte wie vom Winde bewegt. . .

Der erste Offizier, der die Führung übernommen hatte, stutzte, sagte zu dem Stabsarzt: „Fällt Ihnen was auf?"

„Das Gebimmel, ja."

„Ein eigentümliches Gebimmel, einmal drei Schläge, dann zwei. Passen Sie auf, ich lasse haltmachen, dann ändert sich der Glockenschlag."

Halten! Der ganze Zug rechtsum zurück!

Eins schlug hart und blank das Glöckchen.

Ein Ordonnanzreiter auf Strecke. Aus dem Hufschlag sprangen die Funken. Meldung: Verviers nicht berühren, rechts abschwenken an der Kreuzungstraße und Fühlung nehmen mit den Truppen, die von Aachen aus über Bleyberg anrücken.

Eins, zwei schlug hart und blank das Glöckchen.

Ein weit in die Flur verstreutes Dorf. Kaum zwei Häuser zusammen. Die Kirche aus rotem Backstein auf einer Anhöhe.

Sechs Mann in Abständen um die Kirche als Wache. Zwei Mann vorgehen, Pfarrhaus aufsuchen, Schlüssel zum Turm fordern. Das Pfarrhaus etwa fünfzig Schritte weiter unter einem knorrigen, breitästigen Kastanienbaum. Niemand dort als die Haushälterin. Der Curé sei auf einem Versehgang. Die Schlüssel zum Turm nicht im Pfarrhaus, der Küster habe sie.

In der Küsterwohnung nur Kinder. Père sei im Wirtshaus, bon ami.

Bimbimbim tinkte das Glöckchen.

Die schweren Stiefel klatschten auf die Steinfliesen des Kirchenschiffs. Bumm! Krach! Gegen die Turmtür. Die steile Wendeltreppe hinauf. Bumm! Krach! Eine Leitertreppe in das Turmgebälk hinauf. Nur durch die schmalen Luken Tageslicht. Spinnweb hing in Fetzen. An der Mauer tropfte es herab. Droben im Gerüst die drei Glocken.

Willi Merkens als Erster hoch auf der Leitertreppe. Die andern hinter ihm her. Er spähte in das Gebälk. Still, unbewegt, monumental hingen die Glocken. Oder bewegt sich da — jawohl, im Glockenmantel des Vesperglöckchens in leiser Bewegung der Klöpfel schwankt.

Die Treppe endet im Glockengerüst. Willi Merkens schwang sich auf den Balken hinauf. Die andern spähend, die Gewehre schußbereit.

„Quelqu 'un là?"

Der Schall der Stimme hallte singend in den Glocken wider. Aufgescheuchte Dohlen stoben schreiend davon.

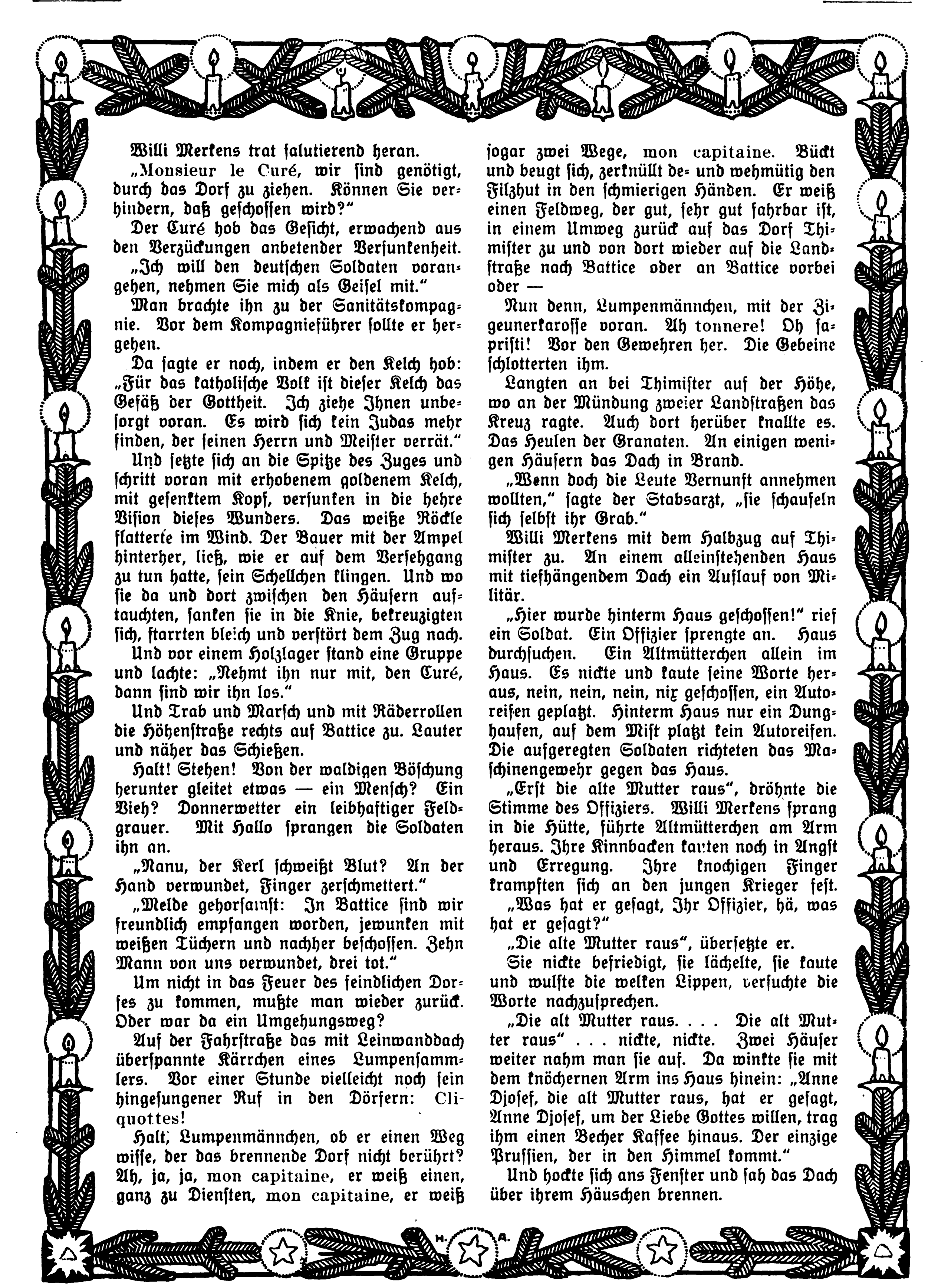
Nun versuchte Willi Merkens sich um den Glockenmantel zu drängen — da krachte es hinter der dritten Glocke los, sprang gegen den Mantel der ersten, prallte ab und in die Mauer. Ein knarrendes Klingen im Metall, häßlich, mißtönend, ein dumpfes Echo im Turm.

Die Soldaten sprangen in das Gebälk, mit einem Satz gleich drei Mann. Die Balken knarrten. Wo steckt der Schuft? Die Hölle hat ihn eingeschluckt. Hah . . . was zappelt da? In der Glocke drin zwei strampelnde Beine. Der Kerl hält sich am Klöppel fest, zieht sich in den Glockenmantel hinauf. Hah . . . ein flatternder Schwarzrock. Der Priester? Oui, oui, oui, er sei der Curé, er habe hier, da der Küster zum Militär berufen sei, einen Toten im Dorf angeläutet.

„Den Toten, den Sie anläuten, haben Sie sich wohl erst abschießen wollen", zürnte ihn Willi Merkens an, riß ihm den breitkrempigen Hut ab. Wo die Tonsur? In dem dichten Haar nicht die kreisrund ausrasierte Stelle für die Salbung. Ein Franktireur, der sich in den Talar des Curé gesteckt hat. Der Küster? Runter mit dem Mann, an die Mauer, und — er ist erledigt.

Als sie aus dem Turm traten, kam der Curé vom Versehgang zurück, im blühweißen Röckle, den goldenen Kelch in der erhobenen Hand, den Kopf gesenkt. Hinter ihm ein Bauer.





Willi Merkens trat salutierend heran.

„Monsieur le Curé, wir sind genötigt, durch das Dorf zu ziehen. Können Sie verhindern, daß geschossen wird?"

Der Curé hob das Gesicht, erwachend aus den Verzückungen anbetender Versunkenheit.

„Ich will den deutschen Soldaten vorangehen, nehmen Sie mich als Geisel mit."

Man brachte ihn zu der Sanitätskompagnie. Vor dem Kompagnieführer sollte er hergehen.

Da sagte er noch, indem er den Kelch hob: „Für das katholische Volk ist dieser Kelch das Gefäß der Gottheit. Ich ziehe Ihnen unbesorgt voran. Es wird sich kein Judas mehr finden, der seinen Herrn und Meister verrät."

Und setzte sich an die Spitze des Zuges und schritt voran mit erhobenem goldenem Kelch, mit gesenktem Kopf, versunken in die hehre Vision dieses Wunders. Das weiße Röckle flatterte im Wind. Der Bauer mit der Ampel hinterher, ließ, wie er auf dem Versehgang zu tun hatte, sein Schellchen klingen. Und wo sie da und dort zwischen den Häusern auftauchten, sanken sie in die Knie, bekreuzigten sich, starrten bleich und verstört dem Zug nach.

Und vor einem Holzlager stand eine Gruppe und lachte: „Nehmt ihn nur mit, den Curé, dann sind wir ihn los."

Und Trab und Marsch und mit Räderrollen die Höhenstraße rechts auf Battice zu. Lauter und näher das Schießen.

Halt! Stehen! Von der waldigen Böschung herunter gleitet etwas — ein Mensch? Ein Vieh? Donnerwetter ein leibhaftiger Feldgrauer. Mit Hallo sprangen die Soldaten ihn an.

„Nanu, der Kerl schweißt Blut? An der Hand verwundet, Finger zerschmettert."

„Melde gehorsamst: In Battice sind wir freundlich empfangen worden, jewunken mit weißen Tüchern und nachher beschossen. Zehn Mann von uns verwundet, drei tot."

Um nicht in das Feuer des feindlichen Dorfes zu kommen, mußte man wieder zurück. Oder war da ein Umgehungsweg?

Auf der Fahrstraße das mit Leinwanddach überspannte Kärrchen eines Lumpensammlers. Vor einer Stunde vielleicht noch sein hingesungener Ruf in den Dörfern: Cliquottes!

Halt, Lumpenmännchen, ob er einen Weg wisse, der das brennende Dorf nicht berührt? Ah, ja, ja, mon capitaine, er weiß einen, ganz zu Diensten, mon capitaine, er weiß sogar zwei Wege, mon capitaine. Bückt und beugt sich, zerknüllt de- und wehmütig den Filzhut in den schmierigen Händen. Er weiß einen Feldweg, der gut, sehr gut fahrbar ist, in einem Umweg zurück auf das Dorf Thimister zu und von dort wieder auf die Landstraße nach Battice oder an Battice vorbei oder —

Nun denn, Lumpenmännchen, mit der Zigeunerkarosse voran. Ah tonnere! Oh sapristi! Vor den Gewehren her. Die Gebeine schlotterten ihm.

Langten an bei Thimister auf der Höhe, wo an der Mündung zweier Landstraßen das Kreuz ragte. Auch dort herüber knallte es. Das Heulen der Granaten. An einigen wenigen Häusern das Dach in Brand.

„Wenn doch die Leute Vernunft annehmen wollten," sagte der Stabsarzt, „sie schaufeln sich selbst ihr Grab."

Willi Merkens mit dem Halbzug auf Thimister zu. An einem alleinstehenden Haus mit tiefhängendem Dach ein Auflauf von Militär.

„Hier wurde hinterm Haus geschossen!" rief ein Soldat. Ein Offizier sprengte an. Haus durchsuchen. Ein Altmütterchen allein im Haus. Es nickte und kaute seine Worte heraus, nein, nein, nein, nix geschossen, ein Autoreifen geplatzt. Hinterm Haus nur ein Dunghaufen, auf dem Mist platzt kein Autoreifen. Die aufgeregten Soldaten richteten das Maschinengewehr gegen das Haus.

„Erst die alte Mutter raus", dröhnte die Stimme des Offiziers. Willi Merkens sprang in die Hütte, führte Altmütterchen am Arm heraus. Ihre Kinnbacken kauten noch in Angst und Erregung. Ihre knochigen Finger krampften sich an den jungen Krieger fest.

„Was hat er gesagt, Ihr Offizier, hä, was hat er gesagt?"

„Die alte Mutter raus", übersetzte er.

Sie nickte befriedigt, sie lächelte, sie kaute und wulste die welken Lippen, versuchte die Worte nachzusprechen.

„Die alt Mutter raus. . . . Die alt Mutter raus" . . . nickte, nickte. Zwei Häuser weiter nahm man sie auf. Da winkte sie mit dem knöchernen Arm ins Haus hinein: „Anne Djosef, die alt Mutter raus, hat er gesagt, Anne Djosef, um der Liebe Gottes willen, trag ihm einen Becher Kaffee hinaus. Der einzige Prussien, der in den Himmel kommt."

Und hockte sich ans Fenster und sah das Dach über ihrem Häuschen brennen.



„Anne Djosef“ . . . hauchte sie ins Zimmer zurück, „ich will's euch wahrhaftig nicht nachtragen, aber wenn dein Mann nicht hinter meinem Häuschen geschossen hätt . . .“

Da stürzte ihr Häuschen zusammen.

Und stahl- und eisenklirrend ritt und rollte es nun heran. Gewehr im Arm durch die engen Sträßchen. Schöne, kühne Kriegergestalten. Die Bahn frei für Deutschlands Heer!

Ein hügeliges, schluchtenreiches Land. Bergauf, bergab führten die Landstraßen. Gute, festgesteinte Heerstraßen.

In Friedenzeiten weideten am Wegrand die Kühe oder angepflockte schwarze, feiste Hammel. Sonst nur Weiden und Hecken, die wiesengrüne Monotonie bis in die fernste Linie des Horizonts hinein.

Wieder bergab und vereinzelte Häuser in Sicht. Die Bremsen der Räder knirschen. Ein Nonnenkloster im Tal. In den weiten Gärten die ragenden weißen Leiber der Heiligenstatuen. Mit ausgebreiteten Armen und wallendem Mantel der segnende Heiland.

Und die Anhöhe hinauf das kleine Dorf Minrie. Droben, die weißgetünchten Häuser überragend, die Kirche in einer laubdichten Baumgruppe.

Da die ausgesandte Patrouille noch immer keine freie Passage durch Battice meldete, gab der erste Offizier als Kompagnieführer den Befehl zu rasten.

Brotbeutel her und ausgekramt, was da im letzten deutschen Quartier hineingestopft worden war. Lagerten über die Brücke hinüber, die über einen kleinen Bach führte. Eine Straßenpumpe stand da. Die Leute dürsteten. Man winkte eine Frau aus dem Haus, sie soll zuerst von dem Wasser trinken. Sie brachte einen Krug Milch. Mißtrauisch winkten die Soldaten ab. Da trank sie davon, und die Leute nahmen. Der Pumpenschwengel ging, und die Mannschaft lagerte daneben, schnitt ihr Brot, trank aus der Pumpe, aus den Milchkrügen. Und dann kam's züchtig aus dem Kloster herauf; glattgescheitelte Arbeitsmädchen brachten einen Kessel dampfenden Kaffees.

Und in der Kirche drinnen der schwarze Chor der Nonnen auf den Knien: „Herr, erbarme dich der armen Welt“ . . .

Ein Leutnant trat ans Klostertor, schrieb mit Kreide daran: „Hier wohnen gute Menschen. Wir bitten, sie zu schonen.“

Erblickte in dem an die Kapelle angebauten Häuschen die Schwester Pförtnerin, grüßte zu ihr hinüber. An ihrem Gürtel hing die schwere Kette des Rosenkranzes, den sie in den Fingern krampfend hielt. Da fragte der Leutnant: „Ma soeur, um was beten Sie jetzt?“

. . . „daß der Wille Gottes geschehe . . .“ Senkte den Kopf und trat in die Pförtnerstube zurück.

Da traf die Meldung ein, daß die Franktireure sich auf das Städtchen Hervé zurückgezogen haben. Gleichzeitig sausten Autos die Anhöhe herab, die Verwundete mit nach Aachen zurücknehmen sollten.

Pütz kam mit versengtem Haar und Rock davon. Pütz hat Herrn Robert gesehen.

„Er eß als schon weit bis Lükk (Lüttich) erav. Leive Jott, Herr Willi, da jeht schon alles scheep en jüüß, eene Festung wie et Siebenjebirge — macht nüs! Wenn dat nu so anfängt, aus onse Jerichokanonen zu blenke und zu fönkele und zu bletze, Herr du mein Jott, Herr Willi, was meinen Se, wat dann jeschieht? Dann jeschieht ne dütsche Tanzmusik.“

„Mit Kruppschen Brummbässen, was, Pütz? Hören Sie, Pütz, sagen Sie mal der Mama, daß sie Ihnen aus meiner Schreibtischschublade links unten die Mappe mitgeben soll. Hier der Schlüssel.“

Weiß der Teufel — nun tat er's doch. Und hatte sich doch zugeschworen, das Zeug zu verbrennen, nicht mehr anzurühren, nicht mehr Erinnerungen zu wecken.

Und dann kam das über ihn — plötzlich — und wild und heftig — als er die Offiziere in die Brusttasche greifen sah — manchmal nach kaum entronnener Gefahr — und starrten auf ein Bild, in lächelnde Kindergesichter, in die schmerzvollen Augen einer Frau. . .

Herrgott ja, dann schüttelte ihn das wilde Sehnen, dann überfiel ihn die Traurigkeit wie eine Krankheit. Na ja, also er will ihr Bild wieder bei sich tragen, er will ihre Briefe lesen in dieser Umgebung von Blut, Not und Tod; seine gehetzte Seele, seine vom Jammer dieser Schreckensbilder getrübten Blicke ausruhen lassen auf den lieben Zeugen seiner schönsten Lebensidylle.

Kurz vor Battice wurden sie beordert: die Sanitäter unverzüglich auf Lüttich zu rücken, dort hinter der Front Verbandsplatz einrichten, vor Visé Hauptverbandsplatz, benachbarte Orte für Hospitäler mit Beschlag belegen.

Unweit des Dorfes hielt das Krankenauto mit der Fahne des Roten Kreuzes. Arzt und Krankenschwester aus Aachen mit Verwundeten beschäftigt. Aber nun hörte man, daß auch Hervé beschossen werden müsse. Also bat

der Arzt um Hilfe aus der Sanitätskompagnie. Wer der Herren Assistenzärzte will mit? Herr Merkens? Sehr angenehm, da Sie nun mal hier bekannt sind. Order: bleiben, solange nötig, dann der Kompagnie nachrücken.

Die Straße herauf ein Wagen des Kaiserlichen Auto-Klubs. Silberne Trompete, Es-dur-Dreiklang. Hallo! Arzt mitnehmen. Von Hervé her das nervenerregende Täcktäck. Das Auto fuhr in den Zug des Trains ein. Halt! Straße gesperrt.

Quer durchs Feld ein seltsamer Trupp, weiße, flatternde Talare, schwarze Skapuliers darüber. Zwei Zisterziensermönche mit einer von Bauern geschleppten Tragbahre. Ein verwundeter Belgier darauf. Am Arm des Mönches ein mühsam sich fortbewegender Feldgrauer.

Da war Willi Merkens schon aus dem Auto. Ein orientierender Blick. Rechts drüben, weit hinter den Hügeln die alte Abtei Gottestal. Wenn man die mit Verwundeten belegen konnte — die Mönche schienen ja ihre Barmherzigkeit über Gerechte und Ungerechte walten zu lassen.

Quer durch bergiges Gelände, über schroffe Felsen, durch Waldgestrüpp fand Willi Merkens den Weg zur Abtei Gottestal. In majestätischer Einsamkeit vor der Welt versteckt. Jahrhundertmauern. Ehrfürchtige Stille. Ein Kaffeehaus für Wallfahrer nebenan.

Ein einziger Deutscher unter der Schar der Mönche. Pater Sylvian. Er begrüßte den jungen Arzt im Namen des Superiors, erklärte seine Bereitwilligkeit, die Verwundeten, ob Freund oder Feind, aufzunehmen. Die ersten Leichtverwundeten seien schon untergebracht.

Er hatte Willi Merkens unter dem massiven Torbogen empfangen, jetzt ging er ihm voran durch den Klosterhof, durch die breiten, alten Korridore, die wie Kellerwölbungen sind, und gelangte an eine niedere Pforte in der tiefen Mauer.

Hier gebieten die Gesetze des Klosters dem Laien Halt. Die Pforte führt zu den Kreuzgängen des Klosters. Wandelgänge der Mönche. Auf monumentalen Steinpfeilern die hochgeschwungenen Bogen. Kahle Wände. In langer Reihe daran die dunklen Gemälde der Äbte. Ein Sonnenstrahl glitt herein in die dumpfe Kühle.

Auf den Fliesen eine Strohspreite. Vorläufig hingebettet einige leichter Verwundete. Einer, halb aufgerichtet, hob den Arm hoch, rief froh überrascht herüber: „Hier Pitt Lampertz! Melde mir zur Stelle, Herr Willi. Noch net kapott geschossen, nur en besche die Näs anjeräuchert." Stieg über die Liegenden hinüber zu dem Herrn Willi. Er hatte einen Verbandstreifen durchs Gesicht über die Nase hin.

„Sonst noch was angeschossen, Pitt?"

„Nee, absolumang nix, nur das Loch durch die Näs. Wo also angere Leut zwei Löcher han, han ich jetzt drei." Lachte gemütlich, nahm ein paar Zigarren vom Herrn Willi an und legte sich wieder hin.

Ei, was war das? Das geübte Ohr des Arztes hörte das leise Röcheln in dem Atem.

„Ühr seid von Doche?" fragte er teilnehmend zu ihm niedergebeugt.

„Joe, joe, aus Forst bei Aachen. Der Willem Noppeney, der in der Eusenhütte arweit. Ich ben schon seit Montag von minge Frau und minge Kengerchen fut. . . ." Seine Stimme schnappte um, er schluckte, würgte: „Dat Lennche" . . .

„Zeigen Sie mal her — wo sitzt der Schuß?

„Hie am Knie — aber ich laß gleich eene Schrei av und fall pamp dernier wie dud — und ich han lang ohne Besinnung gelege — und ich kann u net mehr piep sage" . . .

„Atmen — lang atmen."

„Ich kann net — exküs."

Pater Sylvian half den Mann auskleiden. Na ja, da haben wir's, Schuß im Rücken, Lungenschuß, die Haut durch den Schuß glatt getrennt, ein feiner Schlitz in der Haut.

„Eine böse Sache", raunte Willi Merkens dem Pater zu. „Wolldecken her und den Mann einwickeln. Liegen lassen, er soll sich nicht bewegen. Und, Pitt Lampertz, keine Späße machen. Den Mann nicht zum Lachen reizen."

Ärme Keäl, dachte Pitt, steht's esu um dich? Und wieder der Hauch: „Dat Lennche" . . . St! Nicht sprechen, Ruhe.

Da schloß Noppeney die Augen, fiel in leichten Schlaf, flüsterte noch: „Dat Lennche."

„Wat der nur mit das Lennche will", brummte Pitt, legte die Zigarre auf die Fenstermauer und rauchte nicht mehr. Pater Sylvian erbot sich zur Nachtwache. Die Sonne verlosch jäh wie ein ausgedrehtes Licht. Die Jahrhundertbäume um die Abtei warfen ihre Abendschatten in die hohe, Wölbung des Kreuzganges.

Weit in der Tiefe des Kreuzganges, wo die Tür in die Klausur der Mönche führte, gleißte ein schwaches Laternenlicht in das Düster und über die bleichen Gesichter der Verwundeten

hin. Lagen da friedlich nebeneinander, der Franktireur, der vielleicht dem Willem Noppeney die Kugel meuchlings in den Rücken jagte. Der Friedensengel des Schmerzes vereinte sie.

Und da war's, als wehten leise, inbrünstige Stimmen durch den heiligen Dämmer der Klosternacht: Warum sind wir einander feind? Ich kannte dich nicht, du kanntest mich nicht. Und wir haben uns gehaßt und vernichtet. Warum, oh, warum? . . .

In dem dumpfen Schweigen hockt der Pater Sylvian, die Perlen seines Rosenkranzes gleiten durch seine Finger: Herr, erbarme dich ihrer. . .

Droben im Kapitelsaal hatte man Willi Merkens den Tisch gedeckt. Braten aus dem Klosterhühnerhof und Wein aus der Kellerei. Ein Hallensaal, in dessen kirchenhoher Raumweite der einsam speisende Mensch fast verschwand. Wuchtige Säulen mit breit ausladenden Kapitälen, in kühnen Kreuzungen die Steinbogen bis zur Decke hinauf. Längs den Wänden hinlaufend die eichenen Chorstühle. Und Bild an Bild die Leidenstationen des Heilands.

Von der Gaslampe an der Wand her ein Scheinchen über den Tisch hin. Und sonst überall das weite, lauernde Dunkel. Ein Gemurmel wie von betenden Männerstimmen, ein ganzer Chor. Ein dumpfes Gewoge. Die Käuzchen schrien gell im Turm.

Willi Merkens fühlte es über seinen Rücken hinrinnen, ein Frösteln des Grauens. Er dachte ans Daheim, er sah die schimmernde Traulichkeit des Wohnzimmers, er sah das stille, ernste, leidtragende Gesicht seiner Mutter, die breite, gefurchte Stirn seines Vaters. Schreckte auf. Horch! Man pochte gegen das Tor. Stimmen und Schritte. Man hörte den belgischen Arzt über den Klosterhof rufen. Neue Verwundete, ein größerer Transport.

Die Serviette hinwerfend, eilte Willi Merkens die ornamental geschnitzte historische Treppe hinunter, kam in den Gang, traf schon auf Pater Sylvian, der ihn zu dem belgischen Arzt beschied. Schwerverwundete, viele mit Bauchwunden, sofortige Operation.

Man hatte schnell einige Betten aufgeschlagen. Willi Merkens richtete den Operationstisch her.

Der Belgier stand schon in Hemdärmeln, desinfizierte sich mit Alkohol, das Operationsfeld mit Jodtinktur.

Ein Artillerist, der sein kräftiges Gebiß in die Lippen einbohrte, um keinen Schmerzenslaut von sich zu geben.

Der Belgier nahm sein Besteck aus dem Etui, begann die Wunde zu untersuchen. Willi ihm zur Hand.

„Voyez-vous? Glatter Lochschuß. Das Gewebe durchschlagen, nicht zerrissen. Triumph unserer modernen kleinkalibrigen Geschosse, nicht wahr?"

Er tupfte den trockenen Blutschorf ab, der die Wundöffnung verklebt hatte und keine Infektionstoffe von außen einließ.

Sie arbeiteten beide bis in die Nacht hinein. Ein Verwundeter nach dem andern ging durch ihre Hände, Freund und Feind, Stöhnende, Fluchende, Geduldige, ja Lächelnde. Und alle dankbar, und alle hilflose, heimwehkranke Kinder, die bärtigen und die jungen.

Pater Sylvian trat hinter Willi Merkens, tippte ihn an die Schulter: „Wenn Sie abkommen können, möchten Sie zu Noppeney gehen, er wünscht Sie dringend."

„Ist's schlimmer mit ihm?"

„Nicht schlimmer, als es leider schon ist."

„Ich werde kommen."

Immer tiefer sank die Nacht.

Da war es schon nach Mitternacht, als Willi Merkens nach dem Kreuzgang hinüberging. Der Klosterbruder erzählte ihm, der Mann wolle an seine Familie geschrieben haben, aber von keinem andern wolle er das besorgen lassen als durch Herrn Merkens aus Aachen. Sie traten durch die Pforte in den Dämmer. Es raschelte im Stroh.

Eine Gestalt hockte in der tiefen Fensternische. In einen Mantel gehüllt. Eine Frau.

„Wer ist die Dame, Bruder?"

„Eine Baronesse, die wohltätigste Dame des Landesadels. Sie hat bei Kardinal Mercier großen Einfluß. Sie kommt uns jetzt wie von Gott gesandt, um uns die Verwundeten pflegen zu helfen."

Als die Baronesse den schlanken, hochgewachsenen Feldgrauen vorüberkommen, militärisch grüßen sah, erhob sie das Gesicht — eine leichte Verneigung — und versank wieder in ihre mystische Stille.

Der Bruder blieb bei ihr stehen, denn sie fragte ihn flüsternd etwas. Ein Frauengesicht wie eine Gemme aus Alabaster. Man konnte nicht unterscheiden, wie jung sie noch, wie alt sie schon war. Aber wenn sie in vornehm überlegener Liebenswürdigkeit sprach, fühlte man, wie schwärmerisch sie in die Romantik dieser Stunde versank. (Fortsetzung folgt.)





Der standhafte Soldat.

Ein Kriegsmärchen von Kurt Münzer.

In einer breiten und von vielen Menschen begangenen Straße der Stadt Berlin steht ein großes und prächtiges Kaufhaus. Als der bittere Krieg ausbrach, beeilte es sich, seine Fenster mit entsprechenden Auslagen zu versehen. Geschickte junge Leute bauten hinter den Scheiben in künstlerischer und ansprechender Weise alles auf, was irgendwie auf den Krieg Bezug hatte oder sich gar für den Feldzug verwenden ließ. Da gab es Schaukasten voll haltbaren Proviants, Tabak und Zigarren, herzstärkender und blutwärmender Essenzen, andere voll warmer Kleidungstücke, wieder einige, in denen sich Kriegskarten und -bücher häuften; und ein Fenster enthielt kriegerisches Spielzeug für Kinder, deren Väter ihre sichere Zukunft erkämpften. Da gab es Kanonen und Gewehre, Zelte und Munitionswagen und ganze Berge von Soldatenschachteln.

Auf der obersten Schachtel, deren zurückgeschobener Deckel eine stattliche Artillerie enthüllte, stand ein einzelner Soldat. Er war mehr als handgroß, ganz aus feldgrauem Tuch genäht, schön ausgestopft, und das Zeuggesicht war aufs lebendigste gemalt. Er hatte blaue Augen und rote Backen, einen breiten lachenden Mund, erstaunlich große Ohren und eine Nase, die rot, unerschrocken und neugierig in den Himmel starrte. Es war ein frecher kleiner Kerl, hervorgegangen aus eines Künstlers Hand, unverwüstlich und sicher für jedes Kinderherz erstrebenswert. Es blieben auch viele Leute an dem Fenster stehen und freuten sich über den kecken grauen Soldaten.

Aber auch er sah alle diese Leute und ärgerte sich, daß man ihn in dieser Art begaffte. Er wußte wohl, daß er etwas Rechtes war und sich außerordentlich von gemeinen Puppen oder Zinnsoldaten unterschied. Aber er wollte etwas leisten und nicht ein Schaustück für Müßiggänger sein. Er sah draußen Soldaten, große und lebendige, vorbeigehen, eingekleidet wie er selbst, und er wußte: es war Krieg. Als man ihn aus seiner Schachtel hob und in das Fenster brachte, hatte er die Leute reden hören. Und so wenig er auch von der Welt wußte, für den Krieg hatte er doch sofort das richtige Verständnis. Das war ihm eingeboren. War er doch aus echtem Soldatentuch gefertigt, und der Stoff, aus dem er bestand, hüllte jetzt einen Mann ein, der vielleicht schon in der Schlacht stand oder gar von einer Kugel durchbohrt in der Erde lag.

So brannte denn in dem kleinen Soldaten ein heftiges Verlangen nach kriegerischen Unternehmungen. Er wurde vor Zorn noch röter, als er von Natur aus war, er riß seine blauen Augen erschrecklich auf und hätte sie am liebsten drohend gerollt, wenn ihn die Leute am Fenster lachend musterten. Aber das war ihm versagt. Er mußte zu allem still halten, er war in dem Schaukasten gefangen, und seine Sehnsucht schlug sich an dicken Fenstergläsern wund.

Aber eines Abends kam die Erlösung. Ein junges Mädchen öffnete die Rückwand der Auslage und holte eine Kanone heraus, die im Laden verkauft werden sollte. Und sie vergaß, die Tür fest zu schließen. Ein Spalt blieb offen, breit genug, daß ihn der schlanke kleine Soldat passieren konnte. Sein Herz klopfte laut, als er diese Gelegenheit erspähte, und angesichts der nahen Freiheit träumte er schon von herrlichen Schlachtbildern, und in seinen großen Ohren dröhnten die Geschütze.

Das Kaufhaus wurde geschlossen, eiserne Laden schoben sich vor die Fenster, Dunkelheit fiel jäh ein, und es wurde still. Da entschloß sich der Soldat. Er kletterte vorsichtig, aber ungeduldig von seinem hohen und nicht ganz sicheren Schachtelberg herunter, stieg rücksichtslos über ganze Armeekorps kleiner Zinnsoldaten hinweg, schlug sich ohne Furcht durch aufgefahrene Artillerie und anstürmende Kavallerie; er überquerte Schützengräben ungeachtet der in Anschlag liegenden Infanteristen und erreichte den Spalt. Er kam hindurch und stand ganz verloren in dem riesigen Gewölbe des Magazins, das von spärlichen Lampen unheimlich erhellt wurde.

Aber ein rechter Soldat — wie er doch einer war — fürchtet sich vor Schatten ebensowenig wie vor leibhaftigen Menschen. Er marschierte geradeswegs an Ladentischen und Regalen vorbei, ohne sich viel umzusehen, und trachtete nur



nach der endgültigen Freiheit. So kam er an eine Tür, die angelehnt war und ihn durchließ, und dann gab es nur noch ein hohes Gitter, das ihn von der Straße trennte. Schon traf ihn die Luft der Freiheit, eine milde, feuchte Herbstnachtluft, und er sog sie gierig und entzückt ein. Sie wirkte wie ein berauschendes Getränk auf ihn. Fast taumelnd kletterte er an einem Stab des Gitters empor, schwang sich durch ein Ornament hindurch, ließ sich wieder hinab — und stand auf der schon still gewordenen, unendlichen, freien Straße.

Alles war ihm neu. Die Häuser wuchsen so riesenhaft empor, in der Luft hingen milde, glänzende Monde und erhellten die Straße, Menschen gingen vorbei und waren unermeßlich groß und stark. Doch er fürchtete sich vor nichts, der tapfere Soldat. Auch hatte er für keine Überraschung oder Wunder Auge und Sinn. Er wollte ja kürzesten Weges in den Krieg marschieren. Und so lief er denn aufs Geratewohl davon. Irgendwo mußte er ein Regiment treffen, denn er hatte gehört, daß es auf allen Seiten Krieg und Schlacht gäbe. Nur hielt er sich vorsichtig an den Häuserwänden, damit man ihn nicht entdeckte und in die Gefangenschaft zurückbrächte. Er war auf der Flucht, entlief seinem Schicksal, um ein Schicksal zu haben. Nun also, kaum ins Leben getreten, erlebte er schon Großes und Erregendes und war in romantischer und wunderbarer Situation. Nur eins fiel ihm schwer aufs Herz: er war nicht bewaffnet; er hatte weder Säbel noch Gewehr, auch keinerlei Proviant. Aber — den Hunger fürchtete er nicht; er glaubte sich aller Strapazen gewachsen. Und ausrüsten würde ihn schon das erste Regiment, auf das er stieß. Oder er würde dem ersten ihm begegnenden Feind die Waffen kurzerhand abnehmen, indem er ihn mit seinen bloßen Fäusten bezwang. So lief er denn. Die Straße nahm endlich ein Ende, aber dann kam ein unermeßlicher Platz mit Bäumen, mit Wagen und Bahnen und Menschen. Es erforderte geradezu Mut, ihn zu überschreiten. Aber daran mangelte es ja dem Flüchtling nicht. Wie ein kleinwinziger Schatten rollte er über den Platz, an Pferden vorbei, zwischen Automobilen hindurch, erklomm eine ruhige Insel und mußte sich drüben wieder in den Strom des nächtlichen Verkehrs stürzen.

Welch Glück, daß niemand ihn sah oder doch beobachtete. Da stand sogar ein Schutzmann, mächtig, unverrückbar und furchteinflößend wie das personifizierte Gesetz. Und selbst der ließ ihn passieren. Damit schien alle Gefahr hinter ihm zu liegen und der Weg in den Krieg offen vor ihm. Aber wie lang war der! Der kleine Soldat begann schon zu ermüden. Nie hätte er sich träumen lassen, daß eine Stadt so groß sein könnte. So ausgedehnt hatte er sich die ganze Welt vorgestellt. Und er hatte nicht einmal richtige Stiefel an. Er war ja ganz aus Stoff, war im Grunde ein zartes und weiches Gebilde. Am liebsten hätte er zu weinen angefangen. Aber erstens erlaubte das seine Konstitution nicht, und zweitens hätte sich das für einen Soldaten nicht geschickt. Wie? Die Strapazen sollten ja erst beginnen, und er verzagte schon in ihrem Angesicht? Er riß sich zusammen wie bei einem lauten Kommando und setzte seinen Weg fort. Er erwog, ob er sich nicht in eine der Straßenbahnen einschmuggeln sollte oder hinten an eins der Automobile hängen. Aber wer weiß, ob die ihn nicht in die Stadt zurückbringen würden. In der Hoffnung, den Weg zu dem unbekannten Ziel abzukürzen, bog er in eine stille Nebenstraße ein. Da gab es kleine Gärten vor den Häusern, und es wurde so finster, daß man die Sterne am Himmel sah; so still, daß der kleine Soldat seine eigenen Schritte hörte. Da fühlte er sich nun mächtig, und er marschierte mitten auf dem Bürgersteig, so stolz, als trüge er schon das Eiserne Kreuz im Knopfloch. Doch nur den Kecken ereilt das Schicksal so schnell. Der tapfere Krieger ahnte nicht, daß es sein Verhängnis war, dessen schweren Tritt er plötzlich hinter sich hörte.

Unversehens ergriff ihn eine große Menschenhand, er wurde emporgehoben und sah in ein lachendes Frauengesicht.

„Sieh mal an," sagte eine lustige Stimme, „was für ein netter kleiner Soldat! Wo kommst du denn her? Hast du dich verlaufen? Du gehörst doch in eine Spielstube. Das ist ja etwas für unsern Jungen!"

Und ohne Umstände legte die große Dame den Soldaten sich in den Arm, wie man es mit gemeinen Puppen macht, so daß der Arme vor Schreck und Verwunderung überhaupt nicht zum Reden kam, sondern sprachlos alles mit sich geschehen ließ. Er spürte einen wundervollen Duft, die Dame roch nach Braten und Speck, nach feiner Küche und gutem Kaffee. Es war nämlich die perfekte Köchin eines Offizierhauses, die eben von einem Abendkaffee bei einer Freundin kam. Da hatten sieben kochende Freundinnen einträchtig in einer schönen, gekachelten Küche gesessen und den Krieg besprochen, in dem sie alle mindestens einen Bräutigam zu stehen hatten. Es hatte soviel Kuchen und Sahne gegeben, daß von Kriegsnot nichts zu merken gewesen war. Nun hatte die Köchin den Soldaten gefunden. Ihr selbst konnte er nichts nützen, denn er vermochte ihr in keiner Beziehung, was Herz, Magen und Geist betraf, den ausgezogenen Schatz zu ersetzen. Aber sie beschloß, ihn dem kleinen Jungen ihrer Herrschaft mitzubringen. Der Herr Hauptmann stand im Feld, und er hatte seine junge Frau und den fünfjährigen Sohn schweren, aber starken Herzens zurückgelassen. Das gab ein





hübsches Spielzeug für den Knaben. Morgen früh sollte er den kleinen Soldaten auf seiner Bettdecke finden!

Gedacht — getan. Noch in der gleichen Nacht wurde der Soldat auf ein duftendes weiches Kinderbett gelegt, das im Schein eines Lämpchens hinter weißen Gazeschleiern dämmerte, und am frühen Morgen fand er sich in den kleinen runden Händen eines Kindes.

„Ach, Muttchen, ein Soldat!" rief ein Glockenstimmchen und jauchzte laut auf. „Sieh mal, was für ein schöner Soldat! Kommt er aus dem Krieg vom Papa?"

Der kleine Soldat glaubte, vor Wut und Scham vergehen zu müssen. Aber er war so standhaft! Entwürdigt zum Spielzeug eines Kindes, er, der den Beruf zum Helden in sich spürte, machte er ohnmächtige Anstrengungen, sich zu befreien. Er wurde wie ein gemeiner Zinnsoldat behandelt, und es konnte ihn wenig trösten, daß er seiner Größe wegen zu ihrem Anführer ernannt wurde. Ja, er bekam sogar ein Pferd zur Verfügung gestellt. Aber erstens war es zu klein für ihn, und zweitens hatte er nicht reiten gelernt und konnte sich nicht immer einwandfrei im Sattel halten. Oft stürzte er — o Schmach! — angesichts seiner Armee und begrub unter sich ganze Regimenter. Nur gut, daß diese widerstandskräftigen Zinnmenschen so schnell wieder aufstanden.

Er verschanzte sich in Schweigen und Hochmut, er reckte seine unerschrockene Nase noch höher und trotziger und beteiligte sich in keiner Weise an den Unternehmungen seiner Kameraden. Er würdigte sie keines Wortes und nahm an ihren nächtlichen Diskursen niemals teil. Er verachtete diese großsprecherischen Pläne, die alle in nichts zerfielen, sobald am Morgen ein fünfjähriger Knabe das Kommando ergriff und Schlachten nach seinem Kriegsplan entwickelte.

Der kleine Soldat stand im heftigsten Feuer unerschüttert. Erbsen prallten unschädlich an ihm ab, kein Mörsergeschoß warf ihn um, während es anderseits ganze Bataillone hinmähte. Oft war er der einzig Überlebende nach blutigem Gefecht und konnte sich doch des billigen Triumphes nicht freuen. Denn alles war ja Spiel, und er schmachtete nach Wirklichkeit. Er blieb dauernd gekränkt. Eine höhnische Laune des Schicksals hatte ihm einen lachenden Mund gegeben. Er bemühte sich, seine Mundwinkel verächtlich herabzuziehen und spöttisch zu grinsen. Als es nicht gelang, beschloß er, das Lachen für den Ausdruck seelischen Gleichmuts und geistiger Überlegenheit zu nehmen.

Aber er sollte bald erlöst und der Erfüllung seiner ehrgeizigen Wünsche nähergeführt werden.

Es kam ein Bericht des Herrn Hauptmann aus dem Feld, daß ein Unteroffizier seines Bataillons verwundet in einem Lazarett der Stadt liege und mündliche Grüße und Berichte für die junge Frau habe; sie solle ihn besuchen. Das wurde nun in Eile bewerkstelligt. Ein großer Korb mit Liebesgaben für den Unteroffizier und andere Verwundete wurde gepackt, und der kleine Junge sollte als rechter Soldatensohn mitgehen und Blumen für die Leidenden bringen. Er bekam die Arme voll Astern und Nelken und Reseden, aber das schien ihm nicht genug. Er wollte gern etwas aus eigenen Mitteln stiften, und schon im Fortgehen entschloß er sich zu einem Liebesopfer. Er nahm den kleinen Stoffsoldaten, sein liebstes Spielzeug, und erklärte, ihn dem Verwundeten schenken zu wollen. Die Mama lachte, hatte aber nichts dagegen. Und so kam der kleine Soldat zwischen die Blumen, wo er sich sehr unbehaglich fühlte, und wurde neuen Abenteuern entgegengetragen. Er wunderte sich im stillen, wie machtlos die Kreatur und wie mächtig das Schicksal ist. Da wurde einfach über ihn verfügt, und er war widerstandslos einer höheren Bestimmung ausgeliefert. Ohne auch nur ein Glied geregt zu haben, fand er sich plötzlich in einem Haus, das scharf und ätzend roch. Er kam in einen Saal, wo in zehn Betten bleiche Männer lagen und saßen, und einem wurde er aufs Kissen gesetzt. Ringsum wurde gelacht, und Witze flogen herüber. Der kleine Soldat errötete und reckte seine trotzige Nase. Seine großen Ohren zuckten beinah, aber zugleich erfüllte ihn





doch Stolz und Ehrfurcht, hier war er unter seinesgleichen! Das waren Soldaten, von Kugeln verwundet, vom Feuer getauft. Sie waren durch Not und Schmerzen gegangen und lachten dennoch. Er blähte sich, der Kleine, als hätte er selbst schon alle Verdienste gesammelt, denn er wußte noch nicht, daß Verdienst bescheiden und freundlich macht. Hochmütig saß er auf dem Bett des Unteroffiziers und muckste nicht vor lauter Hochmut.

„Ich schenke dir meinen Soldaten," sagte der Junge zu dem Unteroffizier, „du kannst gern mit ihm spielen, er hält viel aus. Bloß reiten kann er nicht, er ist zu steif. Aber stehen tut er ganz fest, und die Kugeln haben ihm nichts an. Ich habe sehr gern mit ihm gespielt, er sieht so drollig aus, aber du sollst ihn haben, weil du verwundet bist, und weil mein Papa dein Hauptmann ist. Wenn du wieder in den Krieg zurückgehst, kannst du vielleicht den Soldaten mitnehmen. Da kommt er mal raus, und du kannst ihn meinem Papa geben und sagen, daß es meiner war. Und er soll ihn mir wieder mitbringen, ja? Aber jetzt gehört er dir."

Der Unteroffizier versprach alles. Er mußte viel erzählen von Schlachten und wie sie alle ihren Herrn Hauptmann liebten. Dann erzählte er, wie sie ein Dorf gestürmt hatten. Alle Soldaten setzten sich auf und hörten zu, blaß die einen, rot die andern. Sie waren alle irgendwo dabeigewesen und beneideten sich doch gegenseitig um die bestandenen Gefahren. Und dann erzählte der und jener von sich. Sie bekamen Blumen und Zigarren und Obst. Der kleine Hauptmannsohn ging von Bett zu Bett und bedachte jeden einzelnen. Indessen saß die Mama bei dem Unteroffizier und konnte nicht genug von ihrem Mann hören. Der Unteroffizier hoffte, bald wieder in die Front zurückkehren zu können, und erhielt viele Aufträge für den Herrn Hauptmann.

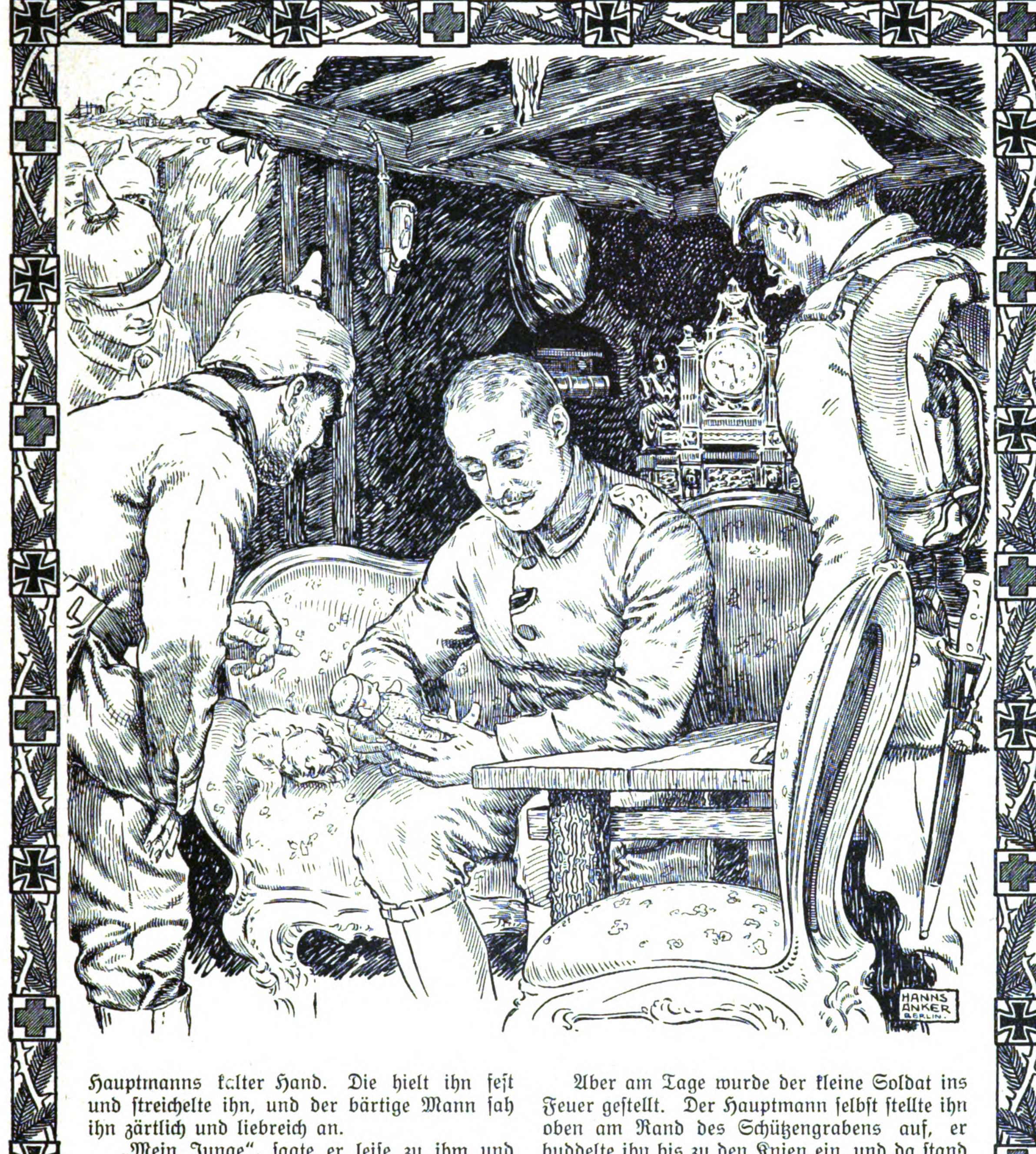
Der kleine Soldat hörte mit fieberroten Backen zu. So nah war er dem Krieg! Das Herz schlug ihm bis in den Hals. Und nun hörte er alle Tage von kriegerischen Dingen. Der Unteroffizier hatte ihn immer bei sich sitzen, und wenn er müde war, spielte er ein bißchen mit ihm, streichelte ihn, kommandierte ihm. Und manchmal wanderte der kleine Soldat von Bett zu Bett und Hand zu Hand. Er wurde der Liebling aller und fühlte sich wohl und zufrieden, denn nun war ihm ja der Krieg gewiß. Er lachte breit über das ganze freche Gesicht und wurde steif und steifer vor lauter Dünkel.

Und dann stand der Unteroffizier auf und war gesund. Und eines Tags wurde der kleine Soldat eingepackt. Es wurde dumpf und dunkel um ihn, aber er ertrug alles geduldig, denn er wußte: bald mußte ihm die Schlachtensonne aufgehen!

Und ehe als er gedacht, wurde es hell um ihn. Zugleich hörte er nah und fern ein Grollen und Rollen, ein Knattern und Prasseln. Es war ein trüber Morgen, Wolken oder Rauch zog über den Himmel. Die Luft war naß und roch schlecht.

Der kleine Soldat war ganz erschüttert und von Seligkeit wie verstört. Er war mitten in einem Schützengraben. Das war ein langer Gang in der Erde, mit Bohlen ausgelegt, hier und da mit Ästen und Brettern überdacht. Soldaten überall. Der Rauch eines Feuers und Geruch verbrannter Kartoffeln. An einer Stelle war etwas wie eine Höhle ausgeschaufelt, ein unterirdisches Zimmer; darin lag Stroh, lagen Matratzen, standen zwei Stühle, ein Sessel, ein Tisch. Eine große Uhr tickte in einer Ecke, und ein süßes gelbes Hündchen schlief friedlich auf einem blauseidenen Kanapee. Dort saß gerade der Hauptmann, und ihm wurde der kleine Soldat übergeben. Der Unteroffizier mußte alles erzählen, und inzwischen lag der Soldat in des





Hauptmanns kalter Hand. Die hielt ihn fest und streichelte ihn, und der bärtige Mann sah ihn zärtlich und liebreich an.

„Mein Junge", sagte er leise zu ihm und sagte das in den folgenden Tagen noch oft heimlich und kosend. Wenn sich der Hauptmann auf die Matratze zum Ruhen legte, dann nahm er den kleinen Soldaten mit sich, und Gott weiß, an was alles er da dachte, an seinen Sohn, der mit dem Soldaten gespielt hatte, an die schöne, junge Frau, die er zurückgelassen hatte, und daran, ob er wohl wirklich eines Tages seinem Jungen das Spielzeug wieder mitbringen würde, geheiligt durch Schlachtendampf und Blutdunst.

Aber am Tage wurde der kleine Soldat ins Feuer gestellt. Der Hauptmann selbst stellte ihn oben am Rand des Schützengrabens auf, er buddelte ihn bis zu den Knien ein, und da stand nun der Tapfere vor dem Feind, im Angesicht des Todes, und erlebte seine Sehnsucht. Über ihn hinweg pfiffen die Kugeln und zischten die Granaten. Die weißen Wölkchen der Schrapnells hingen über ihm und spien ringsum Verderben nieder. Aus unsichtbaren Schlünden stieg Feuer, unsichtbarer Tod schwirrte, bohrte sich in die Erde und wühlte sie auf, daß sie wie Wasserstrahl emporsprang und als brauner Regen niederfiel. Von den Hügeln schwangen sich Raketen auf, blaß im trüben Tag. Ganz fern war

Feuerschein, am Horizont krochen schwere finstere Wolken. Die Erde zitterte von den Schüssen der Kanonen. Nachts spielten riesige Lichtstrahlen im unendlichen finstern Raum.

Der kleine Soldat stand unerschrocken auf seinem Posten. Das Erlebnis spottete seiner Träume. Er konnte nicht dreinschlagen und Mann an Mann kämpfen. Die Schlacht war über den einzelnen hinausgewachsen. Der Feind war etwas Unsichtbares und der Tod ein Meuchelmörder. Aber ohne mit der Wimper zu zucken, starrte der Soldat zum Feind hinüber.

Bisweilen ging es im Schützengraben lustig zu. Dann spielte einer auf einer Harmonika, ein anderer auf einer Flöte, und andere tanzten. Dann geschah es auch, daß drüben beim Feind sich unversehens Köpfe über die Erde hoben und mit Gesang in die Musik einfielen. Unverständliche Worte wurden hinübergeworfen, und die Gegner ließen die Gewehre ruhen und lachten sich zu. Einer hob den kleinen Soldaten in die Höhe, und von drüben kamen Gelächter und Geschrei, und als Antwort stieg dort auf einer Bajonettspitze ein Frauenhut auf, mit wallender Feder und bunten Blumen. Und eine Stunde später war das Zwischenspiel vergessen, und die Unsichtbaren beschossen sich.

Eine Kugel traf den kleinen Soldaten. Sie riß ihm den rechten Arm fort. Er fiel um und wurde in Sicherheit gebracht. Ein geschickter Junge nähte ihm die Wunde zusammen. Nun war er ein Krüppel, aber er lachte weiter und ließ sich wieder auf dem Wall aufstellen und hob die unerschrockene Nase nur noch stolzer in die trübe Luft. Wind und Wetter hatten seine roten Backen gebleicht, seine schöne feldgraue Uniform war beschmutzt und verblichen, er sah richtig wie ein Krieger und Held aus. Aber noch mit einem Arm wollte er dem Vaterland dienen. Er starrte zum Feind hinüber und spähte nach seinen Stellungen aus und ließ sich nicht anfechten, als ein Granatsplitter ihm noch die Brust aufriß. Über Schmerzen und Wunden lachte er.

An einem Abend stand er wie gewohnt auf seinem Posten. Das Feuer verstummte. Hoch oben gingen die Sterne am blassen Himmel auf, die Schlacht wollte einschlafen. Aus dem Schützengraben stieg ein köstlicher Duft von Erbswurst und Speck, und das gelbe Hündchen, das hungerte, kläffte ungeduldig mit seinem hellen Stimmchen. Da kam der Herr Hauptmann und wollte den kleinen Soldaten von seiner Warte holen. Er nahm ihn zärtlich in die Hand, sah ihn freundlich an, und dann reckte er sich und hob den Kopf über den Grabenrand in die freundliche Abendluft hinaus. Er atmete tief ein bißchen Frieden ein und sah zu den Sternen empor. Da hing plötzlich über ihm ein kleines weißes Wölkchen. Aber das war der Tod. Ein Schrapnellsplitter blitzte herab, er riß dem kleinen Soldaten fast den Kopf ab und drang dem Hauptmann in die Brust. Dort zerschlug er das tapfere und zärtliche Herz.

Als die Leute ihren Hauptmann begruben, wollten sie ihm den kleinen Soldaten mit in die Erde geben. Aber der Unteroffizier löste ihn sanft aus der Hand des Toten und tat ihn zu Ring und Medaillon. So kam der kleine Soldat mit den übrigen Reliquien zu der Hauptmannsfrau. Man hatte ihm das Eiserne Kreuz des Toten um den Hals gehängt, der nur noch an einem Faden baumelte, und so kehrte er heim wie ein Held und Sieger. Aber er hatte ja auch alles erlebt, was eines Mannes wert sein kann.

Er hatte nun nichts dagegen, mit einem Arm und hängendem Kopf vom Schauplatz der Taten abzutreten und ehrenvoll pensioniert in einem blitzenden Glasschrank zwischen edlen und kostbaren Gegenständen der Erinnerung und Verehrung ein pietätvolles Altern anzutreten.



